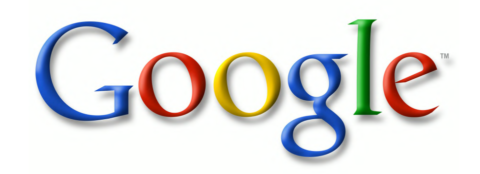

Google

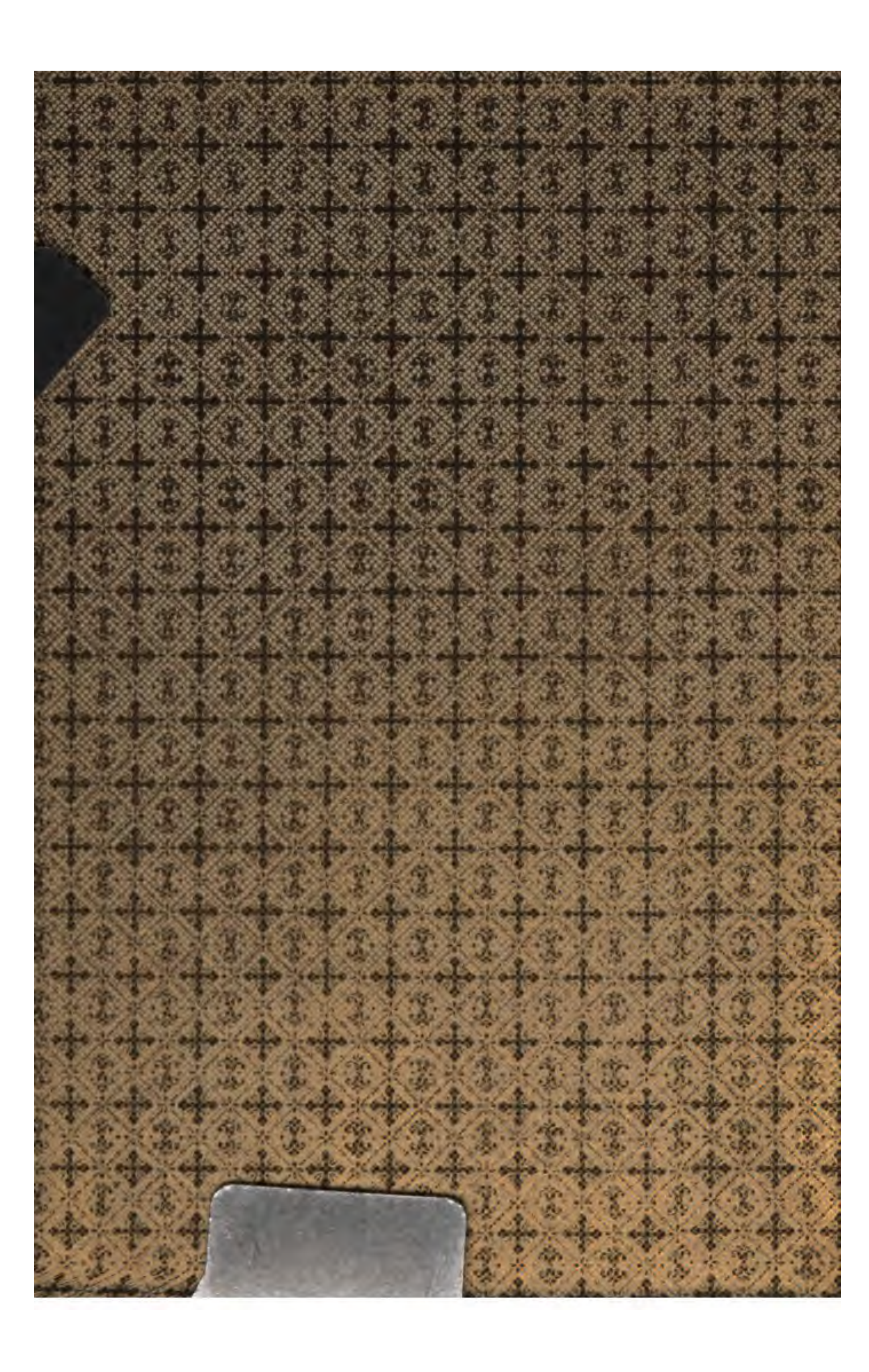
Aus dem

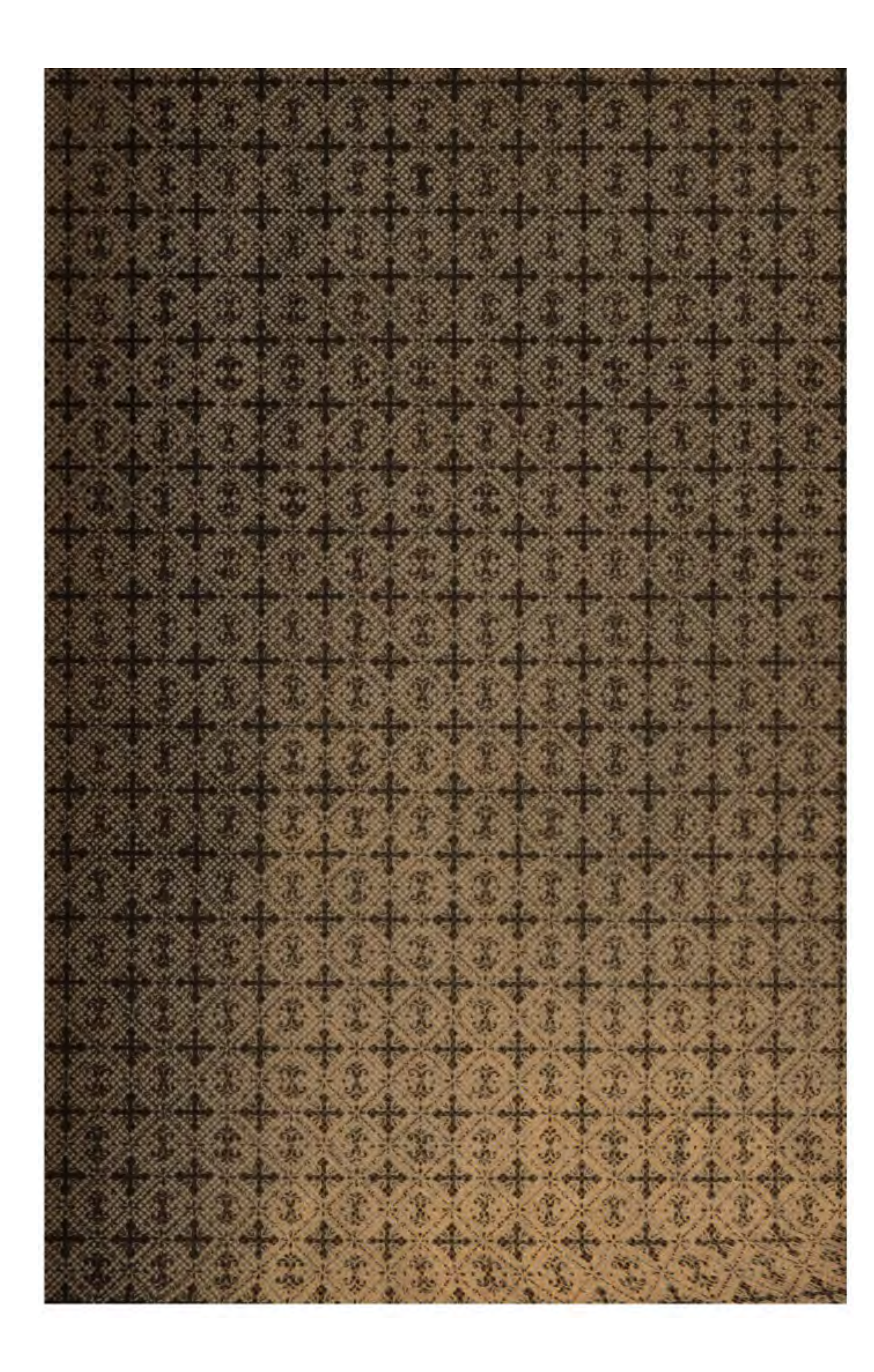
Leben eines Frühvollendeten

von

Willibald Beyschlag







W. Beyschlag,

Aus dem Leben eines Frühvollendeten.

Aus dem



des

evangelischen Pfarrers Franz Beyschlag.

Ein christliches Lebensbild aus den früheren Zeiten des Jahrhunderts

von

Willibald Beyschlag,
Doctor und Professor der Theologie.

Siebente unveränderte Auflage.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wem der Name meines Bruders auf dem Titelblatt dieses Buches zum ersten Male begegnet, dem mag es vielleicht anmaßend erscheinen, das Leben eines jungen Mannes, der in keinerlei ausgezeichneten Verhältnissen gestanden und kaum das Alter erreicht hat, in welchem die Bedeutung eines Menschenlebens für die Welt sich erst recht zu entwickeln beginnt, zum Gegenstande einer öffentlichen Beschreibung zu machen. In dem engeren und weiteren Kreise, in welchem der Selige irgend bekannt war, besorge ich ein solches Vorurtheil nicht. Vielmehr hat die herzliche Theilnahme, welche die Stadt seines letzten Wirkens und Leidens bei seinem Heimgang gezeigt, die öffentliche Stimme des evangelischen Rheinlandes, welche in mehrfacher Aeußerung in dem früh Vollendeten „große Hoffnungen für unsere Kirche" beklagte, sowie der mir vielfach bezeugte Eindruck, welchen die im evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen mitgetheilte kurze und vorläufige Skizze seines Lebens gemacht hat, mich erst ermuthigt, den von verschiedenen Seiten an mich ergangenen Aufforderungen zu folgen und dem Lebenslaufe meines Bruders eine ausführlichere Darstellung zu widmen.

Der Inhalt derselben wird denn auch, hoffe ich, für jeden unbefangenen und empfänglichen Leser jenes etwa entgegengebrachte Vorurtheil widerlegen. Das Bild eines Menschen, der von Jugend auf unverwandt und durch alle Hindernisse hindurch einem geistig und sittlich idealen Zuge folgt, der unter schweren Trübsalen und bis zum letzten Athemzuge allen edlen und würdigen Beziehungen des menschlichen Daseins gegenüber das Herz offen und auf der rechten Stelle behält, der in Wissenschaft und Leben den Mächten unseres Jahrhunderts in Unbefangenheit hingegeben, die Kraft Gottes im Evangelium von Christo gleichwohl mit solcher Unmittelbarkeit und Lebendigkeit an seinem Herzen erfährt, um noch in jugendlichen Jahren ein sprudelnder Quell lebendigen Wassers für Viele zu werden, — ein

solches Bild begegnet uns im Leben so häufig nicht, um es nicht gerne auch in einem Buche aufzufinden und kennen zu lernen. Gottlob aber fehlt es in Deutschland noch nicht an Herzen, die sich an einem solchen Bilde zu erquicken vermögen, denen die Gestalt einer nach keiner Parteischablone, sondern nach eigenstem göttlichen Gnadenrechte emporgewachsenen Persönlichkeit wohlthut und etwas Erhebendes, Vorbildliches bietet; und für solche Herzen allein — nicht für das leider so zahlreich gewordene Geschlecht derer, welche jede Erscheinung nur darauf anzusehen wissen, ob sie zu ihrer Farbe und Partei gehöre — habe ich hergegeben, was mir selbst ein unaussprechlich theurer, heilig zu haltender Schatz war.

Der Gesichtspunkt meiner Darstellung war, nicht etwa aus dem Leben des Seligen einige im engeren Sinne erbauliche Züge herauszuheben, sondern den Entwicklungsgang desselben möglichst allseitig, nach jeder gottgeordneten Seite des menschlichen Lebens hin, anschaulich zu machen; dem eigensten Gesetze des darzustellenden Lebens getreu, in welchem die ziehende göttliche Gnade als eine nicht etwa neben den irdischen Beziehungen getrennt herlaufende, sondern dieselben überall handhabende und durchdringende Macht offenbar ward. Daß die Lebensbeschreibung dabei ungesucht zu einer kleinen Wanderung durch die deutsche Kirchen-, Volks- und Bildungsgeschichte des letzten Vierteljahrhunderts geworden ist, wird ihr hoffentlich nicht zum Nachtheil gereichen. Wie mißlich es freilich sei, eine Lebensgeschichte zu schreiben, welche der allerjüngsten Vergangenheit angehört und fortwährend noch lebende Personen und währende Verhältnisse berührt, habe ich nicht verkannt, vielmehr zur Genüge empfunden. Wohlwollende Leser werden mein aufrichtiges Bemühen, ohne Anmaßung freimüthig zu reden, nicht verkennen, auch wo sie anders urtheilen sollten; der Gehässigkeit Uebelwollender auszuweichen, wäre ein vergebliches Bemühen, zumal in unserer Zeit. Angehörigen und Freunden durfte ich um ihrer Liebe zu dem Heimgegangenen willen das Opfer zumuthen, sich, soweit es unumgänglich war, in die Erzählung hineinziehen zu lassen. Das Mißlichste war mir, daß es bei der innigen und immer zunehmenden Gemeinschaft seines und meines Lebensganges nicht möglich war, den einen zu beschreiben ohne fortwährende Berührung des anderen. Was mich aber um aller dieser Schwierigkeiten willen dennoch auf das ganze Unternehmen nicht verzichten ließ, war das ernste Gefühl der Verpflichtung, den im Leben meines lieben Bruders von Gott bereiteten Schatz nun, nachdem der Heimgegangene

selbst aus der Fülle desselben nicht mehr mittheilen konnte, als nächster Erbe nicht bei mir im Schweißtuch zu bewahren, sondern auf dem allein übriggebliebenen Wege auch jetzt noch Frucht bringen zu lassen.

Daß dem freundlichen Leser hier nicht „Wahrheit und Dichtung" dargeboten wird, sondern thatsächliche Wahrheit, so unverfälscht sie ein Mensch zu erkennen und zu erzählen vermag, wird hoffentlich der Darstellung selbst abgefühlt werden. Allerdings hat mir bei der Entwerfung dieses Bildes die Liebe den Griffel geführt, die Liebe, die doch allein für ein Menschenherz und Menschenleben den Schlüssel des Verständnisses hat: dennoch erscheint mir dies Bild nun, da es vollendet ist, nur als ein matter und wenig befriedigender Schattenriß des lebendigen Urbildes, das ich von dem Seligen im Herzen trage, und das ich gewünscht hätte, entsprechender und farbenheller ins Aeußere tragen zu können. Ich darf das sagen, denn ich bin mir bewußt, mich mit diesem ganzen Unternehmen nicht eines Menschen, sondern einzig des Herrn rühmen zu wollen, dem — wie der Selige in seinem Lebensgange zunehmend erfahren und noch auf seinem Sterbebette laut bekannt hat — für alles Gute, das in ihm und durch ihn gewirkt ward, allein die Ehre gebührt. Er lege denn auf jene Seine Gnadengabe auch in dieser armen Form und Fassung Seinen Segen und lasse das Wort von dem Weizenkorn, das, so es in die Erde fällt und erstirbt, erst rechte Frucht bringt, sich an dem Heimgegangenen auch durch dies sein Lebensbild weiter erfüllen. —

Karlsruhe, im Frühling 1858.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Daß diese Lebensbeschreibung meines seligen Bruders heute, nach siebenunddreißig Jahren, noch einmal, zum siebenten Male ausgehen darf, das ist mir eine ebenso tiefe als unerwartete Freude. Gott hat die Hoffnung und Bitte, mit der dieses Buch einst als scheues Wagniß in die Oeffentlichkeit trat, über Erwarten erfüllt und auf diese einfache Lebensgeschichte einen reichen Segen gelegt; einen Segen, der nicht sowohl auf Rechnung der manchmal gelobten Darstellungskunst

taubstumm und wurde nach vergeblichen Heilungsversuchen außer dem Hause in einer neugegründeten trefflichen Anstalt erzogen; die andere, sanfter und stiller, ging schon zur Schule und war die treue Freundin der unmündigen Brüder. Franz, oder mit seinem vollen Namen Franz Wilhelm Traugott, war nahezu drei Jahre nach mir geboren, am 6. August 1826; sein Tauftag ist das früheste Bild in meiner Erinnerung.

Unser Franz war ein bildschönes Kind. Noch sehe ich ihn am hellen Sommertag vom Spielen müde auf der Treppe unseres Hauses eingeschlafen, von unserm treuen Hunde bewacht; draußen auf der Straße blieben die Leute stehen, um das liebliche Bild zu betrachten. Und seine sanften Züge täuschten nicht; oft gedachten die Eltern der rührenden Geduld und Stille, mit der das dreijährige Kind, als es durch einen Fall vom Schemel das Schlüsselbein gebrochen hatte, die wochenlangen Lasten und Schmerzen der Heilung ertrug. Späterhin, als sich die trotzige Kraft seiner Seele entwickelte, ist er innerlich und äußerlich seiner Kindheit unähnlich geworden, — bis eine andere höhere Kindschaft in seiner Seele aufging und allmählich auch in seinen Zügen sich wiederspiegelte, und so hat er am Ausgang seines irdischen Lebens wieder am meisten dem verheißenden Anfang geglichen.

Als das Kind erst umzuschauen begann, war in unserem Hause Manches anders geworden. Verschiedene Unglücksfälle hatten die Eltern aus ihren behaglichen Verhältnissen für eine Reihe von Jahren in eine kümmerliche und gedrückte Lage versetzt. Der schöne Garten verschwand, eine engere Wohnung wurde bezogen, die Mutter mußte selbst thun, was sie früher durch andere Hände hatte verrichten lassen, und der Vater konnte die schweren Sorgen, die ihm die inzwischen noch mehr angewachsene Familie verursachte, oft nicht verbergen. Indeß haben wir Kinder von diesen bedrängten Verhältnissen viel mehr gesehen und gehört als empfunden. Mit unendlicher Treue hielten Vater und Mutter, jedes in ihrer Art, das Gefühl der Dürftigkeit von uns fern. Nie haben wir Mangel oder Vernachlässigung gespürt; immer fand sich auch Rath, uns Freuden zu machen; vor allem aber ward nachmals nichts unerschwinglich gefunden, was zu unserer Ausbildung erforderlich schien. Ueberhaupt wüßte ich nicht, was auf Erden den Eltern über ihre Kinder gegangen wäre. Der Vater suchte für alle Arbeit und Sorge seines Tagewerks seine Erquickung an uns, brachte seine Abende sei's daheim, sei's im Freien nur mit uns zu und hatte keinen höheren Ehrgeiz, als seinen Söhnen zu gewähren,

was eine harte, entbehrungsvolle Jugend ihm selbst versagt hatte, die Mittel einer frühen Ausbildung und einer freien, am liebsten wissenschaftlichen Berufswahl. Unsere Mutter ging sich selbst vergessend im Arbeiten und Sorgen für unsere kleinen Lebensbedürfnisse auf. Ich erinnere mich nicht, daß sie uns auch in guten Tagen je allein gelassen hätte, um für sich ein Vergnügen zu haben; besonders aber ist uns das Gedächtniß aller Krankheitstage unserer Kindheit unzertrennlich von der Erinnerung ihrer liebreichen und aufopfernden Pflege. — „Damals," erzählt Franz in einem später angelegten Gedenkbuch, „trug meine Mutter einen braunen Tuchmantel, und wenn sie mit mir über die Straße ging, so hielt ich mich an dem Mantel fest und trollte so nebenher. Und damals war meine Mutter so groß, so groß, — ich mußte ganz hoch an ihr hinaufsehen und meinte, so groß wie die Mutter würd' ich all' mein Lebtage nicht werden, und was mir die Mutter sagte, darauf baut' ich wie auf ein heiliges Evangelium. Jetzt bin ich groß geworden, so groß, daß ich weit über meine Mutter hinausrage, und habe auch Bücher gelesen und bin so gescheidt geworden, daß ich manchmal über die Mutter lächeln muß, wenn sie eine verkehrte Frage thut. Aber was thut's? es bleibt doch meine gute, treue Mutter, und wenn ich denke, daß sie es ist, die mich mit Schmerzen aufgenährt und herangepflegt hat, dann muß meine Liebe doch immer noch zu ihr hinaufsehen, so hoch wie damals, als ich mich an ihrem braunen Mantel festhielt."

Nächst unseren Eltern haben ein paar gute Tanten, unverheirathete ältere Schwestern der Mutter, den Ehrenplatz in unseren Kinderherzen verdient. Während unsere eigene Wohnung öfters wechselte, hatten sie sich unwandelbar im Elternhause behauptet, und wir Kinder hatten an demselben ein zweites, durch Alterthum und Beständigkeit ganz vertrauliches Daheim. „Wenig Bilder," heißt es in jenem Gedenkbuch, „sind mir aus den ersten Jahren meines Lebens so lebendig geblieben wie die Stube, die meine beiden Tanten bewohnten. Es war ein niedriges Zimmer mit drei Fenstern; über diesen lief ein schmaler Vorhangstreifen hin, der mit dem Haubenstrich einer alten Frau viel Aehnlichkeit hatte. An der Decke ging ein Balken mitten durch; unter den pflegt' ich mich zu stellen und mit sehnsüchtigen Augen zu bedenken, wie schön das sein müßte, wenn ich so groß wäre, daß ich mit dem Kopf an den Balken stieße. An den Fenstern standen geblümte Sessel, auf denen saßen unsere Tanten und nähten; rechts und links erblickte man zwei sorgfältig

geschonte und daher trotz ihres Alters noch immer spiegelblanke Kommoden und über denselben räthselhafte alte Schildereien; auf einer derselben war ich leibhaftig zu sehen mit meiner blau und weiß gestreiften Hose und Jacke. Im Hintergrund der Stube aber an der nachgedunkelten blauen Tapete prangte ein Rococoschrank mit blanken messingenen Beschlägen und buntgemalten „chinesischen" Tassen, dann ein großer Kachelofen, in dem man köstliche Aepfel braten konnte, und zwischen beiden ein ehrwürdiger halbzerrissener Großvaterstuhl mit ganz verblaßten gestickten Figuren." Dieser letztere war der besondere Liebling des Kindes; in ihm verträumte es manch' stillen, glücklichen Nachmittag, allein zwischen all' den schönen alten Sachen, die es nie ausstudieren konnte, und stattete sich diese kleine Welt aus mit jenen lieben Märchen vom Däumerling oder vom Schneewittchen, die unserer Kindheit noch aus lebendiger Quelle flossen; während die Tante draußen in der Küche, durch die der Weg zur Stube ging, am Heerd stand und den köstlichen Kaffee kochte, für den sie bekannt war.

Wie bescheiden auch die Mittel waren, über die man zur Ausschmückung unseres kindlichen Lebens verfügte: in der Erinnerung erschien uns jene Zeit wie Ein zusammenhängender Festtag. Kam der Frühling, so that sich uns draußen vor den Thoren ein schöner großer Garten auf, ein Eigenthum befreundeter Leute; hier wurden auf Ostern von der einen Tante regelmäßig die bunten Eier für uns versteckt, die der Has gelegt haben mußte. Im Herbst ward in Frankfurt die Weinlese festlich begangen; drei Tage lang puffte und blitzte es in allen Gärten rings um die Stadt von Schüssen und Feuerwerk: dann führte uns der Vater hinaus und ließ uns die jenseits des Mains vom Mühlberg aus am Himmel hinaufzischenden Raketen sehen oder die Feuerräder, die in den erleuchteten Gärten sprühten, und auch wir hatten eine alte Pistole, aus der ward auf freiem Feld mit banger Lust auch eins dazwischengepufft. Zweimal im Jahr kamen die Messen, eingeläutet von der großen tieftönenden Carolusglocke, von deren mächtigem Dröhnen der hohe Pfarrthurm oder „Dom" wankt; dann wachsen am Mainufer und auf den freien Plätzen Hunderte von Buden in die Höhe, an deren bunter Ausstellung drei Wochen lang ein unerschöpflicher Menschenstrom vorbeiwogt; auch wir gingen jedesmal an einem feststehenden Tag „in die Messe" und bekamen Spielzeug, Pfeffernüsse und neue Schuhe oder Kappen gekauft. Aber die Messe bringt noch andere nicht

minder wichtige Dinge, sie füllt die Stadt mit Sang und Klang und führt Sehenswürdigkeiten aller Art herbei: wie reizend war's, am Abend auf den halberleuchteten Straßen den spielenden Bergknappen zuzuhören oder bei irgend einem fremdgekleideten Paar, einem Sänger und einer Harfenspielerin, stehen zu bleiben oder gar auf dem Paradeplatz an die „Hütten" zu ziehen, wo donnernde Redner einzutreten mahnten, Wachsfiguren nickten, Löwen und Hyänen sich von innen vernehmen ließen; glückseliger Abend, an dem man zu den „englischen Reutern" mitgenommen ward oder in's Welttheater zu „Doctor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt." Aber weit über das Alles ging doch Weihnachten, das wunderliebe Fest, um dessentwillen man sich der ersten Schneeflocken freute. Sein Vorbote war der finstere, vermummte Nicolaus, der drei Wochen vorher erschien, die zitternden Kinder beten ließ und dann unter Ruthenstreichen Aepfel und Nüsse freigebig auswarf. Am heiligen Abend selbst, ach welch' ein Warten und Sehnen im dunklen Nebenzimmer, bis endlich die Schelle klingelte, die Thür aufflog und der Weihnachtsbaum mit all' seinen Lichtern und Zierrathen auf dem überhäuften Tische prangte, daneben die Puppenküche und der Kaufmannsladen, Herrlichkeiten, die nach Neujahr, wann gänzlich ausgekocht und ausverkauft war, verschwanden, um am nächsten Weihnachtsfest wieder mit dem nämlichen Jubel empfangen zu werden.

Dem weiter hinaus aufmerkenden Sinn kamen in unserer lieben Vaterstadt, damals noch mehr als heutzutage, weltgeschichtliche Eindrücke entgegen, denen wir vielleicht, was von historischem und vaterländischem Sinne uns später innewohnte, in erster Reihe verdankten. Allüberall umgaben uns ernste Denkmale der Vergangenheit und eine lebendige Ueberlieferung in unserem Hause legte uns dieselben aus. Unsere Tanten hatten als Kinder die letzten Kaiserkrönungen noch mit angesehen und ein erbeuteter Fetzen des Teppichs, auf dem Leopold oder Franz II. von der Wahl im Dom zum Krönungsessen im Kaisersaal gegangen, war lange im Hause vorhanden gewesen. Noch alle Tage sahen wir den steinernen römischen Kaiser auf der Zeil über dem Thor des Gasthofes, den einst der unglückliche Karl VII. bewohnt; die düster gewölbte Römerhalle, in der die feuerrothen Rathsdiener mit ihren Hellebarden auf- und abgingen, und davor der nach drei Seiten aufsteigende Römerberg mit seinen alterthümlichen Giebeln und unzähligen Schaufenstern waren frühe der Gegenstand andächtigen Betrachtens. Noch war der Brunnen mit dem

Bilde der Gerechtigkeit vorhanden, der bei den Krönungen rothen und weißen Wein gespendet; blind war die Gerechtigkeit noch, aber Schwert und Wage hatte sie inzwischen verloren. An die Nicolaikirche, die den südlichen Rand des Römerberges einnimmt, lehnte sich damals ein der Weinschröterzunft gehöriges Hüttchen: aus dessen Giebelfensterchen schauten sogar noch die hohlen Köpfe dreier Krönungsochsen, Trophäen, die die handfesten Zunftgenossen an den Festen selber erbeutet, auf uns hernieder. Aber auch die französische Zeit hatte ihre denkwürdigen Spuren zurückgelassen. Ein französisches Bombardement im Revolutionskrieg hatte die Judenmauer zerstört, jenen Zwinger, der bis dahin das geächtete Volk in seine unheimliche, mördergrubenartige Gasse verschloß: wie zur Erinnerung war die graue, grasbewachsene Ruine stehen geblieben. Aus den räuberischen Händen Cüstine's befreite damals unter Mithülfe von Bürgern ein preußisches Corps, geführt von einem hessischen Prinzen, die Stadt; aber beim Einreiten in's Thor tödtete diesen ein französischer Meuchelschuß; das vor dem Neuen Thore gelegene Denkmal dieser Kriegsgeschichte, aus erbeuteten Kanonen gegossen, beschäftigte Jahrelang unsere Wißbegier und Einbildungskraft. Bald darauf, unter dem Großherzog, dem milden und schwachen Dalberg, schwanden die Gräben und Wälle, um dem lieblichen, offenen Garten Raum zu geben, der jetzt die Stadt auf der ganzen Landseite wie ein Kranz umfängt; aber man athmete darum in Frankfurt nicht freier; eine Kriegslast drängte die andere, Aushebungen nach Spanien oder nach Rußland, befohlene Vivats und Illuminationen für den wohl einmal wie ein Meteor vorüberfliegenden Eroberer; bis endlich die Donner von Leipzig dröhnten und der Bann von den Herzen sich löste. Die Stadt war mit Verwundeten und Erkrankten überfüllt; in dem großen gothischen „Leinwandhause", das uns deshalb öfters gezeigt ward, raffte das Nervenfieber viele Hunderte weg. Dazwischen besetzte ein bayrisches fliegendes Corps das über dem Main gelegene Sachsenhausen und wurde von Frankfurt aus mit Kanonen beschossen; der Vater hatte selbst mit angesehen, wie in einer der beiden Mühlen auf der alten Mainbrücke die bayrischen Scharfschützen zielten, bis es den Franzosen gelang, das Haus in Flammen zu setzen. Kaum war Napoleon aus der Hanauer Schlacht mit dem kläglichen Rest seiner Armee vorübergekommen, so zogen endlich auch die Alliirten ein, mit gewaltiger Heeresmacht, unter unermeßlichem Jubel und vielen Freudenthränen; das Alles ward uns mit einer Anschaulich-

keit erzählt, wie sie kein Geschichtsbuch zu gewähren vermag. Und ein Nachklang der Freiheitskriege ging noch immer alljährlich durch unsere Stadt, am 18. Oktober, dem Gedenktag der Leipziger Schlacht und zugleich der wiederhergestellten städtischen Freiheit. Der Donner der Kanonen und das Geläute aller Glocken erweckte schon am Vorabend und noch einmal am Morgen ein festliches Gefühl; in der Kirche erblickte man die grauen, ehrwürdigen Häupter der Rathsherren; nach dem Gottesdienst sammelte sich die bewaffnete Macht, das Linien-Bataillon und die verschiedenen prächtigen Corps der Stadtwehr auf den freien Plätzen. Der Senat in schwarzer Amtstracht mit vergoldeten Degen trat aus dem Kaisersaal auf die roth ausgeschlagenen Römertreppen hervor, und der Römerberg war vom Pflaster bis auf die Dächer mit Zuschauern lebensgefährlich überfüllt; bis endlich die Kavallerie sich Bahn brach, die Infanterie in guter Ordnung, unter klingendem Spiel — die Sappeurs mit langen Bärten und hohen Bärenmützen voran — ihr folgte, und endlich die acht Kanonen der freien Stadt über's Pflaster rasselten, die am Nachmittag, wann erst die Schulkinder auf dem Römerberg gesungen hatten, dem Feste noch den Abschiedsgruß zudonnern mußten.

Mit ungefähr sechs Jahren wurden wir in die „Mittel- oder Katharinenschule" geschickt, eine höhere Elementarschule, in der uns zunächst ein sehr anregender und gewinnender Lehrer in die Hände bekam. Unser Franz ging noch vorher in eine Art Spielschule zu der Frau dieses Lehrers; er war damals noch so unmündig, daß er sich auf dem Heimweg verlief. Man brachte ihn auf die Polizeiwache, fragte ihn dort nach seinem Namen, den er angab, führte ihn dann aber in ein verkehrtes Haus, das auch von „Beyschlags" bewohnt war. Er hielt dies Abenteuer mit Unerschrockenheit aus und sagte in dem fremden Hause mit dem festen Glauben eines Kindes ganz ruhig: „Mein Vater wird mich schon holen." In der Katharinenschule verblieb er vier Jahre und folgte mir dann auf's Gymnasium. Dasselbe war damlas eine wohlbesuchte Anstalt, in der es aber herging, wie in Israel zur Zeit „da kein König war;" ein jeder Lehrer that, „was ihm recht däuchte"; Inspection und Directorium waren über die Maaßen ungenügend und schwach. Während daher in manchen Klassen und Fächern Tüchtiges und selbst Ausgezeichnetes geleistet ward, herrschte in anderen und namentlich in Nebenstunden, denen technische Dinge und die neueren Sprachen zugewiesen waren, ein grenzenloser Unfug und eine wahre Verhöhnung aller Zucht und

Ordnung. Dabei war das Gymnasium auch im Aeußeren ungemein vernachlässigt; wir Schüler waren aber nichtsdestoweniger sehr stolz auf dasselbe, — fanden doch unsere Schulfeierlichkeiten und Schulreden, Versetzungen und Preisvertheilungen nicht nur vor Bürgermeister und Consistorium, sondern zugleich im Kaisersaal statt, wo also die Bilder unserer alten Kaiser auf die hoffnungsvolle Jugend herniederschauten. Mein Bruder, der von Anfang in der Schule sehr gute Fähigkeiten gezeigt hatte, wurde schon nach einem Jahre und zwar mit einer Prämie nach Quinta versetzt, und wieder nach einem Jahre kam er, gerade zwölfjährig, nach Quarta.

Die Schulzeit ist eine neue Zeit im Leben des Kindes. Die völlig sorglose und traumhafte Kindheit ist vorbei, der alleinherrschende Einfluß des Hauses wird gebrochen durch die unüberwachbaren Einwirkungen der Kameradschaft, und mit dem entschiedeneren Hervortreten der Charakteranlage gelangt das vorher schlummernde Böse, dessen Aussaat überall in Gottes Acker heimlich eingestreut ist, zur Entwickelung und Offenbarung. Es ist das Loos unseres in seinem Dichten und Trachten in Wahrheit von Jugend auf bösen Herzens, daß die kräftigen Gaben, in denen sich der Geist Gottes an ihm verherrlichen will, zunächst als kräftige Verkehrtheiten, als energische Fehler ihr Dasein bekunden. Mit unserem Franz ging in der bezeichneten Zeit äußerlich wie innerlich eine ihm oft vorgehaltene ungünstige Veränderung vor, die doch in nichts Anderem ihren Grund hatte, als in diesem allgemein menschlichen Verhängniß. Der Knabe glich dem Kinde wenig mehr; die sanften Züge waren gewissermaßen verwildert und das lebhafte Auge unruhig geworden, was es viele Jahre lang, aber nicht immer geblieben ist, —

„Sein Auge lernt' des Lichtes Helle
Im Abglanz deines Blicks bestehn,“

ruft später der dem ewigen Lichte zugewandte Jüngling seiner Braut zu. Aber damals spiegelte eben des Knaben Blick und Angesicht den eingetretenen Zwiespalt der unter einander sich verklagenden oder entschuldigenden Gedanken und bezeugte die erwachte leidenschaftliche Heftigkeit und trotzige Kraft eines Charakters, der, von der Liebe Gottes ergriffen, dereinst sich selbst verzehren sollte in Gluten weltüberwindender Liebe. Aus der Zeit der Elementarschule erzählt er in demüthigem Selbstgericht: „Ich galt im Umgang mit meinen Mitschülern für sehr jähzornig; einmal schlug ich einem mit der Faust auf's Auge, daß er acht Tage zu Hause bleiben mußte; es machte mir viele Furcht,

aber der ehrliche Junge klagte nicht beim Lehrer. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß ich in dieser Schule einmal eine sehr scharfe Rüge wegen Lügen erhielt. Auch hab' ich in dieser Zeit auf dem Markte einmal zwei Aepfel gestohlen; ich war noch so klein, daß ich, ohne mich zu bücken, in den vollen Korb langen konnte, und weiß noch wohl, wie gut mir die verbotene Frucht schmeckte." Er selbst vergleicht diese ersten bewußteren Kindersünden mit der Geschichte des Sündenfalls, mit dem Essen vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen: „erst nachdem ich zum erstenmal ob einer Lüge getadelt worden war, erst nachdem ich zum erstenmal etwas gestohlen, ward mir mein Unrecht klar. Seit dieser Zeit erinnere ich mich nicht, etwas gestohlen und wenigstens nie ohne tiefes Erröthen die Unwahrheit gesagt zu haben." Aber auch darin gleichen solche Anfänge bewußten Sündigens dem ersten menschheitlichen Anfang, daß die nachfolgende Reue im besten Falle vor derselben Form der Uebertretung, aber gewiß nicht vor der zunehmenden Macht der Sünde überhaupt bewahrt. Denn auf dem Gymnasium ging es nach seinem eignen Geständniß nicht besser. „Beim Eintritt in die Sexta," erzählt er, „fiel mir das feine und sanfte Gesicht gerade desjenigen Schülers auf, an den sich der Lehrer vorzugsweise mit einer Ermahnung um Ablegung böser Unarten wandte, einer Ermahnung, die mit tiefer Zerknirschung aufgenommen ward. Wir wurden in den ersten Tagen bekannt und bald war ich täglich in seinem Hause. Nach kurzer Zeit erzählte er mir rühmend, daß die Reihe ungeheurer Tintenkleckse, so groß wie Kinderköpfe, mit denen eine durch die ganze Breite des Zimmers hingehende Holzbekleidung bedeckt war, sein Werk seien, und nun erst begriff ich, wie der Lehrer einem so sanften Jungen eine so ernste Strafpredigt hatte halten können. Vor der Hand war die ganze Frucht dieses neuen Umgangs, daß sich mir eine lange Reihe böser Streiche aufthat, zu denen mein neuer Freund freilich selbst verleitet worden war. Zwar waren es Dinge, die ich noch heute von Vielen leicht genommen sehe, aber sobald es der Mensch nur halbwegs ernst mit sich nimmt, müssen sie anders betrachtet werden. Hätte ich damals das goldene Wort befolgt: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht," wie manche Stunde bitteren Seelenkampfes und trostlosen Zurückfallens von der besseren Gesinnung in die schlimmere hätte ich mir erspart."

Der neue Freund, Julius geheißen, blieb eine ganze Reihe von Jahren Franzens einziger Freund und Vertrauter; die große An-

hänglichkeit und Treue desselben fesselte ihn auch dann noch, als schon der wesentliche Unterschied der Geistes- und Charakteranlagen, der später diesem Bündniß das gewöhnliche Schicksal so früher Freundschaften bereitete, ihm selbst zum Bewußtsein gekommen war. Julius' Eltern gehörten dem alten, tüchtigen und mäßigen Frankfurter Handwerkerstande an, mit dem als Knabe vertraut geworden zu sein, Franz noch in viel späteren Jahren froh war, und die Aufnahme und Zuneigung, welche er bei diesen einfachen und herzensguten Leuten fand, trug wesentlich mit zu der Lebhaftigkeit und Ausdauer der neuen Freundschaft bei; denn ein gutes Theil der Liebe, die jene Leute zu ihrem einzigen Sohne hegten, wurde auf den Vertrauten desselben wie auf einen zweiten Sohn übertragen. Schon äußerlich bot hier Haus und Werkstatt dem Knaben mehr Unterhaltung und freieren Spielraum, als er daheim haben konnte; aber auch innerlich war er einen großen Theil seiner Jugend hindurch in dem Freundeshause viel mehr als im Elternhause daheim, und daran war vorerst das Mißverhältniß schuld, welches in jenen Schuljahren allmählich zwischen uns Brüdern entstand. Es mag wohl eine ernste Wirkung der durchgreifend verschiedenen Individualitäten gewesen sein, deren wir uns später in herzlich austauschender Liebe so klar bewußt waren, — aber jedenfalls war's eine Wirkung des in uns beiden mächtigen Bösen, daß gerade wir beiden uns so wenig zu vertragen vermochten. Während jeder von uns mit der guten Auguste, so wie mit dem sanften und freundlichen, zwei Jahre nach Franz geborenen Emil in einem leidlich guten Einvernehmen stand, befanden wir uns zu einander im regelmäßigen Widerstreit, der allmählich eine innere Entfremdung, ja eine gegenseitige Abneigung hervorrief. Ohne Frage war dabei die größere Schuld auf meiner, des Aelteren Seite; zeigte der jüngere Bruder eine leicht reizbare Empfindlichkeit, ein trotziges Selbstgefühl und einen leidenschaftlichen Zorn, so hätte er um so weniger mit muthwilligem Uebermuth und schonungslosen Neckereien mißhandelt werden dürfen; daß er von mir so vielfältig und selbst geflissentlich gereizt ward, mußte nicht nur jede Förderung, die er sonst wohl durch mich hätte erfahren können und sollen, unmöglich machen, sondern auch in ihm die Fehler nur immer befestigen und steigern, mit denen ich mein wenig brüderliches Verhalten vor mir selbst und Anderen zu beschönigen meinte. Gottlob hat die ewige herzenlenkende Liebe dem Schmerz, mit dem ich solches erzähle, seinen bitteren Stachel genommen, indem sie nicht nur an dem theuren Bruder, was meine

Sünde verdorben, durch ihre Gnade mehr als gutgemacht, sondern auch unsere Herzen hernachmals in eine Gemeinschaft geführt hat, die an Innigkeit die frühere Entfremdung hundertfältig überwog. Damals aber machten unsere Unarten und Streithändel den Eltern zu ihren sonstigen Sorgen Noth und Mühe genug, ohne daß ihnen doch eine Abhülfe des tiefer liegenden Schadens gelungen wäre. Unsere gute Mutter, der wir das enge Haus wie oft mit wildem Lärm erfüllten, war der Aufgabe, die Knaben auch nur äußerlich in Schranken zu halten, nicht gewachsen, und doch fiel ihr dieselbe bei der Abwesenheit des beschäftigten Vaters meist allein zu. Kam dann der Vater nach Hause, so ermahnte und strafte er wohl streng genug, aber auch er faßte mehr die einzelnen bösen Früchte als die Wurzel des Uebels in's Auge, auch wurde Franz bei der wirklichen Unliebenswürdigkeit seines damaligen Wesens im Ganzen zu hart beurtheilt und ihm zu wenig mit sanftmüthigem Geiste zurecht geholfen. Was uns allein hätte erfolgreich strafen und heilsam züchtigen können, das wäre eine im ganzen Familienleben durchgreifende Macht des göttlichen Wortes und Geistes gewesen: eine solche war aber bei allem guten Willen unserer lieben Eltern, die selbst erst durch die währenden und kommenden Führungen Gottes zur lebendigeren Aneignung des Einen das noth ist angehalten wurden, in unserem Hause doch nicht vorhanden.

Uebrigens ist uns das Wort Gottes von Kind auf gleichwohl nahe gewesen und zwar gerade im Hause und durch's Haus, denn die Schule leistete in dieser Hinsicht in Frankfurt wenig mehr als nichts, und der kirchliche Unterricht, den wir später empfingen, war zwar eben so wohlgemeint als schriftgemäß, aber viel zu trocken, um auf die damals schon anspruchsvolleren Geister einen erheblichen Eindruck zu machen. Nie hatte uns, sobald wir erst Worte zu stammeln vermochten, die Mutter zu Bette gebracht, ohne uns beten zu lassen, und an Tischgebet und Hausandacht gewöhnte uns die vom Vater hochgehaltene häusliche Sitte. Zugleich hielt der Vater mit großem Ernst auf den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes und nahm uns bei Zeiten an jedem Sonntag wenigstens einmal, nicht selten auch zweimal mit in die Kirche. Wir gingen nicht eben gern; der äußerst kahle und nüchterne Gottesdienst konnte unsere Gemüther wenig fesseln, und auf die Predigt ward kaum je bis zu Ende Acht gegeben; sie währte uns zu lang und klang uns zu fremd. Auch haben wir in mancher Nachmittagskirche, zumal an Feiertagen, wenn eine Flasche

Wein auf den Tisch gekommen war, mit dem Schlaf einen verzweifelten Kampf zu kämpfen gehabt. „Dennoch," schreibt Franz beim Erzählen von solchen Nöthen, „ist etwas sehr Gutes in jener Zucht des Vaters gewesen: daß man zur Kirche ging, war das Wesentlichste am Sonntag; man gewöhnte sich, keinen Sonntag durchleben zu können ohne Kirchgang." Und dies früh eingepflanzte Gefühl war uns später, als wir eine Zeitlang die Freiheit des Kirchenversäumens gekostet, der Stachel, wider den es schwer ward zu löcken. Wenn zu den unersetzlichen Jugendeindrücken in Dingen der Religion nicht minder die frühe Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte gehört, so haben wir's gleichfalls allein dem Hause zu danken, daß wir darin zur rechten Zeit nicht leer ausgegangen sind. Während in der Elementarschule ein Theologe uns statt von Abraham und Moses oder von des Heilandes Krippe und Kreuz vielmehr vom guten Fritz und bösen Conrad erzählte, setzten wir uns daheim am Sonntag Abend um eine schöne Bilderbibel und ließen uns beim eindrucksvollen, unvergeßlichen Betrachten die heiligen Geschichten wieder und wieder erzählen. Ueberhaupt war die geistige Nahrung, die uns vom Vater zukam, eine fast ausschließlich religiöse, und wenn wir früh der groben Unwissenheit in den Grundlehren unseres Glaubens ledig wurden, die wir späterhin in unglaublichem Grad und Umfang bei Erwachsenen und Gebildeten antreffen sollten, so hatten wir das vor Allem den Unterhaltungen, die wir auf Spaziergängen mit dem Vater führten, sowie der Lectüre, die durch ihn in unsere Hände kam, zu verdanken. Von einem Anfluge wirklichen Glaubens*lebens* konnte vielleicht nur in wenigen tieferregten Augenblicken unserer Kindheit die Rede sein; aber einen tüchtigen historischen Glauben, eine ernste, sittliche Gottesfurcht und eine unverleugbare Ehrfurcht vor dem Heilande, der heiligen Schrift und der christlichen Kirche, haben wir allerdings, Gott sei Dank, als ein gutes und nie ganz verlierbares Erbtheil des Elternhauses empfangen.

Wir gehörten der lutherischen Kirche an, die in Frankfurt die weit überwiegende ist; Luthers ehrfurchtgebietende Büste stand auf unseres Vaters Schreibpult, und die Hauptzüge seiner Geschichte waren uns frühe geläufig. Indessen wenn wir uns später beide mit gleich freudiger Entschiedenheit zur evangelischen Union bekannten, so hatten wir dabei nicht nöthig, mit entgegenstehenden Jugendeindrücken zu brechen. Lutherisch und reformirt waren in Frankfurt Unterschiede der Verfassung und des Vermögens, aber nicht des Glaubens

und des Gottesdienstes. Der großen, ungetheilt von zwölf Stadtpfarrern besorgten lutherischen Gemeinde, die vom Senat durch ein Consistorium regiert ward, standen zwei reformirte zur Seite, eine deutsche und eine französische, an Seelenzahl auch zusammen weit geringer, aber angesehen durch großen Reichthum der altangehörigen Familien und stolz auf ihre unabhängige presbyteriale Verfassung. Von diesen hatte wenigstens die deutsche sich mit den Lutheranern über Gesangbuch und Kirchengebete vereinigt und ihre auch auf's Bekenntniß sich erstreckende Unionsgesinnung durch Berufung lutherischer Geistlichen kund gegeben. Daher hielten sich denn viele Lutheraner, zu denen auch der Vater gehörte, in Kirchenbesuch und Abendmahl ebensowohl zu dieser wie zur eigenen Gemeinde, und als unser guter, rechtgläubiger, aber wenig anregender Pfarrer uns später im Confirmandenunterricht die Vorzüge der lutherischen Abendmahlslehre auseinandersetzen wollte, so machte das auf uns doch eigentlich gar keinen Eindruck. Die Gegensätze, welche das religiöse und kirchliche Interesse unserer Vaterstadt in Anspruch nahmen, hießen nicht Lutherisch und Reformirt, — auch nicht Evangelisch und Katholisch, — von den Katholiken in Frankfurt wußten wir wenig mehr, als daß sie existierten, — sondern Rationalistisch und Pietistisch. Der Rationalismus, d. h. auf praktischem Gebiete das gemäßigte Nichtchristenthum, war rings um Frankfurt noch in kaum widersprochener Herrschaft; auch im Frankfurter Consistorium gab er den Ton an und war auf der Kanzel reichlich vertreten; ihm gegenüber schaarten sich kleinere Kreise erweckter Leute in mehr oder weniger pietistischer Haltung um einzelne Vertreter eines lebendigen Herzenschristenthums. Auf dieser Seite nahm der lutherische Pfarrer Stein, reich begabt und gefühlsinnig, dabei mit den ersten Familien verwandt und befreundet und zugleich für den Geringsten zugänglich, herzlich und hülfreich, die hervorragendste Stellung ein. Unser Vater gehörte zu seinen wärmsten Anhängern, stand überhaupt im ersten Feuer kirchlicher Parteinahme und betheiligte sich als bibelfester Laie selbst mit der Feder an der herrschenden Controverse; so kamen auch wir, obwohl von dem eigenthümlich Pietistischen unberührt, bei Zeiten nicht nur zu einiger Bekanntschaft, sondern auch zu einer gewissen Antheilnahme an dem kirchlichen Gegensatze der Zeit. Als Pfarrer Stein 1833 allzu früh hingestorben war, bildete neben dem ernsten, treuen deutsch-reformirten Pfarrer Zimmer der französische, Pilet, den Mittelpunkt der religiösen Erweckung, ein ungemein liebreicher Mann von kindlicher Frömmig-

keit und glühendem Eifer für das Reich Gottes. Dem vornehm abgeschlossenen Wesen seiner Gemeinde völlig fremd, ließ er sich durch die noch unvollkommen überwältigte Schwierigkeit der deutschen Sprache nicht abhalten, eine möglichst weitgreifende Wirksamkeit bis in die untersten Kreise zu suchen; er trug wohl einmal eigenhändig das Brod in die Häuser der Armen, ja er that das in Frankfurt noch Unerhörtere und ging mit Bibeln unter dem Arm in die Kaserne zu den Soldaten. In seinen abendlichen Bibelstunden waren Spener's collegia pietatis wiedergekehrt; Hunderte aus allen Ständen, vom Hunger nach dem lebendigen Gottesworte getrieben, erfüllten sein Haus und hingen an seinen Lippen. Um auch etwas für die Jugend zu thun, nahm er — während ebendamals in Frankfurt die öffentliche Kinderlehre abgeschafft ward — am Sonntag Nachmittag die Kinder seiner Freunde zusammen, legte ihnen die Schrift aus und übte sie im mündlichen und schriftlichen Wiedergeben des Besprochenen. Zu diesem Kinderkreise gehörten auch Franz und ich sammt unserer Schwester Auguste, uud wenn diese, wie sich später zeigen sollte, von uns dreien den besten Gewinn aus diesen Stunden hinwegtrug, so gewannen wir beiden zu mancher guten Erkenntniß wenigstens eine hohe Verehrung für den in jedem Worte fühlbar von der Liebe Christi gedrungenen Mann. Leider verließ derselbe Frankfurt schon im Jahre 1835 oder zu Anfang 1836. Als im Sommer 1842 unter seinen Frankfurter Freunden ein für ihn bestimmtes Album circulirte, betheiligte sich Franz, damals sechszehnjährig, an demselben mit nachfolgenden Zeilen:

Wohl Mancher spricht: Was bleibt von unserm Lieben
Uns übrig, als ein letzter, ferner Schein?
Ist erst die Sonne über'm Berge drüben,
Wird auch die Röthe bald verschwunden sein.
Doch nein! zu tief hat sie in unsre Herzen
Mit sanften Liebesgluten sich gebrannt:
Ging sie auch in ein andres Land,
Wohl keine Zeit wird ihre Spur vermerzen.

Du Sämann hast mit liebendem Bemühen
Die Liebessaat in unsre Brust gesenkt:
Sieh zu, sieh zu, die Saaten — ja sie blühen,
Die Du so treu mit Lebenssaft getränkt:
Aus diesen Blättern neigen sich entgegen
Wie Halme Dir die Herzen liebevoll:
Was hier aus mancher Seele quoll,
Es ist des Himmels reichster Erntesegen.

Es wogt zu Dir hinüber und herüber
Ein wallend Meer von heißem Liebesdrang;
Und wölkte sich der Himmel trüb' und trüber —
Macht auch der Liebe eine Wolke bang?
In unserm Innern bleibt es immer helle!
Wie viel auch hier gefehlt wird und verkannt —
Einst in des Lichtes schönes Land
Trägt uns des Liebesmeeres leise Welle.

Nach Pilet's Weggang trat wohl in Frankfurt überhaupt, jedenfalls aber für uns die religiöse Anregung mehr zurück und andere Mächte gewannen in unseren Herzen den Vorrang. Dem nach Außen gewandten Sinne der Knabenzeit lag an einem frischen und freien Regen des Leibes im Grunde mehr als an der Sammlung und Vertiefung der Seele, und ein tüchtiger neuer Spaziergang war uns am Ende doch lieber als die schönste Bibelstunde. Auch daran hat es durch unseres Vaters Verdienst von früh auf nicht gefehlt; wir kamen viel, ja irgendwie fast an jedem Abend in der guten Jahreszeit in's Freie; kein Sommer verging auch ohne einen oder den andern weiteren Ausflug. Man kann nicht sagen, daß die Lage unsrer Vaterstadt malerisch schön sei, namentlich wenn man sie mit den Rheinstädten vergleicht; aber den Sinn für Naturschönheit weckt diese Lage doch. Der stille ansehnliche Fluß zwischen grünen Ufern, der schöne hohe Wald mit seinen geheimnißvollen Schauern, die ganze bunt und reich wie ein Garten angebaute Landschaft — das Alles übt seinen Reiz, und das eigentlich Mächtige und Ergreifende lockt um so mehr, weil es sich in einiger Ferne zeigt, statt in der Nähe zur täglichen Gewöhnung zu werden. Wir mögen in's Freie treten wo wir wollen, überall zeigt sich die schöngeschwungene blaue Linie des Taunus, nicht zu nah und nicht zu fern, um lebhafte Sehnsucht einzuflößen. Unser lieber Vater ließ diese Sehnsucht nicht unbefriedigt; an irgend einem schönen Samstag ward der schulfreie Nachmittag benutzt, um gleich nach Tische auszuziehen und bis zum Abend noch die ersten nach Wiesbaden hin gelegenen Höhen zu übersteigen. Noch entsinne ich mich lebhaft eines solchen Abends, wo wir drei Knaben mit dem Vater, angestrahlt von der untergehenden Sonne, am Abhang eines überstiegenen Berges saßen und jubelnd hinunterschauten in die waldige Schlucht, in der das leibhaftige Bild der oft zurückgeträumten Ritterzeit, die zerfallene Burgruine von Eppstein, unsern Augen sich darbot. Am nächsten Morgen ging's dann durch tiefe Wälder hinan auf den Gipfel des weitschauenden Rossert, wo wir auf hohem Felsenkamme

sitzend bei einer mühsam hinaufgebrachten Flasche Wein die fern ersichtliche Vaterstadt grüßten und die blasse Linie der Bergstraße, so wie die grünen Inseln des Rheingaus erspähten. Dorthin nach dem Rhein ging bald ein weiter ausfliegendes Verlangen, durch Bilder und Sagen geweckt und genährt; nach keiner andern Seite zog uns das Herz, wie viel auch von den Schönheiten der Bergstraße oder des Frankenlandes erzählt ward; als übte die zukünftige Heimath, der unser Lebensweg uns zuführen sollte, schon jetzt eine ahnungsvolle Anziehungskraft. Pfingsten 1838 ward diesem Zuge zum erstenmale Genüge gethan. Mit seinen drei Knaben und einigen Kameraden derselben fuhr der Vater nach Mainz, wo wir den Dom und das Grab des Drusus besahen; dann ging's nach Biebrich, Wiesbaden, der Ruine Sonnenburg und mit noch größerem Jubel nach dem Rheingau zurück. Wir pilgerten von Erbach über den Johannisberg bis Rüdesheim, erstiegen den Niederwald und kosteten an seinem Heimathsorte den rothen Aßmannshäuser; Burg Rheinstein that uns die bezaubernde Ritterwelt in unversehrter Frische auf, aber auch die Rückfahrt auf dem noch unbekannten Dampfschiff war eine Lust. So wurde nicht nur der Leib auf fröhlichen Wanderungen gekräftigt, sondern auch die Seele ausgeweitet durch ahnungsvolle Wanderlust und herzliche Freude am schönen deutschen Vaterland.

Noch mächtiger ward freilich Geist und Sinn zu gleicher Zeit von anderer Seite her erfüllt und beschäftigt. Ueber uns beide ist früh genug, viele werden sagen zu früh, eine unersättliche Leselust gekommen, ein einseitiger und bequemer, aber doch kräftiger und im Ganzen förderlicher Bildungstrieb, in welchem sich unsere entschiedene Vorliebe für Poesie und Geschichte Bahn brach. Der Vater sorgte für angemessene Bücher, gute und fromme Jugendschriften, die noch heute in Ehren stehen; aber er konnte weder so viel herbeischaffen als unser Heißhunger verlangte, noch das Nebenherlesen anderer Bücher überwachen und verhüten; und Letzteres nahm immermehr überhand, seitdem uns die Erzählungen „vom Verfasser der Ostereier" und überhaupt die Geschichten „für die reifere Jugend" einigermaßen kindisch vorzukommen begannen. Zunächst sahen wir uns des Vaters eigene kleine Bibliothek an und fanden zwar nicht eben viel, das uns mundete, aber doch einige Bücher, die auf unsere Phantasie und Anschauungsweise einen nachhaltigen Eindruck machten, wie Krummacher's Parabeln, Jung Stilling's Lebensgeschichte und seine Scenen aus dem Geisterreich; schon weil sie im Hause waren, aber auch wegen der

anmuthigen Beschäftigung, die sie dem jugendlichen Geiste gewährten, wurden solche Bücher, was sonst selten geschah, mehr als einmal gelesen. Aber auch die „Seherin von Prevorst", die damals in mystisch gesinnten Kreisen großes Aufsehen machte, kam auf diese Weise einmal in unsere Hände und das „Hereinragen der Geisterwelt in die unsere" machte uns beiden, zumal aber meinem nervös reizbareren Bruder nicht wenig zu schaffen; es dauerte Jahre, bis Jugendkraft und Glaubensmuth endlich die mit scheuer Lust heraufbeschworenen Gespensterschauer, die uns nachgingen, wieder zu bannen vermochten. Nach solchem Hin- und Hergreifen währte es nicht lange und wir entdeckten, was wir unwissend suchten, die große classische Literatur und Poesie. Zunächst fiel uns Schiller in die Hände, der mit Enthusiasmus verschlungen ward, danach kam Theodor Körner an die Reihe und was sich sonst von anerkannten Namen auftreiben ließ; aber mächtiger noch als diese deutschen Dichter wirkte auf den stoffhungrigen phantastischen Sinn ein Walter Scott oder Cooper. Nun waren alle Schleußen aufgethan und so blieben auch schlechtere Bücher nicht aus, doch ohne erheblichen Eindruck zu machen; man nahm im Nothfall vorlieb, aber das Ernste, Gediegene, Classische behielt doch den Vorzug. An vieles Treffliche kam freilich ich schon zu früh, Franz aber noch früher; hatte ich, der Fünfzehnjährige, eine Uebersetzung des Homer oder einen Band Göthe oder Shakespeare im Pult, so mußte er trotz aller Vorsicht das Buch gewiß in seine Hände zu bekommen, und ich weiß noch, wie ich ihn, den Zwölfjährigen, einmal auf dem obersten Speicher ertappte, wo er den mir heimlich weggenommenen Faust mit leidenschaftlicher Andacht verschlang. Aus alledem erwuchs dem jugendlichen Herzen eine bunte, reiche innere Welt, die ihm die eigene Fülle zuerst ahnungsvoll zum Bewußtsein brachte und es oft bis zu Thränen bewegte, aber diese Phantasie- und Gemüthswelt blieb vorderhand traumhaft verschlossen, bis sie später, von Neuem geweckt, gewaltsam hervorbrach.

Der Schaden dieses vorzeitigen und unmäßigen Lesens, das uns zu anderen Liebhabereien der Jugend, zu den Pflanzen- und Schmetterlingssammlungen unserer Mitschüler nicht kommen ließ, war nicht so groß, als man leicht meint, oder lag wenigstens nicht auf der Seite, auf der man ihn in der Regel sucht. Befleckungen der Phantasie kommen in diesem Alter auch anderswoher als aus Büchern; ja die Bücher erhielten und nährten in uns vielmehr einen idealen Zug, der jetzt und späterhin als Gegengewicht gegen die unter unseren Alters-

genossen hin und wieder vorhandene und uns nicht verborgene Gemeinheit und Verderbniß das Seinige leistete. „Von Liebe zu Mädchen," sagt Franz in jenem Gedenkheft, „machen sich Knaben viel früher, aber oft auch viel reinere Gedanken, als Eltern und Lehrer gewöhnlich meinen. Wie herrlich, wie himmlisch mußte es doch sein, so geliebt zu werden, wie ich's in Romanen zuweilen las, so mit vollster Hingebung, treu bis in den Tod. Ich faßte eine innige Sorge und Zuneigung zu dem Mädchen, das ich künftig einmal lieben, das einst mein werden würde. Wer es wohl sein, was sie jetzt wohl thun mag, dachte ich, diese unbekannte Künftige, jetzt wohl noch eine kleine ABC-Schülerin? Ja, in der Ueberschwänglichkeit einer gegenstandslosen Zuneigung betete ich oft, der liebe Gott möge doch das liebe Mädchen, das er mir bestimmt habe, in seinen besonderen Schutz nehmen, und ihr Herz mit aller Frömmigkeit und Güte erfüllen. Nicht immer sind meine Empfindungen so lauter geblieben, aber jene Stunden sind fromme Feierstunden gewesen, deren Erinnerung mich allezeit erhoben und erquickt hat."

Ein wirklicher Schaden aber war, daß über dem vielen Lesen das pflichtmäßige Lernen zu kurz kam. Nicht nur, weil man sich daheim für die Schulaufgaben nicht die gehörige Zeit nahm, sondern auch weil in den Unterrichtsstunden selbst der Geist mit ganz anderen Dingen erfüllt war. Franz hatte Gaben genug, um auch bei mangelhaftem Fleiße so ziemlich mit fortzukommen; auch in der Quarta that er sich in den lateinischen Uebungen, die in der Schule gefertigt wurden und die Rangliste bestimmten, rühmlich hervor, aber seine häuslichen Arbeiten waren flüchtig oder gar nicht vorhanden und in den Stunden selbst war er zerstreut und verträumt. Während der Professor lateinische Regeln oder mathematische Sätze explicirte, begleitete der Schüler den Ivanhoe auf seinen Ritterfahrten oder den Letzten der Mohikaner auf dem Todesgang und war wie aus den Wolken gefallen, wenn plötzlich eine prosaische Frage an ihn gethan ward. Der Lehrer, leider ein unbesonnener hitziger Mann, dessen Klasse bei den Schülern wie ein Fegfeuer verrufen war, fragte den Ursachen dieser Erscheinung wenig nach, sondern begann den trägen Träumer in aller Weise zu mißhandeln und zu unterdrücken, ja vergaß sich einmal so weit, ihm um eines schlecht geschriebenen Aufsatzes willen das Wort zuzudonnern: „Es wäre dir besser, es würde ein Mühlstein an deinen Hals gehängt und du im Meere ersäuft, wo es am tiefsten ist." Aus diesen Drangsalen in Tertia Errettung zu

finden durfte Franz nicht hoffen, denn der Professor pflegte seinen Schülern zu weissagen, daß es ihnen dort noch viel schlimmer ergehen werde als bei ihm; und so setzte sich, ohne daß der Vater den Zusammenhang der Dinge recht erfuhr, bei dem Knaben eine unüberwindliche Abneigung gegen das Gymnasium überhaupt fest und diese Abneigung wurde nun das geheime Hauptmotiv bei der Wahl des Berufs.

Franz hatte als ein damals dreizehnjähriger Knabe an seinen zukünftigen Lebensberuf noch gar nicht ernstlich gedacht. Als ein frischer, kräftiger Junge lebte er in den Tag hinein, raufte sich gern, war ein waghalsiger Schwimmer, der fast einmal ertrunken wäre, behielt seine besten Gedanken und schönsten Träume aus Noth und Neigung für sich und nahm, wie so viele deswegen nicht schlimme Knaben in seinem Alter, die Schule als ein unvermeidliches Uebel mit in den Kauf. Der Vater, der überhaupt auf freie Wahl des Berufs hielt, hatte den Gedanken des Knaben auch nicht einmal durch einen ausgesprochenen Wunsch eine bestimmte Richtung gegeben; denn seine Lieblingshoffnung, von einem seiner Söhne den früher in seiner Familie erblichen geistlichen Stand wiederergriffen zu sehen, hatte ihren Ruhepunkt bereits in meiner Befähigung und Geneigtheit dazu gefunden. So hatte bei Franz, als jene Mißverhältnisse auf dem Gymnasium eintraten, der durch die Eindrücke der Vaterstadt sowie durch das Beispiel des Vaters selbst nahegelegte Gedanke ganz freie Bahn, den Kaufmannsstand zu ergreifen; vom Gymnasium frei und überhaupt möglichst bald selbständig zu werden, war ihm die Hauptsache, und die schien ihm am einfachsten erreicht, wenn er die Mütze und Büchermappe des Gymnasiasten mit dem Hut und der Cigarre des Handlungslehrlings vertauschte. Als er zu Hause mit seinen Wünschen und Vorschlägen herausrückte, war ich zwar lebhaft dagegen, indem ich mir ohne Wissenschaft kein wahrhaft befriedigtes Leben zu denken vermochte; aber ich war selbst daran schuld, wenn Franz in meiner Ansicht nicht den guten Rath, sondern nur den Widerspruch fühlte. Der Vater, der für's Studieren immer eine Vorliebe hatte, schlug ihm vor Mediciner zu werden; zum Geistlichen hielt er ihn nicht für geeignet und gegen den Advocatenstand, der es in Frankfurt am leichtesten und weitesten voranbringt, hatte er eine entschiedene auch auf uns übergegangene Abneigung, während ohnedies die Rücksicht auf sonderlichen Gelderwerb und eitle Ehre uns völlig fern lag. Aber noch wußte er nicht, wovon er den ersten

Sohn studieren lassen, geschweige den zweiten, und wenn dieser das nun selbst in Anschlag brachte und seinen Entschluß vor sich und Anderen durch die Erleichterung empfahl, die derselbe für die Zukunft gewähre, was sollte der Vater dagegen haben, wenn sein zweiter Sohn seinen eigenen, immerhin in Ehren gehaltenen Stand freiwillig erwählte? Franz ward also seinem Wunsche gemäß einstweilen vom griechischen Unterrichte freigesprochen und als er im Frühling 1840 nach Tertia versetzt ward, ganz aus der Schule genommen, um durch Privatstunden noch einige Monate auf seinen künftigen Beruf besonders vorbereitet zu werden. Eine Lehrlingsstelle in einem angesehenen und in jeder Beziehung achtbaren Banquierhause war dem Vater bald für ihn zugesagt, und so war denn der verhängnißvolle Schritt gethan, der den Knaben später so viele bittere und verzweiflungsvolle Reue kosten, dann aber durch Gottes Liebe und Treue sich ihm dennoch zum Besten kehren sollte.

Zweites Kapitel.

Die Verhältnisse unseres Hauses hatten allmählich wieder eine freundlichere Gestalt angenommen. Es war dem Vater gelungen, sich aus seiner bedrängten Lage wieder herauszuarbeiten und eine gesicherte, auskömmliche Stellung zu gewinnen. Unsere älteste Schwester Henriette, die Taubstumme, war nach einer trefflichen, frommen Erziehung und Unterweisung in's Haus zurückgekehrt und ging mit der zweiten, unserer lieben stillen Auguste, der Mutter fleißig an die Hand. Die beiden Mädchen, die an's Leben in der That keine anderen Ansprüche machten, als den Ihrigen in Liebe zu dienen, erwarben sich zugleich durch Sticken in ihren freien Stunden die Mittel, nicht nur ihre eigenen kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, sondern auch uns Andere mit Geschenken zu überhäufen, und die Geburts- und Weihnachtsfeste, an denen sie das, wenn auch um den Preis halbdurcharbeiteter Nächte, recht reichlich ausführen konnten, waren ihre frohesten Tage. Ein sehr freundliches Element in der Familie war ferner unser Bruder Emil, ein sanfter, inniger und sinniger Knabe, der auch das Gymnasium besuchte und daran dachte, Lehrer zu werden: seine Herzensfrömmigkeit, die den Religionslehrer oft durch treffende Antworten überraschte, sein zierliches Schreiben und Zeichnen, der verständige Aufsatz, den er schrieb, und ein entschiedenes Talent zu Musik und Gesang schien ihn dazu vorzüglich geeignet zu machen. Endlich war einer dritten Schwester, Johanna, im Herbst 1838 noch ein spätes viertes Brüderchen gefolgt, das siebente Kind; und dieser unser kleiner „Heinrich“, an Leib und Seele prächtig aufblühend, hatte eine neue Frische und Fröhlichkeit in unser Familienleben gebracht.

Da entlud sich über unseren Häuptern auf einmal ein Wetter, wie es nicht oft mit solch' verheerender Macht eine blühende Familie heimsucht. Es war ein Blitz von heiterem Himmel, als unsere Auguste

im Sommer 1840 plötzlich am Nervenfieber erkrankte. Der Arzt hatte die Vorzeichen nicht hoch angeschlagen; auf einmal begann sie zu phantasiren und nun wollte es nicht mehr gelingen, Herr zu werden über die mit Uebermacht auftretende Krankheit. Der Tod war in unserem Hause ein fremder Gast; wir hielten's trotz aller Angst nicht für möglich, daß er bei uns einkehren könne; aber er kam. Tags zuvor schenkte Gott der Kranken eine lichte Stunde, damit wir sein verborgenes Werk in ihrer stillen Seele noch erkennen möchten: mit einer an ihr ungekannten Beredtsamkeit ermahnte und betete sie, bezeugte, wie sie in jenen Bibelstunden bei Pilet ihren Heiland gefunden, und über ihre Lippen ging als letztes Wort das Bekenntniß: „Herr, wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Am folgenden Morgen rief mich Franz mit thränenvollen Augen aus einer Frühstunde im Gymnasium: sie lag im Sterben. Wir knieten unter heißen Thränen um ihr Sterbebette und konnten auch hernach, als die bleiche jungfräuliche Gestalt im Blumenkranz und weißem Kleide im Sarge lag, uns nicht satt weinen und von ihr trennen. Alle ihre stille Geduld und Treue, die ganze verborgene Schönheit eines äußerlich so unscheinbaren Lebens voll liebreicher Selbstverleugnung, trat uns jetzt erst recht vor die Seele, die von schmerzlicher Reue über jede ihr jemals angethane Unbill erfüllt war. Ihr Tod war die erste solche Erfahrung, die in unser Leben hineinfiel; andere nicht minder schwere sollten ihr auf dem Fuße folgen.

Zunächst trat eine Ruhepause wehmüthig freundlicher Tage ein. Ich wurde mit Ehren zur Universität entlassen und rüstete mich zur Abreise nach Bonn. Gleichzeitig, am 3. October 1840, trat Franz in die Lehre. „Am Morgen des Tages, da ich auf's Comptoir kam," erzählt er, „nahm mich der Vater beiseite und redete und betete mit mir, daß Gott mich in dem ergriffenen Berufe segnen möge. Ich war gerührt, aber Begeisterung für meinen neuen Stand konnte ich, so gerne ich gemocht hätte, nicht finden." Uebrigens war der Chef des Hauses ein trefflicher wohlwollender Mann, der es mit seinem Lehrling herzlich gut meinte; auch das übrige ihm vorgesetzte Comptoirpersonal kam dem neuen Ankömmling nach dessen eigenem Zeugniß mit ermuthigender Freundlichkeit entgegen, und so lag es denn hier nicht wie vorher im Gymnasium an den Personen, wenn später eine innere Entfremdung von dem ergriffenen Berufe eintrat.

Damals zeigten sich an unserem lieben Emil bereits die Vorboten derselben Krankheit, die unsere Auguste weggerafft hatte. Dem

zwölfjährigen Knaben war der Tod der Schwester besonders nahe gegangen; in einem erst von da an geführten Tagebuch fanden wir später, daß er sich seitdem mit Todesgedanken und -wünschen getragen; er war wohl auch einmal alleine, und ohne jemandem davon zu sagen, hinaus auf den Kirchhof zum Grabe der Schwester gegangen. Erneute Angst erfüllte unsere Seelen; wir hatten alle den Kranken um seines liebenswürdigen Wesens willen ganz besonders gern. Einen halben Monat später kündigte sich das Nervenfieber auch bei Franz an, und als ich, von den Aerzten selbst getrieben, Ende October nach Bonn abreiste, lagen beide gerade in der Hitze der Krankheit. „Gott sei mit dir!“ stammelte Franz mit schwerer Zunge; „gute Nacht,“ sprach Emil, als ich ihm die Hand zum Abschied reichte. Seine Krankheit schien mehrmals gebrochen und kehrte mit erneuter Macht zurück. „Vater, bete mit mir,“ sprach er öfters in lichteren Augenblicken, und zuletzt: „ich habe mein Testament gemacht; in vier Tagen werdet ihr mich zur Erde bestatten.“ Vier Tage nach diesem Worte, am achtunddreißigsten Tage der Krankheit, hauchte er seine Seele aus, gewiß in seines Heilandes Hände, zu dem er sich frühe gewendet. Der Herr wußte, welche unter uns er als reife Garben einthun, welche er noch auf Erden zurücklassen müsse, um für seine Ernte zu reifen.

Als Emil starb, hatte Franz die Krankheit bestanden und ging der Genesung entgegen. Aber noch war der Leidenskelch unserer Familie erst zur Hälfte geleert. Die Aerzte hatten es für unnöthig erachtet, unser liebes Kind aus dem Hause zu thun; als Emil begraben wurde, war es bereits von derselben mörderischen Krankheit ergriffen, von der es nicht wieder aufkommen sollte, und nicht lange danach, so lagen auch die beiden Letzten, die älteste und die jüngste Schwester, am Nervenfieber danieder. Unser kleiner Heinrich, eben zweijährig geworden, lag in fortwährendem Fiebertraum, aber eine Stunde vor seinem Tode war's wunderbar, — das Kind erkannte die Stimme seiner Mutter wieder, bemühte sich auf ihre Bitte, ihr das krampfhaft gekrümmte Händchen zu reichen, und während bis dahin die Schmerzen seine Züge entstellt, nahmen sie nun im Augenblick des Todes einen Ausdruck der Verklärung an, das Auge sah leuchtend aufwärts, und mit einem Lächeln auf den Lippen stand der Athem still. — Hatte Augustens Tod uns gebeugt und erschüttert, so waren wir nun durch diese wiederholten Schläge völlig zerknickt, aller Lebensmuth gebrochen, Todeswünsche unsere liebsten Gedanken.

Die Augen der Eltern waren wund geweint, das Haar der Mutter in wenig Wochen gebleicht. Ich kam auf der Eltern Wunsch durch Schnee und Eis zum Weihnachtsfest nach Hause, als Franz eben wieder am Stock durch's Zimmer schleichen konnte, aber das war ein herzzerbrechendes Weihnachtsfest. An der Stelle, die sonst die Geschenke für unsere Geschwister eingenommen hatten, lagen nun drei Todtenkränze; wir saßen dabei, redeten kein Wort und weinten bitterlich. Unsere kleine Schwester Johanna war wieder auf der Besserung; auch die älteste, taubstumme schien so; aber eine zurückgebliebene Rückenmarkstockung ließ sie nicht aufkommen und ich sah sie nicht wieder. Unter unendlichen Qualen, mit heldenmüthiger Geduld des Glaubens und der Hoffnung ging sie dem Tode entgegen, auf den ihr treuer Lehrer, der seitdem auch heimgegangene, für die Taubstummen und ihre Freunde unvergeßliche Ludwig Kosel, sie vorbereitete, sie freute sich auf die Stunde ihrer Erlösung, denn im Himmel, sagte sie, werde sie auch hören und reden können, da werde Alles gut. Franz konnte ihr noch vor ihrem Abscheiden all' die kleinen Unbilden abbitten, die leider unter Geschwistern so oft vorkommen; beim Begräbniß war er das einzige von sieben Kindern, das neben dem tief gebeugten Vater stand: es war ein trüber, kalter Wintertag und die harten gefrorenen Schollen fielen noch einmal so dumpf auf den Sarg der Schwester.

Als der Frühling kam mit seiner Zaubergewalt und den Bann von der Erde hinwegnahm, daß sie auch über Gräbern wieder grünte und blühte, da sprengte freilich leis und allmählich die mächtige Kraft der Jugend auch den Bann, der auf unseren Herzen lag. Mir kam dabei die reiche Fülle eines nun erst recht beginnenden akademischen Lebens zu Hülfe, die reizende Siebengebirgslandschaft, die mir täglich vor Augen lag, die Freuden der Wissenschaft, in die ich mit frischer planloser Bildungslust die Seele tauchte, vor allem eine besonders freigebige Gunst des Lebens in edler und begeisterter Freundschaft. War ich auf Besuch zu Hause, so umgaben mich täglich freundliche liebe Genossen; in Bonn aber kam ich in den jugendfrischen bildungsfrohen Kreis, der sich um Gottfried Kinkel schaarte, den damals noch auf christlicher und kirchlicher Seite stehenden Privatdocenten der Theologie, dessen hohe Lehrgabe und mannigfaltige Anziehungskraft für Studenten eben in voller Blüthe war. Die unklare und vergängliche Verbindung, in welcher bei diesem hernach auch meinem Bruder nahegetretenen Manne eine anerzogene und anstudierte Frömmigkeit mit

einer immer mehr überhandnehmenden ästhetischen Weltanschauung und Lebensrichtung stand, konnte zur Zeit einem unerfahrenen Studenten wie mir noch als wahrhaft organische Durchdringung erscheinen. Ich erblickte in dem jugendlichen Lehrer und Freunde, der mich allmählich unter seine Vertrautesten zog, das verwirklichte Ideal meines eigenen unreifen Strebens, und eine reiche Welt geistiger Genüsse; der blühende Frühling eines von Poesie, Geselligkeit, Freundschaft geschmückten Jugendlebens that sich mir auf und ließ mich leicht und froh genesen von der dumpfen Schwermuth, die mir aus dem thränenreichen Winter noch nachging. Wie ganz anders, wie arm und öde war dagegen meines Bruders weiterführender Lebensweg. Er war in die alten Verhältnisse zurückgekehrt, an das Comptoirpult und das Copierbuch, die allerdürrste Weide eines von jugendlicher Sehnsucht und Ahnung geschwellten Herzens. Auch in ihm regte sich ein neuer Frühling, aber kein freundlicher Sonnenschein von außen lockte seine Keime und Knospen. So lebhaft Franzens Bedürfniß war lieb zu haben und geliebt zu werden, so völlig einsam und verlassen stand er nun im Leben da. Mit den jungen Leuten auf dem Comptoir ward er nie vertraut; an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen fehlte ihm schon das Geld, aber hätte er es auch gehabt, so hätte doch der Ekel an der Leerheit ihrer Herzen, an der Fadheit und Unsauberkeit ihrer Gespräche ihn davon abgehalten. Ein einziges Mal nahm er eine Einladung zu einem gemeinsamen Spaziergange an; er wollte den Versuch machen, ob nicht doch mit diesen Leuten umzugehen sei und als ihnen einiges aus dem „Kosmopolitischen Nachtwächter" vor, dem pikantesten Erzeugnisse der damals florirenden Zeitpoesie; aber die Lehrlinge waren unfähig auch nur die einfachsten Witze zu verstehen. Dagegen auf dem Heimwege thauten sie auf und brachten ihre Trümpfe vor, elende Zoten; Franz nahm sich vor, der erste solche Spaziergang solle auch der letzte sein, und er hielt es.

Aber daheim in der Familie fand er auch keinen Trost. Hier war es öde und traurig geworden, seit der Tod so mächtig aufgeräumt hatte. Emil, „der so gut, so fromm, so sanftmüthig war", wie ein wehmüthiges Tagebuchblatt aus jener Zeit sagt, Emil, an den er sich gewiß immer inniger würde angeschlossen haben, war nicht mehr da; die einzige übrige Schwester zum Umgang noch zu klein und der ältere Bruder zumeist fern, ohnedies innerlich noch immer etwas fremd, und durch seine Verbindungen und Interessen nach ganz anderen Seiten hingezogen. Die Eltern aber, denen nach einem solchen

ihr ganzes Lebensglück verheerenden Wetter nicht wie uns die bald wieder sprossende Jugendkraft zu Hülfe kam, waren schweigsam und vertrauert und lebten im Herzen vielmehr noch mit den verlorenen als mit den übrig gebliebenen Kindern. So war der arme Knabe einzig auf seinen alten Schulfreund Julius angewiesen, von dem er sich bereits damals in dem Besten und Tiefsten, was ihn bewegte, unverstanden fühlte und gegen den er sich daher scheute frei herauszureden, gerade wenn das Herz ihm am vollsten war. Die wenigen aus dem Jahre 1841 übrigen Briefe und Denkblätter sind durchweg angefüllt mit schmerzlicher Klage über Vereinsamung und Verlassenheit. „Ich habe keinen Bruder noch Freund, wie ihn mein gepreßtes Herz nöthig hätte," heißt es einmal; „du göttliche Liebe, gieb mir Muth und Stärke, gieb mir Fülle der Seele genug, um festzustehen auch allein und im eigenen Herzen einen Himmel zu finden, den die Welt mir versagt."

Gleichwohl blieb das Haus dieses Freundes seine einzige Zuflucht; in ihm brachte er regelmäßig seine freien Abende und Sonntagnachmittage zu, und bald gewann dasselbe für ihn noch eine weitere Anziehungskraft. Zuweilen kam in dies Haus auf Wochen eine auswärtige Verwandte, ein anmuthiges und verständiges Mädchen, das dem viertehalb Jahre jüngeren Knaben eine herzliche Freundschaft widmete. An diese Freundin hing sich sein liebebedürftiges Herz mit einer völlig unschuldigen aber heißglühenden Leidenschaft; er dachte nicht daran, daß sie jemals anders zu einander stehen könnten als in der schönen Gegenwart, da das liebe Mädchen seine Blumen dankend annahm, sich an seinen Gedichten freute und in freundlicher Unterhaltung das in ihm ringende Geistesleben theilnehmend und aufmunternd förderte: aber ihr Kommen und Gehen, ihre Gegenwart oder Abwesenheit, ihr Reden und Schweigen war ihm Erlebniß und zwar das bei weitem wichtigste, das in das traurige Gleichmaaß seiner Tage hineinfallen konnte. Allein dieser freundliche Stern erschien nur dann und wann einmal am Horizont, und verschwand er wieder, so fühlte der Einsame das Dunkel seiner Verlassenheit um so mehr und war nur um eine leidenschaftliche hülflose Sehnsucht reicher geworden.

Das waren die äußeren Lebensbedingungen, unter denen das bewußtere Erwachen seines Geistes und die Entwickelung seines Charakters vorgehen sollte. Die große Trübsal, in deren Zucht uns der himmlische Vater genommen, hatte uns beiden zwar noch nicht

jene friedsame Frucht der Gerechtigkeit getragen, welche den Kindern Gottes verheißen ist; aber ein nachhaltiger göttlicher Segen war uns dennoch aus dem Meere von Traurigkeit und Thränen leise gefolgt, in welches uns Gottes gewaltige Hand getaucht hatte und nun wieder hervorzog. Als sich nach jener Leidenszeit, die unser inneres Leben in seinen Grundvesten erschüttert hatte, unsere Gemüther wieder aufrichteten, wie nach dem Sturm die geknickten Halme, waren wir beide nicht mehr die Alten. In des älteren Bruders Art war ein vorher vermißtes Element der Stille und Innerlichkeit, Sanftmuth und Verzagtheit gekommen; der jüngere war von nun an zu einer ihm früher fehlenden geistigen Strebsamkeit und entschiedenen Willenskraft gelangt. „Der Werth des neu und gewissermaßen durch Bevorzugung gewonnenen Lebens," äußerte Franz einige Jahre danach, „mußte nothwendig bei mir steigen, und durch mein ganzes Denken ist in der folgenden Zeit die Erwägung hindurchgegangen, welche Verpflichtung, ja Verantwortung dadurch auf mir liege, daß Gott mich vor den Anderen, die doch alle besser waren als ich, dem Leben erhalten habe: nun dasselbe auch zu nützen und nicht im trägen Egoismus des Erwerbs und Genusses zu verthun, erschien mir heilige Pflicht." Ein nach vereinzelten Ansätzen vom Frühling 1842 an regelmäßig geführtes Tagebuch weist auf jeder Seite aus, wie ernst es mit dieser Erwägung gemeint war. Der fünfzehnjährige Lehrling verrichtet seine Geschäfte mit einem vorher nicht gekannten pünktlichen Fleiß. Seine frühere Träumerei ist überwunden; er „hat sich's zur Regel gemacht, auf Alles Aufmerksamkeit zu haben, aus Allem, was ihm vorkommt, eine Schlußlehre zu ziehen, in allen Dingen nach festen, durch gewissenhafte Prüfung für richtig erkannten Grundsätzen zu handeln." Es ist ihm ein großer Ernst in seiner geistigen und sittlichen Bildung Fortschritte zu machen; von Zeit zu Zeit giebt er sich über dieselben Rechenschaft und freut sich, ungeachtet er so ganz auf sich allein angewiesen ist, weitergekommen zu sein. Er hat sich strenge Wahrhaftigkeit zum Gesetz gemacht und bleibt demselben auch in schweren Proben getreu. Allem Unrecht hat er einen unerbittlichen Krieg erklärt und jede Gemeinheit, die er wahrnimmt, erregt seine tiefe Verachtung. Mit der erwachenden Sinnlichkeit kämpft er einen guten Kampf; er beobachtet an Anderen, wie die zuchtlose Herrschaft derselben „verthiert, für das Wohl und Wehe der Mitmenschen, für alles Schöne, für unsere erhabene Bestimmung gleichgültig und todt macht," und kann bei einem späteren Rückblick Gott danken, „daß er

ihn trotz der frühe an ihn herangetretenen Verführung schlimmer Gesellen allezeit behütet und gegen künftige Versuchung gestärkt hat." So geht durch sein ganzes Wesen eine hohe sittliche Spannung und Erhebung hindurch. Dieselbe ist freilich weit entfernt von der Erkenntniß des „Ohne mich könnt ihr nichts thun;" sie ruht bei manchem Aufblick nach Oben doch wesentlich auf dem Vertrauen zur eigenen Kraft und ist darum herb und stolz, ohne Sanftmuth und Geduld gegen fremde Sünde, ohne tiefere Erkenntniß der eigenen. Von eigentlicher Frömmigkeit ist keine Spur: die im Frühling 1841 empfangene Confirmation hat nur flüchtige andächtige Gefühle gebracht, beim Gang zur Beichte und zum Abendmahl ist immer nur von guten Entschließungen die Rede, das kindliche Gebet ist selten und ein bloßer Nothruf geworden; auf dem Standpunkt seines späteren Lebens hat er selbst jene Zeit und Herzensverfassung als eine wilde, trotzige, gottentfremdete empfunden und bezeichnet. Freilich fehlt es jetzt auch ganz und gar an einer religiösen Anregung, die dem strebenden Geiste entspräche und gewachsen wäre; die gehörten Predigten werden meist geradezu als „schlecht" bezeichnet und einmal die frühreife treffende Anmerkung gemacht: „Sicherlich genügt es bei einem Prediger nicht, jahraus jahrein christliche Glaubens- und Sittenlehre in ewiger Wiederholung vorzutragen, und selbst bei der schönsten Ausschmückung würde diese Einseitigkeit Langeweile erregen; sondern er muß das vielseitige Wort Gottes von allen Seiten bearbeiten und es bald so, bald so, als das veränderte und doch immer dasselbe seinen Zuhörern in's Herz senken."

Zu Anfang des Jahres 1842 kamen Rückert's Gedichte in der von ihm selbst getroffenen Auswahl als Geschenk in unser Haus, und Franz konnte sich nach Herzenslust in dieselben vertiefen. Gewiß lag es weniger an der Eigenthümlichkeit des mehr formen- als ideenreichen Dichters, als an der Gemüthsverfassung, in welcher sich nun eben der doch auch sonst mit deutscher Dichtung nicht unbekannte Leser befand, daß dies Buch ihm zum Erlebniß wurde. In ganz anderem Lichte als einst bei der unreifen Leselust der Jugendzeit tauchte von Neuem eine ideale Welt vor seinem inneren Auge auf und sogleich erkannte er in dieser Welt seine wahre, in unverstandener Sehnsucht schmerzlich gesuchte Heimath; in einem Gedichte „an Rückert" wünscht er sich gleiche Gabe, „der Spur der Gefühle nachzugehen," „die innere Natur" zu beschreiben; wenn dann seiner Seele innerstes Wesen deutlich vor ihm aufläge, dann hofft er „ganz

genesen" zu sein. Es war das Erwachen des jugendlichen Geistes zum Selbstbewußtsein, veranlaßt durch den Lichtstrahl der Poesie, der in's schlummernde Auge gefallen war. So war denn auch Poesie die nächstliegende Form, in die sich das nach Selbstverständniß ringende Geistesleben ergoß. Eine frühe Neigung und bescheidene Begabung zu dichterischen Versuchen hatten wir beide mit einander gemein; der Nachahmungstrieb, den das Gelesene weckt, die Lust des jugendlichen Geistes an schöner Form, an der beginnenden Herrschaft über die Sprache treibt ja leicht solche rasch verwelkenden Blüthen hervor. Nun aber war's ein ernsteres Motiv, das den Fünfzehnjährigen zum Dichten trieb, der echtpoetische Drang, ein überwogendes dunkles Innenleben zur klaren Selbstvergegenwärtigung zu bringen und das gepreßte Herz durch ein im Liedesklange Freiwerden von Lust und Leid zu erleichtern. Zumal bei der tiefempfundenen Entbehrung eines ebenbürtigen Freundes wurde ihm die Dichtung zum Trost der Einsamkeit, zum Mittel geistiger Förderung und zur Bundesgenossin im muthigen Widerstehen gegen die verkümmernde Ungunst des Geschickes. Dem „Jahr des Kampfes 1842," dem liederreichsten in Franzens Leben, gehören die beiden ersten Gedichtchen der van mir herausgegebenen Sammlung an:*) ein paar andere, in denen sich bei geringerer Vollendung doch das Regen und Ringen des jugendlichen Geistes eigenthümlicher darstellt, mögen hier Aufnahme finden.

1. Trost und Hoffnung.

Was zagst du, Mensch, in dieser Erde Nöthen,
Die nur dein kurzer, schwacher Blick ermißt?
Getrost, getrost! in goldnen Morgenröthen
Der trüben Nacht du einst vergißt.

Du suchest Glück? du suchest es hienieden?
Das wohnt nur droben in des Himmels Port;
Doch was du hier umsonsten suchest — Frieden,
Du find'st es sicher, sicher dort.

Drum Muth, o Herz: auf ewig nicht entschwunden
Ist, den du hier beklagst, dein Todter traut;
Sie werden heilen, deine rothen Wunden,
Von Paradieses Luft bethaut.

---

*) Haideröschen. Nachgelassene Gedichte von Franz Beyschlag. Halle, Verlag von Eugen Strien. Dritte Auflage.

Und jene Nebel, die den Geist verschleiern,
Sie werden schwinden im Entstehungslicht;
Wir werden Wahrheit dort in Klarheit feiern;
Auf Erden sinkt das Dunkel nicht.

Drum harre aus! ob auch die Brücke schwanke,
Die unser Geist nach höherm Ziele geht;
Getrost, getrost! mag irren der Gedanke —
Was göttlich ist, ja das besteht!

---

2. Vesperglocken.

Fährmann, halt still! Du kannst das Ruder legen;
Dein Abendbrod genieße ruhig nun;
Es ist so heimlich hier und abgelegen,
Ich liebe das und will ein wenig ruhn.
Es herrscht am Ufer noch ein reg' Gewimmel,
Von wo der Kirchthurm schlank herüberschaut;
Die Sonne steht noch hoch am blauen Himmel,
Und ich hab' Zeit, bis daß der Abend thaut.

So wär' ich denn allein. Wie diese Wellen
Mich ringsherrauschend trennen von dem Land,
So haben meines Unmuths bittre Quellen
Zum Meere steigend mir die Lust verbannt.
Die Welt, die falsche, hat mir arg gelogen,
Ich bin ihr gram, ich will sie ewig fliehn,
Und lautlos in mich selbst zurückgezogen
Will ich den Schmerz zu meinem Freund erziehn!

Hart will ich sein! der Wehmuth bange Klage
Sie wecke nie der alten Liebe Lust!
Kommt mir Erinn'rung frohentschwundner Tage,
Preß' ich die Lippen, spreche: Schweig', o Brust!
Er ist verblühet, längst schon, jener Garten;
Warum an öder Stätte mich ergehn?
Ach, Keiner tröste kalt mich mit Erwarten!
Mir fehlt der Muth darauf noch hinzusehn.

Die Sonne will mich noch einmal bescheinen,
Bevor sie tauschet mit der dunkeln Nacht;
Mir ist so weh; fast — wahrlich, möcht' ich weinen!
Doch weinen? Mann! was hab' ich denn gemacht? —
Doch sei's, sie mögen fließen, meine Thränen,
Denn es ergreift mich heute wunderbar;
O Gott, mein einzig Glück: danach mich sehnen!
Zum Troste eine Thräne! Ist es wahr?!

Schon senkt der Abend trüb und immer trüber
Den Schleier auf die müde Erde hin;
Da, horch! was tönt vom Lande so herüber
Und weckt auf's neue den gequälten Sinn?
Weh dir, mein Herz; was sollen diese Klänge,
Die friedlichen, mir in der wunden Brust?
Es giebt die schwer gedrückte, bange, enge
Kein hallend Echo eurer stillen Lust.

Und doch — ich kann mich ihrer nicht erwehren;
So bittend ernst, als wüßten sie mein Weh —
Wie milde Frühlingssonnenstrahlen zehren
Sie weg vom Herzen mir den kalten Schnee!
Noch steh' ich zagend: — doch in klarem Wasser
Schmilzt er dahin zu neuer Lebenskraft;
Einfacher Klang, du hast den Lebenshasser
Langsamer Qual, der tödtenden, entrafft!

Der Vesperglockenklang hat Ruh' geboten:
Versöhnungsruf, du kamst zur rechten Zeit!
Was mir gescheh'n, es ruhe bei den Todten;
Frischauf, zu neuer Lebensfreudigkeit:
Du hast mir Muth und Kraft in's Herz gesungen,
Du hast zurück ins Leben mich gemahnt!
Nun denn wohlan! gestrebet und gerungen!
Der Weg ist frei, hab' ich ihn erst gebahnt!

Doch sieh, der Nebel ist zu Thal gesunken;
Gutnacht ihr Berge denn; du Wald, Gutnacht!
Schon längst verglomm der Sonne letzter Funken,
Doch mir ist eine neue aufgewacht!
Lenk' heimwärts denn den Kahn, laß zürnend schäumen
Die Welle, die gestört aus ihrer Ruh!
Auch mich verlangt nach ihr, — in süßen Träumen
Schweb' ich dem Bilde meiner Zukunft zu!

---

3. Abendgedanken.

So sitz' ich hier in feierlichem Schweigen,
Und wie mich rings das junge Grün umrauscht,
Wie in dem Walde, in den dunklen Eichen
Der West mit Blättern süße Worte tauscht,
So thaut auf mich aus abendrothen Zweigen
Manch' süß' Gefühl hernieder unbelauscht;
Und in des Busens unerschöpften Tiefen
Erwachen Bilder, die schon lange schliefen.

Der Wald beginnt stets dunkler sich zu färben,
Ehrwürdig Grau'n in seinem Dämmerschein;
Der Sonne Gold in flammendem Ersterben
Wirft eben jetzt den letzten Strahl hinein;
Die Blumen, die um stolzen Glanz nicht werben,
Erblühen nun in duftend zartem Sein,
Und der Natur holdselig stilles Walten
Giebt meinem Fühlen festere Gestalten.

Und über mir in unermess'nem Bogen
Spannt sich des Himmels weite Decke aus,
Nicht von azurner Bläue mehr bezogen,
Ein nächtig blasses silberfarbnes Haus,
Und auf der Sehnsucht bebend süßen Wogen
Irrt fernhin feucht der stumme Blick hinaus;
Die volle Brust, von manchem Schmerz gehoben,
Dehnt frei sich aus und hebt sich leis nach Oben.

So denk' ich Dein beim Nachtigallen-Tönen,
Das hell aus nächt'gem Haine sich ergießt,
Du holdes Bild, das mein Gefühl und Sehnen,
Das meiner Liebe Lust und Leid umschließt!
In jedem Klange muß ich Dein erwähnen,
Der mir als Lied von frischer Lippe fließt;
Und sollt ich nicht? da Du in meinem Herzen
Den Quell erweckt von all' den süßen Schmerzen!

Du warst es, die seit frühen Jugendstunden
In meiner Brust als Traumgebild gelebt,
Du hast um mich, seitdem ich Dich gefunden,
Stets dauernder das Liebesnetz gewebt;
Und ach — wie ist so schnell die Zeit entschwunden,
Da ich in Wonne Deinem Blick gelebt, —
Doch meine Liebe kann ja nimmer sterben;
Nein, eher wird die Sonne sich verfärben!

Ja, süß ist's lieben, süß ist's liebend leiden,
Des reinen Sinnes redlich sich bewußt;
Und nimmer brauch' ich dies Gefühl zu meiden,
Das mir hervordringt aus der tiefsten Brust.
Mag auch das Schicksal Böses mir bereiten,
Ich heg' in mir doch eine stille Lust,
Und fröhlich will ich auf zum Himmel schauen,
So lang Ein Stern mir noch erweckt Vertrauen.

Von Lust und Schmerzen, Wehmuth und Verlangen
O süße Qual, die meine Brust umhegt!
Wenn Jetzt und Zukunft und was längst vergangen
Als Ein Gefühl das heiße Blut bewegt.

Ja, süße Qual! denn stets vom Schmerz umfangen
War ich auch stets von mancher Lust erregt!
Kein Dunkel giebt's, das so den Himmel blende,
Daß er nicht Einen Strahl herniedersende.

Wohl wohnt noch mancher Wunsch in meinem Herzen,
Den mein Gesang noch nicht zu Tag gebracht;
Doch heilen werden alle diese Schmerzen,
Wann die Erfüllung glänzend einst erwacht.
Drum, fängt auch schon die Nacht sich an zu schwärzen,
In meiner Seele werd' es nimmer Nacht!
Stets will ich ringen, ohne zu ermüden:
Der Preis ist dem Beharrenden beschieden!

Aber nicht nur die irdische und menschliche, auch die ewige und göttliche Idealwelt begann den jugendlichen Geist zu beschäftigen; neben die Lust an der Dichtung trat fast gleichzeitig die Frage nach der Wahrheit. Seit dem Frühling 1842 bildet der religiöse Zweifel einen immer wiederkehrenden Bestandtheil der im Tagebuch niedergelegten Selbstbekenntnisse. Den äußeren Anlaß zu dieser Richtung der Gedanken hatte allerdings der ältere Bruder gegeben, der sich damals, auf der ersten Stufe theologischer Entwickelung, auch in der gewöhnlichen Verstandeskritik der Kirchenlehre befand und als Feriengast Abends am Tische mit dem Vater regelmäßig in dogmatische Erörterung gerieth. Indeß diese Gespräche hätten auf einen anders angelegten Zuhörer kaum einen großen Eindruck gemacht und das brüderliche Verhältniß war ja auch zur Zeit so innig nicht, daß um deßwillen eine mächtige Ueberredung gewaltet hätte: wenn Franz die Axiome, die ich der überlieferten Kirchenlehre entgegenstellte, begierig aufgriff und innerlich bewegte, so geschah es, weil sich ihm in denselben die unerkannten Folgerungen offenbarten, die sich aus seiner eigenen Sinnesweise nothwendig ergaben. Das moralische Selbstgefühl, in dem er lebte und webte, mußte ihn denselben Weg führen, wie einst den Gegner des h. Augustinus, und so fand er denn bald, daß Gott im Grunde keinen Mittler brauche, um der gefallenen Welt zu verzeihen, daß wiederum seine Gnade uns nichts nützen könne ohne den eigenen Willen der Besserung, daß die kirchliche Genugthuungs- und Versöhnungslehre sich mit der Idee eines gerechten Gottes nicht vereinigen lasse u. s. w. Zweifel derart haben an sich nichts Eigenthümliches und Bedeutsames; es bringt sie jeder einmal hervor, dem die christlichen Lehren durch Ueberlieferung zum Stoffe des Denkens

geworden sind, ohne noch erfahrungsmäßig von Herz und Willen angezeigt zu sein; es kommt nur darauf an, wie ernstlich es jemand mit diesen Zweifeln nimmt. Die meisten werfen das Ueberlieferte leicht über Bord und beruhigen sich dann bei der nun eintretenden, mit ein paar Gemeinplätzen dürftig ausgefüllten Leere; daß bei Franz weder dies noch jenes der Fall war, gab der Sache erst eine tiefere und für sein Leben entscheidende Bedeutung. Nicht ohne Schmerz trug er die alten, doch nur äußerlich angeeigneten Ueberzeugungen zu Grabe; aber die Wahrheit erschien ihm jedes Preises werth, und weit entfernt dieselbe im Zweifel gefunden zu wähnen, findet er in demselben nur den Stachel, sie, und sei's bis in die Ewigkeit hinein, zu suchen. „So lange mein orthodoxer Glaube unerschüttert stand," heißt es im Tagebuch, „war ich heiter in diesem Gebiet und ohne Kummer darüber. Nun ist ein gewaltiger Aufruhr in mir erregt. Doch wie dem auch sei, — der Geist kennt keine Bande; nachgestrebt der Wahrheit nach bester Erkenntniß, nachgejagt dem unschätzbaren Gute, nach dem das ahnungsvolle Herz seit der ersten Entwickelung seiner Kräfte verlangt! . . Ich glaube, daß Poesie und Wissenschaft auch in jener Welt ihre Fortsetzung finden, denn des Menschen höchste Glückseligkeit ruht nur in der höchsten Erkenntniß."

Daß ein Kaufmannslehrling, der so dachte und redete, an seinem Stande keine Lust und Befriedigung finden konnte, begreift sich leicht. Ohnedies hatte er zu demselben nie eine wahrhafte Zuneigung gehabt, und ich wüßte auch nicht, woher eine solche hätte kommen sollen bei einem Menschen, der für's Erwerben als solches keinen Sinn besaß. Vielleicht ist keine große Handelsstadt weniger geeignet, von der socialen Großartigkeit des Handels und seiner Macht Persönlichkeiten zu bilden eine Vorstellung zu geben, als gerade Frankfurt, wo das pure Geldgeschäft so sehr überwiegt und die gewöhnliche kaufmännische Bildung in der That einseitig und beschränkt ist. „Die Poesie," heißt es bei einem Rückblick im Tagebuch, „die nach göttlicher Fügung inmitten der Sandwüste meines Seins in mir erwachte, stellte mir zuerst meinen Stand in seiner Jämmerlichkeit dar. Ich fragte mich, was denn mein Lebenszweck sein werde, wenn ich als Kaufmann lebte, und sah, wie das ganze Gewerbe auf das leidige Geld gestellt sei. Diese kleinliche Vortheilsucht, diese erbärmliche Ameisenwelt — das ward mir klar, könne mich nicht glücklich machen. Wohl hatte ich es früher gemeint und mein Glück da gesucht; aber meine Lieder hatten mein Herz gehoben und veredelt." Was es aber glücklich machen könne, darüber

war dies Herz nicht mehr im Zweifel. „Eine unendliche Sehnsucht nach Wissenschaft," heißt es wieder, „ist in mir erwacht. Meine Religionszweifel sind quälend, es fehlt mir ein fester Ausgangspunkt, — wissenschaftliches Studium" . . . „Was gäbe ich nicht darum, früheren Rathschlägen zufolge mich ihm zugewendet zu haben! Nicht das Studentengepränge, nicht das freie ungebundene Leben ist's, was mich anzieht, sondern der Durst nach Ausbildung und Kenntniß, der Durst nach Wahrheit." Wären diese Stimmungen minder ernst, wären sie nicht aus der innersten Tiefe der Seele geboren gewesen, als Ankündigungen einer gottgegebenen und darum unausweichlichen Nothwendigkeit, sie hätten freilich an der mächtigen Ungunst der Verhältnisse sich brechen und in wehmüthiges Verzichtleisten sich auflösen müssen: daß sie das nicht thaten, daß sie sich am Widerstand, den sie fanden, nur immer kräftiger sammelten und immer höher steigerten, bis sie endlich den Damm siegreich durchbrachen, daß war die schmerzliche aber unerläßliche Probe ihrer Berechtigung.

Wenn sich bei Franz alsbald nach jenem Umschwung seiner ganzen Lebensbetrachtung der Gedanke festsetzte, daß er den Kaufmannsstand loswerden wolle und müsse, so war ihm dabei keineswegs verborgen, daß dazu so gut wie gar keine Aussicht vorhanden sei. Das Gymnasium lag zwei Jahre hinter ihm, und diese zwei Jahre waren in Wirklichkeit durch das Vergessen des Frühergelernten verdoppelt. Auf dem Comptoir war er contractlich vier Jahre gebunden; auch bei entschiedener Geneigtheit wäre es für den Vater keine Kleinigkeit gewesen diese Verpflichtung zu lösen. Aber woher sollte auch nur diese Geneigtheit kommen? Der Vater sah nun schon die Zeit ab, wo Franz für sich selbst würde sorgen können, und sollte er nun wieder von vorne anfangen Opfer für ihn zu bringen? Und woher diese Opfer auch nur nehmen, da weder Vermögen noch sonstiger Ueberfluß da war, während das Studium des ältesten Sohnes trotz mancher Stipendien beträchtliche Zuschüsse erheischte? Aber was das Schlimmste war, Franz hatte das Studium selbst verworfen und den Kaufmannsstand gewählt; in einer abermaligen Umkehr des Sinnes konnte der Vater nichts Anderes als einen Unbestand erblicken, dem jede andauernde Bemühung leid werde und der darum, wenn ihm auch willfahrt würde, doch keinen Erfolg verspreche, sondern ein übeles Ende befürchten lasse. Das Alles sagte Franz sich so klar, als ein Anderer es ihm hätte sagen können, und daß er sich's sagen mußte, lag schwer genug Tag für Tag auf seiner Seele; dem gegenüber

war's in der That eine Zuversicht von Gott, an der er sich immer wieder ohne äußere Veranlassung aufrichtete, sein Schicksal müsse und werde sich wenden. Neben vielen Stellen seines Tagebuchs spricht ein kleines liebliches Gedicht dieselbe in bestimmter Weise aus:

Es ist die Zukunft mir wie schwarze Nacht
Doch milde Sterne glänzen sanft darein
Und wandeln sie zu wunderbarer Pracht.

Es strahlt der Mond mir — blaß, doch hell und rein:
Die stille Hoffnung, die von innen quillt,
Den Pfad beleuchtend mir mit holdem Schein.

Und decket Zagen dann das klare Bild,
Wie Wolkennacht das stille Mondenlicht —
Es steht doch fest und leuchtet dennoch mild;
Wird es auch dunkel, — schwinden kann es nicht!

Inzwischen konnte er nicht einmal den geringsten Versuch anstellen, auf eine Wendung seines Schicksals hinzuwirken. Solch ein Versuch konnte nur beim Vater gemacht werden und mit dem stand Franz zur Zeit keineswegs in einem solchen Verhältnisse des Vertrauens, um auch nur eine Aeußerung seiner Wünsche zu wagen. War der Vater durch seine schweren Erlebnisse gegen früher nur verschlossener geworden, so war es der Sohn nicht minder; seine Charakteranlage war der des Vaters überhaupt auffallend ähnlich, verhielt sich aber eben deßwegen, wie es ja die Regel ist, von Haus aus unverträglich zu ihr. Es kam hinzu, daß schon die Verschiedenheit des Lebensalters auch eine große Verschiedenheit der Lebensansichten mit sich brachte: der Sohn, der sich seines eigenen ernsten Nachdenkens und Bestrebens bewußt war, fühlte sich seiner Anschauungen zu gewiß, um nicht mit dem Vater in manchem inneren Widerspruch zu stehen und dieser Widerspruch brach nach seiner Eigenheit oft auch unbedachtsam hervor. Sein stolzes und reizbares Selbstgefühl sträubte sich gegen die Verweise und Strafen, denen er zuweilen nicht entgehen konnte, und durch manche vielleicht nicht ganz verdiente Demüthigung wurde der innere Widerstand eines kraftvollen trotzigen Gemüthes nur gesteigert und in demselben eine schonungslose Kritik der Handlungsweise des Vaters aufgerufen. Im Leben jedes heranreifenden verständigen Kindes kommt ja der Zeitpunkt, da es wahrnimmt, auch seine Eltern seien nicht in allen Stücken vollkommen, sondern mit manchen Fehlern behaftet: aber die dankbare Liebe, in

Verbindung mit demüthiger Selbsterkenntniß, soll diese Entdeckung immer wieder vor den eigenen Augen verhüllen. Ein solches demüthig liebreiches Verhüllen fand eben hier bei dem überhaupt nicht ohne selbstgerechte Härte, wenn auch mit sittlichem Pathos urtheilenden Sohne nicht statt; einseitige und unreife Anmerkungen über dies und jenes Thun und Lassen des Vaters, die Franz ihm späterhin, nachdem ihm im Lichte des Evangeliums seine ganze damalige Stellung zum Vater zur Sünde geworden war, innerlich und ausdrücklich von Herzen abbat, wurden nicht nur in Gedanken gemacht, sondern auch in gewohnter Freiheit und Herbheit des Ausdrucks dem Tagebuch anvertraut.

So leuchtete von dieser einzig möglichen Seite gar kein Hoffnungsstrahl, und es sollte noch dunkler werden. Man war bis dahin auf dem Comptoir mit Franz wohlzufrieden gewesen. Bei seinem hellen Geiste war es ihm ein Leichtes, auch ohne großen inneren Antheil den nach und nach sich steigernden Anforderungen zu genügen. Nun aber, da die Gedrücktheit der Stimmung, der Widerwille gegen das Comptoir und die sehnsüchtige Träumerei über Gegenwart und Zukunft von Tag zu Tag überhand nahm, mußte der herkömmliche Fleiß nachlassen und die alte Trägheit schien wiedergekehrt. In einer Heiterkeit der Verzweiflung würzte sich der Geplagte sein langweiliges Tagewerk durch häufige Witze, die seine Mitarbeiter zu beständigem Lachen reizten, aber weder seiner noch ihrer Arbeit förderlich waren. Die Folge war, daß der alte ernsthafte Buchhalter ihn beim Principal verklagte; dieser ließ den Lehrling zu sich rufen und hielt ihm unter vier Augen eine scharfe Strafpredigt. Was konnte der Unglückliche thun, als mit Thränen in den Augen und dem gequältesten Herzen von der Welt größeren Fleiß und Ernst versprechen. Dies Versprechen hielt er auch treulich, und bald war die alte Gunst wieder erworben; aber die innere Noth war von nun an größer als zuvor und die Ketten, die ihn an das verhaßte Joch fesselten, schlossen enger und fester. Lebenslust und Lebensmuth schwand dahin und tiefe dunkele Schwermuth lagerte sich über das junge Herz. „Ich habe zu dem eklen Leben meines Standes keine Kraft mehr," heißt es unter vielen ähnlichen Aeußerungen im Tagebuch, „nimm mich hin, du wildes Feuer, du verzehrender Gram — oder befreie mich!"

Die unverkennbare und auffallende Veränderung, welche mit Franz vorgegangen war, mochte den Vater veranlassen, einmal das Tagebuch, an dem er ihn öfters eifrig schreiben sah, zur Hand zu

nehmen und durchzublättern. Auf keine ungünstigere Weise hätte der Stand der Dinge zu seiner Kenntniß gelangen können. Zunächst stieß er hier auf die letzten Comptoirereignisse, die ihn mit lebhaftem Verdruß erfüllen und ihn von vorn herein zu der Ueberzeugung führen mußten, es liege, wie einst der Unzufriedenheit mit dem Gymnasium, so jetzt der Unzufriedenheit mit dem Comptoir nichts Anderes zu Grunde als die alte Trägheit und Träumerei. Dem gegenüber war der Werth, den Franz auf seine Gedichte legte, das Liebesfeuer, das in mancher excentrischen Aeußerung aufloderte, der ausgesprochene Zweifel an so mancher Grundlehre des Christenthums und die ganze stolze, heftige Gemüthsart, die sich überall aussprach, ein schlechtes Gegengewicht, um den Vater von dem Vorhandensein eines wirklichen Berufes zur Wissenschaft, zumal der theologischen, zu überzeugen. Das Schlimmste aber war, daß er in diesem Tagebuch über sich und sein Thun und Lassen so manches schneidige Urtheil fand, welches jedesmal aus der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks geboren das Verhältniß des Kindes zum Vater viel böser erscheinen ließ, als es im Grunde war; — das Schlimmste darum, weil es den tiefgekränkten Vater abhielt, die Lebensfrage des Sohnes in ernstem freundlichen Eingehen mit diesem zu besprechen. Nur bei einer zufälligen und schon an sich peinlichen Gelegenheit verrieth diesem eines Abends ein hingeworfenes herbes Wort, daß der Vater Alles wisse und zugleich wie er über Alles denke. Franz war wie vom Donner gerührt; ohne ein Wort zu sagen ging er hinaus in seine Schlafkammer; wie er aber im Dunkeln zu Bette lag, brach ein krampfhaftes Schluchzen los; mit ausgestreckten Armen rief er die Geister seiner verstorbenen Geschwister an, ihn zu sich zu nehmen, und bat Gott mit heißen Thränen, ihn sterben oder es mit ihm anders werden zu lassen.

Nicht lange nach diesem Vorfall, in den Herbstferien 1842, kam ich nach Hause. Wir empfingen uns mit größerer Herzlichkeit als früher, denn schon hatte Franzens Angelegenheit einen Austausch zwischen uns veranlaßt und von meiner Seite Theilnahme, von seiner Vertrauen hervorgerufen. Der Vater hatte in seinen Briefen schon vor Monaten über die geringe Lust, die Franz an seinem Berufe zeige, geklagt; darüber hatte sich zuerst ein ordentlicher Briefwechsel zwischen uns beiden gebildet. Auf die Ermahnungen, die ich ihm schrieb, hatte Franz mit einem lebhaften und leidenschaftlichen Bekenntniß seines Widerwillens gegen den Kaufmannsstand und seiner Sehnsucht nach Wissenschaft, insonderheit nach dem theologischen Stu-

dium geantwortet. Ich hatte mir diese Stimmung aus dem idealistischen Hang seines Lebensalters erklärt und ihr nicht mehr als den Werth einer Stimmung beigemessen; dazu waren mir die unübersteiglich scheinenden Hindernisse, die Franzens Wünschen entgegenstanden, bekannt genug. Nun wurde die briefliche Verhandlung mündlich fortgesetzt. Ich hob hervor, daß er am wissenschaftlichen Beruf nur die anziehende, am Kaufmannsstande nur die ihm vielleicht zufällig nahegetretene Schattenseite in Anschlag bringe; kein Stand sei in dem Ganzen der menschlichen Gesellschaft ohne sittliche Bedeutung, keiner schließe den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne aus. Auch der Kaufmann könne nicht nur seinen eigenen Geist bilden, sondern auch, und oft großartiger als sonst wer, das Gute und Schöne in der Welt fördern. Er möge die Zeit der Vorbereitung auf seinen Beruf nicht in Träumereien vergeuden, sondern das einmal erwählte und praktisch allein mögliche Ziel fest und eifrig in's Auge fassen. Franz dagegen berief sich auf meine eignen früheren Rathschläge und Warnungen. Jeder Beruf möge seine Licht- und Schattenseiten haben, aber der wissenschaftliche fördere als solcher die Entwickelung des Geistes, während der kaufmännische nur eine oberflächliche Halbbildung zulasse; jener gehe an sich auf das höchste Gut, die Erkenntniß, dieser sei und bleibe auf Gelderwerb gestellt. Als er Kaufmann geworden, sei er noch unfähig gewesen über sich selbst richtig zu entscheiden, nun aber sei ein Trieb geistiger Selbstthätigkeit in ihm erwacht, der im Kaufmannsstande keine Befriedigung finden könne, und er müsse hoffen, daß die Vorsehung ihn aus demselben erlöse, denn er sei ihm unerträglich. Meine formell überlegene, freundlich eingehende und doch entschieden ablehnende Zurede machte doch einigen Eindruck; ich hatte das von allen Seiten verlassene Selbstvertrauen des armen Knaben erschüttert und er machte darauf hin einen aufrichtigen Versuch, seinen Wünschen und Lebenshoffnungen zu entsagen. Gleichwohl hatte Franz mir innerlich mehr abgewonnen als ich ihm; es handelte sich hier ja nicht um die allgemeinen Vorzüge zweier Lebensberufe, sondern um den inneren Beruf, der zu dem einen und nicht zu dem andern vorhanden war, und ich konnte mich je länger je weniger der Ueberzeugung entschlagen, daß dieser persönliche Beruf zur Wissenschaft da sei. Franz las mir einige von seinen Gedichten vor: ich konnte ihnen das Gepräge geistiger Begabung nicht absprechen. „Ich würde," hatte er mir geschrieben, „jedenfalls Theologie studieren, um mich endlich aus jener Nacht des Irrens herauszureißen und mir einen festen Kern

zu erkämpfen, darauf man fußen mag in allen Nöthen;" es war mir nicht möglich, einem solchen Wahrheitsdrang gegenüber mich auf die Dauer verneinend zu halten. Ich nahm auf einem einsamen Spaziergange Gelegenheit, gegen den Vater Franzens Fürsprecher zu machen; der Vater hatte inzwischen erfahren, daß seines Sohnes guter Name auf dem Comptoir wieder hergestellt sei und war ihm deßhalb schon seither wieder freundlicher begegnet. So fand ich ihn auch jetzt nicht ganz unzugänglich; seine Lehrzeit müsse Franz aushalten, antwortete er; dann werde man sehen, ob er noch studieren wolle und könne.

So war ich im Stande, dem Hoffnungslosen wenigstens einen Lichtstrahl zu zeigen. Ich rieth ihm in Gegenwart des Vaters und unter dessen stillschweigender Billigung, in seinen Nebenstunden die lateinischen und griechischen Bücher wieder vorzunehmen, steckte ihm ein ziemlich hohes Ziel, das er binnen eines Jahres, wann ich von Berlin wiederkäme, erreicht haben könne und setzte einen Preis darauf, um den wir wetten wollten, ob er seinen Vorsatz durchführe. Unter vier Augen fügte ich hinzu, daß, wenn er auf diese Weise die noch übrigen Jahre seiner Lehrzeit tüchtig benutze, der Vater nicht abgeneigt sei, ihm dann noch zum Studieren zu verhelfen. Das war am 18. October 1842, und dieser Tag legte wenigstens den ersten Grund zu dem innigen, mehr als brüderlichen Verhältniß, welches sich in vollem Gegensatz zu unserer früheren Unverträglichkeit zwischen uns entwickeln sollte; obwohl mein Verdienst um Franz äußerlich und innerlich ein geringes war, so hing er mir doch von da an mit großer dankbarer Liebe an. Denselben Nachmittag ward einmal wieder mit Vater, Mutter und Schwester spazieren gegangen und zwar nach Rödelheim in den schönen Brentano'schen Garten, und hier zwischen den phantastischen Gebüschen und rauschenden Wassern feierte Franz still in sich die aufgegangene Hoffnung der Befreiung; es war nach langem bangem Bann des Winters der erste helle Frühlingstag in der Seele.

Nicht lange danach entdeckte er zu seinem Troste unter den Lehrlingen des Comptoirs, denen er sonst so fern stand, einen Gesinnungsgenossen, den gleichfalls ein nachträglich erwachter wissenschaftlicher Trieb — freilich auf ungleich leichter gebahnten Wegen — dem Kaufmannsstande zu entführen im Begriff stand. An diesen Freund, den leider hernach als Studenten der Medicin ein früher Tod hinwegnahm, richtete er in jenen gemeinsamen Leidens- und Hoffnungstagen den nachstehenden Erguß:

In jener goldnen Zeit, wo Leben Spiel,
Und Spiel das Leben ist und Freude viel,
Da auch um meine Stirn in frischem Glanz
Zog mancher schöne Traum als bunter Kranz
Und jubelnd sah ich kindische Gedanken
Als märchenhafte Hülle mich umranken.

Die Zeit ward anders, — so mein Zukunftstraum;
Verändert stets faßt er auf's Neue Raum;
Durch öde Grabgewölbe ging mein Schritt
Und neben mir des Schicksals eh'rner Tritt.
Mein Geist, der freiheitsmuth'ge, lag in Fesseln;
Ich säte Rosen, — ach, es wuchsen Nesseln!

Da endlich tagte eine Sonne mir,
Dieselbe, welche jüngst erschienen Dir;
Sie stieg am Horizonte hell und klar,
Die jüngst in Träumen kaum noch unser war;
Sie stieg, — doch nicht in frühlingsfrischen Auen;
Der Morgen mußte über'm Meere thauen!

Ja über'm Meer! ernst wallt in heil'ger Gluth
Das Leben nun: hoch oben Sonnengluth;
Die Brandung rauscht! Laut pocht das Herz und warm!
Es gilt zu ringen, frisch, mit starkem Arm!
Vielleicht schon bald thürmt sich zu Sturmeswogen
Die Welle auf, die leise sonst gezogen.

Doch nur getrost! uns trägt der gleiche Sinn,
Der Geist des Friedens durch die Wasser hin;
Die reine Flamme hoher Thatenlust
Löscht nicht der Schaum, der uns benetzt die Brust,
Und wenn die Lebenswogen brausend wallen,
So sollen heller meine Lieder schallen!

Aber noch war's kein Sonnenaufgang, was ihm erschienen war, sondern nur erst ein schwacher ferner Hoffnungsstrahl war durch's Nachtgewölk gebrochen, und mehr als einmal schien auch der wieder verschwinden zu wollen. Ich konnte Franz vor meiner Abreise nur eben eine allgemeine Anweisung zur Betreibung seiner Studien geben; abgesehen von einiger brieflichen Berathung mußte er zusehen, wie er für sich durchkam. So lange nur Vergessenes wieder anzueignen war, mochte das angehn; auch waren die Ansprüche des Comptoirs gemäßigt genug, um eine ziemliche Muße übrig zu lassen. Franz ging nicht nur mit frischem Muth, sondern zugleich mit einer unerwarteten Spann-

kraft und Nachhaltigkeit an's Werk. Er arbeitete Morgens bei Licht vor'm Frühstück; Mittags zwischen zwölf und zwei gönnte er sich kaum die Zeit zum Essen; ebenso wurde Abends von sieben Uhr an, wo das Comptoir ihn frei gab, studiert, so lang' ihm Licht zu Gebote stand; Erholung, Umgang, Dichten war nur noch am Sonntag erlaubt. Es war eine schwere Probe auf den thatkräftigen Ernst seines Strebens, die er dergestalt bestehen mußte, aber nur so konnte er den Vater nach und nach überzeugen, daß diesem Streben um jeden Preis freie Bahn geschafft werden müsse. Von Aufmunterung war dabei keine Rede; im Gegentheil, der Vater, dem das Zweifelhafte, Bedenkliche, Schwierige des Unternehmens immer wieder auf's Herz fiel, ließ ihn gerade nur gewähren und verhehlte den Wunsch gar nicht, daß er von seinen Ideen zurückkommen und Zeit und Kraft lieber auf die zum Kaufmannsstande erforderlichen neueren Sprachen verwenden möchte. Unter diesen Umständen war eine körperliche und geistige Anspannung erforderlich, die ohne Schaden und Rückschlag auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden konnte. Franz ließ von seinen Studien nach wie vor keine Minute abgehn, aber er kam bald zu dem bestimmten Gefühl, daß er daneben die ihm längst verleideten Comptoirarbeiten keine zwei Jahre, überhaupt nicht lange mehr aushalten werde. Leibliche Ermattung trat ein und rief geistige Niedergeschlagenheit hervor; Briefe und Tagebuch waren von den trostlosesten Aeußerungen erfüllt. „Das Leben auf dem Comptoir," heißt es: „zehrt an meinem Mark und ich fühle, so kann's nicht bleiben; kein halbes Jahr kann's so mehr bleiben, oder ich gehe zu Grunde. Die Hoffnung loszukommen ist das Einzige, was meine Kräfte aufrecht erhält." Aber nie ist von einem Zurückschauen, nachdem die Hand einmal an den Pflug gelegt worden, die Rede: „es ist die Natur meines innersten Seins, die sich nicht abhalten und einschnüren läßt, eine unaufhaltsame Nothwendigkeit, — die Welle, die das Widerstrebende mitreißt, oder sich daran bricht. In jedem Falle muß ich durchdringen, es ist mir nothwendig, wenn ich leben soll." In dieser tiefsten inneren Noth hielt ihn nur die sich wunderbarerweise immer steigernde Zuversicht aufrecht, daß Gott seinem Schicksal demnächst eine rettende Wendung geben werde; aber leidenschaftlich und eigenwillig, wie das kämpfende Herz dazumal war, konnte es seine Noth nicht in unbedingtem Vertrauen ihm in die Hände befehlen, sondern glaubte dem Allmächtigen das Mittel der Hülfe selbst an die Hand geben zu müssen. Ein hübsches Geldgeschenk, das er nach der Sitte

des Handlungshauses auf Neujahr erhielt, wurde der Anlaß einer, dem Lehrling eines Banquiergeschäfts allerdings näher als einem Andern liegenden Hoffnung; er kaufte sich ein Loos einer Prämienanleihe, deren Ziehung in den Februar fiel, und hegte in der gewaltsamen Spannung, in der sich sein ganzes Wesen befand, die feste Zuversicht, Gott werde ihn damit eine solche Summe gewinnen lassen, daß er davon studieren könne. Natürlich schlug diese selbsterwählte, nur für die äußerste Rathlosigkeit Zeugniß ablegende Hoffnung fehl, und der erste, zwar bald männlich überwundene Eindruck dieses Fehlschlagens war der Höhepunkt seiner Versuchung, es war ein verzweiflungsvoller. „O ich bin namenlos unglücklich," heißt es an diesem Tage im Tagebuch; „Gott, Gott, laß mich nicht an deiner Vorsehung verzweifeln. Wenn es dein Wille ist, mich hinsterben zu lassen, so thue es bald."

Aber auch hier hieß es: „doch wenn du wirst zu hoch beschweret, hat Er, dein Fürst, dich schon erhöret; gieb dich zufrieden." Gerade als dieser erträumte Rettungsweg sich als Trugbild erwies, war der wirkliche, einfache schon gebahnt. Durch Franzens Briefe geängstigt, war ich in den Vater gedrungen ihn vom Comptoir wegzunehmen, und hatte zunächst auf eine offene und herzliche Besprechung der Sache zwischen beiden hingewirkt. Zu einer solchen gab der Vater auf einem Spaziergang Gelegenheit, und die Wärme, mit der Franz den unabweisbaren Drang seines Geistes darzustellen wußte, blieb nicht ohne Eindruck. Aber die nächsten und ferneren Schwierigkeiten der Sache waren so groß, daß noch ein weiterer warmer Fürsprecher derselben hinzukommen mußte, um sie zur Entscheidung zu bringen. Der Vater traf mit jenem väterlichen Freunde Franzens, dem Vater seines Freundes Julius, in denselben Tagen zusammen und machte ihn mit der Sachlage bekannt; da äußerte dieser mit Wärme das große Zutrauen, das er zu Franz hege, erbot sich das Vorhaben desselben mit Rath und That zu fördern, und so kam endlich der entscheidende Beschluß zu Stande, den der Vater allerdings, ohne unbesonnen und leichtsinnig zu handeln, kaum rascher hätte fassen können. Die Rechtfertigung desselben vor fremden Augen konnte auch jetzt noch nur von der Zukunft erwartet werden, und so war der Gang, der zu Franzens Principal gethan werden mußte, um ihn zum Freigeben seines Lehrlings zu bewegen, kein leichter. Der freundliche Herr rühmte die Fähigkeiten und Leistungen desselben, die ihm eine günstige Zukunft verbürgten, rieth von der oft wenig

beneidenswerthen Gelehrtenlaufbahn ab und behielt sich vor mit Franz über die Sache zu sprechen.

Bald danach, am 3. Juni 1843, hatte diese wichtige Unterredung statt. Mit aufrichtigem Wohlwollen hielt der Principal seinem Lehrling nochmals die günstigen Aussichten vor, die er unter seiner Beihülfe vor Augen habe, und stellte ihnen die Bedenken der Gelehrtenlaufbahn gegenüber. Da Franz das Alles reiflich erwogen zu haben versicherte, fuhr er fort, daß allerdings unter den Wissenschaften die theologische insofern die räthlichste sei, als sie ihm Gelegenheit geben werde, sich bald wenigstens als Lehrer fortzuhelfen; nur scheine ihm hier an Franz etwas Wesentliches zu fehlen, nämlich der Geist der Kindlichkeit und Liebe; sein Charakter sei zu schroff und verschlossen. Franz fühlte das Treffende dieser Bemerkung und antwortete, daß er diesen Mangel wohl empfinde, aber den ernsten Willen habe ihm abzuhelfen. Als aber der wohlwollende Herr ihm nun die ganze Sache zu nochmaliger reiflicher Ueberlegung anheimgeben wollte, erkannte Franz, die Stunde der Entscheidung sei da und dürfe nicht ungenützt verrinnen; die Hand auf dem Herzen und in großer Bewegung erwiderte er: „Ueberlegt, Herr N. . . ist meine Sache. Es sind mir so viele Hindernisse in den Weg gelegt worden; mein Vater hat mir alle möglichen Vorstellungen gemacht, mein Bruder hat das Nämliche für seine Pflicht gehalten und ich selbst habe in Anbetracht der Schwierigkeiten, die mir entgegenstehen, redlich wider meinen eignen Wunsch gekämpft. Es war umsonst; die Liebe zur Wissenschaft ließ sich nicht zurückdrängen. Und Sie können gewiß sein, daß ich mich auch in meinem neuen Beruf bemühen werde, ein tüchtiger Mensch zu werden und Ihnen Ehre zu machen.“ Worauf der treffliche Mann in unveränderter Freundlichkeit antwortete, wenn sein Entschluß feststehe, so müsse ihm auch seine Zeit kostbar sein, und mit ihm überlegte, wie die Arbeiten auf dem Comptoir zu vertheilen seien, um ihn so bald als möglich freigeben zu können. Unter den Comptoiristen erregte die Sache viel Fragens und Kopfschüttelns. An das Getäfel bei seinem Pulte hatte der hier so wenig heimische Lehrling umlängst den Vers des in der Verbannung im Barbarenlande lebenden Ovid gekritzelt:

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli

(Hier bin ich Barbare dem Volk, denn keiner versteht mich); wenn ihn nun seine Mitarbeiter fragten, was das heiße, so hatte er sie zum Besten und übersetzte ihnen bald diesen bald jenen erfundenen

Unsinn. Am 11. Juli fand der durchaus freundliche Abschied vom Comptoir statt; der Principal entließ ihn nicht ohne das ansehnliche Geschenk, das bei vollendeter Lehrzeit Sitte war, und wenn später der Student, der Vicar, der junge Pfarrer die alte Stätte seiner Leiden regelmäßig wiederbesuchte, nahm sein alter Lehrherr unverhohlen an der ehrenvollen und segensreichen Entwickelung seiner Geschicke den herzlichsten Antheil.

Man kann sich denken, daß es dem erlösten Gefangenen zu Muthe war wie einem Träumenden. Die Spuren des verzweifelten Kampfes in Antlitz und Gemüth sind ihm lange nachgegangen, aber auch der Segen desselben, die gestählte Willenskraft, die jede Lebensaufgabe beherzt anfaßte und ohne Mattwerden durchführte, ist ihm zeitlebens nachgefolgt. Er hatte dieselbe sogleich hochnöthig, denn nun galt es sich der neuen Freiheit würdig zu zeigen und das Geschehene durch den Erfolg zu rechtfertigen; bis dahin blieb seine Lage eine mehr oder weniger peinliche und gedrückte. Durchdrungen von der Größe seiner Aufgabe und Verantwortung gönnte er sich auch jetzt kaum einmal eine freie Stunde; an dem hübschen, zeitlebens in Ehren gehaltenen Stehpulte, das ihm der aufmunternde Vater seines Freundes mit eigner Hand zum Geschenk gefertigt, stand er von früh bis spät über seinen Büchern; daneben suchte er auch die heranwachsende Schwester in ihrem Lernen zu fördern und zu überwachen. Als ich im Herbst 1843 von Berlin nach Hause kam, um für ein viertes Studienjahr nach Bonn zurückzukehren, wurde der Rath gefaßt, daß Franz auf einen Wiedereintritt in's Gymnasium, womöglich in die Prima, hinarbeiten solle, um nicht ohne regelmäßige Entlassung zur Universität zu gehen; zugleich wurde ein Privatlehrer, ein etwas einsilbiger aber gediegener Philologe ausfindig gemacht, der ihn zu diesem Ziele zu führen geeignet war. Dieser fand bald, daß sein Schüler in seinem einjährigen ohne alle Anleitung und meist nur in Nebenstunden betriebenen Lernen sich die lateinische und ein gutes Theil der griechischen Grammatik so gründlich angeeignet hatte, daß er darauf nicht zurück zu kommen brauchte; griechische Syntax, lateinische Stilübungen, schwerere Autoren beider Sprachen wurden vorgenommen; daneben Mathematik mit einem Primaner, Geschichte und deutscher Aufsatz ohne Lehrer betrieben. Binnen eines Jahres sollte die Eintrittsprüfung für's Gymnasium bestanden werden.

Aber so angestrengt und unverwandt dies Ziel in's Auge gefaßt ward, Franz konnte daneben das freiere Geistesleben nicht verleugnen,

das ihn zur Dichtung und Religionswissenschaft hinzog; bildete dasselbe doch neben der strengen Arbeit fast seine einzige Erholung. Seine Poesie lebte nun, da er freier athmete, reichlicher wieder auf; ihr Pathos milderte sich, während Innigkeit und Anmuth der Empfindung und Darstellung zunahmen. Die Wechselbeziehung des Natur- und Gemüthslebens wird in mannigfaltiger und oft vollendeter Weise dargestellt; die in den „Haideröschen" mitgetheilten Lieder „Geflogen kam ein leises Wehen", und „Wie bist du still, mein Herz, geworden", und „Sonst schaut' ich wohl mit heißem Sehnen" gehören in diese Zeit. In den friedlicheren und fröhlicheren Ton klingt freilich immer auch der ernste hinein, das Gefühl, daß zwar der erste, aber keineswegs der letzte Kampf durchgekämpft sei und daß nach dem Durchdringen in der äußeren Welt ein schwereres Ringen in der inneren bevorstehe:

Nicht mehr vom Leben, das der Bedrängniß frei,
Ringt jetzt des Liedes goldener Ton sich los:
    Ein Lichtstrahl über schwarze Zacken
        Dämmert es auf in der wilden Seele.

Verklärt mir nun auch steigender Sonne Glanz
Den Thau der Thränen, welcher in langer Nacht
    Gefallen war und noch sich findet
        Unter den Blättern, die du geschaut hast,

So scheint der Himmel nimmer doch völlig klar;
Und hebt das Haupt sich gerne nach oben hin,
    So drängen Wolken um die Stirn sich,
        Dunkle, und Blitze von heißer Flamme!

Auch in seinem religiösen Sinnen und Verhalten ging allmählich ein bedeutsamer Umschwung vor. Bisher, in den Zeiten des Kampfes und der Gährung, war der strebende Geist vorzugsweise in's Weite geschweift und hatte an Gott und Welt kecke Fragen gerichtet; dieselben Briefe, deren verzweiflungsvolle Klagen mich geängstigt und zur eingreifenden Verwendung getrieben, hatten mir — oft vom Comptoirpult aus — die schwierigsten Probleme zur Beantwortung vorgelegt. Da sollte ich Auskunft geben über das Verhältniß der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade, über das vorweltliche Dasein des Sohnes Gottes, über die Tugenden der Heiden gegenüber der Lehre vom natürlichen Verderben, über das Zusammenstimmen der Gebets-

erhörung und der Weltregierung, und nicht nur das; auch die Gegensätze theistischer und pantheistischer Weltanschauung, die Fragen nach der Ewigkeit der Welt, nach dem Ursprung der Materie, des Menschengeschlechts, der Sünde und des Uebels beschäftigten den Siebzehnjährigen, ohne daß besondere äußere Anlässe ihn auf diese allerdings in der philosophischen Luft der Zeit liegenden Fragen geführt hätten. Ich gab Auskunft, so gut ich vermochte, aber selbst inzwischen an den schwindelnden Rand solch' eines theoretischen Interesses an Gott und Welt gelangt, hatte ich bereits für mich begonnen, von demselben an der Hand Schleiermacher's umzukehren zu einer praktischen Würdigung und Aneignung des Christenthums, und suchte nun auch, im Gegensatz zu früheren Einwirkungen, meinen Bruder auf diesen richtigeren Weg zu weisen. „Welchen Einfluß," schrieb ich ihm wohl einmal, „hat es auf dein Leben, ob die Welt ewig ist oder zeitlich, wenn nur dein Geist ewiger Natur und Bestimmung ist?"

Das nun war ihm freilich nie zweifelhaft geworden; es war vielmehr der innerste Sporn seines Sinnens und Trachtens. „Gott selbst," schreibt er einmal, „hat das Bedürfniß der Religion in den Menschen hineingelegt. In seiner einfachsten Gestaltung ist dasselbe die Anerkennung des höchsten Wesens und der daraus folgende Gehorsam gegen dasselbe. Von jener Zeit an, da Gott dem beginnenden, kindheitlichen Geschlechte gleichsam näher stand, ist unter vielfachen Verirrungen des selbständig ringenden Geistes diesem stets das Bedürfniß der Religion geblieben, entspringend — ob er sich's nun gestehen mochte oder nicht — aus dem tief eingeprägten Bewußtsein seiner Herkunft und seines Zieles. Das allgemein menschliche Streben, sich mit Gott in irgend einer Verbindung zu erhalten, zeigt an und für sich, daß der Mensch erschaffen sei, erschaffen von einem über ihm stehenden denkenden Wesen. Wie vielfältig nun auch philosophische Speculation unser Verhältniß zu Gott auffassen möge, immerhin wird es feststehn, daß nur das Gute und Reine auf dem Wege zur Gottheit besteht." Von diesem Punkte aus, wo sein Weg vor der Hand aufhörte, suchte ich ihn, freilich selbst noch im wissenschaftlichen Vorhof lebendigen Erfahrungsglaubens, nach Kräften zu dem eigenthümlich Christlichen weiterzuführen. „Glaube nicht," schrieb ich ihm, „mit allem Verkehrten, Unwürdigen und dir selbst Verhaßten fertig zu werden durch dich allein. Wir können die Sünde nicht überwinden ohne Hingabe an das große hochheilige Bild des Erlösers. Jeder Mensch trägt freilich den Keim der Gottesliebe in sich,

dessen Entfaltung seine Lebensaufgabe ist; aber die Sündhaftigkeit, angeboren und in jeder Thatsünde verstärkt, steht dieser Entfaltung so mächtig entgegen, daß, wie die Erfahrung zeigt, das bessere Streben aus dem Kampfe viel öfter besiegt, als siegend hervorgeht. Da tritt der Mensch in die Geschichte ein, in dem allein die Idee der Menschheit vollkommen verwirklicht ist, Christus in seiner immer gleichen, durch keine Sünde getrübten, stätigen, heiligen Gottesliebe. Dieser Mensch ist kein Mensch wie andere; in ihm als dem einzig reinen Gefäße wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig; er ist Gottes eingeborner Sohn, die persönliche Gottesoffenbarung. In der Gemeinschaft seines heiligen Lebens und Todes werden wir mit Gott versöhnt und gewinnen die Kraft, die Sünde zu überwältigen. Wer zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit durchgedrungen ist und lebendig empfindet, daß er sich selbst nicht zu helfen vermöge, der wird sich diesem Heiland in die Arme werfen und von ihm ein neues Leben zum Geschenke erhalten. Das suche in Gedanken, Gefühl und Gebet zu erleben, und wenn du's erlebt hast, dann erst wirst du's auch recht begreifen. Insonderheit laß dir die h. Schrift und das Gebet empfohlen sein, damit du die göttliche Kraft des Christenthums an dir erfahrest, ehe du in die Stürme und Verheerungen dieser zerrissenen, gottverworrenen Zeit hinausgehst. Die christliche Kirche steht in einem Kampfe auf Leben und Tod, eine streitende mehr denn je. Gott gebe, daß wir mit frischer Freudigkeit in die Reihen ihrer Vorkämpfer treten können und das Unsrige dazu beitragen, daß sie siegreich aus den schweren Kämpfen der Zeit hervorgehe und sich zu einer neuen, festen Gestalt herrlicher denn je verkläre!"

Solche auch noch mehr aus Sehnsucht nach christlicher Erfahrung als aus dem Besitz derselben hervorgegangene Verkündigung wurde, so starke Spuren unvollkommener wissenschaftlicher Vermittelung sie auch an sich trug, für Franz dennoch ein Leitstern. Zunächst hütete er sich freilich mit Recht vor einem unselbständigen Nachreden, vor einem begehrlichen Sichhineinträumen in den Glauben. „Möchte mir doch auch einmal die Befriedigung zu Theil werden," heißt es im Sommer 1843 im Tagebuch, „das Christenthum als die neue und wahre Geisteswelt aus dem Chaos der Gedanken in mir emporsteigen zu sehen! Doch darf dieser Wunsch keinen unrechtmäßigen Triumph über die Forschung erlangen." „Mit dem Begriff," schreibt er mir, „ist freilich nicht Alles ausgemacht; in gewissem Sinne gar nichts. Indeß, nothwendig ist er doch, zumal in unserer Zeit; wir wären

vielleicht glücklicher, wenn wir drei Jahrhunderte früher gelebt hätten, wo das Herz frischer und der Sinn kindlicher war. Hab' ich nicht oft schon selber die Doppelnatur meines Wesens beklagt, das schroff in Gemüth und Verstand sich theilt? Aber was man gerne nehmen mag, das muß man auch ruhig nehmen können." Hingewiesen auf das heilige Lebensbild Christi klagt er wohl, daß die zweifelnde Verstandeskritik ihn zu einer freudigen Anschauung desselben nicht kommen lasse; andererseits kann er doch versichern, Innigkeit in Dingen der Religion sei ihm keineswegs fremd; „manchmal ist es mir, als müsse ich freudig herausrufen, was mir von frischen herzlichen Gedanken, wie Glockenklänge in stiller Gegend, durch den Sinn zieht; aber das bleibt bei mir verschlossen, und ich meine, es müsse so sein." Die gnädige Wendung seines Geschickes, in der er die höhere Hand nicht verkannte, hatte überhaupt die herbe, trotzige Schaale seines Gemüthes zu erschließen begonnen, und er folgte aufrichtig und dankbar der fühlbaren Liebeshand, die ihn nun ernst und freundlich in sein Inneres hineinwies. Er begann wieder regelmäßig und herzlich zu beten und das Gefühl der Erhörung blieb nicht aus. „Bis jetzt," heißt es im Anfang 1844 im Tagebuch, „habe ich den Gegenbeweis, daß man sich aus eigener Kraft von der Sünde befreien könne, nicht geliefert; Manches, wogegen ich ankämpfe, ist mir auszurotten nicht gelungen." Und in einer Schilderung jener ersten Kampfes- und Entscheidungszeit seines Lebens, die gegen Ende des folgenden Jahres geschrieben ist, bekennt er: „Auch an mir hatte sich erwiesen, daß es mit der bloßen andächtigen Erregung des Gefühls in der Religion noch nicht gethan sei; denn solche Erregung des Gefühls kommt von außen, von Zeit zu Zeit, bei Gelegenheiten, und ist wie ein fremdes Gewächs in den Boden eines verwilderten Herzens gepflanzt; wahre Frömmigkeit aber muß, geweckt durch das unabweisbare Bedürfniß einer Versöhnung mit Gott, aus dem Mittelpunkte des Herzens entspringen und von da aus, wie das Blut den Körper, so den ganzen inneren Menschen in dauernder beständiger Wirkung durchdringen. . . . Bin ich auch noch weit entfernt, mit meiner Religion im Reinen und zu der seligen Kindschaft Gottes durchgedrungen zu sein, so bin ich doch gerade in Folge jener Jahre der Bedrängniß dahingelangt, mich dem göttlichen Erlöser, dessen himmlischer Ursprung sonst dem kalten Verstande nicht einleuchten wollte, lebendiger anzuschließen und habe gelernt, was ein herzlich Vertrauen zu Gott werth ist, der mehr liebt als alle irdische Liebe und treuere Freundschaft hält, als alle irdische

Freundschaft." Und so hatte denn der Kaufmann, der ausgegangen war, gute Perlen zu suchen, zwar die eine köstliche Perle noch nicht zu eigen gewonnen, sollte vielmehr die ganze Größe des Schrittes, der zwischen dem Finden und Erwerben derselben liegt, erst noch ermessen; aber er hatte wenigstens begonnen, in ihr den Inbegriff alles dessen zu entdecken, wonach er suchte.

Schnell war das letzte Jahr meiner Studien, das Jahr der Vorbereitung Franzens für's Gymnasium vorübergeflogen. Als ich mit der frohen Botschaft einer glücklich gelösten theologischen Preisaufgabe im August 1844 die Heimreise antrat, kamen mir die Meinigen bis Bingen entgegen, um dort einen frohen Tag mit mir zuzubringen. Franz, der seit Jahren solch' einen Tag nicht erlangt hatte und eine Erholung ebenso sehr bedurfte als verdiente, schlug, wenn auch mit schwerem Herzen, unerschütterlich das Mitreisen aus, um für die bevorstehende Entscheidung, die Aufnahmeprüfung, auch nicht einen Arbeitstag zu verlieren. Während wir in der Sonntagsfrühe am Rhein ein fröhliches Wiedersehen feierten, stand er einsam früh Morgens an seinem Arbeitspulte. Aber die Sonne leuchtete zu schön und die Morgenpracht war zu groß, als daß er sogleich hätte an's trockene Repetiren gehen können; feiernde Gedanken erfüllten seine Seele; er nahm die Feder und schrieb, was er sich auch seit einiger Zeit versagt hatte, wieder einmal ein Gedicht, in dessen versöhnenden Wohlklang denn auch hier die Geschichte seiner ersten großen Lebensprüfung ausklingen möge.

O heil'ges Frühroth, das gewaltig
Mir in die tiefste Seele dringt,
Indeß die Nacht, die vielgestaltig
Mir Träume gab, daniedersinkt —
O ist's nicht wie ein Ostermorgen?
Der Himmel hell, die Erde schweigt,
Indeß befreit von ird'schen Sorgen
Der Geist in Andacht aufwärts steigt.

Du steigst, o Sonne, Weltenleuchte,
Wie dort das ew'ge Licht der Welt,
Deß Siegesaufgang nicht die feuchte,
Die finstre Nacht des Grabes hält;
Du hast die Erde, traumversunken,
Das Bild der alten Heidennacht,
Mit deines Lichtes ersten Funken
Zu neuem Leben wiederbracht.

Ja, Ostern ist's, so oft die Sonne
Empor am dunklen Himmel fährt,
Der nächt'gen Flur den Strahl der Wonne,
Den Blumen neue Pracht gewährt;
Ostern, so oft die Nacht des Sorgens
Vor'm hellen Blick des Tags mir weicht
Und froh zum Gott des Erdenmorgens
Mein still' Gebet gen Himmel steigt.

Drittes Kapitel.

Wenige Tage nach meiner Heimkehr, am 31. August 1844, bestand Franz seine Prüfung und wurde ohne Widerrede in die Prima des Gymnasiums aufgenommen. Er hatte demnach in nicht vollen zwei Jahren, oder wenn man vom Austritt aus dem Comptoir und dem Beginn seiner Privatstunden an rechnete, in vierzehn Monaten die gute Hälfte der Gymnasialaufgabe gelöst. Als der Vater dem wackern Privatlehrer für den Erfolg seines Unterrichts dankte, antwortete dieser: „Er hat ja das Meiste für sich gethan.“ Hatte der nun Achtzehnjährige auf dem genommenen Umwege etwa ein Jahr oder anderthalbe mehr gebraucht, als ihn ein ununterbrochener Studiengang gekostet haben würde, so kam das gar nicht in Betracht gegen den reichen Segen eines im frühen schweren Kampf erstarkten und gereiften Charakters, den er nun in's ganze folgende Leben mit hinausnahm. „Im Gedächtniß jener Tage,“ schrieb er anderthalb Jahr danach, „preise ich den Herrn, meinen Gott, nicht nur, daß er mich aus jener Noth, die mir manchmal unabhelfbar schien, in fröhlichem Gelingen errettet hat, sondern auch für jene Noth selbst, durch die er mich zu Allem, was Gutes an mir ist, zur Entwickelung und Festigung meines Charakters, vor Allem zu innigerer Hingabe an Ihn als in strenger, aber heilsamer Schule erzogen hat, und bekenne, daß ich erkannt habe: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

Nun erst kamen die Bedingungen einer frohen und freien Jugendzeit hinreichend zusammen, deren die weitere Entfaltung seines Gemüthes allerdings nicht minder bedurfte. Der ehrenvolle Wiedereintritt in's Gmnasium hatte auch die letzten Zweifel an der inneren Berechtigung seines Ganges beseitigt und ihm die volle Achtung Aller, die ihn kannten, erworben. Das peinliche, sorgenvolle Arbeiten hörte auf; der trefflich vorbereitete Primaner, den man schon nach einem

Ja, Ostern ist's, so oft die Sonne
Empor am dunklen Himmel fährt,
Der nächt'gen Flur den Strahl der Wonne,
Den Blumen neue Pracht gewährt;
Ostern, so oft die Nacht des Sorgens
Vor'm hellen Blick des Tags mir weicht
Und froh zum Gott des Erdenmorgens
Mein still' Gebet gen Himmel steigt.

persönlich zu empfangendes Leben in Gott durch Christum; darum weder Rationalismus noch steife Orthodoxie, sondern lebendiger Glaube und freie Gestaltung desselben in Denken und Leben. In diesem Bekenntniß fühlten wir uns ebenso mit einander verbunden, als in unserer Vaterstadt und deren Umgebung im Ganzen vereinsamt. Zwar eine praktische Verkündigung des Evangeliums fanden wir, die wir nicht trefflicher wünschen konnten; nie versäumten wir die Predigten unseres lieben Pfarrers Deichler und gingen selten ohne dankbare Bewegung nach Hause; wir wünschten uns beide so predigen zu lernen und haben vielleicht von dem, was wir später vermochten, ein gutes Theil in der That hier gelernt. Aber was einem in unserer Gegend von sogenannter gläubiger Theologie begegnete, das war mit wenigen Ausnahmen so beschaffen, daß man es einestheils nur bedauern, anderntheils nur sich davor fürchten konnte; wir bekamen den lebhaften Eindruck, daß in dieser rostigen, altfränkischen, hundertfältig durchlöcherten Waffenrüstung, welche die Meisten dazu nur zu schleppen, nicht zu brauchen vermochten, der Geist des Jahrhunderts nimmermehr zu bewältigen sei. Dem gegenüber eine Laienwelt, der über der seichtesten Aufklärung und hausbackensten Moral das Verständniß des Evangeliums zumeist ganz verloren gegangen war; und diese Laienwelt, über die man ohnmächtig seufzte, gerieth eben damals in gährende Bewegung. Der Ronge'sche Brief über die Ausstellung des Trierer Rockes fand in tausend und aber tausend Herzen vollen Wiederhall, und ein Geschlecht, welches unsern Luther am Jubiläum seines Todestages nur darum noch so sehr verehrte, weil es ihn gar nicht mehr kannte, erwartete von der deutsch-katholischen Bewegung eine zweite Reformation. Als die „neuen Reformatoren" auf ihrem wohlfeilen Triumphzug Frankfurt berührten, fanden sie Ehrenpforten errichtet, Deputationen aufwartend, Blumen in ihre Kutschen regnend, fast die ganze Bevölkerung war in fieberhafter Bewegung; nicht nur Frauen, auch Männer sah man an den Schaufenstern vor gedankenloser Rührung Thränen vergießen. Was uns anging, so hatten wir nicht nur der übermüthigen katholischen Reaction den wohlverdienten Schrecken gegönnt, sondern konnten auch dem Vorgehen wahrheitsuchender Leute, die nicht länger heucheln wollten, unsere Theilnahme nicht versagen; aber der Mangel alles positiven Inhalts ließ uns vom Anbeginn der ganzen Bewegung wenig Lebenskraft zutrauen. Gleich der erste deutsch-katholische Gottesdienst, der mit geborgten Blumentöpfen und Gesangkräften seine innere Armseligkeit nicht ver-

hüllen konnte, stellte unser Urtheil fest, und als bald danach die Vergötterung Ronge's in manchen Kreisen den Tollpunkt erreichte und sich zu einem antikatholischen Heiligencultus gestaltete, als man Stühle, auf denen der „Reformator“ gesessen, wie Reliquien zu verehren begann, konnten wir hin und wieder unsern Spott nicht bemeistern. Wir galten dafür bei guten Leuten, die uns doch sonst leidlich vernünftig fanden, in einem zwar bildlichen aber doch ganz ernstlichen Sinne für „Jesuiten“ und ertrugen das natürlich mit Heiterkeit, hatten aber doch in dieser Zeit zum ersten Mal ein Gefühl, das uns noch öfter im Leben überkommen sollte, das schmerzliche Gefühl, einer Zeit anzugehören, in der wir, anstatt mit unserem Streben von gemeinsamen, volksthümlichen Stimmungen getragen und gehoben zu werden, nicht anders konnten, als gegen den Strom öffentlicher Meinung und Begeisterung schwimmen.

Um so lieber zogen wir uns in unsere bescheidene und unbeachtete Stille zurück und schmückten uns dieselbe nach Kräften aus. Unserm Elternhause war geselliges Leben bis dahin fremd gewesen, und doch that dasselbe den heranwachsenden beiden Geschwistern noth, denen auch außer dem Hause kein Ersatz zu Gebote stand. Ich hatte dergleichen in Bonn reichlich und in bester Art gehabt und mochte es jetzt weder außer dem Hause suchen noch völlig entbehren. Nun ließen die Eltern gern uns beiden freie Hand, das Haus an manchem Abend mit fröhlicher Unterhaltung zu beleben. Zunächst erweiterten wir Franzens Umgang mit Julius und dessen Hause zu einem Umgange der Familien im Ganzen, und jene schwärmerisch verehrte Freundin seiner Drangsalstage, die sich gerade auf Monate in Frankfurt befand, bildete in demselben ein treffliches Element. Durch unsere Schwester kam ein anderes liebenswürdiges Mädchen, das ihr Clavierunterricht ertheilte, in unsern Kreis und brachte Musik und Gesang in demselben zur Blüthe. Hin und wieder war einer meiner lieben Freunde von der Universität zum Besuch da, wurde rasch im Hause heimisch und insonderheit auch mit Franz vertraut, und trug das Seinige zu unsern Unternehmungen bei. Es kamen noch einige Andere hinzu, die ein gutes Geschick gerade in ihrer vortheilhaftesten Zeit uns nahe brachte; späterhin begriffen wir oft kaum, wie uns dies und jenes Element unseres geselligen Kreises nicht gestört, aber dazumal waltete ein günstiges Gestirn und Jedes suchte zur gemeinsamen Freude sein Bestes zu bringen. So genossen wir im Winter 1844 auf 1845 eine Reihe von festlichen Abenden, wie sie gewiß bei einem

weit größeren Aufwand von Kräften und Mitteln, als er uns zu Gebote stand, selten befriedigender gelingen, Abenden, an denen der sorgloseste Frohsinn und sprudelnde Scherz in ungefährdeten Schranken der Sitte sein unerschöpfliches Spiel trieb, während geistige Anregung und herzliche Freundschaft auch diesem Spiel eine ernstere Weihe verliehen. Sang und Klang erfreute uns reichlich und immer in trefflicher Art; unsere Spiele, am liebsten Witz- und Reimspiele, oder aufzuführende Charaden, entfesselten eine Fülle vorher ungekannten Humors und bei besonderen Gelegenheiten regnete es Ueberraschungen und Scherze von allen Seiten. Den Gipfelpunkt bildeten zwei Komödien, von uns beiden gemeinschaftlich verfaßt und zur Aufführung gebracht; die Fabel knüpfte jedesmal an irgend eine brennende Thorheit der Zeit an; die einzelnen Rollen waren den zur Verfügung stehenden Personen mit individueller Rücksicht angedichtet; auf diese Weise vereinigte sich eine Summe allgemeiner und besonderer komischer Bezüge, die eine überwältigende Wirkung hervorbringen mußte. — Aber auch die stillen Abende, an denen wir nur zu Wenigen zusammen waren, durften nicht leer ausgehen; die Mädchen spielten eine Mozart'sche Ouvertüre oder eine Sonate von Beethoven, und wir beide hatten irgend ein weniger bekanntes Kleinod deutscher Literatur zum Vorlesen bereit, eine Novelle von Eichendorff oder Clemens Brentano, Arndt's Erinnerungen aus dem äußern Leben, Fouqé's Undine oder den Münchhausen von Immermann; dazwischen rankte sich das erregte Gespräch auf, das Edelste und Ernsteste in wohlthuender Weise berührend.

Als der Winter zu Ende ging, der durch die frische sprühende Berührung mannigfaltiger und hernach mehr auseinander tretender Elemente etwas Einziges und Unwiederbringliches gehabt, so war die allgemeine Befriedigung und gegenseitige Dankbarkeit so groß, daß man sich allseitig zum Andenken an diese frohen Stunden beschenkte, und gleichsam zur Nachfeier einen gemeinsamen zweitägigen Ausflug an den Rhein unternahm. Die Geschichte desselben füllt in Franzens Tagebuch viele Seiten: das so lange darbende und gepreßte Herz, in den frohen Winterabenden wie eine Blume aufgegangen, konnte sich in den unendlichen Reichthum kaum finden, mit welchem die prangende Natur und die feiernde Freundschaft es hier um die Wette überschütteten. In einem ununterbrochenen, stets sich steigernden Festgefühl flogen wir beim herrlichsten Frühlingswetter, unterwegs noch durch den verabredeten Anschluß lieber Freunde verstärkt, das Main-

thal und den Rheingau hinunter. In Rüdesheim ward ausgestiegen und der Niederwald erklommen; lautlos, überwältigt versenkten wir unsere Seelen in die Herrlichkeiten der vaterländischen Landschaft. „Die Sonne," beschreibt Franz, „lag hell auf den Bergen; drüben das freundliche Bingen mit der Burg Klop; die Nahe, deren Windungen man weit verfolgen konnte, friedlich in den grünen Rhein einmündend; hell zeichneten sich die Bogen der alten Römerbrücke ab; gegenüber der Rupertsberg und der Rheinstein; unter uns der Ehrenfels und mitten drinnen, in der Sonne blinkend, der Rhein. Und Alles so still und feierlich; kein Schiff zog vorüber und kein Wagen rollte am Ufer; nur der majestätische grüne Strom rauschte immerfort über die Felsen des Binger Lochs. Ich fühlte mich so ergriffen und erhoben, daß ich nichts zu thun wußte als die Hände zu falten und zu beten." Von Aßmannshausen fuhren wir im Kahne weiter in unbeschreiblich froher träumerischer Stimmung; die über uns aufziehenden Gewitterwolken schreckten uns nicht ab, von Bacharach zu Fuße weiter zu gehen, und wir waren weit von jedem Obdach entfernt, als ein immer stärker werdender Regen uns überfiel. Wir flüchteten in ein Strohhüttchen am Wege und erzählten uns Märchen darin, bis das durchdringende Wasser uns vertrieb; dann ging's im strömenden Gusse weiter, bis wir triefend, aber ungelöschten Humors in Oberwesel ankamen; nach langer Toilette in den wunderlichsten Verkleidungen uns wieder zusammenfindend, feierten wir noch einen prächtigen Abend. In der Frühe des nächsten Morgens erstiegen die Muntersten die Burgruine und besuchten die prächtige große gothische Kirche; dann ging's nach der Loreley, dem Grenzpunkt unseres Ausflugs, von dem wir uns kaum zu trennen vermochten. Zu Mittag wieder in Bacharach, erstiegen wir noch vor Tische die Wernerskapelle und die darüberliegende zerfallene Burg: es war der Höhepunkt dieses zweiten Tages; in träumender Mittagsstille lag das herrliche Stromthal vor unseren Augen, wie ein silbernes Band rollte aus verschränkten blauen Bergen fernher der Rhein hervor. Franz setzte sich allein auf den höchsten Gipfel, um die Feier der Seele durch kein Wort zu unterbrechen; da sah er unten Zwei, die er besonders lieb hatte, heiter durch die Ruinen laufen, und wiederum im Gebet, in dem er die verhüllte Zukunft derselben dem treuen Gotte befahl, fand er den Ausdruck für seine Stimmung.

Neue dauernde Freundschaften gingen aus diesen überschwänglich frohen Tagen hervor. So bildete sich zunächst eine herzliche Zu-

neigung zwischen Franz und dem liebsten meiner akademischen Freunde, Albrecht Wolters, der je und dann jene gesellige Blüthezeit mitfeiern und verschönern half, eine Zuneigung, die im späteren Leben bei jedem Wiedersehen verstärkt, Schmuck und Gewinn für's ganze Leben blieb. Aber während uns bald darauf der liebe Freund durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien ferne gerückt ward, gewann vorab ein anderer Freundschaftsbund für die Entfaltung und Erschließung von Franzens liebevollem und doch seither so herb und schroff verschlossenem Gemüthe entscheidende Bedeutung, und zwar wieder ein Freundschaftsbund mit einem Mädchen, der doch nichts Anderes als Freundschaft sein konnte und sollte. Jenes frühere ähnliche Verhältniß seiner Knabenzeit hatte sich in das anders gewordene Jünglingsalter innerlich nicht recht herübernehmen lassen: gleichwohl war es ihm Herzensbedürfniß, die hohe Verehrung echter Weiblichkeit, die von früh auf einen Zug seines Wesens bildete, in einem bestimmten Falle wirklich hegen zu können und zugleich neben dem Umgang mit dem Bruder, bei dem er sich für jetzt noch vorzugsweise als der Empfangende, Aufnehmende verhielt, einen Verkehr zu haben, in dem auch er mit seines Geistes Blüthen und Früchten eine andere Seele froh und dankbar zu machen im Stande war. Aus dem fröhlichen Kreise, den wir im beginnenden Winter zusammengebracht, war uns beiden bald die edle und etwas leidende Erscheinung jener Musiklehrerin unserer Schwester hervorgetreten. Aus beschränkten und entsagungsvollen Verhältnissen nie herausgekommen, hatte das gute Mädchen in dem fröhlichen und anregenden Verkehr jenes Winters fast zuerst für geistige Bedürfnisse, die über das gewöhnliche Maaß gingen, Befriedigung gefunden und fühlte sich daher in unserm Hause und besonders im eingehenden, in die Tiefen des geistigen Lebens hinabtauchenden Gespräche mit uns beiden wohl und daheim. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Freundschaft im Lauf ihrer Entwickelung sich der Grenzlinie einer bloßen Freundschaft immer mehr näherte, ja dieselbe unsererseits mannigfach innerlich überschritt; indeß fand sich solchen Ueberschreitungen der schwankenden Grenzlinie im Herzen unserer Freundin schließlich ein ernster Riegel vorgeschoben, und als wir dessen ohne Verwirrung des gegenseitigen Vertrauens inne geworden waren, war auch die Gefahr einer eifersüchtigen Spannung zwischen uns Brüdern vorbei; ja die gemeinsame Theilnahme an der lieben Freundin, deren dieselbe ebenso bedürftig als werth war, bildete für uns vielmehr ein neues Motiv inniger Eintracht. Schon weil er der

Jüngere war und die Vertrautheit mit ihm dem Mißverstande Anderer kaum ausgesetzt, erhielt indeß Franz im rückhaltlosen Vertrauen den Vorzug, und die ganze schwärmerische Ueberschwänglichkeit, aber auch der ganze das Gemüth bildende, reinigende und bewahrende Segen, der in rechten Jugendfreundschaften liegt, ergoß sich für ihn in dies eigenthümliche Verhältniß.

Im Sommer und Herbst und bis in den nächsten Frühling hinein knüpften sich unsere mehr in's Enge gezogenen geselligen Unternehmungen vielfach an einen stillen ländlichen Ort nordöstlich von Frankfurt, jenseit des niedrigen Höhenzuges, der das Bette der Nidda vom Mainthal scheidet. Hier hatten wir bei guten Leuten ein einfaches Absteigequartier; weit dehnte nach Norden die grüne von Dörfern und Wäldern anmuthig unterbrochene Ebene sich aus, an deren Saum der schon viel nähere Taunus majestätisch emporstieg. Eine Wiese, prächtig zum Spiel im Freien, ging bis an das Schilf des stillen, unheimlich tiefen Flüßchens hinunter; etwas weiter abwärts war dicht über dem Wasser ein rasiger Abhang, Ulmrück genannt, von dem man, wogende Kornfelder im Rücken, weit hinausschaute in die geschmückte, freundliche Landschaft; dort saßen wir oft in ernstem und scherzendem Geplauder, und die Mädchen wanden aus Kornblumen Kränze für uns. Auch der Heimweg von dort war reizend, den wir wo möglich in weitem Bogen gingen, inmitten von Feldern und Wiesen, dann plötzlich im Dickicht schauriger Rüstern versteckt; wenn dann Johannisfünkchen über den Pfad gaukelten, der Mond aufging und der frische Duft der Felder im Abendwind uns anwehte, dann tauchte wohl nach froh verspieltem Tag das Gespräch in die tiefsten Gründe des allgemeinen und des persönlichen Lebens und unvergeßliche Worte wurden geredet. Manch' solches Gespräch voll tiefer Ahnung und scheuen Vertrauens hat Franz, dem in diesen Zeiten zuerst die Zunge für die Dinge des inneren Lebens sich löste, in seinem Tagebuche aufbehalten: es waren nicht nur die Räthsel der Musik, Malerei und Dichtung, von denen man stammelte, auch die innersten freud- und leidvollen Schätze des Erlebens thaten die beiden einander auf, gelobten sich mehr als einmal volle geschwisterliche Offenherzigkeit und suchten eines für's andere den gottgewollten Pfad weiterer Lebensentfaltung ausfindig zu machen. „Ich bin ein sehr leidenschaftlicher Mensch," bekennt Franz in diesen Gesprächen einmal, „und wenn ich nicht Theologie studieren dürfte, oder vielmehr wenn sich nicht meine Ueberzeugung dem Christenthume zugewandt hätte, ich wäre in Leiden-

schaften untergegangen.“ Nun aber, nachdem er durch tiefe innere Noth mit Segen hindurchgegangen, konnte er bereits mit Erfahrungsfreudigkeit seiner Freundin den Weg der rechten, nicht muth- und thatlosen, sondern fröhlichen und tapferen Geduld zeigen und ihr den rechten Quell alles Trostes schildern und preisen. Andererseits empfand und verdankte er hier für sich nicht minder den kaum anderweit zu ersetzenden Gewinn, den der Umgang mit wahrhaft weiblichen Frauen der männlichen Jugend bietet, die stille zarte Sänftigung und Veredelung des Herzens; „wenn es Schutzengel giebt,“ heißt es im Tagebuch mehr als einmal, „so sind es gute Mädchen, mit denen wir umgehen,“ und der Freundin selbst schrieb er vor ein Heftchen eigener Gedichte die folgende Widmung:

Es floß in schäumenden Wellen
Sonst meines Lebens Fluß,
Ein Waldstrom, der auf Felsen hin
Sich treibt in jähem Guß.

Auf wilden, wüsten Wegen
Trieb sich die wilde Flut:
Da trat eine Maid an's Ufer hin
Eine Maid mit sanftem Muth.

Sie that nicht bitten, schelten,
Sprach keinen Sterbenslaut;
Der Strom floß schon geruhig hin,
Als sie ihn angeschaut.

O bleib' und banne die Wellen
Mit deiner Augen Schein;
Dann wird darin zu aller Zeit
Weß Bildniß sichtbar sein?

So kam nach einem zweiten, äußerlich stilleren, innerlich oft tief bewegten Winter für Franz die Zeit des Abgangs zur Universität heran. Die Mittel zum Studieren begannen sich mit Hülfe der theologischen Stipendien zusammen zu finden, an denen unsere Vaterstadt wie an allen Stiftungen des Gemeinsinns nicht arm ist, und der Vater, der sich mit der veränderten Laufbahn seines Sohnes völlig ausgesöhnt hatte, wollte gern das Seinige thun. Kleinliche, den jugendlichen Muth verkümmernde Beschränktheit war auf diese Weise von den Studienjahren fern gehalten, und Ueberfluß begehrte Franz nicht; als ihm nachmals das gehoffte Hauptstipendium nur zur Hälfte

zu Theil ward, war er mit dieser Entscheidung „ganz zufrieden.“ „Hätte ich mehr bekommen,“ schrieb er, „ich hätte das viele Geld immer mit einiger Unruhe genossen; jemand, der für sein ganzes Leben zufrieden sein will immer das Nöthige zu haben, soll in diesen jungen Jahren nicht reich sein wollen.“ In Lernen und Leben war er vorbereitet wie nicht Viele; das Beste aber war, daß als das offene Meer der freien Wissenschaft sein Schifflein zu schaukeln begann, er nun schon sagen konnte: „Ich bin nicht auf die Universität gekommen, um mir das Christenthum beweisen zu lassen; ich glaube und hoffe, daß es dem Zweifel nicht gelingen wird, mir den Christus, der meines Herzens doch wenigstens ein Stück in Lebensfülle eingenommen hat, auf dem Papier zu verblassen.“ Was unser brüderliches Verhältniß anging, so war uns der bevorstehenden Trennung ungeachtet eine unzerstörbare Wechselwirkung der Geister verbürgt: Vorgänge, die meinem besonderen Erleben angehörten, hatten noch in den letzten Monaten unsere Herzen rückhaltslos gegen einander erschlossen und die vertrauteste Freundschaft zwischen uns für alle Zukunft versiegelt. Und wie es uns hernach noch öfter zu Theil ward, daß die Wendepunkte unserer Lebensläufe auch äußerlich zusammenfielen, so fügte sich's, daß der Tag meines ehrenvoll bestandenen Examens zugleich der Tag von Franzens Abschiedsfeier war. Noch einmal gab's einen ernstfröhlichen geselligen Abend; traute Volkslieder und Choräle wurden gespielt und gesungen, die Gläser gefüllt und mit herzlichen Worten der duftig verhüllten Zukunft gedacht. Tags darauf, am 24. April 1846, trug ihn der Dampfer den Rhein hinunter nach Bonn, für dessen Wahl mein Vorgang und meine Vorliebe den Ausschlag gegeben hatte.

„Da wär' ich denn nach der Arbeit einiger Jahre“ — hieß es im ersten Brief — „in das Geleise eingelenkt, von dem ich gewiß glaube, daß es meine eigentliche Lebensbahn ist, und ich denke und hoffe nun, in derselben mit Gottes Hülfe etwas Rechtes zu werden. Ich kann diesen Gedanken nicht aussprechen, ohne zugleich euch, meine lieben Eltern, und insonderheit dir, lieber Vater, meinen herzlichsten, innigsten Dank zu sagen dafür, daß es mir trotz der mannigfaltigen damit verbundenen Mühen und Opfer so gütig verstattet ist, dem Zuge meines Herzens zu folgen. Unser himmlischer Vater wird mir's, so hoffe und bete ich, gewähren, den hoffentlich recht langen und freundlichen Abend eures Lebens, soviel an mir liegt, zu verschönern und mich als euer liebendes Kind zu erweisen.“

In äußerlichen Dingen hatte mein Vorgang ihm überall den Weg gebahnt. Dieselben braven Hausleute, bei denen ich gewohnt und mit ein paar Freunden zu Mittag gegessen, gaben auch ihm Wohnung und Tisch. Noch wohnte im Hause mein guter alter Kamerad Andreas Simons und bereitete sich nach dem Drangeben der trockenen Jurisprudenz für die Bauschule vor; der nahm ihn im Zwielicht des Abends zuerst für mich und empfing ihn dann als meinen Bruder mit aller Herzlichkeit. Als er bei Nitzsch eintrat, wandte der ernste, würdevolle Mann im schwarzen Sammetbaret, von seinem Buche aufsehend, sich um und kam ihm mit den Worten zuvor: „Ich kenne Sie am Gesicht, Sie sind ein Beyschlag." — Aber wie ganz anders als einst der siebzehnjährige ältere Bruder that nun der jüngere, zwischen neunzehn und zwanzig Stehende die ersten Schritte auf dem neuen Boden! Seltsam gemahnte mich in den ersten Briefen die Klarheit und Sicherheit des Urtheils, mit der er sich über Personen und Verhältnisse aussprach; wie so traum- und zaghaft, wie unsicher und unmündig war ich einst in dieselben Berührungen eingetreten! Gleichwohl übte die neue Atmosphäre ihren Einfluß auf ihn schnell und stark genug; als ich ihn nach zwei Monaten auf ein paar schöne Tage besuchte, war mir oft im Gespräch der unmittelbare Eindruck seines Wesens ein halbfremder; eine so viel größere Gewandtheit und Gereiftheit trat mir entgegen.

Die Universität Bonn, an der großen Lebensader der preußischen Westprovinzen vortrefflich gelegen und von Anfang an königlich gefördert, behauptete in der an sich sehr bescheidenen Stadt eine gewisse wohlthuende Vornehmheit und Großartigkeit. Von ihren ältesten Zierden war vor Allem noch Ernst Moritz Arndt, der jugendliche Greis, für das junge Geschlecht eine erhebende Erscheinung, wenn auch seine Lehrthätigkeit vorbei war; neuerlich war Dahlmann berufen worden und durch ihn hatte sich die Studentenzahl auf 7—800 gehoben. In der theologischen Facultät übte Nitzsch seit Jahren eine bis nach Holstein und in die Schweiz wirksame Anziehungskraft, nach Schleiermacher's Tode der erste Systematiker der evangelischen Theologie und zugleich eine solche christliche und kirchliche Persönlichkeit, daß er im evangelischen Rheinland das Ansehn eines Bischofs und Kirchenvaters genoß. Nach ihm nahm Bleek die erste Stelle ein, Schleiermacher's scharfsinniger und besonnener Nachfolger auf dem Felde der biblischen Kritik und historisch-philologischen Exegese; gingen seine Vorlesungen auf die theologische Schriftauslegung im engeren Sinne

weniger ein, so gewährten sie dafür eine unvergleichliche Schule gründlicher und unbefangener Erforschung des Textes. Einen tüchtigen Vortrag der Kirchengeschichte bot Professor Hasse, der Darsteller des Anselmus von Canterbury. An diese drei Lehrer schloß sich Franz vorzugsweise an und wußte bald die Eigenthümlichkeit eines jeden richtig und dankbar zu schätzen; auch an einer Dahlmann'schen Vorlesung nahm er Theil. Am meisten zog sogleich Nitzsch ihn an, bei dem er theologische Encyclopädie zu hören begonnen; „da ist kein trockener Kram von formalem Wissen," schrieb er, „sondern überall ein lebenvoller Zusammenhang und dabei im Vortrag ein so prächtiger, gemüthlicher Ernst." Leider dauerte die Vorlesung nur wenige Wochen, da nahm die Berliner Generalsynode den verehrten Mann in Anspruch und hielt ihn für den ganzen Sommer von der Universität entfernt.

Gewiß liegt die mächtige und unvergleichliche Wirkung der Universität, zumal für den Anfang, mindestens ebensosehr in dem freien anregenden jugendlichen Verkehr als in den eigentlichen strengen Studien, und für den, welcher die ungebundene Freiheit des deutschen Studenten verstehen und vertragen kann, wird die Hochschule der Wissenschaft zugleich eine Hochschule des Lebens. Franz hatte ohne Mühe schon in den ersten Tagen Bekanntschaften gemacht und in Studentengesellschaft das schöne Siebengebirge durchstreift. Er schloß sich gerne der soeben in Bonn sich bildenden „Allgemeinheit" an, dem Versuch einer allgemeinen Studentenvereinigung mit Ehrengerichten, und bei den sogenannten „Verbindungen", welche den verwilderten und verrufenen „Corps" oder Landsmannschaften gegenüber mit dem Princip der Geselligkeit zugleich das der Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit als Panier erhoben, war er ein öfters und gern gesehener Gast. Mit leichtem Humor schildert er in einem der ersten Briefe einen festlichen „Kneipabend", an dem er auf diese Weise Theil genommen, — das laute fröhliche Durcheinander der Plaudernden und Zutrinkenden, je und dann unterbrochen von einem Silentium! welches dann einem jener frischen schönen Lieder Bahn bricht: „Wohlauf noch getrunken", oder „Freiheit, die ich meine", oder „Was ist des Deutschen Vaterland?"; dann die allmähliche Steigerung der Scene, bis sich die wirre Gesellschaft zuletzt in einzelne Gruppen auflöst, — hier einer vor der Bowle stehend und den Andern in schwungvoller Rede beweisend, daß er ihnen nichts mehr zu trinken geben dürfe; dort Zweie im eifrigsten wissenschaftlichen Disput, aber sie wissen beide

längst nicht mehr, worüber sie streiten; ein anderes Paar endlich redet ein wunderliches Latein oder schüttet in den zärtlichsten Freundschaftsversicherungen das Herz aus u. s. w. Dem neuen Studenten fehlte es nicht an jugendlichem Frohsinn, um dergleichen von Herzen mitzumachen, indeß als regelmäßige gesellige Erholung und freundschaftliche Erquickung entsprach dies Kneipleben doch auch in der edleren Gestalt, in der es ihm hier offen stand, seinem Sinne nicht. Er zog eine feinere und geistigere Geselligkeit und den ernsteren und freieren Umgang weniger Freunde vor, und beides ließ ihn die auch hierin anzutretende Erbschaft des Bruders zwar außerhalb des eigentlichen Studentenkreises, aber doch innerhalb der akademischen Atmosphäre so genügend finden, daß er vorerst kein Bedürfniß eines engeren Anschlusses an Studentenvereine empfand.

Ich stand mit Gottfried Kinkel noch immer so gut, daß ich nicht umhin konnte, meinen Bruder an ihn zu empfehlen, aber ich that's auch gern und unbesorgt. Es wird hier am Orte sein, über diese später zu trauriger Berühmtheit gelangte Persönlichkeit einiges Nähere zu sagen, denn wer dieselbe erst in den Tagen der Revolution kennen gelernt hat, wird sich den anziehenden und anregenden Freund der theologischen Jugend kaum vorstellen können, der im Anfang der vierziger Jahre mir, sowie manchem Andern, dessen Lebensweg hernach weit von dem seinigen abbiegen sollte, die Erstlinge jugendlicher Begeisterung abgewann. Eine männlich schöne Erscheinung, frisches jugendliches Wesen, ein großes geselliges Talent, ungemeine Auffassungs- und Darstellungsgabe, poetischer Schwung und gemüthliche Wärme, das Alles freilich ohne eigentliche Tiefe des Geistes nnd Gemüths — machte den angehenden Docenten seiner Zeit zum Liebling von Jung und Alt. Eines rechtgläubigen Landpfarrers Kind, von einer frommen Mutter erzogen, hatte er sich mit voller Neigung der Theologie gewidmet, in die er indeß nur von der historischen, nicht von der speculativen Seite einzudringen im Stande war. In seinen exegetischen und kirchengeschichtlichen Vorlesungen, deren starke Seite keineswegs in der Gründlichkeit und Originalität des Inhalts, wohl aber in großer Klarheit und Anmuth der Form bestand, hielt er etwa die Herder'sche Art ästhetischer Apologetik des Christenthums inne; als Prediger übte er durch die Schönheit seiner Sprache und seines Vortrags eine große Anziehung und trat nicht ohne jugendliche Wärme für den freilich etwas vag gefaßten christlichen Glauben ein. Daneben schien er seine poetischen Versuche, in denen sich öfters

auch ein christlicher Inhalt mit Innigkeit aussprach, vielmehr für einen heiteren Zierrath eines ernsten Berufslebens zu halten, als in seiner allerdings vorhandenen, aber keineswegs sehr bedeutenden dichterischen Begabung die Grundlage seiner Bestimmung zu suchen. Das Alles ward, wenn auch vorerst nur leise und allmählich, anders, seit er in eben der Zeit, da ich ihn kennen lernte, sich mit der Componistin Johanna Mathieux verlobte, einer geschiedenen Katholikin, um derenwillen er — im Verlieben und Verloben überhaupt nicht ohne Leichtsinn — einer lieben frommen Braut die Treue brach. Weder jung noch schön, dazu durch unweibliche Genialität in Bonn mißfällig, aber an Geist und Gluth, an Phantasie und künstlerischer Begabung ihrem Bräutigam überlegen, vermochte diese Frau seine Sinnesweise und Lebensrichtung allgemach um so leichter umzukehren, als er durch den Anstoß seiner Verbindung mit ihr sich mit seinen alten Lehrern und Freunden, den Gliedern der evangelisch-theologischen Facultät, in einen durch stolzen Trotz noch verschlimmerten Zwiespalt gesetzt hatte. Sein christliches Bekenntniß und seine theologische Berufslust lockerte sich nach und nach auf, die ästhetischen Interessen überwogen die wissenschaftlichen immer mehr, und bald waren die letzteren nur noch Interessen der Verneinung. Es dauerte kaum ins dritte Jahr dieser Verhältnisse, so war Kinkel ohne sonderliche Kämpfe bei Strauß'schen Resultaten angelangt, und in der Folge ward auch der moralisirende Deismus, den er nach seiner unphilosophischen Art über den Trümmern des positiven Christenthums noch festzuhalten suchte, mehr und mehr die Beute einer Skepsis, die sich immer materialistischer färbte. Der Durchbruch dieser völlig anderen Sinnesweise war in die Zeit meiner Berliner Studien gefallen und hatte unsere alte, brieflich gepflegte Freundschaft um so tiefer erschüttert, als er mit einer Wendung meines Entwickelungsganges nach entgegengesetzter Seite gerade zusammentraf; doch ward, als ich zum Beschluß meiner Studien noch einmal nach Bonn kam, in Erinnerung der alten Herzensgemeinschaft ein immerhin freundliches Verhältniß wieder hergestellt. Inzwischen hatte auch die endlich möglich gewordene Eheschließung und das glückliche Aufblühen eines Hausstandes, sowie der von gütigen Vorgesetzten geebnete Uebergang aus der theologischen Privatdocentschaft in eine Professur der Literatur- und Kunstgeschichte für's erste auf Kinkel einen besänftigenden Einfluß geübt, und von politischen Leidenschaften war er ohnedies damals noch unberührt. Ebenso erschien auch seine Gattin als Hausfrau und Mutter in einem so unerwartet günstigen

Lichte, daß viele treffliche Leute mit dem Kinkel'schen Hause ihren Frieden geschlossen hatten und sich ungestört der mancherlei glänzenden Gaben erfreuten, mit denen dasselbe geschmückt war.

Franz empfing von Kinkel einen einnehmenden, doch keineswegs imponirenden Eindruck; „er ist ein schöner, freundlicher, vielseitiger Mann," schrieb er mir, „aber das bange Gefühl, das man sonst wohl einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüber empfindet, habe ich nicht gehabt." Noch weniger Bewunderung gewann ihm ungeachtet ihrer glänzenden Begabung die Frau vom Hause ab; er trug dafür ein zu bestimmtes Bild von echter Weiblichkeit in der Seele. Ohne Zweifel ist es mit einem stillen Seitenblick auf Frau Kinkel gesagt, was er bald darauf von einer anderen Frau, in deren Haus er Zutritt hatte, äußert: „Ich weiß nicht, ob sie talentvoll oder, um das langweilige Wort zu gebrauchen, geistreich ist; aber darauf kommt es mir auch zunächst nicht an. Was mir wohlthut, das ist ihre große Einfachheit und Anspruchslosigkeit, jener gänzliche Mangel falscher Sicherheit und Nachlässigkeit, wie sie verheirathete Frauen oft so gern von den Männern annehmen. Mir ist jede bescheidene Erscheinung, weil sie von selbst eine harmonische ist, angenehm, wohlthuend und zu mildem Urtheil auffordernd; ein Narr, wer überall nach geistreichen Menschen spürt; wer mag immer Pfeffer essen?" Indeß gewährte die freundliche Aufnahme, die Franz im Kinkel'schen Hause fand, ihm geistige Förderungen und Genüsse, wie er sie anderswo nicht leicht gefunden haben würde; der Umgang mit beiden Eheleuten war immerhin ein mannigfach anregender und bildender, bei dem man, solange sie es unterlassen konnten, von der Religion wie Blinde von der Farbe zu reden, niemals leer ausging, und die Geselligkeit, welche ihr Haus herbergte, blieb, auch wo sie sich in Scherz und Spiel bewegte, allezeit geistig gewürzt und künstlerisch ausgeschmückt. Franz hatte, ohne zur Ausübung der Musik befähigt zu sein, immer eine große und tiefe Freude an Sang und Klang gehabt; nun bekam er Beethoven und Mendelssohn im vollendetsten und durchgeistetsten Vortrag zu hören und konnte sich an den schönsten Liedern, von wohlgeschulten jugendlichen Stimmen gesungen, nach Herzenslust erfreuen. Wurde er so der Hausfrau für die reichsten musikalischen Genüsse dankbar, so fand sein schon in Frankfurt gewecktes Interesse für die bildenden Künste bei ihrem Manne willkommene Nahrung. Kinkel hatte sich mit Verstand, Geschmack und vielem Fleiß in sein neues akademisches Hauptfach, die Kunstgeschichte vertieft; er theilte

gern und mit ausgezeichneter Klarheit das, worin er lebte und webte, auch im Umgange mit, und so begann sich mit seiner Hülfe, was Bonn in näherer und weiterer Umgebung von edlem Bauwerk und sonstigen Kunstdenkmalen besaß, dem Auge des jugendlichen Beobachters bald in neuem Lichte zu zeigen.

Bei aller herzlichen Dankbarkeit, welche Franz für so viele Freundlichkeit und Förderung empfand, blieb ihm freilich ein Hinderniß eines innerlich hingebenden, wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisses unüberwindlich, und das war nicht sowohl der religiöse Zweifel und die theologische Verneinung, als vielmehr die grundsätzliche Unfrömmigkeit und muthwillige Frivolität, welche Kinkel zu Zeiten, — als wolle er sich selbst in die neue Richtung fester hineinreden, — zur Schau trug. „Nur wer keine Ahnung von dem Wesen dessen hat, was wir Zuneigung, Freundschaft, Liebe nennen,“ äußert er bald, „könnte eine Schwachheit und Verkehrtheit darin finden, wenn man zu Leuten keine innige Wahlverwandtschaft empfinden kann, die in Sachen der Religion einem so gar fern und auf einem ganz anderen Boden stehen. Verschiedenheiten des Charakters schließen eine Wahlverwandtschaft, ja eine herzliche Zuneigung nicht aus; ja vielleicht müssen zwei Menschen, die sich lieb haben sollen, neben einer gewissen Uebereinstimmung der Neigungen und Gesinnungen immer ihre bedeutende Verschiedenheit haben. Aber die Religion bildet ja nicht eine einzelne Seite im Menschen, sondern sie ist — oder soll doch mehr und mehr werden — der Grund und Boden, in dem alle andern Fähigkeiten und Bestrebungen wurzeln. Wie kann ich Jemandes wahrer inniger Freund sein, den ich, wenn ihn Unglück trifft, nicht auf Gott weisen kann, weil er an keinen glaubt?“ Uebrigens wußte Franz, darin weit freier und duldsamer als jene freien Geister in manch' umgekehrtem Falle, den Menschen und sein Bekenntniß nach Möglichkeit zu unterscheiden und konnte darum zugleich hinzufügen: „Uebrigens nehme ich doch am Leben und Schicksal dieser Leute einen lebendigen Antheil; ich gehe gern mit ihnen um, wenn mich nicht irgend eine Aeußerung, die wider mein Gefühl geht, auf einige Zeit stört; man lernt bei ihnen und wird mannigfach angeregt, und sie haben doch auch sonst ihre trefflichen Seiten.“ Mit Liebe suchte er namentlich die vorhandenen sittlichen Lichtseiten auf; so bei Frau Kinkel die größere Gemüthstiefe, die sie vor ihrem Manne voraus hatte, und die einfache mütterliche Liebe, mit der sie ihr künstlerisches Treiben doch um ihrer Kinder willen jeden Augenblick drangeben

konnte. „Ein edles, liebreiches Weib," sagt er, „verdient immer unsere Hochachtung; fromm ist sie freilich so wenig als ihr Mann: aber soll uns das über ihre sonstigen Vorzüge verblenden?" Ueberhaupt versöhnte ihn das schöne, innige, fröhlich die gemeinsame Last tragende Verhältniß der beiden Eheleute mit Vielem: „nur spotten sollten sie nicht," äußert er; „dann wollen wir sie bedauern, daß sie den rechten einigen Halt in aller Noth des Lebens nicht kennen, aber nicht sie verurtheilen." In dieser Gesinnung wußte er, so jung er war, diesen auf ihre vermeintliche Geistesfreiheit so stolzen Leuten bald so viel Achtung abzugewinnen, daß die anfänglichen Stichelreden über seine Theologie, zu der ihn der eifrige Bruder verführt haben werde, verstummten. Gleich in den ersten Monaten der neuen Bekanntschaft erkrankte Kinkel lebensgefährlich am Nervenfieber, und da zu gleicher Zeit auch seine Frau darniederlag und das Nervenfieber im Poppelsdorfer Schloß, wo sie wohnten, noch andere Leute ergriffen hatte, so war der Kranke aus Furcht vor Ansteckung fast ganz verlassen. Franz war der Erste, der, als Besuch wieder erlaubt war, ihn furchtlos aufsuchte und am Bette des langsam genesenden Mannes manche Stunde plaudernd oder vorlesend verbrachte. „Einen Kranken aufzuheitern," schrieb er gleichsam entschuldigend, „schien mir heilige Pflicht, und einer, der so Gott will noch einmal dazu kommen wird Pfarrer zu werden, darf sich vor Krankenbetten nicht scheuen." Im Herzen des ohnedies weichgestimmten Kranken blieb ihm dieser herzhafte Liebesdienst auch nicht unvergolten; mehr und mehr ward ihm in demselben das warme Plätzchen mit eingeräumt, das der ältere Bruder noch immer besaß.

In ein zutraulicheres Verhältniß, als es hier bei alledem möglich war, kam Franz zu gleicher Zeit zu zwei andern mir auch schon befreundeten Gliedern des Kinkel'schen Kreises, zu dem oben erwähnten Architekten Andreas Simons und zu Wilhelm Junkermann, einem etwa fünfunddreißigjährigen Philologen, der damit umging sich in Bonn als Docent der Geschichte zu habilitiren. Beide auch unter sich freundschaftlich verbundenen Leute standen sowohl zu Franz, als auch zu einander in einem merkwürdigen Contrast. Beide waren Katholiken und entschiedene Gegner evangelischer Theologie, aber der Philologe, ein kirchlicher Münsterländer, das treue Kind einer Landschaft, welche die Anhänglichkeit an die alte Kirche als die Mutter unseres Volkes und die Erinnerungen an Kaiser und Reich wohl naiver als irgend ein anderer Theil von Deutschland bewahrt hat;

der Architekt aus einer linksrheinischen Familie, durch seinen Großvater von Kindesbeinen an mit den politischen und religiösen Anschauungen der französischen Revolution gespeist und getränkt. Jener ein genialer, mystischer Geist, durch und durch Poet — auch in Religion und Philosophie, von kindlicher Frömmigkeit, an Leib und Seele zart und fein, eine jugendliche und weibliche Natur; in Denken und Empfinden von verzehrender Lebhaftigkeit, in seinen Reden wetterleuchtend von Geistesblitzen über die in der Weltgeschichte offenbare Weisheit Gottes und Thorheit der Menschen: er konnte uns, wenn er im Weissagungstone den modernen Anschauungen entgegentrat, an einen der alten Propheten gemahnen. Andreas hingegen ein Mensch so regelrecht wie die Baurisse, die er zeichnete; handfest in Erscheinung und Manieren, im Jünglingsalter halb Kind halb Mann, aber kaum ein Jüngling; höchst ehrenwert und zuverlässig, durch eine mühselige, freudlose, verwaiste Jugend erprobt, aber in seiner bewußten Sittlichkeit auch höchst pathetisch; mit mühseliger Gewissenhaftigkeit reflectirte er sich seine Ueberzeugung zusammen, um dann in breitverständiger Rede über Alles abzusprechen, was seinen Gesichtskreis überstieg. Natürlich konnten zwei so diametral verschiedene Naturen schwer zusammen sein ohne zu streiten; wenn ich aber hinzufüge, daß sie noch schwerer nicht zusammen sein konnten, daß sie trotz unaufhörlich erneuerter schonungsloser Kritik über einander sich wirklich lieb hatten und einander jedes Zutrauen schenkten, so wird man begreifen, wie auch Franz sie beide neben einander lieb gewinnen und von dem Einen nicht weniger als von dem Andern wiedergeliebt werden konnte. Allerdings ein eigenthümliches Dreigestirn: von dem einen Freunde hatte Franz nicht selten die lächelnde Versicherung zu hören, daß er ihn, wenn er die Macht dazu hätte, als hartnäckigen Ketzer verbrennen lassen würde, und der andere war ernsthaft überzeugt, daß der Schüler Nitzsch's ihn, den Ungläubigen, mindestens eines jenseitigen Scheiterhaufens für würdig halten müsse; gleichwohl hätten sie binnen Kurzem beide eher einander entbehren können als ihren so viel jüngeren scharfprotestantischen und gutevangelischen Freund.

Ein dritter Genoß, der schon in den ersten Wochen den merkwürdigen Bund vervollständigen half, Traugott Schulz, war als evangelischer Theologe mit Franz von vorn herein auf gleichem Boden, aber auch schon über die eigentlichen Studentenjahre hinaus. Er beschäftigte sich in Bonn mit der Vorbereitung auf das philologische und zweite theologische Examen; für letzteres machte Franz mit ihm

eine Repetition des Neuen Testamentes und der Kirchengeschichte durch und bei dieser ergab sich, daß die Kluft zwischen dem angehenden Studenten und dem bald wahlfähigen Candidaten so groß nicht war, um nicht in Lernen und Leben eine wechselseitig fördernde Gemeinschaft zuzulassen. Der wissenschaftlich sehr wohl beschlagene neue Freund war bis vor Kurzem der negativen Zeitphilosophie zugethan gewesen, hatte aber in sittlich-religiösem Ernste sich aus derselben herauszuarbeiten begonnen; bei der allmählichen Art seines Ueberganges befand er sich zur Zeit noch auf einem etwas schwankenden Glaubensboden und war insofern wohl noch mehr als Franz ein Suchender, wie weit er diesem auch an Kenntnissen voraus war. Durch eine harte Erziehung eingeschüchtert und sich seines Gemüthslebens kaum bewußt geworden, erschien er anfangs überwiegend verständig und wenig begeisterungsfähig: nun ging ihm im herzlichen Freundesverkehr erst recht das Herz auf, und Franz war bald in der Lage, ihm das erste Urtheil im Stillen abzubitten und sich an seinem gleichsam aufthauenden tiefen Mitgefühl für Natur und Kunst zu erbauen.

Es gehörte viel wahrhafte und weitherzige Liebe dazu, um zu gleicher Zeit mit drei so verschieden gearteten Freunden umzugehen; freilich fand diese Liebe auch wieder bei jedem derselben ihren rechtschaffenen Lohn. Alle Drei hatten ihre schwachen Seiten, welche geschont sein wollten; wieder hatte jeder von ihnen seine Kümmernisse und Leiden, die er dem jüngeren Freunde zum Mittragen anvertraute. Selbst mit dem Wunderlichsten von ihnen, mit Andreas, kam Franz ohne sich etwas zu vergeben wohl zurecht; er wußte auch dessen Unglauben, der freilich von aller Frivolität fern und fast mehr fremde als eigene Schuld war, freundlich zu tragen; „nur wenn ich ihn trösten soll,“ schrieb er, „fühle ich mich ganz arm; wenn ich Jemanden nicht auf die Religion verweisen kann, weiß ich ihm keinen Trostspruch zu sagen.“ Weit glücklicher stand es darin mit den beiden anderen Freunden; dem einen, Traugott, war eine selige Schwester der Engel, der ihn zum Heiland zurückrief; so bewegt war er nie, als wenn er von ihr erzählte, die nach kurzer Ehe mit einem Geistlichen jung hingestorben war und wenige Tage vor ihrem Ende geträumt hatte, Christus selbst komme zu ihr und reiche ihr das heilige Abendmahl. Und von dem anderen älteren Genossen konnte Franz bei einem auch mir bekannten Anlasse schreiben: „Es ist eine Zwiespältigkeit in ihm, die darauf deutet, daß er schon viel in seinem

Gemüthe gelitten hat; aber von seinem gegenwärtigen Kummer fürchte ich nicht viel für ihn; er betet ja." Mit besonderer Innigkeit schloß er sich an diesen ungemein liebenswürdigen Mann an, und die große Ueberlegenheit des älteren Freundes wurde einigermaßen ausgeglichen durch das in gewisser Hinsicht wehrlose und schutzbedürftige Wesen, mit dem sie gepaart war, und durch die mannhafte Art, mit welcher sich der jüngere seiner gegen die oft verkennenden und verletzenden anderen Freunde annahm. In den Anschauungen des geistvollen Gelehrten waren die Ansichten des hausbackenen Menschenverstandes gemeiniglich auf den Kopf gestellt, seine aphoristischen Geistesblitze waren gegen eine prosaische Kritik formell oft sehr hülflos; auch fehlte es einer Genialität, die für den Katholicismus in Bausch und Bogen ritterlich einstehen wollte, während sie vielfach mit ihm im unbewußten Streite war, nicht an inneren Widersprüchen. Dabei wollte der eigenthümliche Denker und Dichter, fein und zart wie er war, im geistigen Austausche auch fein und zart angefaßt sein, und das war der beiden anderen Freunde Art eben nicht. „Natürlich," äußert Franz in einem seiner Briefe, „hat eine so fein organisirte Natur auch ihre mancherlei Eigenheiten und Schwächen; und wer nun nicht Liebe genug hat um schonend auf dieselben einzugehen, der muß sie verletzen. Ich kann mit ihm umgehn, und so sehr er es liebt, sich mit mir als einem Protestanten zu zanken, so bin ich doch nie mit ihm in persönlichen Zwiespalt gekommen. Die Schärfe seines Urtheils in der Streitsache ist leicht zu dulden bei der persönlichen Freundlichkeit und Herzlichkeit seines Benehmens. Mit großer Offenheit sagt er dem, mit welchem er gut steht, seine Meinung über Worte und Handlungen heraus; „ja," sagt er dann, „Sie dürfen mir das nicht übel nehmen; das haben wir Katholiken vom Beichten, da lernt man Alles frisch heraussagen." "

Wegen seiner Bewunderung und Parteinahme für eine solche Persönlichkeit erklärten die beiden andern Freunde mehr als einmal Franz für verblendet, ja für im Herzen halb katholisch, und auch unser lieber Albrecht schrieb mir aus der Ferne: „Unser katholischer Freund sagt ihm zu, das dacht' ich gleich; in Franz ist ein ähnliches Leben. Aber zeige ihm doch, mit in meinem Namen, gerade an dem guten Münsterländer, wie weit die Starrheit eines bestimmt ausgeprägten Willensglaubens, Glaubenwollens gehen kann; da steckt eine gewisse Gefahr." Sie war für Franz nicht vorhanden; seine Frömmigkeit und Weltanschauung trug zu sehr bis in die Wurzel hinein

den protestantischen Freiheitscharakter, und so konnte er sich der großen Anregungen, die der ältere Freund ihm bot, unbedenklich erfreuen. Die frische kräftige Unmittelbarkeit des religiösen Bewußtseins, die ihm hier — wenn auch im Zusammenhang mit römischen Verkehrtheiten — entgegentrat, war schon an sich höchst erquickend; aber dieselbe erwies sich zugleich als heller Leitstern durch die Räthsel der Vergangenheit wie durch die Sorgen der Gegenwart. Was der ganzen modernen Geschichtschreibung fehlt, weil sie nur von den Griechen, nicht auch von den Hebräern hat lernen wollen, die Anerkennung der Religion als der die Weltgeschichte bewegenden und ordnenden Macht, ja der göttlichen Weltregierung selbst in ihrem lebenvollen Verhältniß zum Thun und Lassen der Menschenkinder, das wußte der katholische Historiker in geistvollen Andeutungen an den verschiedensten Geschichtsperioden zu leisten. Zugleich eröffnete er Franz manchen Blick in das Leben der Gegenwart, welches damals bereits von den Vorwehen der Revolution durchzuckt ward. Er selbst gedachte durch eine projectirte Zeitung abwehrend und vorbeugend auf die politischen Zustände einwirken zu helfen; ein aufrichtiges Wohlverhältniß zwischen der katholischen Kirche und der preußischen Regierung, ein innigerer Anschluß des übrigen Deutschlands an Preußen, zu dessen Behuf das vermittelnde Element der preußischen Westprovinzen mehr entwickelt werden müsse, endlich eine größere Annäherung der guten Katholiken und der frommen Protestanten zum Bunde gegen die auflösenden Tendenzen des Zeitgeistes war sein Programm. Auch für die mit Macht heranziehende sociale Frage hatte er offene Augen und auf seine Art die einzig richtige Lösung: „Stellt nur die Kirche wieder her," sagte er, „laßt nur die Leute wieder fromm werden, dann werden die Fabrikherren schon von selbst ihre hungernden Arbeiter speisen."

Gleich bei der ersten Begegnung hatte Kinkel meinen Bruder gefragt, ob er auch ein Poet sei; Franz hatte ablehnend geantwortet, konnte aber nicht verhüten, daß nicht lange darauf zuerst Andreas und durch ihn Kinkel die Entdeckung machten, es sei dennoch so etwas in ihm versteckt, und so ward denn auch er, wie seiner Zeit ich, zum „Maikäfer" geworben. Der „Maikäfer" war ein kleiner poetischer Klub, der in Kinkels Hause allwöchentlich seinen Sitzungsabend hatte; an diesem Abend kam ein während der Woche herumgegangenes und handschriftlich gefülltes Blatt zur Vorlesung und Besprechung; dann wurde aus den neuesten poetischen Erscheinungen mitgeteilt, bei einer

Tasse Thee geplaudert, disputirt, musicirt; — ich hatte mich wohl die ganze Woche hindurch auf den schönen genußreichen Abend gefreut. Die eigentliche Blüthezeit des kleinen Ordens war zwar jetzt schon vorüber, jene Zeit, da er aus jungen scheuen Poeten bestand, die dem Publicum und der Presse noch nichts nachfragten, sondern zufrieden waren in vertraulicher Mittheilung einander Beifall abzugewinnen; jetzt war's ein Kreis von Männern, denen dieses Kränzchen nur die Bedeutung einer anmuthigen Nebensache haben konnte, von Männern, die wie Karl Simrock bereits einen Rang in der literarischen Welt einnahmen oder wie unser münsterländer Freund mit der ästhetischen Weltanschauung des Kinkel'schen Hauses im offenen Widerspruch standen. Gleichwohl war es für Franz, den bei weitem Jüngsten im Kranze, anziehend und anregend genug, an dieser geistvollen und dabei harmlosen literarischen Gesellschaft theilzunehmen; nach seiner besonnenen und selbstgewissen Art betrachtet er dieselbe ruhig „als eine Bildungsschule sowohl für sein Denken als auch für sein geselliges Wesen" und beutet die guten Seiten der ihm hier entgegentretenden ästhetischen Sinnes- und Lebensweise aus, ohne sich von ihr gefangen nehmen und in seiner sittlich-religiösen Welt- und Lebensanschauung irre machen zu lassen. „Ich fühle," schreibt er, „allen diesen Leuten gegenüber eine gewisse Selbständigkeit und das Recht meines eigenen Wesens ziemlich beständig und bestimmt fort, und mit Unrecht würde man dies Gefühl, Leuten von solcher Bedeutung gegenüber, Hochmuth und vorschnellen Stolz nennen; es ist nur das Bewußtsein, daß meine Art die Dinge anzusehen, meine Weise zu denken und zu leben auch Werth und Geltung hat." Dabei war schon das ein hinreichender Gewinn, einem Manne wie Karl Simrock nahezukommen, dem trefflichen Wiedererwecker unserer altdeutschen Heldensage und Volksdichtung, und der schalkhafte, dabei doch ernsthafte, immer wohlwollende und würdig denkende Mann gewann auch seinerseits den jungen Theologen lieb und behielt ihn auch späterhin in einem freundlichen Gedächtniß.

Ein friedliches und harmonisches Bild war es zwar nicht, was Franz hier vom dermaligen Stande der deutschen Dichtung erhielt. Auch die Poesie hatte ja damals in Deutschland großentheils die Naivetät und Neutralität aufgegeben und sich von der Fieberunruhe der gährenden mit Gott und Welt zerfallenen Zeit anstecken lassen. Es waren die Tage der politischen und socialen, revolutionären und pantheistischen Lyrik; dieselbe wirkte besonders auf das Kinkel'sche

Ehepaar entzündlich, während die übrigen Mitglieder des Kreises sich aus ästhetischen oder sittlichen Beweggründen ablehnend zu derselben verhielten, und das bestimmte Gefühl dieses tiefgehenden Zwiespaltes, das um so wirksamer war, je weniger man Lust hatte denselben zur Verhandlung zu bringen, konnte zu Zeiten die freie Luft auch im „Maikäfer" recht sehr beengen. „Die Unterhaltung," so schildert Franz eine solche böse Zeit, „macht zuweilen den Eindruck einer flauen Börse, auf der viel angeboten, aber wenig gekauft wird; so viele interessante Leute beisammen sind, — der Anstrich des Ganzen ist doch der einer Unterhaltung um der Unterhaltung willen; die Grundverschiedenheit der Ansichten, deren man sich wohl bewußt ist, verbreitet über den Cirkel oft eine diplomatische Haltung, daß keine unbefangene Gemüthlichkeit aufkommt, eine Haltung, die gerade diejenigen, welche sich für die Freiesten halten, am wenigsten durch friedliches Gehenlassen fremder Ueberzeugungen wegzuthun vermögen." Am meisten konnte es ihn verletzen, wenn Kinkel dann, — was ihm besonders in Zeiten erzwungener Fröhlichkeit widerfuhr, die Unterhaltung mit Zweideutigkeiten zu würzen versuchte; „und während er selbst ein solches Beispiel giebt," äußert Franz darüber, „kann Kinkel noch meinen, daß ästhetische Bildung die Grundlage der sittlichen sein könne! Man kommt nicht vom Schönen zum Guten; mit dem Schönen kann man gar nicht anfangen; man kommt nur vom Guten zum Schönen." — Bisweilen entlud sich denn auch die drückende Schwüle eines solchen Abends in einem wohlthuenden Gewitter. Kinkel hatte eines Tages mit unverhohlener Zustimmung ein Freiligrathsches Proletariergedicht vorgelesen; „unser katholischer Freund" erzählt Franz — „verwarf dasselbe und es gab eine scharfe Debatte. Ich bin ein Proletarier, äußerte er mit bebender Stimme, die sich aber allmählich zu ungewohnter Kraft steigerte; wenn ich nach Hause zu meinem Vater komme, so esse ich mit den ärmsten Leuten an einem Tisch; ich bin ein Proletarier und kenne das Volk. Aber ich würde mich schämen, von der Noth des Volkes solche Gedichte zu schreiben, wenn ich in einem Jahr so viel Champagner getrunken hätte, wie Freiligrath manchmal in einer Stunde. Wenn die Bomben einmal über den Boden klingen und springen, dann wollen wir sehen, wo diese Herren bleiben."

Ich hatte aus eigener Erfahrung meinen Bruder beim Eintritt in den „Maikäfer" gewarnt, sich nicht allzusehr aus der theologischen Beschäftigung in die literarische ziehen zu lassen; man werde unbe-

kümmert um seine Studien möglichst viel Poetisches aus ihm hervorzulocken suchen, allein es sei an sich schon des ganzen Menschen Vortheil nicht, eine einzelne Fähigkeit, die man habe, für eine Zeitlang über ihr natürliches Maaß ergiebig zu machen. Aber auch hier bewährte sich die maaßvolle Sicherheit, mit der sich der Zwanzigjährige überall in den neuen Verhältnissen bewegte. Die Knabenträume von dichterischen Lorbeeren, wenn er sie je gehegt, waren lange vorüber; er unterschied klar zwischen dem berufenen Dichter, dem auch der fremde Stoff zum eigenen inneren Erlebniß werde, und dem nur poetisch gestimmten Menschen, dem wie ihm der poetische Stoff allein aus dem eigenen Erlebniß entspringe. Auch genügte es ihm, in einem Liede eine Stimmung und Gemüthsbewegung für sich selbst in die ebenmäßige Form des Bildes und Wortes gefaßt zu haben; Beifall von Anderen, wenn's nicht mitfühlende, nacherlebende Freunde waren, reizte ihn nicht. „Es thut einem bisweilen eigentlich weh," schrieb er mir, „ein Gedicht gelobt zu bekommen: man hat den ganzen Gemüthsinhalt einer bestimmt bewegten Stunde darin ausgeprägt, es ist Herz vom Herzen, Blut vom Blute, und nun bekommt man dafür gesagt, der Gedanke sei sehr hübsch ausgeführt, die Sprache rein, der Ausdruck klar u. s. w." Für gewöhnlich wußte er den Ansprüchen des Maikäferblattes durch allerhand blos unterhaltende Beiträge zu genügen, durch ein komisches Märchen, das aus der Geschichte und Mythe des nächsten Freundeskreises seine Nahrung zog, eine historische Novelle, in der er die Frankfurter burschenschaftlichen Unruhen vom Jahre 1834 zu Grunde legte, und anderes Aehnliche, das ihn wenig Zeit kostete und wovon er nicht einmal das Concept behielt. Daneben erwarb er sich je und dann die volle poetische Achtung des Kreises durch eines seiner innigen und vollendeten Lieder, wie sie in den Haideröschen aus jenen Zeiten mitgetheilt sind, und mit ihnen verdiente er sich denn auch auf dem im Sommer 1847 gefeierten Stiftungsfeste des Maikäfers, dem letzten, das derselbe erleben sollte, den von schönen Händen gewundenen Kranz. Diese Jahrestage waren die Höhepunkte im Leben des kleinen poetischen Ordens; zu ihnen wurden die auswärtigen Mitglieder und eine Auswahl gebildeter anmuthiger Mädchen eingeladen, um in dem phantastisch mit Epheu und Blumen geschmückten Saale die Preisarbeiten vorlesen zu hören und nach gehaltenem Preisgericht die Dichter zu ehren. Das Fest nahm einen vollen Tag in Anspruch; ein Spaziergang zu dem gemeinsamen ländlichen Mittagsmahl gab dem ernsteren Theile eine angenehme

Unterbrechung und am Abend machte ein echt künstlerisches Festmahl den Beschluß, bei welchem die ganze Gesellschaft in bunter Reihe mit Epheu und Rosen bekränzt war. Wenn dann beim Klang der Lieder und der Becher der Mond aufging über dem Siebengebirge, das vor Kinkel's Fenstern den Horizont bildete, und aus dem dicht unten im Dämmerscheine liegenden botanischen Garten der Duft der Blumen heraufstieg, dann war das ganze flüchtige Jugendleben selber zum schönen bezaubernden Gedichte geworden.

Neben solcher Freundschaft und Gesellschaft war überhaupt die herrliche und an reizender Abwechselung unerschöpfliche Landschaft, welche Bonn umgiebt, dem jugendlichen Gemüthe ein nicht minder willkommener Quell der Erquickung. Unser deutsches Vaterland hat ja des Lieblichen und des Großartigen so viel und mancherlei, aber einzig, unvergleichlich bleibt doch der Rhein, der deutscheste gleichsam unter den deutschen Strömen mit seinen Rebenhügeln und waldigen Schluchten, seinen verfallenen Burgen und mittelalterlichen Kirchen und Nestern. Die Naturgebilde können anderweit überraschender und großartiger oder auch friedlicher, idyllischer sein, aber nirgend so anmuthig und erhaben zugleich, so in stetem Wechsel und doch im ruhigen Gleichmaaß durch das mächtige Band, das sie durchschlingt, und vor Allem nirgend so durchwoben von den ehrwürdigen ergreifenden Spuren einer tausendjährigen vaterländischen Geschichte. Und das Alles drängt sich in der Umgebung von Bonn noch einmal und wie im Vorgefühl des Abschieds gesteigert zusammen, denn das Siebengebirge und der Kölner Dom hat doch auch am Rhein nicht von fern seines Gleichen. „Das Leben an einem großen Strom," schrieb Franz, als er erst recht am Rheine heimisch geworden, „ist doch viel werth; abgesehen davon, daß der Verkehr bildend einwirkt, der durch ihn hervorgerufen wird, kommt es mir immer vor, als ob das Anschauen des Stromes selber schon die Gedanken freier, größer machen müsse. Es ist so viel Majestät in einem solchen Strome; man wird auch kühner, wenn man an ihm wohnt, man lernt der Macht des Menschen über die Natur mehr vertrauen." An rüstiges Wandern von früh auf gewöhnt, durchschweifte er einsam oder mit frohen Genossen die nähere und fernere Landschaft; der Kreuzberg und Venusberg mit ihren prächtigen Ausblicken durch's Dickicht, Godesberg, die aus gesegneter Flur malerisch aufsteigende Höhe, der hohe kühne Drachenfels und das reizende stille Heisterbach, Nonnenwerth mit seinem damals noch fröhlichen Jugendfesten zugänglichen Kloster, und Rolandseck mit seinem

Bogen, der so manche überströmende Jugendlust bei Gesang und gefüllten Bechern belauscht hat, — alle die schönen unvergeßlichen Plätzchen waren ihm bald wohlbekannt und vertraut. Auch hier überall suchte und fand er die Pfade meiner frohen Stunden: ich hatte ihm von unseren reizenden „Buchtfahrten" erzählt, die wir rheinabwärts von Bonn auf einem tief in's Land einschneidenden alten Ausfluß der nahen Sieg gemacht; nun wiegte er selbst sich im Kahne auf dem stillen krystallklaren Gewässer, aus dessen perlhellem Grunde die blühenden Schlinggewächse sich emporstreckten bis zur spiegelnden Oberfläche, während über dem Kahne die Wipfel des Waldes von hüben und drüben sich fast zum Dache zusammenwölbten, roth von der sinkenden Sonne vergoldet und bewohnt von Nachtigallen, die sich nicht stören ließen vom leisen Geplätscher der Ruder.*) Nach Köln gingen wir das erste Mal mit einander, bei Gelegenheit meines Besuches im Sommer 1846; wie mir einst geschehen, so führte ich jetzt ihn unversehens um die Straßenecke, an der auf einmal der unvollendete Thurm des Doms vor dem überraschten, überwältigten Betrachter in tausend strebenden Theilchen emporwächst. Durch die anderen Kirchen führte uns unser kundiger Freund Andreas, um uns überall Styl, Plan und Geschichte des Baues zu erklären.

Von einer kleinen Fußreise, die er im Sommer 1846 mit seinem Freunde Traugott nach dessen benachbarter Heimath machte, giebt Franz in einem Briefe das nachstehende anmuthige Wanderbild. Es handelte sich um den ersten Besuch eines rheinischen Pfarrhauses und man machte sich am Sonnabend auf den Weg, um den Sonntag an Ort und Stelle zu sein. „Wir wandten dem Rhein den Rücken," erzählt Franz, „hatten bald den sonnigen Weg nach Siegburg hinter uns und waren nun in Wald und Gebirg. Die Berge nicht eben hoch, aber prächtig bewachsen; frisches Birkengrün an den Abhängen hinauf, oben spitze dunkle Tannen, dann wieder ein einzelnes Haus und in der Ferne ein Kirchthurm. Wir kamen in's Aggerthal, das Gebiet eines Flüßchens, das jetzt stückweise als schmaler Bach durchsichtig über Kiesel rollte, im Frühjahr und Herbst aber weit austritt und den ganzen Thalgrund erfüllt. Ein frisches üppiges Gras und schöne Baumgruppen spiegeln sich weiterhin tief im stilleren Wasser; ein Fischerhäuschen verräth durch den rauchenden Schornstein, daß dort das Abendbrod im Werke ist; eine Mühle unterbricht mit lustigem

*) Vergl. Haideröschen S. 26.

Gebrause die träumerische Stille. In diesem Thale blieben wir über Nacht, in einem einsamen Posthaus. Als wir nun am Abend, während die sinkende Sonne Berg und Thal mit jenem Goldlichte verklärte, welches nur eben der deutschen Landschaft so eigen ist, uns noch im Kahne auf dem kühlen Wasser schaukelten, dann auf den nächsten Berg stiegen und ringsum in die friedlichen Waldthäler hinausschauten, da ging mir das Herz recht auf in freudiger Wehmuth. Am andern Morgen ging's über die Berge weiter, an einsamen Bauernhöfen vorbei, die stillverschlossen lagen, durch frischen sonnendurchglänzten Wald, dann einmal auf schwankem Steg über einen rauschenden Waldbach auf eine herrliche grüne Wiese hinaus. Nur eine einzeln stehende Waldmühle verrieth die Nähe von Menschen; sonst feierliches Schweigen, leises Lispeln der stets sich schaffend regenden Natur; manchmal strich eine Schwalbe in der halben Höhe der Berge durch die reine Luft. Es war ein Sonntagsmorgen, wie ihn Uhland in seinem Liede empfunden hat; beständig sprach ich in meinem Herzen: „Das ist der Tag des Herrn." Im Pfarrhaus wurden wir auf's herzlichste empfangen. Solch' ein Landpfarrhaus in solch' einer Gegend macht einen gar gemüthlichen Eindruck. Man tritt in's Zimmer: da hängen die Professoren aus der Universitätszeit an den Wänden; ein kleines Büchergestell trägt die nothwendigste Literatur; gleich daneben steht ein altes Klavier aufgeschlagen, vor dessen Tasten ein Choral liegt. Pfeife und Tabakskasten fehlen natürlich nicht; auf einem Schranke liegen ein paar besonders schöne Aepfel; ein nicht völlig geleertes Weinglas verräth, daß der Rhein nicht allzufern ist. Zum Fenster hinaus blickt man in das kleine wohlgepflegte Gärtchen, in dem auch eine Laube nicht fehlt; weiterhin übersieht man das ganze Dorf, überall die rothen Dächer mit dem Grün der Obstbäume untermischt. Nachdem wir die Kirche besucht und zu Mittag gegessen, gingen wir beide für uns noch in ein herrliches Wiesenthal, auf beiden Seiten bewaldete Berge. Endlich standen wir auf einer Höhe, von der man drei prächtige Thäler zugleich übersah. „Siehe," sagte Traugott, „hier habe ich oft des Abends mit meiner seligen Schwester gesessen und in's Thal gesehen, und dann sangen wir zusammen."

Einen weiteren Ausflug unternahm Franz mit zwei Kameraden auf Pfingsten 1847 nach der Ahr und Eifel; auch diese Wanderung, die ihm lebenslang in fröhlichem Gedächtnisse blieb, ist in einem Briefe an die Eltern ausführlich beschrieben. Man fuhr im Dampfboot nach

Remagen, besah die dortige fast überzierliche Apollinariskirche, warf noch einen Blick auf den „blauen Rhein“ zurück und wanderte dann über das mit niedrigem, der Sonnengluth nicht wehrendem Gehölz bedeckte Plateau der Landskrone zu, dem schönen frei dastehenden Schloßberg, der munter erstiegen ward. Nun sahen die Wanderer „das kleine, aber hell über Schiefer, Kieseln und langhaariges Flußkraut rauschende Gewässer, von dem das Ahrthal den Namen hat, bald braun, bald grün, bald im Wiederschein des blauen Himmels schimmernd, so schön, wie man's nicht leicht bei einem andern Wasser sieht, und zogen an der „fruchtbaren“ Ahr hin, die in breitem Thal und auf behaglicheren Bergrücken noch mehr Feld- als Weinbau beherbergt. Hinter Ahrweiler, wo man Mittag machte, löst dann die „schöne“ Ahr die „fruchtbare“ ab; schwarze prächtig gebrochene Schieferfelsen reckten sich dicht am Wege auf, zur Rechten Weinstöcke tragend, wo nur immer der wärmehaltende Schieferboden ein Fleckchen bietet, zur Linken mit Buchen und Birken in malerischen Abstufungen und Gruppen bedeckt; dazwischen das helle immer rauschende Flüßchen, oft einen kleinen weißschäumenden Wasserfall bildend, eine einsame Mühle daran oder ein alterthümliches Haus.“ Von der Saffenburg schaute man in fünf Thäler zugleich und jäh hinunter in die Ahr, während die Weinstöcke von unten bis oben hinauf reichten; aber noch steiler werden die Berge, noch enger das Thal gegen Altenahr hin, bis man endlich den „Durchbruch“, einen in den Felsen gesprengten mächtigen Thorweg durchschreitend hinaufstaunt an dem unendlich kühnen Schloßberg mit seiner Ruine, von der der letzte Ritter, von Belagerern ausgehungert, sich im Waffenschmuck auf seinem Streitroß in die senkrechte Tiefe hinabgestürzt haben soll. Nachdem man sich bei dem Studentenwirth Caspari erquickt, ward die Burg erklommen, von der aus die Ahr in elf Krümmungen im Gewinde der schwarzen grünbekränzten Felsblöcke und dazwischen das weiße Schloß Kreuzberg zu sehen ist; das rothe Abendlicht lag darüber; die schönen Glocken von Altenahr tönten herauf; es war Samstag vor Pfingsten. — In der folgenden Frühe machte man sich auf, durch die Eifel dem Laacher See zu; bald mußte man bei Brück der schön gewundenen Ahr Lebewohl sagen; eine Zeichnung im Skizzenbuch hielt den Scheidepunkt fest. Und nun ging's zehn Stunden ohne Schatten durch das menschenleere Hochland mit seinen kärglichen Feldern, einsamen Waldungen, und höher hinauf den öden Haidestrecken mit braunen von der Sonne verbrannten Gräsern. Dennoch hatte der Morgen für den jugendlichen

Wanderer eine besondere Weihe und Schönheit. „Es ist doch etwas Wunderbares," schreibt er, „was der Gedanke „heut ist Sonntag" für das Gefühl des Betrachters, zumal im Morgenglanz, der Landschaft an Reizen hinzuthut. Mir wenigstens geht es so; an diesem Tage scheint mir ein höherer feiernder Frieden auf Feld und Wald, auf Berg und Thal zu liegen; man meint, der Bach rausche leiser, der Wald flüstere heiliger. Zum Theil thut's das, daß wirklich am Sonntag die Landschaft weniger belebt ist; die Pflüge ruhen, die Leute sind in der Kirche, von der etwa ein Orgelton oder eine Glocke heranklingt; aber das ist's nicht allein. Nur für den wird nämlich jener Sonntagsfrieden der Flur wahrnehmbar sein, für den es im Herzen noch Sonntag sein kann; die andächtigere Stimmung seines Gemüthes wird ihn heute fähiger machen als sonst, den in der Natur waltenden Gottesgeist zu empfinden und sich ihm nahe zu fühlen. Denn auch hier bezeugt sich Gott ja, aber nur dem, der ihn bereits kennt; Quelle der Gotteserkenntniß ist uns die Natur nimmermehr. Darum hat auch den Heiden die Natur geschwiegen, darum ist jenes romantische Naturgefühl, das im Grunde einzig auf jenem Gottesgefühle ruht, erst bei den christlichen Völkern möglich geworden." — Schon hatte die Sonne ihren Höhepunkt weit überschritten und die Gesichter der Wanderer unbarmherzig verbrannt, als ein herrlicher Hochwald sich den Ermüdeten aufthat: wie er durchmessen war, lag der große tiefblaue waldumfangene See mit der wunderschönen romanischen Abtei Laach am Ufer vor ihren Augen. Aber fast noch zauberischer als jetzt in der Nachmittagssonne nahm See und Kloster sich am Abend im Mondlicht aus, als man wieder aufbrach, um in Niedermendig Nachtquartier zu suchen: rings schwarzer Wald und Hügelkranz, dazwischen die bleifarbig schimmernde Wasserfläche; durch die durchbrochenen Thürme der Klosterkirche sah der helle Nachthimmel; man empfand die auch hier anklingende Sage von dem im See versunkenen Schloß. — Am dritten Tage ging's durch das schöne fruchtbare „Maifeld", auf dem einst unsere ältesten Kaiser inmitten ihres Volkes tagten; in Münstermaifeld ward die schöne Kirche mit ihrem Kreuzgange betrachtet und dann der Mosel zugestrebt, deren liebliche Ufer man bei der Kapelle von Cobern erreichte. „Ich habe nie ein so schönes, trauliches Waldthal gesehn," erzählt Franz; „das frische, reiche Grün des bis dicht an den Weg herabkommenden Waldes, ein helles Bächlein über Kiesel brausend und von Zeit zu Zeit über das Rad einer klappernden Mühle schäumend, und wenn man weiter

hinaufkommt, nach der einen Seite hin der Friede stiller Waldthäler, da drüben auf einer Höhe, über die man wegsieht, die Ruine Cobern, im Thal das Dorf mit abendlich rauchenden Schornsteinen, und dann die Mosel zwischen den Bergen hervor und Weinberg um Weinberg. Ich saß wohl dreiviertel Stunden da droben allein und zeichnete ein wenig die Kapelle ab. Die Sonne war inzwischen untergegangen, die frische Abendluft stärkte mich, und als ich wieder hinuntergeklettert war, fühlte ich mich so kräftig, daß ich vor Wohlbehagen aus vollem Halse zu singen begann; „Ihr seid wohl recht lustig,“ sagte ein Bauer, der mir begegnete.“ — Die Reise endete für heute in Winningen; Abends im Wirthshause erzählte Franz den Bauern, da vom Auswandern die Rede war, allerlei aus Amerika, daß sie meinten, so schön hätten sie nie erzählen gehört; alle kamen, stießen mit ihm an und drückten ihm die Hand so herzhaft, daß er hätte schreien mögen. Den andern Morgen nahm das Pfarrhaus, in dem ein lieber Freund von mir daheim war, den Ermüdeten auf und ward ihm durch seinen gemüthlichen Frieden und seine schlichte Herzlichkeit zu einer rechten Erquickung an Leib und Seele; dann ging's die Mosel hinab nach Coblenz und zurück nach Bonn. —

Auf den überreichen ersten rheinischen Sommer war ein stilleres, einsameres Wintersemester gefolgt. Andreas war nach Düsseldorf gezogen, Traugott als Lehrer in eine Privatanstalt eingetreten, die ihm wenig freie Zeit ließ, und der dritte Freund durch seine Habilitationsarbeit sehr in Anspruch genommen. Einen Augenblick dachte Franz daran, jetzt in eine Studentenverbindung einzutreten, aber bei näherer Erwägung gab er den Gedanken wieder auf. Ueber ein gutes Theil der Studenten war er doch innerlich schon zu sehr hinaus; mit Humor beschreibt er die leichtkenntlichen „Füchse“, die sich durch funkelneue Mützen und geflissentliche Kraftausdrücke bemerklich machen; ein andermal warnt er vor dem Irrthum, sich die Studenten insgemein als geistig wache und erregte Leute zu denken, mit denen man nur zusammen zu kommen brauche, um alsbald aus der gegenseitigen Berührung Funken des Geistes sprühen zu sehen; ein großer Theil der Studenten sei reines Stroh, und oft gerade die, welche sich am meisten als Studenten gebärdeten, die allergrößten Flachköpfe. Auch wurde er an der wissenschaftlichen Ader jener Verbindung, an die er dachte, irre, als er sah, wie sehr in derselben ein an Rum sich zu Tode trinkender Hegelianer mit seiner absoluten Geistes-Philosophie imponirte. Er zog sich daher aus diesen Berührungen lieber ganz zurück, nahm

mit dem spärlicheren Verkehr der alten Freunde vorlieb, widmete sich dann und wann einigen Landsleuten, guten Jungen, die sich ihm gerne angeschlossen hatten, und vertiefte sich an den langen Winterabenden mit um so größerer Liebe in seine Bücher. Uebrigens fehlte es ihm nicht lange an entsprechender Geselligkeit; seine Lehrer Bleek und Hasse waren auf ihn aufmerksam geworden und luden ihn öfters ein, und gegen Weihnachten kam mit fünf strebsamen Studiengenossen ein theologisches Kränzchen zu Stande.

So lieb ihm überhaupt eine frische und anregende Geselligkeit war, so wenig mied er die Einsamkeit; im Gegentheil, er hätte eher auf jene als auf diese verzichtet. In der guten Jahreszeit allein durch die Fluren streifen, ein werdendes Lied in der Seele und das Skizzenbuch in der Hand, um sich hinzusetzen und irgend eine schöne Baum- oder Felsgruppe aufzunehmen, ist seine Lust; ebenso sitzt er gerne auf seinem Zimmer beim langausgedehnten Frühstück und führt solch' eine Skizze mit künstlerischem Behagen aus, indeß die ungebundenen Gedanken in die Ferne schweifen. Zum Zeichnen hatte er ein angeborenes Geschick, das freilich in der Schule so gut wie brach gelegen hatte; nun war er in den akademischen Zeichenunterricht eingetreten und bald dahin gekommen, Landschaftliches nach der Natur sinnig aufzufassen und klar und reinlich wiederzugeben. Diese schöne Beschäftigung, sagte er öfters, liebe er auch darum so sehr, weil sie auf einsamen Spaziergängen so viel zu beobachten gebe und weil man schweigen und sinnen könne, indem man sie übe. Was ihn aber oft noch mächtiger zur Einsamkeit hinzog, das war die treue und reiche Liebe, mit der er, bei so viel Freundschaft und Befriedigung in der Nähe, einen guten Theil seines inneren Lebens, ja vielleicht den größeren, vielmehr in der Ferne zubrachte, im Elternhause, im herzlichen Austausch mit dem Bruder, in lebendigster Theilnahme an dem Wohl und Wehe jener Freundin, welche inzwischen weit aus der Heimath entflohen war. So folgen dieser Freundin seine Gedanken in zarter tiefer Mitempfindung über das Weltmeer —

„Sie sitzt allein an Schiffes Rand,
Die Morgenwinde zu Genossen,
Im Neuen Testament die Hand,
Die Augen träumerisch geschlossen.

Ach, es ist Sonntag Morgen heut:
Zur Kirche geht ein festlich Wallen, —
Horch', mahnend tönt ein fern Geläut,
Erhebend rauscht der Orgel Schallen.

Sie tritt hinein, sie schaut sich um,
Manch' lieb' Gesicht am heil'gen Orte; —
Jetzt wird der Sang der Menge stumm
Und jetzt hört sie des Priesters Worte:

„O kommet Alle her zu mir,
Die ihr mühselig und beladen;
Erquickt die müden Seelen hier
Am milden Born der ew'gen Gnaden." — —

Da wacht sie auf: Matrosen stehn
Am Mast, die haben just gesungen,
Und ein Befehl vom Kapitän
Ist eben über's Schiff geklungen.

Das zieht, die Segel leicht geschwellt;
Es rauscht das Meer, — o bange Weite!
Wie bleibst du lang, du neue Welt;
Ach, noch kein Land, auf keiner Seite!

Nicht weniger innig lebt er jede Stimmung und Wendung im Leben seiner Angehörigen in der Heimath mit. Kein Geburtstag geht ohne einen herzlichen Erguß kindlicher oder brüderlicher Liebe vorüber; bei der Konfirmation der Schwester bittet er dringend, ihm doch zu schreiben, was wir Alle daheim in diesen Tagen geredet und empfunden; an unserem Weihnachtsabend nimmt er aus der Ferne Theil, nicht nur mit Geschenken, sondern, wie von jetzt an jedesmal, mit einem Festgruß, der dazu beitragen soll, der irdischen Freude die himmlische Weihe zu geben. Insonderheit nimmt die herzliche Freundschaft mit dem Bruder durch die Entfernung und die neuen Eindrücke und Anknüpfungen keineswegs ab, vielmehr vermittelt der eifrigste Briefwechsel eine zunehmende Gemeinschaft alles Denkens und Lebens. Fast jede Woche wird von der einen oder anderen Seite ausführlich geschrieben und Franz giebt bald das in Frankfurt so eifrig geführte Tagebuch auf, weil aller Stoff desselben sich nun in rückhaltlose briefliche Mittheilung ergießt. „Wenn du wüßtest," beginnt er einmal, „wie große Freude es mir macht, einen Brief von dir zu erhalten, so würdest du begreiflich finden, daß ich immer wieder nur damit anfange, dir für deine Schreiben zu danken." „Wir dürfen einmal nicht auseinandergehn," antwortet der ältere Bruder, „wir müssen zusammen leben und denken, genießen und arbeiten; jeder für sich ist eine bloße Eins, zu zweien werden wir uns potenziren." „Es ist mir eine Herzensangelegenheit," äußert Franz nach einer anderen

Seite, „meinen lieben Bruder endlich einmal in einem eigentlichen Berufskreise zu sehen; wüßte ich ihn dahin gelangt, so würde ich glauben, daß ich meines eigenen Strebens ein großes Stück erreicht hätte.“

Vor allen Dingen ergoß sich in unseren Briefwechsel unser wissenschaftliches Dichten und Trachten. Wir wußten beide wohl, daß wir weder geniale noch eigentliche Gelehrten-Naturen seien, doch konnten wir nicht darauf verzichten, einer allgemeineren Bildung nachzutrachten, als das eigentliche Fachstudium in engster Fassung sie zu erfordern schien. Vor Allem waren uns Literatur und Geschichte an's Herz gewachsen. Mir war durch Otfried Müller's und Vilmar's Literaturgeschichten ein ahnendes Verständniß des Zusammenhanges aufgegangen, in welchem die poetische Hervorbringung mit der Gesammtentwickelung eines Volksgeistes stehe; hiedurch angeregt begann ich mich ein wenig mit unserer altdeutschen Dichtung bekannt zu machen, während unter den Neueren Shakespeare und Goethe mich immer wieder zu sich hinzogen; alle Lesefrüchte, welche sich auf diesen Wegen pflücken ließen, wurden frisch dem jüngeren Bruder dargeboten. Dieser hatte sich gleichzeitig mit Hülfe des neuen Schlosser'schen Werkes in der Weltgeschichte weiter zu orientiren gesucht; aber ihm widerstand eine Geschichtsbetrachtung, die den lebenvollen Wechsel der Zustände immer nur mit der Elle des politischen und religiösen Rationalismus zu messen verstehe und sich zur wahren Geschichtschreibung verhalte wie die Theologie des Heidelberger Paulus zu Schleiermacher's oder Nitzsch's. Ganz anders sagte uns Ranke zu, bei dem wir wie bei keinem anderen Geschichtschreiber zu einem vollen Mitgefühl des geschichtlichen Momentes kamen, weil er nicht blos politische, sondern wirklich ganze und allgemeine Geschichte zu schreiben versteht. Von der Geschichte selbst kamen wir auch zur Philosophie der Geschichte, verhandelten die Frage über den Ursprung des Bösen, oder mühten uns ab an dem Räthsel, wie denn in der Gesammtentwickelung die Einzelpersönlichkeit zu ihrem Rechte komme, ob wenigstens die christlichen Zeiten jedesmal die Bedingungen enthielten, deren der Einzelne zu einer wenigstens relativen Vollendung seiner gottebenbildlichen Anlagen bedürfe.

Das erste Gewiegtwerden von dem hohen Meere der Wissenschaft hat etwas Wonniges und etwas Bängliches zugleich. Franz empfand bald in vollem Maaße „jene Unruhe eines strebenden Menschen, dem sich nach allen Seiten hin in der Wissenschaft Bahnen öffnen, die

er noch nicht durchlaufen, Fragen, die er noch nicht zu lösen versucht, Felder, die sein Pflug noch nicht berührt hat." „Man fühlt sich so unstät," äußerte er in dieser Stimmung, „ist fortwährend getrieben, nach dieser und nach jener Seite zu greifen und hat sich dabei doch wieder sehr zu hüten, seine Thätigkeit nicht zu zersplittern." Glücklicherweise war er unverdrossenes, anhaltendes Arbeiten gewohnt, und so sehr es ihm von Anfang an Bedürfniß war, für sich und mit Anderen über die theologischen Probleme zu speculiren, so versäumte er doch darüber nicht, sich hiefür in einfachem tüchtigem Lernen eine gute Grundlage zu schaffen. In den Lectionskatalog griff er herzhaft hinein und hörte in den drei Semestern, die er in Bonn zubrachte, bei Bleek die historisch-kritische Einleitung in's Alte und in's Neue Testament, dazu die Erklärung des Jesajah, der drei synoptischen Evangelien und der Apokalypse; bei Hasse in drei Vorlesungen die gesammte Kirchengeschichte; bei Nitzsch theologische Encyclopädie, Dogmatik und christliche Religionswissenschaft; bei Dorner, dem Nachfolger Nitzsch's bei dessen Berufung nach Berlin, biblische Theologie; außerdem eine Auslegung des Hebräerbriefs und einige kleinere Vorlesungen. Drei bis vier Stunden auf den Tag waren ihm nicht zu viel, und die sorgsam und verständig nachgeschriebenen Hefte beweisen, wie ununterbrochen die äußere und innere Theilnahme war. Daneben aber fand auch ein selbständiger häuslicher Fleiß noch hinreichenden Raum; so ward im ersten Semester mit jenem Freunde das ganze Neue Testament und die Kirchengeschichte durchwandert, im zweiten zum besseren Verständniß Nitzsch's die Einleitung der Schleiermacher'schen Dogmatik studiert u. s. w.; insonderheit aber dienten die Ferien in Gemeinschaft mit dem älteren Bruder zu gründlichem Lernen. In strenger, die Vormittage regelmäßig ausfüllender Arbeit trieben wir mit einander Geschichte der alten Philosophie, lasen die Quellenauszüge der Gieseler'schen Kirchengeschichte bis in's achte Jahrhundert, dazu mehrere vollständige Schriften griechischer und lateinischer Kirchenväter, und mit großem Genusse Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; die Nachmittage waren gemeinsamen Spaziergängen und freier Besprechung gewidmet.

Da wir beide von der Ueberzeugung ausgingen, daß man, sobald erst die dichteste Unwissenheit gelichtet sei, nicht angenehmer und gründlicher lernen könne, als durch selbständige wissenschaftliche Versuche, so trat Franz auf meinen Rath schon im zweiten Semester in's theologische Seminar ein. Dasselbe beschäftigte sich in drei

Abtheilungen mit dem Alten Testament, dem Neuen Testament und der Kirchengeschichte und war eigentlich erst vom dritten Semester an zugänglich; doch nahm man Franz als außerordentliches Mitglied auf und fand bald, daß er zu den bestunterrichteten Theilnehmern gehörte. Neben fortlaufenden gemeinsamen Beschäftigungen übernahmen hier die Fleißigeren eigene wissenschaftliche Aufgaben; Franz wählte die seine am liebsten aus dem kirchengeschichtlichen Gebiet und zwar auf den Vorschlag des hierin vorstehenden Professors Hasse eine Bearbeitung von Origenes περὶ ἀρχῶν*). Dies anziehende aber nicht eben leichte Thema beschäftigte ihn den ganzen Winter hindurch, bis gegen Ende desselben vorläufig wenigstens ein zweistündiger Vortrag gereift war. Da das berühmte Hauptwerk jenes größten der orientalischen Kirchenväter nur in griechischen Bruchstücken und einer dogmatisch verfälschten lateinischen Uebersetzung vorhanden ist, so bot diese Arbeit zunächst eine treffliche Uebung in der Kritik. Aber lehrreicher noch als die Arbeit an der harten Schale war die Durchdringung und Zerlegung des Kerns, jenes ersten Versuches wissenschaftlich durchgeführter christlicher Weltanschauung, der auf Grund des einfachen Kirchenglaubens mit den Hülfsmitteln der platonischen Philosophie sich aufbaut und bei allen unvermeidlichen Mängeln durch die großartige Durchführung des der häretischen Gnosis entgegengestellten sittlichen Freiheitsprincips den Namen einer weltgeschichtlichen That des christlichen Denkens verdient. Mit großer Klarheit und durchgehender historisch-kritischer Begründung entwickelt das mir vorliegende Concept jenes Vortrages die Ideen des großen Theologen und charakterisirt sich selbst in seiner Tüchtigkeit auch dadurch, daß es jede Ausführung ablehnt, in welcher der Verfasser ohne selbstgeschöpftes Urtheil nur Anderen nachzusprechen vermöchte. Im folgenden Semester wurden diese Origenesstudien vervollständigt und zu einer größeren schriftlich eingereichten Abhandlung verarbeitet; zugleich unternahm Franz für die alttestamentliche Seminarabtheilung eine zweite kleinere Arbeit, welche nach meinem Vorschlag den von Christus selbst Matth. 22 messianisch ausgelegten 110. Psalm zum Gegenstand hatte. Wenn von den beiden streitenden Behandlungsweisen der alttestamentlichen Prophetie die eine, um den geschichtlichen und psychologischen Ursprung einer Weissagung unbekümmert, nur eben ihre unmittelbare Deutung auf Christum festhält, die andere über dem unabweisbaren Bemühen jenen Ursprung zu

*) Peri archôn, d. h. von den Principien.

erläutern die neutestamentliche Erfüllung doch zu sehr aus den Händen verliert, so suchte Franz diesen Gegensatz an jenem merkwürdigsten unter den messianischen Psalmen zu vermitteln. So viel ich in Ermangelung des Aufsatzes selbst aus ein paar brieflichen Aeußerungen entnehmen kann, wollte er im 110. Psalm diejenige Gestaltung der messianischen Hoffnung erkennen, welche dieselbe, — in der befriedigten davidischen Zeit im Volke zurücktretend, aber im Königshause neu anhebend — gerade in der Seele Davids habe annehmen müssen; wobei also der Psalm historisch und psychologisch als echt davidisches und zugleich unmittelbar messianisches Gedicht gerechtfertigt wäre. Ein durchaus origineller, von der Ansicht des Seminardirigenten Professor Bleek abweichender Versuch, mit welchem der einundzwanzigjährige Student jedenfalls in den inneren Fortschritt der alttestamentlichen Offenbarung einen herzhaften und lehrreichen Blick that.

Ein weit brennenderes Interesse aber als die alttestamentliche Vorbereitung und die kirchengeschichtliche Fortentwickelung des Christenthums flößte dem jungen Theologen die eigentliche Urkunde desselben, das Neue Testament, ein. Mit dem Neuen Testamente stand es dermalen in der wissenschaftlichen Welt so, daß ein Wahrheit liebender Theologe sich dasselbe erst zu erobern hatte, um auf ihm fußen zu können; was die unentbehrliche Grundlage aller Dogmatik bildet, war der Gegenstand des bittersten Streites zwischen Kritik und Antikritik. Eine philosophische Schule, die nach ihren Voraussetzungen nicht umhin konnte, das Christenthum ohne wirklichen Christus, die Weltgeschichte ohne das Wunder der Menschwerdung Gottes in Jesu von Nazareth zu erklären, bot allen möglichen Scharfsinn sammt einer unverächtlichen Gelehrsamkeit auf, um die Geschichtlichkeit des Neuen Testaments in allen wesentlichen Punkten zu vernichten. Strauß hatte im „Leben Jesu“ den Reigen eröffnet und die evangelischen Erzählungen als in sich und untereinander widersprechend nachzuweisen gemeint; die Tübinger Schule unter Baur's Vorgang suchte sein Werk zu sichern und zu ergänzen, indem sie einmal mit dem Geschichtsinhalt auch die Geschichtsdenkmale zu vernichten, sodann die apostolische Zeit, die in ihrem wirklichen Bestand für die nothwendig vorausgegangene evangelische Geschichte allzu stark zeugte, von der entgegengesetzten Voraussetzung aus umzudichten bemüht war. In ersterer Hinsicht galt es ihr hauptsächlich, die Unechtheit des Evangeliums Johannis zu erhärten, in letzterer die Apostelgeschichte mit den paulinischen Briefen in Widerspruch zu setzen, — so viele man deren

nämlich noch als echt anerkannte; und etliche freilich mußten echt bleiben, denn einen Schöpfer mußte das eigentliche Christenthum immerhin haben, und zu dieser Ehre ließ sich der doch nicht wohl wegzuschaffende Apostel Paulus verwenden. Daß diese ganze negative Wissenschaft nicht aus historisch-kritischem Wahrheitssinn entspringe, sondern aus dem dogmatischen Interesse philosophischen Unglaubens, war uns bald klar geworden; nichtsdestoweniger glaubten wir damals Theologie Treibenden dieselbe nicht mit einigen guten oder schlechten Gemeinplätzen bei Seite schieben zu dürfen, wie das jetzige, über Nacht wieder in tiefe dogmatische Sicherheit gerathene Geschlecht thut. War die Kritik von Strauß und seinen Nachfolgern mißbraucht, so war sie doch mit nichten von ihnen erfunden; war sie überhaupt eine Ausgeburt des Zweifels, so war sie deshalb noch keineswegs vom Argen. War die Bibel kein vom Himmel gefallenes, sondern ein immerhin menschlich und geschichtlich entstandenes Buch, so konnte sie sich auch der Frage nach ihrer menschlichen und geschichtlichen Zuverlässigkeit nicht entziehen, und es mußte einmal im Verlaufe protestantischer Wissenschaft dazu kommen, daß die Voraussetzung der göttlichen und ewigen Wahrheit der h. Schrift von dieser Seite her einer gründlichen und unverzagten Prüfung unterworfen ward. Ueber das letzte Resultat dieser Prüfung war uns, als wir erst den ganzen Stand der Sache einigermaßen überblickten, durchaus nicht bange; nicht als ob wir geglaubt hätten, daß alle kritischen Bedenken sich in der oft wenig wahrhaften Weise mancher Antikritiker würden einfach rückgängig machen lassen; vielmehr in der Ueberzeugung, daß nach durchgeführter Sichtung derselben die alte mechanische Ansicht vom Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in der Schrift, die herkömmliche Inspirationslehre einer weit schlichteren, freieren, lebendigeren Betrachtungsweise Raum machen werde, die uns in die innere organische Structur der göttlichen Offenbarung erst rechten Einblick eröffne.

Allein dies Endergebniß, welches die Theologie im Allgemeinen bekanntlich noch nicht erreicht, ja gegenwärtig großentheils auch nur zu erstreben den Muth verloren hat, wollte mit Schweiß und Blut eines bitteren Kampfes zu vorläufig individuellem Besitz von uns errungen sein. Mußten wir uns dabei die Texte, über die wir bald zu predigen hatten, oft erst mühsam aus dem Feuer der vernichtungslustigen Kritik herausretten, und konnten wir es in manchem Punkte niemals zu der fertigen Zuversicht derer bringen, denen auch ein leib-

licher Ringkampf des Erzvaters Jacob mit dem lieben Gott keinen Scrupel verursacht, so haben wir doch das mitleidige Lächeln über diesen „halbgläubigen" Standpunkt zeitlebens mit Seelenruhe zu ertragen gewußt; denn wir waren und blieben der Ueberzeugung, daß auch die Wunden, die wir aus dem Kampf mit berechtigten Zweifeln unserer Zeit zurückbrächten, mehr werth seien, als die Unversehrtheit der hinter thönernen Mauern prahlenden Helden. Uebrigens hatte ich meinen Bruder in diese Untersuchungen, die mich nach vollendeter Studienzeit erst recht lebhaft beschäftigten, keineswegs im Voraus einzuführen gesucht; was ihn vielmehr mit denselben bekannt machte und zu eigener Prüfung aufforderte, waren — nächst seiner theologischen Lectüre — die Vorlesungen, die er hörte, die besonnene, aber unverzagte Kritik, mit welcher Bleek zwischen vorschnellen haltlosen Herstellungsversuchen der überlieferten Annahmen und der die Dinge auf den Kopf stellenden Tübinger Willkür festen Fuß zu fassen wußte, und die geistvollen allgemeinen Gesichtspunkte, mit denen Nitzsch das hyperkritische Verfahren zu beleuchten verstand. Dazu lag der kritische Zweifel überhaupt in der theologischen Luft; die strebsameren Genossen, mit denen Franz zusammentraf, waren mehr oder weniger von demselben bewegt, und als sich im zweiten Semester deren einige mit ihm zu jenem theologischen Kränzchen verbanden, war es einmüthige Ansicht, in demselben das Strauß'sche Leben Jesu und den Baur'schen Paulus zu lesen und zu besprechen. In dieser Beschäftigung gab sich Franz nun mit herzhaftem Wahrheitssinne dem ganzen imponirenden Eindruck der Angriffsmächte hin und suchte sich mit denselben ohne unzeitige Einmischung seiner Herzensüberzeugungen auf dem gleichen Boden einer in ihren Grenzen vollkommen ungebundenen Wissenschaft auseinanderzusetzen. Natürlich gerieth er dabei zeitweilig in manchen inneren Zwiespalt und in manch' gefährliches Gedränge; aber an der Richtigkeit dieses freien Verfahrens hat er zeitlebens gehalten. Denn so wenig das gläubige Herz und der wissenschaftliche Verstand ohne innige Wechselbeziehung sein können und ihre beiderseitigen Forderungen sich gegeneinander gleichgültig zu verhalten vermögen, so ist doch jedes von beiden vorderhand ein selbständiges Centrum, das seine Peripherie für sich zu suchen hat, damit sich dann von beiden aus die Ellipse christlicher Weltanschauung formire; sie, die erst in jenem Leben ein vollkommener harmonischer Kreis wird.

Ein heller Wiederschein der großen theologischen Streitverhandlung fiel denn auch in unsern Briefwechsel hinein, indem Franz, wo er

für sich mit der Kritik nicht fertig werden konnte, meine gewiegtere Ansicht der Sache gern vernahm. Obwohl selbst noch keineswegs zum sicheren Abschluß gekommen, stand ich zur Kritik doch schon wie ein Historiker, — sie war mir nur Vorfrage, um zum Stoff der Geschichte hindurchzudringen und mir denselben zum positiven Aufbau zusammenzufügen. Franz dagegen sah, wie ein Philologe, vorerst nichts als kritisches Objekt und war von der Untersuchung selbst ganz in Anspruch genommen. Ein flüchtiges Bild unseres theologischen Zwiegesprächs möge das volle Schwanken eines jugendlichen Geistes, der sich in aufrichtigem Wahrheitssinne auch dem Unwillkommensten nicht verschließt, aber auch die unverwandte Grundrichtung eines gläubigen Herzens, das auch durch die empfindlichste augenblickliche Niederlage im kritischen Kampfe nicht außer Fassung kommt, zur Anschauung bringen. Schon in den ersten Wochen schrieb er mir unter dem Eindruck des beim Neuen Testament zu Hülfe genommenen de Wette'schen Commentars: „Wenn ich die Evangelien lese, so tritt mir überall wahres, neues, gewaltiges Leben entgegen. Es wäre das Christenthum auch das erste Gebäude, das ohne Fundament in die Höhe gestiegen wäre. Aber das wäre wohl nicht zu leugnen: wie die Menschen das Göttliche, die ungetrübte Reinheit des Gottmenschen, der hier in die Welt tritt, fassen und halten wollten, konnten sie eben nur mit ihren menschlichen ungeschickten Händen daran fassen, und das Bild, das sie überliefert haben, trägt an manchen Stellen die Spur dieser ungeschickten Hände." Die Bedenken, welche dieser Betrachtung zu Grunde liegen, wachsen und mehren sich, seitdem er in der Bekanntschaft mit Strauß und Baur sein Schifflein dem vollen Sturm der verneinenden Kritik ausgesetzt hat. Zwar theilt er nie die Stellung dieser Leute zum Wunder als solchem; aber indem er — an sich nicht ohne gutes Recht — bei jedem wunderbaren Zuge der heiligen Geschichte nach dessen innerer Angemessenheit und Nothwendigkeit in dem Ganzen des Heilsrathschlusses fragt, findet er sich einer Reihe der wichtigsten Einzelheiten gegenüber rathlos und dadurch zur Anerkennung sagenhafter Ausgestaltung, ja mythischer Entstehung hingedrängt, und von diesen Einzelheiten aus fällt dann ein ängstigender Schatten über das Ganze. Bei der Apostelgeschichte weiß er sich eher zu helfen; die Baur'sche Verdächtigung der Rede des Stephanus und des Auftretens Pauli in Athen erscheint ihm sogleich als abgeschmackt, und über einzelne Punkte, wie z. B. über die Unmöglichkeit sich die frühe Autorität Rom's ohne Geschichtlichkeit

des dortigen Martyriums Petri zu denken, macht er manche treffende Gegenbemerkung; aber in den Evangelien vermag er vorerst keinen sicheren Standpunkt aufzufinden, zumal da die große Verschiedenheit der drei ersten („synoptischen") Evangelisten und des Johannes von vornherein den historischen Werth der einen oder anderen Hauptquelle scheint aufheben zu müssen. Da ist zuerst die Kindheitsgeschichte, nach Matthäus und Lucas schwer zusammen zu reimen und in ihren wesentlichsten Zügen legendenartig gefärbt. Ihr scheint weiter die Taufe im Jordan völlig zu widersprechen; denn wie soll dem, dessen Gottheit bereits in der wunderbaren Geburt sich bezeugt hat, hinterher erst der heilige Geist mitgetheilt werden dürfen? Es folgt die Versuchungsgeschichte, als einfache Geschichte aus unvorstellbaren Vorstellungen zusammengesetzt; und soll sie keine einfache Geschichte sein, wie völlig müßten die Apostel sie mißverstanden haben! Für den weiteren Verlauf wäre Johannes in vieler Hinsicht der vorzuziehende Zeuge, begänne nur nicht gerade er mit einem Wunder, für das ein religiös-sittlicher Zweck sich durchaus nicht erkennen lassen will (Hochzeit zu Cana), und schlösse mit einem, dessen Uebergehung Seitens der anderen Evangelisten, wenn es geschichtlich ist, kaum zu begreifen wäre (Auferweckung des Lazarus). Nun aber erscheint auch bei näherem Zusehen der Christus des Johannes in einem so überirdischen Lichte, daß dasselbe die Wahrheit seines menschlichen Wesens förmlich wegzuzehren droht. Ueberhaupt, hebt nicht schon diese Lehre von der vorgeschichtlichen, ewigen Existenz des Gottessohnes (Joh. 1, 1—18) die Möglichkeit eines menschlichen Wachsens und Zunehmens (Luc. 2, 52), Versucht- und Vollendetwerdens (Hebr. 5, 8—9) von vornherein auf?

Umringt von diesen berghohen Zweifelswogen sucht der junge Theologe wohl einmal Anker zu werfen in einer Unterscheidung der fallenden äußeren, aber bleibenden inneren Autorität der h. Schrift. „Ich glaube nicht falsch zu sehen," äußert er, „wenn ich behaupte, daß innerhalb der nächsten dreißig Jahre die kritischen Resultate der Tübinger Schule die Gemeinden zum großen Theil werden durchdrungen haben; dann wird der gegenwärtige Kampf der Theologie in's Laiengebiet versetzt sein. Wie sehr schaden darum im Grunde die Theologen der Sache, welche das Heil der Kirche suchen im strengen Festhalten des Glaubens an die Bibel ohne Bedingung. Jene Autorität der Bibel, das können wir nicht leugnen, ist vorbei, und wir dürfen sagen, es ist gut, daß sie vorbei ist; freilich wohlverstanden jene, in der sich das Subject an sie als an eine äußerlich

ihm gegenüberstehende Norm hingab, ohne daß es zu unterscheiden wußte, was Gottes Wort sei, — weil dieses Wort nicht in ihm selbst lebendig war. Die Theologie, welche die Menschen nicht dahin bringt, selbst im Neuen Testament Widersprüche und Unrichtigkeiten, ja Mythen anzuerkennen, ohne daß dem Subjecte dadurch im mindesten die Fülle des göttlichen Wortes in der h. Schrift gemindert erscheint; die es nicht fertig bringt, daß den Leuten der Epheserbrief ebenso objectiv christlich erscheine, sei er nun von Paulus oder von einem seiner Schüler geschrieben, — diese Theologie wird in unseren Tagen allerdings von der Wissenschaft blockirt werden, wie Schleiermacher sagt, und ich glaube, es geschieht ihr nach Recht. Wie lange wird der Prediger und Seelsorger seiner Gemeinde noch bergen können, daß dieser und jener Punkt in der bisherigen Fassung nicht mehr feststehe, dieses und jenes Ereigniß in dieser allzu wunderbaren Weise nicht dürfe betrachtet werden? Es wird nicht möglich sein; aber es braucht es auch nicht: allzusehr erscheint Vielen die evangelische Geschichte als ein schönes Zauberspiel mit überraschenden Effecten. Wie aber soll's denn werden? Nun ich denke, recht wird derjenige immer das rechte Wunder erfassen, der das Wunder am eigenen Herzen erfährt, der noch heute Wunder sieht und glaubt — (ich meine nicht die Wunder des Frühlings u. s. w.), der noch immer ein Wehen des h. Geistes vernehmen kann; er brauchte deßhalb nicht daran zu glauben, daß der h. Geist damals mit Windesbrausen in's Haus gekommen und in äußeren Flammen auf den Häuptern sichtbar gewesen. Der Rationalismus wollte die Wunder zu Naturerscheinungen machen; das war verkehrt: aber recht ist es vielleicht, wenn wir das Wunder fassen als die Wirkung des Einen göttlichen Geistes auf Geist und Natur, auf den Geist, weil er ihm verwandt, und auf die Natur, weil sie ihm unterthan ist; was aber die evangelischen Schriftsteller in sinnlicher Unbeholfenheit dazu gethan haben (ich erinnere nur an das „er fühlte, daß eine Kraft von ihm ausging" Marc. 5, 30), ist allezeit der Erkenntniß des wahren Wunders vielmehr hinderlich gewesen und hat das Wunder aus dem Gebiet der freien That in das der Magie gerückt." — Aber nicht immer steht der junge ernste Frager so fest auf schwankem Standpunkt, wiederum überfällt ihn wohl bei diesem Stande der Wissenschaft und der eigenen Ueberzeugung eine Bangigkeit, die er nur dadurch zu beschwichtigen weiß, daß er hoffend auf den zusammenhangenden Fortschritt christlichen Denkens und christlichen Lebens hinausblickt. „Es ist keine oder doch eine

sehr verzeihliche Schwäche," schreibt er wieder, „wenn ich bekenne, daß es mir manchmal über dem gegenwärtigen Stande der Evangelienkritik etwas bange wird; es fällt mir immer das Bild eines Ameisenhaufens ein, in dem eine zerstörende Hand beständig wieder umwühlt, was die Ameisen immer wieder zusammensetzen. Wird doch bereits die Unechtheit der evangelischen Schrift, die vielen Theologen für eine Hauptstütze ihres Glaubens gilt, von anderen für eine ausgemachte Sache gehalten! Freilich, man nimmt die Strauß'schen oder Baur'schen Resultate nicht an, ohne die allgemeinen pantheistischen Voraussetzungen mit anzunehmen, in denen sie wurzeln; dennoch treten einem bei so viel einzelnen Punkten diese Lebensfragen der Theologie riesengroß anwachsend entgegen. Zwar es muß ja so sein; solche Schwankungen und Unsicherheiten durften der theologischen Entwickelung wohl gar nicht ferne bleiben, und soll's zum guten Ende gedeihen, so kommt es nur darauf an, daß das sittliche Leben mit dem intellectuellen in gleicher Bewegung und Elasticität bleibt. Die Positiven gehen ja ebenso gut von Voraussetzungen aus wie die Negativen; nur mit dem Unterschiede, daß von richtigeren, weil positiv sittlichen. Und wenn ich denn so auch für meine Person auf das Erforderniß hingedrängt werde, daß das ethische Leben ebenso gut Lücken auszufüllen strebe, wie das intellectuelle, so scheint mir zuweilen ein Lichtstrahl von Einsicht in die göttliche Zweckmäßigkeit aller meiner bisherigen Schicksale und Irrgänge zu fallen."

Dem gegenüber sucht der ältere Bruder dem jüngeren theils die einzelnen Bedenken zu heben, theils die allgemeine Haltlosigkeit jener negativen Wissenschaft, sobald sie über das Geschäft der bloßen Skepsis hinausgehe, nachzuweisen und die Grundlinien eines dem Feuer der Kritik trotzenden positiven Aufbaues zu zeigen. Gewiß sei das Schriftprincip in seiner altherkömmlichen Fassung ein unbewiesener Beweisgrund, aber deßhalb sei nicht jede Durchbrechung desselben erträglich, vielmehr erst über die relative Einheit und Unterschiedlichkeit von Schrift und Wort Gottes principiell in's Reine zu kommen. Mythen in den Evangelien sollten uns nicht stören? aber auch dann nicht, wenn sie die Substanz unseres Glaubens berührten? Apostolisch oder nachapostolisch sollte uns gleich sein? auch dann noch, wenn uns die apostolischen Hauptschriften, die authentischen Zeugnisse der Erlösungsthatsache, in eine nachapostolische Apokryphenliteratur verwandelt würden? Aber diese Strauß'sche und Baur'sche Kritik sei nichtig in sich selbst; denn das, was sie als thatsächlichen Kern stehen

lasse, erkläre das gar nicht, was zu erklären sei. Der Strauß'sche Christus solle zuerst auf ganz natürliche Art diese wunderbare Gemeinde in's Dasein gerufen haben, um hinterher in seiner Wunderglorie von ihr als Gebilde ihres Bewußtseins ausgeboren zu werden; das sei ebenso logisch wie Münchhausens Reise aus dem Mond, bei der zuerst das Seilchen an das Beilchen und dann wieder das Beilchen an das Seilchen geknüpft werde, um zur Erde zu kommen; was die erste Gemeinde zu ihrem Entstehen nicht bedurft, das habe sie auch als zu ihrem Bestehen nothwendig sich nicht einbilden können. Nach Baur komme das Christenthum successiv auf die Welt und habe doch nichts Eiligeres zu thun als diesen seinen Ursprung wegzulügen; der Apostel Paulus werde zum Schöpfer des Eigenthümlich-christlichen gemacht und doch wolle derselbe Paulus nichts wissen als den gekreuzigten Christus. Nur wer die Kirche ohne heiligen Geist, ohne Kraft sittlicher Reinigung und Erneuerung auf die Welt kommen lasse, könne ein solches Gewebe von Zwietracht und Verlogenheit bereits an ihre Entstehung anknüpfen, wie Baur es zum Inhalte des apostolischen Zeitalters mache. Die apostolische Verkündigung, wie sie auch nur in den unangefochtenen und unanfechtbaren Corintherbriefen vorliege, setze die wesentliche Wahrheit der evangelischen Erzählung nothwendig voraus; zudem habe diese Verkündigung inmitten eines Volkes angehoben, in welchem sie, wäre sie thatsächlich anzufechten gewesen, von allen Seiten hätte Lügen gestraft werden müssen; endlich bewähre sich der Christus der Evangelien und Episteln bis heute an dem Ganzen der Menschheit wie an den einzelnen Seelen als Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, und wenn doch ein Trugbild solches nimmer vermöchte, so müsse auch die Darstellung seiner Lebensentfaltung in den Evangelien und die Auslegung seiner Lebensbedeutung in den apostolischen Briefen eine authentische sein. Hiermit sei die Geschichtlichkeit des Neuen Testamentes und die Geltung eines wohlverstandenen Schriftprincips im Großen und Ganzen geborgen; aber auch mit den Einzelheiten stehe es gar nicht so verzweifelt. Die Evangelisten begehrten gar nicht Historiker wie Thucydides oder Livius zu sein; darum brauchten sie doch das Christusbild nicht mit ungeschickten Händen betastet zu haben; sie hätten den Diamanten nicht in Gold gefaßt, um so unversehrter hätten sie ihn uns erhalten. Die Verschiedenheit der drei ersten Evangelien und des Johannes erkläre sich aus der Verschiedenartigkeit ihrer Entstehung. In jenen sei die einfache und vorherrschend gali-

läische Ueberlieferung im epischen Volkston für den Standpunkt der werdenden Gemeinde zusammmengefaßt, von Matthäus für den jüdischen, von Marcus für den römischen, von Lucas für den griechischen Leser; Johannes dagegen gebe — im höheren Sinne ergänzend — für den Standpunkt der schon gewordenen Kirche, der schon im Christenthum erwachsenen Generation ein im eigenen tiefen Innenleben bewahrtes und reproducirtes Bild des Erlösers. Daß der apostolische Greis, der selbst schon mehr im ewigen als im geschichtlichen Leben gestanden, die Dinge wie vom Himmel herab anschaue, sei natürlich; aber mit seiner Lehre vom fleischgewordenen Logos hebe er die Wahrheit des menschlichen Lebens Christi nicht auf; denn indem das Ewige eingehe in die Endlichkeit, unterwerfe es sich eben von selbst den Bedingungen derselben, dem Gesetze des Werdens. Was das Wunder angehe, so möge jene von Franz gegebene Begriffsfassung im Allgemeinen ganz gut sein; aber könne auf Grund derselben auch abgesprochen werden über jede einzelne Möglichkeit, die im Wesen des Geistes und der Natur und ihres Wechselverhältnisses liege? Gewiß seien zu allen Zeiten die Wirkungen des Geistes Gottes denen der Stiftungszeit des Christenthums analog, aber in der Erscheinungsform müsse das erste quellartige Hervorbrechen des neuen Lebensprincips in der Menschheit doch auch wieder sein Besonderes gehabt haben. Die Kindheitsgeschichte trage allerdings ein anderes Gepräge als die spätere Erzählung, aber das erkläre sich daraus, daß sie nicht Volks-, sondern Familienüberlieferung sei; ein solches Leben fordere aber solche Züge der Kindheit. Mit der Geburt aus heiligem Geiste vertrage sich das Erlebniß der Taufe vollkommen als der von Oben her veranlaßte, darum nicht minder innerlich vorbereitete Durchbruch des messianischen Berufs im Bewußtsein Jesu, das Actuellwerden aller vorher in ihm schlummernden Kräfte. Mit der Taufe aber hänge wiederum die Versuchung nothwendig zusammen, als die Entscheidung des „Wie?“ des Messiasberufes, nachdem das „Daß“ zur Entscheidung gelangt ist; nur sei der wirkliche und nicht blos subjective Vorgang zu unterscheiden von der symbolischen Form, in welcher er seiner geheimnißvollen Natur nach für das kindliche Verständniß, das noch lange kein Mißverständniß sei, allein mittheilbar gewesen. Das Wunder von Cana offenbare nicht blos eine natürliche, sondern zugleich eine sittliche Herrlichkeit des Herrn, der im Gegensatz zu dem weltflüchtigen Täufer Johannes, aus dessen ascetischer Schule die ersten Jünger eben gekommen, liebevoll und segnend auf alles Echtmenschliche eingehe; die

Auslassung der Auferweckung des Lazarus in dem traditionellen Vortrag der evangelischen Geschichte, wie er den drei ersten Evangelien zu Grunde liege, motivire sich hinreichend aus der Rücksicht auf die Mordgedanken, welche nach Joh. 12, 10 die jüdischen Machthaber gegen Lazarus gehegt u. s. w.

Auf diese Weise war es dem allezeit bereitwilligen theologischen Rathgeber möglich, dem auf wilder See umhergeworfenen jüngeren Gefährten jenseits dieser Fluthen ein Festland zu zeigen, auf dem man Hütten bauen könne; es wäre ihm das freilich kaum gelungen, hätte nicht dieser Gefährte dem Columbus gleich jenes Land, noch ehe er es sah, in glaubender Seele getragen. Während — um ein vorhin gebrauchtes Gleichniß zu wiederholen — im Geiste des jungen Theologen das eine Centrum, der wissenschaftliche Verstand, sich seine Peripherie suchte, war auch das andere, das gläubige Herz, nicht müßig geblieben. Franzens innerster, willenhaft angelegter Natur widerstand ein von sittlichen Voraussetzungen losgelöstes und um sittliche Folgerungen unbekümmertes Denken; und nun trat ihm glücklicherweise jener Zusammenhang von Denken und Leben, von Wissenschaft und Heiligung, dessen er sich hoffend in seinen theologischen Bedrängnissen getröstete, unter seinen Lehrern vornehmlich in Nitzsch's ehrwürdiger Persönlichkeit lebendig entgegen. In einem Briefe kommt er aus anderem Anlaß einmal auf den Einwand „man muß nicht auf Menschen sehen, sondern auf den, der aller Menschen Heiland ist". „Das weiß ich wohl," antwortet er sich selber, „aber bei den vielen gelehrten Untersuchungen über Christus, über die äußeren Umstände und Bedingungen seines irdischen Daseins, bei den scharfsinnigen Untersuchungen seiner göttlichen und menschlichen Natur tritt uns nur zu leicht der lebendige Christus zurück, dessen Worte Geist und Leben sind; und uns den wieder vor die Seele zu führen, dazu hilft uns dann die Anschauung eines Herzens, an dem er unabhängig von allen jenen gelehrten Fragen seine heiligende Macht erweist." Ein einziger solcher Blick in das Herz des verehrten Lehrers wurde dem empfänglichen Schüler bedeutsam. Als Franz im October 1846 zum zweiten Mal nach Bonn hinunterfuhr, traf er mit Nitzsch, der kürzlich von der Generalsynode zurückgekehrt war, auf dem Schiffe zusammen. Ein junge Dame in Trauerkleidern war bei ihm, eine geliebte Tochter, die er zwei Jahre zuvor einem ausgezeichneten jungen Manne angetraut hatte: nun brachte er sie als Wittwe in's Elternhaus zurück. Nach freundlicher Begrüßung erzählte der ge-

beugte Vater seinem jungen Freunde die erfahrene Heimsuchung Gottes, schilderte, wie viel Schönes und Herrliches in dem Verstorbenen zu Grabe gegangen sei und schloß mit den Worten: Ja, da erfährt man, was im Propheten geschrieben steht, „meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege.“ „Das sagte er,“ erzählt Franz, „mit der Kraft und Empfindung eines ganz in Gott ergebenen Gemüthes; wohl fühlte man ihm an, wie tief ihm der Schmerz in die Seele schnitt, und doch konnte er so ergeben, so stille sich beugen unter Gottes Hand. Selig pries ich ihn in meinem Innern, der im tiefsten Leide so gar nicht das göttliche Gleichgewicht seiner Seele verlieren konnte, der so tief empfand und in dessen Klage doch kein Mißton des sich Beklagens durchklang.“ Am folgenden Sonntag hörte Franz ihn predigen über das Wort, „wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ „Glücklich,“ schrieb er mir nach dieser Predigt, „bei wem die bängste Ergriffenheit des Herzens so harmonisch, so ohne Mißton austönt; doppelt glücklich, wessen eigene schmerzliche Bewegung sich so in der frommen Erhebung einer Gemeinde verklären darf.“ Nur einen Winter hindurch war es Franz in Bonn vergönnt, sich an Nitzsch's Predigten und Vorlesungen zu erfreuen, indem schon im Frühling 1847 zur großen Trauer der Universität und der ganzen rheinisch-westphälischen Kirche die Ueberfiedelung desselben nach Berlin stattfand; dennoch war, was er diesem Schülerverhältniß verdankte, die reifste und edelste Frucht seines rheinischen Aufenthaltes. „Wie weiß der die Goldadern der h. Schrift aufzudecken,“ schreibt er von Nitzsch's Predigten; „wie spricht der aus der seligen Fülle eines überzeugten Herzens heraus;“ und mit warmer Zustimmung erzählt er, wie Professor Hasse gegen ihn von Nitzsch geäußert: „Er ist ein Mann in Christo; Unmündige in Christo giebt es viele; er aber ist ein Mann.“ Bekanntlich ward der Urheber des berühmten Ordinationsformulars der Berliner Generalsynode eben damals von vielen mit Unverstand Eifernden, von einer überall mehr an der Schale als am Kerne unsers Glaubens haftenden Partei heftig verketzert, und ein Geschlecht, welches ungeachtet seiner greisen Erkenntnißmienen vielleicht noch in den Windeln des lebendigen Herzensglaubens liegt, wagt es noch heute, uns solche Männer als Halbgläubige zu verlästern. Dem gegenüber sei es hier um so lauter herausgesagt, wie uns Studenten der Theologie das tagtägliche Anschauen einer solchen Persönlichkeit eine bessere Beleh-

rung über die Kraft Gottes im Evangelium von Christo war, als sie von vielen berühmten Kathedern und Kanzeln uns hätte zu Theil werden können. Gewiß einem guten Theil der deutschen theologischen Jugend aus dem Herzen geschrieben war es, was Franz eben damals in einem Briefe bezeugt: „Ich für mein Theil habe wirklich noch wenig so herrliche Persönlichkeiten wie Nitzsch kennen gelernt, ja in dieser Weise noch keine; wer diesen Mann kennen kann, ohne ihn auf's innigste zu lieben und zu verehren, der muß überhaupt nicht lieben und verehren können. Denn das ist das Treffliche und Große an ihm, daß er nicht allein durch wissenschaftliche Schärfe, Gediegenheit und Genialität jeder anderen Richtung imponiren muß, sondern daß er durch seine feste, starke, ehrwürdige Persönlichkeit fortwährend thatsächlich erweist, wie der Christus, den manche theologische Partei uns zum Nebelbilde machen will, noch immer der geistesmächtige Gottmensch ist, der solche Charaktere schaffen und festigen kann. So ganz ist dieser Mann von dem Geiste, der ihn beseelt, durchdrungen, so durch und durch geistesstark und liebevoll, daß auch sein Anblick schon erbaut.“

Was ihm in einer solchen Persönlichkeit als unmittelbarer Eindruck und Zauber entgegentrat, das Bild einer vollendeten inneren Harmonie, eines allerfüllenden tiefen und seligen Friedens, das ist ihm nun seines eigenen inneren Lebens Sehnsuchtsziel um so mehr, je höher und tiefer das von Natur unruhige Herz wogt. „Wann wird einmal,“ klagt er in einem Briefe über sich selbst, — „aus all' dieser Unruhe ruhige Thatkraft, aus dieser bangen Lustigkeit ein besonnen heiterer Blick über die Bahnen des Lebens werden, daß mein Herz stillbewußt hinaussteuere in die weite Strömung wie ein Schwan auf himmelabspiegelnden Wogen? Kämpfen, ringen müssen wir freilich immerdar, aber es giebt eine Ruhe mitten im Sturm, einen Sieg mitten im Kampf; wie der blaue Himmel unbeweglich steht über dem ewig hin- und herwogenden Meere, so soll in unserer Brust über aller Lust und Noth des Lebens hellleuchtend die volle, freie Hingebung an Gott sich ausbreiten. Ach, daß es nur einmal so wäre.“ Wie lieb und wichtig ihm diese Betrachtung sei, beweist ihre öftere Wiederkehr in allerlei Formen, so faßt er sie auch poetisch in den nachstehenden „Spruch“:

Es sei dein Herz wie Meereswallen
Zu jeder Stunde!
Bebe von deinen Lasten allen
Nicht bis zum Grunde.

Und laß die Fluth, die klare, nimmer
Zum Sturme schwellen:
Es glänzt des Himmels Frieden immer
Nur stillen Wellen.

Als Götter in der Tiefe hege
Du Gottgedanken, —
Und oben mag auf raschem Wege
Die Sorge schwanken.

Das ist das vorgesteckte Ziel seines inneren Lebens. Aber wer könnte nun die stille, allmähliche und doch schwankende und wechselvolle Bewegung nach diesem Ziele hin anschaulich beschreiben, zumal bei einem Menschen, der weder jetzt noch später eine von seiner gesammten Lebensgeschichte geschiedene Bekehrungsgeschichte gehabt hat, sondern dem durchgängig sein allgemeines und sein specifisch geistliches Erleben in gesundester Weise in eins gegangen ist? Nur einzelne Pulsschläge der inneren Lebensbewegung lassen sich wahrnehmen und mit seinen eigenen Worten bezeichnen. Jene anderthalb Jahre in Bonn waren die friedlichsten und gleichmäßigst freundlichen in Franzens Leben; wie reich Natur und Poesie, Wissenschaft und Freundschaft sie erfüllte, haben wir beschrieben, und wer kennte überhaupt nicht den Zauber der schönen, einzigen, unwiederbringlichen Jugendzeit, da das Leben noch so märchenhaft, so duftig, so voll schimmernder Farbe ohne harte Umrisse vor Augen liegt wie am Maitag im zergehenden Morgennebel die Berge und Fluren? Gott hatte unserm Franz Herz und Welt weit aufgethan, diesen Zauber zu empfinden; dennoch ist das reichbegabte und reichgeschmückte Herz weit entfernt, sich im Innersten vollbefriedigt und in der Fülle des wahren Lebens athmend zu empfinden. „Und nun ein Gefühl," schreibt er mir einmal nach gemeinsam verlebten Ferien, „ein Gefühl, das mir heute schon den ganzen Tag nachgeht! Weißt du, daß ich mir einmal wieder recht kläglich vorkomme und kraftlos? Ist's nicht schnöde, wenn ich sagen muß, daß ich jetzt erst fühle, was ich an dir habe, wo ich wieder von dir getrennt bin? Lehrte doch einer mich den Werth der Gegenwart recht ausfühlen, damit mir nicht immer das peinliche Bewußtsein bliebe, nicht so recht aus tiefstem Grund und vollster Seele ge-

liebt und gelebt zu haben. Und wahrlich, wenn man in der Jugendzeit so reden muß, — es könnte einem grauen vor den künftigen Jahren, hätte man nicht das Vertrauen, daß denn doch das innere Leben keine taube Blüthe sein könne, daß es nicht aus mit ihm sein könne, wenn die Blüthezeit aus ist, sondern daß es dann erst zur reifenden Frucht, zur Befriedigung seines Seins gelangen müsse." Das ist nicht unjugendliche Hypochondrie, sondern vielmehr das echtjugendliche Gefühl, daß das innere Leben noch des tieferen Erlebens, der höheren Ergänzung, der sich reichlicher in es ausgießenden Liebesfülle bedürfe, um selbst recht lieben und im vollen Sinne leben zu können; ein Gefühl, wie auch ein kleines „Das Räthsel" überschriebenes Gedicht in lieblicher Weise es ausspricht:

Als wenn ein Glöcklein in der Fern'
Erklänge aus dem Walde tief, —
Ich hört' es wohl, ich hört' es gern,
Doch wüßt' ich nicht, woher es rief:

So geht ein Ahnen groß und licht,
Mir manchmal durch der Seele Nächte;
Ich weiß, es giebt — doch hab' ich's nicht —
Was mir des Lebens Lösung brächte.

Mir ahnt, ein Frieden, herrlich gar,
Harrt in dem Sturme dieser Welt,
Ein Frieden aller Sehnsucht baar,
Ein Frieden, der da bleibt und hält:

Schau' ich Maria's göttlich Kind,
Schau' ich ein Frau'nbild hold und heilig,
Da weht mich's an so froh, so lind, —
Und sinnend ob der zwei verweil' ich.

Zeigt sich hier das suchende Herz, aufrichtig wie es ist, im Zwielichte irdischer und himmlischer Sehnsucht und Liebebedürftigkeit, so ist ihm bei tieferem Besinnen das „Räthsel" insofern doch kein Räthsel mehr, als es weiß, daß wahrhaft leben in Gott leben heiße, außer ihm aber der innere geistige Tod sei. Aber hier gerade fühlt es sich am allerwenigsten wie stilles gleichmäßiges „Meereswallen", sondern schwankend zwischen hoher Fluth und tiefer Ebbe;

„Ein Herz von göttlichen Gedanken trunken,
Dann wieder tief in's Irdische versunken,"

giebt es sich selber zur Aufschrift. Was freilich da, wo überhaupt kein inneres Leben, kein Umgang mit dem eigenen Selbst geführt

wird, gar nicht zum deutlichen Bewußtsein kommt, — daß die Sünde aller Sünden, der eigentliche Schwerpunkt unserer Sündhaftigkeit, an dem auch der Gerechteste im Gefühl innerster Ohnmacht beten lernen muß „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen und gewissen Geist", die zuständliche Gottvergessenheit und Gottentfremdung unseres natürlichen Herzens sei, — das erfährt Franz reichlich bei der immer wieder gesuchten Einkehr in sich und Heimkehr zu Gott. „Ja," antwortet er auf eine Geburtstagsfrage des Vaters, „ich habe den gestrigen Tag mit Gott angefangen, habe an Ihn und zugleich an Euch und Alle die ich liebe gedacht. Daß nur in Ihm Ruhe und Frieden ist, ich glaub' es zu wissen; wenn mir dieser Frieden selbst auch oft noch fehlen will. Aber auch das ist schon ein Segen, sprechen zu können: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben." „Unglaube freilich ist hier nicht ein Unglaube an dies oder jenes; Unglaube ist Fernsein von Gott: Ihm nahe sein, mit Ihm eins sein, das ist Glaube; wer das zu jeder Zeit könnte!" In einem anderen Briefe heißt es von demselben Geburtstag: „Ich habe ihn allein zugebracht; stille Einkehr in's eigene Herz macht solche Tage auf besondere Weise bedeutungsvoll. Leider sind wir ja oft mehr in Anderen als in uns selber zu Hause; treten wir dann einmal wieder bei uns selbst ein, dann finden wir so viel zu ordnen und herzustellen, was unsere Nachlässigkeit hat verfallen lassen. Schaaren wilder Gedanken sind durch das Heiligthum des Herzens gezogen und haben an den verehrten Bildern, die wir dort aufstellen, gerüttelt. Können wir dann in ernstem Besinnen, mit dem herzlichen Gebete „Dein Reich komme" das Werk der Herstellung mit Erfolg beginnen, dann durchdringt uns eine Befriedigung, ein seliges Wunderleben, das sich jeder Beschreibung entzieht."

Aber der innere Zwiespalt und die aus ihm entspringende Seelennoth konnte noch viel tiefer werden, als diese Andeutungen errathen lassen. Ein von Natur dem Edlen und Höheren zugewandter Sinn und ein durchweg bis in das Feine und Zarte der Sitte hinein unsträflicher Wandel sollten Franz durch Gottes Gnade die Macht der Sünde im Herzen nicht verhüllen, sondern im Gegentheil die Empfindung und den Maaßstab für dieselbe verschärfen. Wenn er sich in einem späteren Gedichte „das wilde Kind der Sünden" nannte, wenn er am Ende seiner irdischen Wallfahrt redete von einem „Abgrund von Sünde, tiefer als er sagen könne, aus dem der Heiland ihn erlöst habe", so konnte sich das bei ihm im tiefsten Sinne nur

auf Erfahrungen des Wortes beziehen „aus dem Herzen kommen arge Gedanken", Erfahrungen, welche durch die Trostlosigkeit, die sie mit sich führten, ihm zu Geburtswehen eines neuen Lebens wurden. Er hat es nie geliebt, von solchen innerlichsten Dingen viel zu reden, aber was er den Vertrautesten hin und wieder andeutet, läßt erkennen, daß gerade diese Bonner Zeit, an äußerlichen Lebenskämpfen die verschonteste, mit solchen inneren Wehen am meisten zu schaffen gehabt. So bekennt er wohl „unselige Zeiten der Entfernung und Entfremdung von Gott" durchlebt zu haben, in denen ihm die Eitelkeit auf Geist und Gaben für immer vergangen sei. Immer tiefer habe der Verlauf seiner inneren Entwickelung ihn in die Erfahrung eingeführt, wie wenig Talent helfe ohne Charakterkraft, wie aber Charakterkraft nichts Anderes sei, als Einklang mit Gott und sich selber, ein Einklang, der in den Mittelpunkt des Herzens erst eintreten könne, wann die Sünde aus demselben weiche. Aber das habe er wohl wissen und für gewiß halten können, ohne irgend einen Antheil daran zu haben, die Seligkeit gleichsam anschauen von ferne, aber sich selbst von ihr ausgeschlossen fühlen wie einen Verlorenen.

Solche Erfahrungen der inneren Gottentfremdung trieben ihn denn hin zu Dem, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen was verloren ist, und gerade in solchen dunkelsten Stunden brach ihm durch alle Nebel und Wolken der verneinenden und verflüchtigenden Kritik der lebendige Christus als mächtige, glühende Sonne der Gerechtigkeit hindurch. Wohl war derselbe auch vorher seinem Herzen nicht fremd; nächst jenen Aeußerungen, die wir aus der Zeit des Ueberganges zur Universität erwähnt, bezeugt das mancher innige Liedesklang, der eben damals schon zum Troste der Mühseligen und Beladenen geweiht wird (vergl. Haideröschen S. 33—38); aber einen fühlbar großen Fortschritt der Erfahrung spricht doch das nachstehende in diese Bonner Zeiten fallende Gedicht aus.

Der Heiland.

Wohl haben frommer Zeugen Worte
Von dir mich heilig oft erquickt;
Wohl hab' ich an geweihtem Orte
Oft andachtsvoll dein Bild erblickt;
Doch hat dich noch kein Wort beschrieben,
Noch keinem Bilde ward's vertraut,
Wie dich mein rettungflehend Lieben
Mit innrem Auge deutlich schaut.

Wie mit dem leuchtendsten Gefunkel
Auf düsterm Grund der Demant strahlt,
Wie sich aus tiefstem Wolkendunkel
Am goldensten die Sonne malt, —
So trittst du an die bängsten Herzen,
Die düstersten zunächst heran,
So glänzt mich in der Nacht der Schmerzen
Dein tiefer Blick am hellsten an.

Will ich in Lust der Welt versinken,
Von Fluth der Sünde jach umringt, —
Gleich seh' ich deine Rechte winken,
Die mir wie Petro Rettung bringt.
Wenn mir vor Sehnsucht zu gesunden
Schier das verzagte Herz zerbricht —
Du nahst, da werden rothe Wunden
Zu rothen Rosen lieb und licht!

Ja, seit mit liebendem Verlangen
Zu dir ich blicke, Herr, hinauf,
Geht alle Noth mir, alles Bangen
In selige Genesung auf!
Und hat für frohe Feierzeiten
Gedankt die Seele hoch erfreut, —
Für allen Harm, für alle Leiden
Zu danken, Herr, vermag ich heut!

Freilich fühlt sich Franz, indem er der mehrerwähnten Freundin dieses Gedicht mittheilt, in seiner Aufrichtigkeit gedrungen, die Folgerungen, die man aus demselben für den Stand seines inneren Lebens ziehen könnte, wesentlich zu beschränken. „Meine Worte sind wahr," schreibt er; „ich spreche nur aus, was ich wirklich im Leben empfunden habe; aber ich bitte Sie um Gotteswillen, stellen Sie sich nicht vor, dies Gefühl, dieser Ton sei beständig in mir, sei der dauernde Grundton meines Lebens; Sie würden mich für viel zu gut, für viel zu glücklich halten. Gelingt es mir auf Augenblicke, mich in diese Reinheit der Empfindung, in diese lebendige, freudige Liebe zu Christus zu erheben, so kommen doch auch wieder — und ach, nur allzu oft und allzu lang — Zeiten der Gottverlassenheit, der Abkehr von Gott, welche dies Lied kaum mehr für das meinige möchten erkennen lassen." Noch sollten größere Höhen und Tiefen des Erlebens ermessen werden und in Freude und Leid der Zug des Vaters zum Sohne sich noch mächtiger als bis dahin offenbaren, ehe von einem irgendwie gesicherten Besitz der „köstlichen Perle" die Rede sein konnte: aber daß sie

in der That schon gefunden war, das beweist die durchgebildete christliche Lebensbetrachtung, der man in Franzens Aeußerungen aus jener Zeit überall begegnet.

Ich hebe aus Briefen an jene Freundin einige Proben heraus, Stellen, die sich entweder auf das religiöse Innenleben unmittelbar oder auf die sittliche Frucht desselben im Verhalten zu den Menschen beziehen. „Das haben Sie wahrlich richtig getroffen," heißt es einmal, „daß Sie die innige Liebe zu Gott als Bedingung aufstellen für die Dauer unserer jugendlichen Freundschaft. Denn haben wir die, dann bleiben wir immer frisch; ewige Jugend verbürgt uns die Verbindung mit dem ewig unalternden Quell alles Guten. Gewiß, die Leute, welche im Alter stumpf werden, bei denen dann die Gemüthswärme abnimmt und Gleichgültigkeit eintritt, die sind selbst daran schuld, denen hat jene Grundlage des Lebens gefehlt. Darum mochten sie wohl in der frischen Kraft der jungen Jahre lebendig sein, lieben und schwärmen können; aber wenn dann das arge Leben kam und sie anfaßte, wenn sie hier Täuschungen, dort Verluste erlitten, da wurden sie dessen satt und es verdroß sie die vergebliche Mühe. Mit Recht vergleicht Paulus den Glauben einem Harnisch; der schützt, wehrt ab, wenn die Noth des Lebens uns angreift. Von vornherein wissen wir, was unbeständig und vergänglich ist, und weil wir wissen, daß es so ist, können wir's auch ohne Bangen genießen, als Wanderer, die keine bleibende Stadt haben; und weil wir uns nicht anklammern an das Vergängliche, so thut uns auch kein Verlust zu weh, und auch im Verlieren gewinnen wir uns selbst erhöhter, freudiger, gefaßter zurück. Sind jene Leute nicht, als gingen sie in einer Landschaft, wo dem Himmel die Sonne fehlt? Denen dagegen, welchen sie scheint, verklärt sie Alles, die ärmlichste Hütte, ja die Ruine wird mit goldenem Lichte bestrahlt."

Ein andermal hat er wieder tiefe Entmuthigung zu trösten. „Sie haben", schreibt er, „den Glauben an sich selbst verloren, sagen Sie; aber wie, auch den an Ihren Heiland? An sich selbst glauben, auf sich selbst ein Vertrauen haben kann der Christ ja nur so weit, als er an seinen göttlichen Herrn und Meister glaubt und dem vor Allem vertraut. In sich selbst finden Sie freilich die Kraft und Freudigkeit beständiger Besserung und Erhebung nicht; verlieren Sie darum in diesem Sinne immerhin den Glauben an sich selbst; dagegen aber weise ich Sie auf den hin, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." In

Ihm müssen und werden Sie den Trost finden, der Ihrem Herzen fehlte, als Sie an mich schrieben; an Ihm, der das zerknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, wird Ihr an sich selbst irre gewordenes Herz wieder erstarken und neuen Muth fassen. Oder es müßte die innige Liebe zum Herrn, die Sie mir so manchmal bezeugt, eine Täuschung gewesen sein, und das ist doch nicht möglich. Aber ich will Ihnen sagen, liebe Freundin, woran es bei Ihnen mit dieser Untröstlichkeit zunächst liegt: Ihre Empfindungen sind wohl wahr, aber sie sind exaltirt. Wenn das erst anders würde, wenn das Herz einmal ruhiger schlagen wollte, dann wäre viel gewonnen; man giebt den Kindern nicht, so lange sie ungeduldig mit den Füßen trappeln, sondern erst, wenn sie fein stille geworden sind."

In derselben feinsinnigen und gereiften Weise wie hier die Dinge des innersten Lebens, bespricht er praktisch-sittliche Fragen, Angelegenheiten der Menschen mit Menschen. Es ist von Eltern die Rede, die ihre Kinder in vorkommenden Fällen zur Strafe mit in die Kirche nehmen. Entrüstet über diese Methode Heuchler und Verächter zu bilden äußert Franz: „Ich meine, man solle ein Kind nicht eher und öfter zur Kirche führen, als es das selber verlangt. Aber, wird man sagen, wie soll das Kind nach dem Gottesdienst verlangen, wenn du es nicht mit ihm bekannt machst? Nun, ich denke, gehen nur die Eltern fleißig hin, folgen am Sonntag anstatt zur gewöhnlichen Arbeit zu gehen dem festlichen Rufe der Glocken und kehren dann heim in gehobener Stimmung, in ihrem Angesichte Milde und Befriedigung, und sind an diesem Tage noch ernster und noch heiterer, noch sanfter und noch strenger als sonst wohl, da wird sich in dem Kinde schon ein Zug des Verlangens regen nach dem Quell solcher Läuterung und Erhebung, und dann wird es von selber gerne mitgehn und in das offene Fruchtfeld seines Herzens werden durch die Eindrücke der Gemeindefeier Saatkörner künftiger Zeit gelegt werden und es wird heilig bewegt werden auch von unverstandenen Worten."

Wiederum handelt sich's um die Stimmungen und Verstimmungen, die sich bei der Rückkehr aus längerer Unabhängigkeit in die Gebundenheit des Elternhauses ergeben. „Ich weiß wohl," heißt es darüber, „daß man sich, wenn man mit Sehnsucht aus der Ferne heimkehrt, auch die bekannteste Wirklichkeit mit andern Farben zu malen pflegt. Das künftige Leben — wollen wir — soll ein ganz ideales sein; unsere erhöhte Stimmung läßt uns dasselbe ganz aus

den edlen Empfindungen, aus dem reinen Wollen aufbauen, welches uns in dem Augenblick durchdringt, da wir in die Wirklichkeit, die uns noch in idealer Verklärung vor Augen liegt, erst wieder eintreten sollen. Nun kommen wir und beginnen wieder in der Familie zu leben: da zeigen sich denn neben dem großen reinen Leben in Liebe und Vertrauen allerlei Ecken und Kanten des Alltagslebens; die liebsten Menschen erscheinen uns nun nicht blos nach ihrer idealen und ich möchte sagen ewigen Seite hin, sondern auch nach ihrer zufälligen, menschlich beschränkten, nach ihren Gewohnheiten, Schwächen und Launen. Gleiches tritt dann auch bei uns hervor; wir finden uns schmerzlich berührt, und weil wir uns noch immer in einer erregten und gesteigerten Stimmung befinden, so können wir gar dahin kommen zu meinen, weil dies Kleinliche, Nichtige bestände, so könne jenes Große, Schöne kein Bestehen haben, sondern müsse ein schöner für immer verschwundener Traum sein. Freilich das Leben hat eine Kehrseite; seine Wirklichkeit ist oft eine rauhe, widerspenstige; aber darf uns das irren? Eben das ist ja unsere Aufgabe, daß der Schaum, den das Alltagsleben in seinem Treiben uns Allen, und auch den Besten, auf die hohen Bilder wirft, die wir in unserer Seele aufgestellt haben, uns diese Bilder nicht verschleiern und entstellen dürfe, daß wir das Kleinliche, Zufällige und darum Nichtige des Lebens als solches erkennen und uns so des wahren Lebensgehaltes bewußt bleiben, von dessen flüssiger Gluth jene starre, träge Masse immer wieder bewältigt werden muß.“ — Eine verwandte Frage und Klage, warum doch gerade die Eltern am leichtesten dazu kommen, sich über kleine Anstöße bei uns zu erzürnen, beantwortet er mit folgenden, einen tiefen Blick in sein eigenes Herz eröffnenden Worten: „Jene besondere Empfindlichkeit beruht gerade auf hoher Liebe. Die Eltern haben Alles für uns gethan; sie arbeiten, ja sie leben nur um unsertwillen, für uns und in uns; sie thun dies Alles aus einer Liebe, deren Größe wir gar nicht beurtheilen können, und gerade um dieser Liebe willen mögen sie so leicht zürnen, wenn irgend etwas an uns ihr Gefühl verletzt und ihr Wohlgefallen stört. Dieser Zorn ist eben, um mit den Worten eines geistvollen Mannes zu reden, nur die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt.“

Solche Lebensbetrachtung vermochte nur aus einem inneren Verhalten und Erleben hervorzuwachsen, das gegen frühere trotzige und leidenschaftliche Zeiten schon einen großen Umschwung erfahren hatte, und die thätige Uebung, freilich immer schwerer als die Betrachtung,

ließ einen gleichen Umschwung erkennen. Die in Franzens Natur liegende Ungeduld, Empfindlichkeit und Aufwallung war schon damals auch in dem Umgang mit den nächsten Angehörigen, wo dergleichen ja am unbewachtesten ist, zur leicht und rasch überwindbaren Ausnahme geworden, oder wenn sie tiefer saß, war sie bei ihm selbst nur „die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt". Demüthig zeiht er sich vor Anderen seiner eigenen wohlbekannten Fehler; den Bruder bittet er, ihm seine Empfindlichkeit doch jedesmal beschämend vorzuhalten; eine Ermahnung, mit der heranwachsenden Schwester mehr Geduld zu haben, motivirt er mit den Worten: „Ich weiß wohl, daß ich selbst gar nicht so bin, wie ich's da verlange, aber ich fühle eben darum an mir selbst, daß man so sein müsse." Und so ist denn auch in seinem Bild und Angesicht eine stille Veränderung vorgegangen und etwas Mildes und Sanftes in seine Züge eingekehrt.

So entfalten sich die Vorbedingungen des erwählten Berufes nach allen Seiten hin schon in diesem ersten Abschnitte seines akademischen Lebens. Derselbe sollte auch nicht zu Ende gehen ohne den ersten Versuch, jenen Beruf praktisch auszuüben. Schon auf Weihnachten 1846 war Franz von seinem Freunde Traugott angegangen worden, bei ihm daheim die „Lichterpredigt" zu halten; aber als Student im zweiten Semester und zumal bei dem dermaligen Stande seiner Theologie hatte er sich davor gescheut; jetzt im Sommer 1847 wollte er sich der wiederholten Bitte nicht nochmals entziehen. Er nahm zum Text 1. Thess. 5, 16—18: „Seid allezeit fröhlich; betet ohne Unterlaß; seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch;" ein Schriftwort, in welchem ihm der Zielpunkt seines eigenen inneren Lebenstriebes recht bezeichnend vorgehalten war. Die mir vorliegende, durch Gedankenfülle und nicht minder durch große Einfachheit ausgezeichnete Erstlingspredigt geht von der Erinnerung an den Eindruck aus, welchen die Hörer gewiß schon je und dann von solchen Persönlichkeiten, denen man den Frieden Gottes recht ansehe und abfühle, empfangen. Das ist aber nicht etwa eine besondere Gabe bevorzugter Menschen, sondern wir Alle sind zu solchem seligen Stande berufen. Allezeit fröhlich sein, das scheint freilich unmöglich, einmal wegen der Zufälle des äußeren Lebens, dann auch um der Nöthe und Vorwürfe des Gewissens willen, und es kann des Apostels Meinung nicht sein, daß wir uns über beides wegsetzen sollen, was auch nur ein ganz jämmer-

liches Fröhlichsein gäbe. Er selbst, der Apostel, hat das Eine wie das Andere, äußere und innere Noth, im eigenen Leben reichlich erfahren, dennoch bleibt er bei seinem wunderbaren Wort „seid allezeit fröhlich". Aber wie heißt das Geheimniß, durch das man solches vermag? Es heißt „betet ohne Unterlaß", denn Beten ist Eingehen in die Gemeinschaft Gottes, und in der muß freilich allezeit Freude sein. Aber wie kann man ohne Unterlaß beten? Läßt's auch die Arbeit zu? O wohl, es hindert sie nicht, es fördert sie eher. Oder ist man denn immer dazu gestimmt? Aber das muß eine böse Stimmung sein, die dem Gebet widerstrebt. Oder ist's nicht zuviel verlangt, allezeit so ernste Gedanken haben zu sollen? Vielmehr hast du deine Freude und Fröhlichkeit dann erst recht und wahrhaft, wenn du sie mit Bewußtsein aus den Händen des himmlischen Vaters nimmst. „Ja," heißt es an dieser Stelle, im Mittelpunkte der Predigt — „beten ohne Unterlaß, das ist die Zauberwaffe, mit der wir unser Leid darniederkämpfen und unvergängliche Freude erringen; das ist der Harnisch, an dem, wie Paulus sagt, alle feurigen Pfeile des Satans abprallen: das ist die Arznei, die da hilft, wo kein Arzt mehr helfen kann; das ist Stecken und Stab, wo kein Mensch mehr uns zu stützen vermag. Ist die Angst des Gewissens über dich gekommen, weißt du nicht aus noch ein vor der Qual der Sünde, die dir am Herzen nagt, — da hilft keine äußerliche Fröhlichkeit, da hilft keiner guten Werke Verdienst, keines Freundes Zuspruch, keines Priesters Absolution: — zu dem Gott, vor dessen Angesicht du nicht zu fliehen, vor dessen Zorn du dich nicht zu bergen weißt, mußt du hintreten, vertrauensvoll, in herzlicher Demuth, und mußt sprechen: „Vater, ich habe gesündigt vor dir"; du mußt von Herzen beten. Also haben die heiligen Männer vor uns gethan und sind getrost geworden; also hat Paulus seine Unwürdigkeit vor Gott bekannt in großer Demuth nach dem Tag von Damaskus, und hat die Freudigkeit empfangen, mit welcher er dann sein Lebenlang das Evangelium gepredigt und mit seinem Tode für dasselbe gezeugt hat; also hat Luther gerungen in seiner Klosterzelle zu Erfurt, tagelang weinend und betend, da er nicht Rath wußte wider seine Sünde, und hat die Freudigkeit erhalten, mit welcher er das reine Evangelium unseres Herrn Jesu Christi wieder hervorzog aus dem Staube der römischen Kirche und es festhielt trotz Papst und Kaiser, trotz Bann und Acht bis an sein seliges Ende. Und was brauche ich mich auf fremdes Beispiel zu berufen? Rede ich doch zu Christen! Einmal wenigstens im Leben ist ja wohl

auch an jeden von euch eine Stunde gekommen, da ihr es selber empfandet, wie das beladene Gewissen erquickt wird bei solchem Hintreten vor Gott; bei der ersten Communion vielleicht oder zu irgend sonst einer ernsten Zeit eures Lebens; will's Gott, aber auch noch öfter. Nun da wisset ihr ja, welch' köstlich Gut das Gebet sei, da habt ihr ja gesehen und geschmeckt, wie freundlich der Herr ist, und müsset ein Verlangen danach haben, seine Freundlichkeit immer von Neuem zu erfahren. Sind wir aber gerüstet und gewappnet mit einem kräftigen „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für", dann zieht uns auch keine Noth des äußeren Lebens mehr zu Boden. Vor allen Dingen wissen wir, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen; und dem Pilger kann es ja wenig darauf ankommen, ob er eine etwas bequemere Herberge habe oder nicht; er tröstet sich der freundlichen Heimath, in der er ausruhen wird von aller Mühsal. Sind wir arm, so sind wir doch reich in Gott; leben wir in Kummer und Sorgen, so haben wir doch den Frieden Gottes, in dem wir mit Paulus fröhlich sprechen: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, beides übrig haben und Mangel leiden." Ja, das ganze Leben des Apostels ist uns auch hier ein hohes Vorbild: mit dem Gebet wehrt er alle Noth und Bedrängniß von sich ab; Gott ruft er an und wird freudig, vor dem König Agrippa von seinem Glauben Zeugniß abzulegen; auf den Herrn vertraut er, da er im Sturm auf dem Meere ist, und wird getrost und tröstet noch die, welche mit ihm fahren; aufschauend zum Vater im Himmel ist er freudig geblieben auch in Ketten und Banden." — Wer aber ohne Unterlaß betet, fährt hier der Gedankengang weiter fort, der lernt endlich auch nach der dritten Ermahnung „dankbar sein in allen Dingen", d. h. sich alle Dinge zum besten dienen lassen und so auch aus der Trübsal ewigen Segen gewinnen. Das Alles aber ist „der Wille Gottes in Christo Jesu an uns", weil wir allein durch Christum und in Seinem Namen also zu Gott hintreten und mit Gott stehen können; denn „niemand kommt zum Vater, denn durch mich".

Die Predigt gelang nicht minder im Vortrag; ohne buchstäbliches Memoriren hatte Franz sie so vollständig inne, daß er sie ruhig, klar und kräftig wiedergeben konnte; mancher Bauersmann drückte ihm freundlich und dankbar die Hand, und sein Freund, der die Verantwortung getragen hatte, war sehr mit ihm zufrieden. Des jungen

Predigers eigene große Freude läßt sich denken: „das Beste an der Sache," schrieb er mir, „war, daß ich durch diese Predigt zu einer kräftigen Concentrirung meines religiösen Bewußtseins kam; das that mir wohl, wie Regen auf dürres Land. In dem kritischen Scheidewasser wachsen keine Blumen." Das war am 9. August 1847, kurz vor dem Schlusse des dritten Semesters, das nach unsrer gemeinsamen Erwägung in Bonn das letzte sein sollte. Um die fröhliche Stimmung dieser Tage womöglich noch zu steigern, überraschte Franz gleichzeitig als Anerkennung seiner Arbeiten über Origenes und Psalm 110 der erste Seminarpreis von sechzig Thalern, und setzte ihn in Stand, nach wohlgethaner Arbeit die schöne rheinische Landschaft nun noch vor'm Abschied nach Herzenslust auszugenießen. Alle die lieben trauten Orte wurden noch einmal aufgesucht; „mir ist," schrieb Franz, „indem ich den Rhein verlasse, als nähme ich von einem Freunde Abschied. Ich gehöre in etwa zu den Elementargeistern; mein Leben ist sehr an den Ort gebunden. Ein Weg, den ich einmal in denkwürdiger Stimmung oder Gesellschaft gegangen bin, eine Aussicht, die ich unter eindrucksvollen Umständen genossen habe, kommt mir nie wieder aus der Erinnerung. Habe ich irgendwo auch nur eine kleine Zeit lang gelebt und erlebt, dann blüht mir überall, Anderen unsichtbar, ein reiches Leben der Vergangenheit auf und ich gehe unbemerkt mit vertrauten Geistern um." — Die öffentliche Promotion seines katholischen Freundes, bei welcher er die Rolle eines Opponenten übernahm und in der Tischgesellschaft der einzige Protestant war, und ein Besuch in Düsseldorf, wohin Freund Andreas dringend eingeladen hatte, waren die Schlußfeste des rheinischen Aufenthaltes. In Düsseldorf freute er sich der schönen Anlagen und des ersten Blickes auf eine niederländische Ebene, die doch auch ihren Reiz habe; besonders erwünscht aber war es ihm, von seinem Freunde in die Werkstätten mehrerer berühmten Maler geführt zu werden; Lessing's „Huß auf dem Scheiterhaufen", verschiedene Landschaften und besonders eine Grablegung finden in seinen Briefen eine anschauliche und begeisterte Beschreibung.

Als Franz nun wieder in's Elternhaus eintrat, um, wie er sich ausdrückte, „die Ferien mit mir arbeitend zu genießen", und dann nach meinem Rath und Vorgang nach Berlin überzusiedeln, stand er nach der gewöhnlichen Rechnung bereits in der Mitte seiner akademischen Zeit. Einen Rückblick auf die zurückgelegte Strecke hatte er kurz zuvor in einem Briefe an den Vater in folgender Weise ge-

worfen: „Wenn man zu studieren meint, so ist's vielmehr nur das, daß man studieren lernt, und das ist viel schwerer als man meinen sollte. Doch sehe ich nicht unbefriedigt auf diese Zeit zurück; im Lernen und im Leben bin ich gefördert worden, wie denn beides zusammen gehen muß. Denn wenn das Leben nicht immer wieder auf das Eine das noth ist hinweist, so wird das Lernen zum verwirrenden Labyrinth; auch lernt man nur dadurch das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden. Freilich, lieber Vater, fürchte ich, oder vielmehr nur sage ich, daß ich in der Orthodoxie wenig befestigt worden bin, hoffentlich aber doch um etwas im Christenthum." —

Viertes Kapitel.

Das Jahr 1847 war ein so aufgeregtes, daß auch eine dem Zeitgeiste abgewandte und mit ihrer eigenen Welt beschäftigte Jugend sich der Fieberunruhe, die durch die Gemüther und Verhältnisse ging, nicht ganz entziehen und dem öffentlichen Leben ihre Aufmerksamkeit nicht länger versagen konnte. Noch immer flutheten die Wogen der von Jahr zu Jahr angewachsenen Bewegung vorzüglich über das religiöse und kirchliche Gebiet. Zwar die deutschkatholische Kirchenstiftung hatte den Höhepunkt ihres kurzathmigen Lebens bereits merklich überschritten: alle Duldung und Begünstigung, die ihr zu Theil geworden war, hatte das Offenbarwerden ihrer völligen Hohlheit nur zu fördern vermocht. Aber ein zäheres und bedenklicheres Dasein hatte ihre Nachfolgerin auf protestantischem Grund und Boden, die lichtfreundliche Bewegung; denn zumeist vermied sie es klüglich, die Lebensprobe eigener Gemeindebildung zu wagen, und zog es vor, unehrlicher und darum verächtlicher als der Deutschkatholicismus, als Wucherpflanze am Baume der Kirche zu zehren. Durch die strenge Zucht des preußischen Kirchenregiments aufgescheucht, hatte der verkommenste Rationalismus begonnen an die Massen zu appelliren und das mit um so größerem Erfolg, je weniger es ihm schwer fiel, nicht nur auf die Lieblingsideen, sondern auch in die Lieblingslocale des deutschen Philisterthums einzugehn. Auch in Frankfurt bildete sich ein lichtfreundlicher Club, an dessen Spitze ein Mann, der nach glaubwürdiger Erzählung drei Jahre Theologie studiert und dann im Schullehrerexamen den Hebräerbrief im Alten Testament gesucht hatte, über die h. Schrift und das kirchliche Bekenntniß zu Gericht saß; bei einem Glase Bier die Dreieinigkeits- oder Versöhnungslehre als einfache Narrheit verhöhnen, hieß hier „religiöse Unterhaltung". Eben hatte der Gustav-Adolph-Verein begonnen die unabsehbaren Nothstände der

evangelischen Kirche aufzudecken und die in ihr streitenden Parteien, soweit ihnen Aufbauen noch vor Niederreißen ginge, zum dringendsten Liebeswerk zu vereinen: den lichtfreundlichen Kreisen war ein solches Unternehmen gerade gut genug, um es behufs einer elenden Demonstration in die Luft zu sprengen. Der in Königsberg abgesetzte und ausgetretene Stifter einer, statt auf die Augsburger Confession, auf das Zeitbewußtsein gegründeten freien Gemeinde mußte dem Kirchenregiment zum Trotz zur Hauptversammlung eines evangelisch-kirchlichen Vereins abgeordnet werden, und als die Mehrzahl der übrigen Abgeordneten ihm nach Recht und Pflicht die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche bestritt, eröffneten sich jene Reihe von pöbelhaften Scenen, durch welche fast alle Hauptvereine, deren Vertreter gegen Rupp gestimmt, umgestürzt wurden; und der ganze ohnehin von der Partei der Evangelischen Kirchenzeitung gleichzeitig angefochtene Gustav-Adolph-Verein wäre untergegangen, wenn nicht die Sieger mit jener glorreichen Action ihr Interesse an demselben bereits aufgebraucht gehabt hätten. Ich war in Frankfurt Augenzeuge jenes Vorspiels späterer Volksversammlungen, in welchem eine zuchtlose Schaar neugeworbener Vereinsrekruten, zum Theil von ehemaligen Juden angeführt, den bisherigen Verein unter die Füße trat: dem frechen Uebermuth der Sieger gegenüber war die Ohnmacht und Verzagtheit der überwundenen nicht unansehnlichen Minderheit ein fast noch schlimmeres Zeichen der Zeit. Ein ganz anderes Schauspiel erlebte mein Bruder am Rhein: hier war wirkliches und verfaßtes kirchliches Leben, dem solche wilden Wasser nichts anhaben konnten; der rheinische Hauptverein gehörte zu den wenigen, denen es gelang, die eingenommene kirchliche Haltung zu behaupten und so den Fortbestand des Ganzen retten zu helfen.

Was sich bei dieser Gelegenheit auch in Süddeutschland mit großer Genugthuung Luft machte, war ein giftiger Haß gegen das preußische Kirchenregiment. Unter persönlichstem Antheil des Königs und unter der Leitung eines Freundes und Genossen des Freiherrn von Stein hatte dasselbe den Entschluß gefaßt, die Kirche falscher Bevormundung zu entheben und behufs ihrer inneren Erkräftigung evangelische Freiheit und subjective Willkür in ihr zu sichten; aber nie ist ein reineres Streben hartnäckiger verkannt, gehässiger verlästert, allseitiger gehindert worden als das des Ministeriums Eichhorn. Durch den dichten Nebel der Verdächtigung war kein Lichtstrahl edler Gedanken stark genug durchzudringen; auch wir jugendlichen Freunde der Kirche verwechselten, von der allgemeinen Stimmung verleitet,

den freien Tummelplatz der Wissenschaft mit dem nothwendig umfriedigten Boden der Kirche und meinten, es würden hier die Knoten, welche die Theologie zu lösen habe, kirchenregimentlich zerhauen. Aber mit Spannung und Theilnahme folgten wir doch dem großartigen Unternehmen der Generalsynode von 1846: es gelang dem Cultusminister, eine über alles Erwarten tüchtige und einige Vertretung der Kirche zu improvisiren und sich von ihr die Grenzlinien und Lebensformen, innerhalb deren einer freien Entwickelung Raum gegeben werden könne und müsse, bezeichnen zu lassen. Allein kaum war dies Bollwerk gegen die landeskirchliche Zerklüftung entworfen, so wußte eine Partei, welche Glauben und Kirche als ihre Domaine betrachtete, die Ausführung desselben zu hintertreiben. Wieviel das Ketzergeschrei gegen die Generalsynode im Allgemeinen werth war, konnten wir damals auf einer zahlreich besuchten kirchlichen Conferenz beobachten, die mitten in einer hochfahrenden Declamation gegen das verschrieene Ordinationsformular durch den unerwarteten Besuch des Urhebers desselben überrascht ward. Nach der hülflosesten Verlegenheitsscene verwandelte sich die Versammlung in ein bescheidenes Auditorium Nitzsch's, das sich von dem „hochverehrten" Manne Belehrung erbat und dessen leise und confuse Einwendungen vor seinen Worten wie Nebel vor der Sonne zerstiebten; d. h. für den Augenblick, — hinterher blieb natürlich Alles beim Alten. Um die kirchliche Verwirrung zu vollenden, begannen gleichzeitig die Irvingianer ihre schwärmerischen und doch so weltklugen Werbeversuche, die an dem untröstlichen und zerfahrenen Zustand der bestehenden Kirchen allerdings eine mächtige Bevorwortung hatten. Wir beide wurden an einem geselligen Abend in den Herbstferien 1847 zugleich mit einem ihrer geschicktesten Sendlinge und mit dem großen Geschichtschreiber der christlichen Kirche, mit Neander, zusammengeführt und waren sehr gespannt, zwischen beiden das Verhältniß der apostolischen Zeit zur späteren Kirche erörtern zu hören; allein der kluge Fremde hütete sich mit großer Gewandtheit, seinen sonst behaupteten Besitz des h. Geistes an den Prüfstein Neander'scher Wissenschaft und Frömmigkeit gerathen zu lassen.

Es ist bekannt, wie dazumal mit der kirchlichen Aufregung die politische Hand in Hand ging. Wir hatten uns um Politik bis dahin kaum gekümmert: durch welche Jugendeindrücke würde auch der in einem Kleinstaat geborene Deutsche an die sittliche Pflicht innerlicher Theilnahme am Staatsleben gemahnt? Aber wir hatten

deutsche Geschichte gelernt und ein Abendroth der Stimmungen von 1813, 14 und 15 war in vereinzelten Strahlen noch zu uns hindurchgedrungen: wie hätte die politische Gegenwart Deutschlands uns eine tiefere Ehrfurcht, eine herzhafte Liebe einflößen können? Die Einrichtungen unserer Vaterstadt betrachteten wir mit einer gewissen kindlichen Ehrerbietung; aber die in Frankfurt tagende Bundesversammlung hörten wir von Kind auf auch von den wohlgesinntesten Leuten, wenn überhaupt je, dann gewiß — um nicht mehr zu sagen — ohne jeglichen Glauben an irgend welches Gute, das von ihr zu erwarten stehe, erwähnen. Konnte solch eine Verfassung einem Volke genügen, in dessen Kaisern Jahrhunderte lang die Herrlichkeit des gesammten Abendlandes gegipfelt, einem Volke, das seine unvergangene Jugendkraft und Vaterlandsliebe eben noch in den Freiheitskriegen so herrlich erwiesen? Konnte auch der mächtigste und bestregierte deutsche Staat seinen Bürgern den Quell tiefer Befriedigung und echter Begeisterung ersetzen, der aus Ordnungen und Zuständen entspringen müßte, welche die gottgegebene Einheit deutscher Nation in aller ihrer Mannigfaltigkeit zum berechtigten Ausdruck, zur lebendigen Gestalt gebracht hätten? Nun war seit den Freiheitskriegen nirgends ein großer Gedanke vorhanden, in welchem Regierung und Unterthanen sich hätten vereinen und eine ideale Auffassung ihrer gegenseitigen Verpflichtung gewinnen können; sondern auf der einen Seite eine sich als Selbstzweck setzende Bureaukratie, die weil sie nichts Großes zu thun hatte und wußte, in jede Kleinigkeit hineinregieren wollte; auf der anderen eine Bevölkerung, die von der deutschen Idee organischer Gliederung und persönlicher Freiheit ebendaher planmäßig abgewöhnt in ihrem politischen Trieb gar nicht anders konnte, als den Staat für ein Schaukelsystem gleichgewichtiger Gewalten und die Freiheit für ein Recht zum Dreinschwätzen und Dreinpfuschen zu nehmen. Was wir so zufällig in den Knabenjahren aus den Nachbarstaaten vernahmen, ließ uns das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen nach Analogie einer bösen Schulklasse auffassen, in der Lehrer und Schüler außerordentlich klug zu sein meinen, wenn sie das Mißtrauen zur obersten Regel ihres Verhaltens machen und einander mit kleinen Plackereien das Leben nach Kräften verbittern. Mit den sogenannten „Liberalen“ in Frankfurt kamen wir in keine Berührung; diese in den dreißiger Jahren vielgenannte Partei hatte, glaube ich, in burschenschaftlicher Weise einen Umsturz der deutschen Gesammtverfassung im Auge und hing mit dem gegen den Bundestag gerichteten Studenten-

aufruhr von 1834 zusammen: aber auch wer solche Tendenzen und Attentate mißbilligte, nahm doch an der angegriffenen Behörde gar keinen, dagegen an den unglücklichen Verschwörern den lebhaftesten Antheil und wir haben als Knaben die allgemeine Freude redlich getheilt, so oft wieder ein gefangener Student aus seinem Kerker entwischte. Conservativere Eindrücke brachte erst der akademische Aufenthalt in Preußen: man fühlte nicht nur das wohlthuend Großartige der Verhältnisse, sondern es drängte sich auch, selbst dem befangeneren Sinne, die Wahrnehmung auf, wie hier ohne Constitution doch eine sehr anständige Freiheit walte, eine weit reellere vielleicht als anderswo bei so vielen Paragraphen der Verfassung. Gleichwohl war auch hier der gänzliche Mangel an öffentlichem Leben für ein so tüchtiges und gebildetes Volk auf die Dauer unerträglich und erzeugte je länger je mehr eine bittere Verstimmung, die auch über die Wohlmeinendsten Macht gewann und das Verhältniß zur Regierung immer befangener machte. Seit 1840 zwar ward dieser Uebelstand an höchster Stelle wohl erkannt und mit Vermeidung des französisch-constitutionellen Wesens eine allmähliche Abhülfe angebahnt; aber es geschah das zu zögernd, zu sehr nur nachgebend, ohne doch großartig nachzugeben, und vor Allem ward viel zu sehr die mögliche Verständigung mit der öffentlichen Meinung verabsäumt, die bei allen Schwachheiten und Thorheiten nun doch einmal die erste deutsche Großmacht war: wo andersher als aus Oppositions-Journalen, denen die bestandene Censur zudem den Stempel der Glaubwürdigkeit aufgedrückt, konnte, wer nicht mit Regierungskreisen zusammenhing, sich über öffentliche Angelegenheiten belehren? Als endlich die Verfassungspatente von 1847 erschienen und der erste Vereinigte Landtag eröffnet ward, da gewann zwar des Königs so unpolitische und doch so hochherzige Thronrede uns jungen Gefühlspolitikern das Herz ab, daß wir fortan mit vollem jugendlichem Vertrauen nach dem preußischen Throne blickten; aber wer die Dinge weniger naiv und weniger mit dem Herzen ansah, zuckte die Achseln über das in der elften Stunde gewährte knappe Minimum verheißener Rechte und zumal über den Fürsten, der da meinte durch eine politische Predigt die verstimmte Intelligenz seines Landes bekehren zu können.

Und schon war das verheerende Wetter, dessen voraneilende Schwüle wir alle empfanden, durch keine Generalsynoden und Verfassungspatente, und wären sie auch die idealsten gewesen, mehr zu beschwören: zu tief hatte das seit einem Menschenleben schleichende

Uebel gefressen. Man sagte wohl, es verberge sich hinter der kirchlichen die politische Agitation; in der That verbarg sich hinter beiden ein drittes weit furchtbareres Ferment, ein Princip sittlicher Auflösung und Verneinung. Die Tage der tiefsten Bedrängniß und der höchsten Anspannung hatten das deutsche Volk den lebendigen Gott wieder suchen gelehrt, den Quell aller sittlichen Kraft: die Folgezeit in der diese Kraft von Staatswegen wieder schien brach gelegt werden zu wollen, mußte diese religiöse Erweckung — so wenig sie sie wieder auslöschen konnte — nothwendig dämpfen und verkümmern und in der großen Mehrheit der Nation, welche von jener Erweckung noch nicht in der Tiefe ergriffen worden, entgegengesetzten geistigen Mächten zum Siege verhelfen. Poesie und Philosophie wetteiferten mit einander, dem wieder erstarkenden Christenthum den Wind abzugewinnen; jene zumeist gepflegt von jenen echten Kindern der Zeit, Menschen voller Talent und ohne alle sittliche Gesinnung, welche die eigene innere Auflösung zuerst zum poetischen Weltspiegel machten, dann auch zum praktischen Weltgesetz zu machen gedachten: welch' furchtbarer Barometer der Zeit war das junge Deutschland und die politisch-socialistische Poesie, oder vielmehr der Anklang, den sie fanden, die Herrschaft, die sie übten, und die Rathlosigkeit, welche ihnen mit Polizeimaaßregeln wähnte steuern zu können! In Preußen selbst, dem sittlich kräftigsten und gesundesten Theile des Vaterlandes, hatte man eine Philosophie großgepflegt, welche jedes sittlichen Princips entbehrend den Menschen zum bloßen Denksubjekt, Gott zum bloßen Denkproceß herabwürdigte, und diese Philosophie hatte nur aus dem Lager der behaglich Zufriedenen in das der begehrlich Mißvergnügten überzugehen brauchen, um mit derselben eiskalten Flamme der Dialektik, mit der sie zuvor Staat und Kirche absolut zu durchleuchten geschienen, Staat und Kirche absolut zu verzehren. Während die religiös-kirchliche Erneuerung durch die Ungunst der Zeiten fast ausschließlich auf die theologischen Kreise beschränkt blieb, breitete sich diese junghegelsche Philosophie außerhalb derselben über die Mehrzahl strebender Köpfe aus, popularisirte sich in allen möglichen Formen und kündigte nicht mehr dieser oder jener politischen oder kirchlichen Form oder Satzung, sondern den positiven Grundlagen der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft als solchen den Krieg an. Eine Religion der Verneinung, ein Fanatismus der Zerstörung ward in der jüngeren Generation der Gebildeten heimisch und vernichtete in ihr mit dämonischer Macht die letzten Reste ererbter Pietät gegen Vater-

land und Christenthum. Wie sicher und siegesgewiß diese deutsche Bergpartei sich im Jahre 1847 bereits fühlte, dafür legte Straußens Vortrag über „Julian, den Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" ein denkwürdiges Zeugniß ab, jener giftigste Pfeil, der auf den König von Preußen zielte als Antwort auf sein königliches Wort „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen". Die Brochüre gerieth uns Beiden zu gleicher Zeit in die Hände. Mich schauerte vor einer Persönlichkeit, deren ganze Productivität Zerstörung war, und im Gefühl der ungeheuren Herzensöde, die mir aus dem Vortrag entgegentrat, schrieb ich wegwerfend: „Es ist ein ausgebrannter Krater, der noch einmal gedampft hat." „Wenn man bedenkt," schrieb Franz umsichtiger zurück, „daß dieser Vortrag vor einem sogenannten gebildeten Publikum gehalten ist, so ist das ein Zeichen, wie sehr doch Hundeshagen Recht hat zu sagen, daß mit Strauß der endemische Antichristianismus bei uns begonnen habe; nicht etwa, weil die Sache des Christenthums mit der des Königs ohne Weiteres zusammenfiele, sondern um der eisigen durch das Ganze wehenden Sicherheit willen, mit der die Ueberzeugung, daß es mit dem Christenthum aus sei, als die Ueberzeugung einer ansehnlichen Partei ausgesprochen wird."

Es fehlte jener Zeit nicht an ernsten Prophetenstimmen, die ihr den Spiegel ihrer Gefahr und Verderbniß vorhielten zur Selbsterkenntniß und Bekehrung. Fast gleichzeitig erschienen, beide anonym, Hundeshagen's deutscher Protestantismus und die Gespräche über Staat und Kirche vom General von Radowitz; von beiden Büchern sogleich auf's Lebhafteste angezogen, machte ich Franz eilends mit denselben bekannt. Nicht leicht war uns je ein Buch so sehr aus dem Herzen geschrieben wie das von Hundeshagen: was uns nach unserer Art Wissenschaft und Leben anzuschauen in ahnungsvollem Dunkel vorschwebte, stand hier in vollendeter Klarheit vor unserem Geiste, der tiefe Zusammenhang der evangelischen Kirchengeschichte mit der inneren Geschichte der neueren Zeit überhaupt und die verborgene Einheit aller Nothstände, Lebensfragen und Heilmittel der Gegenwart. Waren hier die kirchlichen Fragen in den Vordergrund gerückt, so standen bei Radowitz vielmehr die politischen voran; aber auch hier war die innere Verwandtschaft religiöser und politischer Parteistellung trefflich durchgeführt und wenn wir auch manchen Vorzug, den der Verfasser dem katholischen Standpunkte zusprach, vielmehr für den evangelischen in Anspruch nehmen mußten, so war doch gerade bei ihm wie kaum bei irgend einem Beurtheiler der Gegenwart jene allseitige Gerechtig-

keit zu lernen, die in aufgeregten und zerklüfteten Zeiten so schwer ist, und doch, wenn man in der trüben Fluth des Parteiwesens nicht untergehen will, so noth thut.

Wenn aber beide scharfsichtige Männer noch an die friedliche Heilbarkeit unserer schweren Volks- und Zeitkrankheiten glaubten und von der Nähe einer furchtbar wägenden und zu-leicht-erfindenden Prüfungsstunde nichts ahnten, wie viel weniger ward uns Unerfahrenen durch alle solche Betrachtungen der frische Jugendmuth verkümmert, mit dem wir inmitten der gährenden Zeit die Fäden unseres persönlichen Lebens und Strebens weiterspannen, bis uns am Ende sammt allen Anderen das ausbrechende Wetter gründlich überraschte. Und so ward denn in den langen schönen Herbstferien, die wir „arbeitend mit einander genossen" vor Allem auch der Berliner Aufenthalt, der Franz bevorstand, gemeinsam in's Auge gefaßt. Auch diesmal konnte ich ihn wieder im Voraus heimisch machen auf dem neuen Boden seines geistigen Wachsthums. Ich hoffte für ihn dieselbe Wirkung der Versetzung von Bonn nach Berlin, die ich erlebt; mir war nicht anders zu Muthe gewesen, als wär' ich aus einem stillen Strom in's wogende hohe Meer hinausgesteuert. Das that zunächst schon der Eindruck der großen Stadt; denn das ist Berlin doch, nicht so sehr durch seine zahllosen Dächer und breiten endlosen Straßen, als durch die Spuren einer großartigen Vergangenheit und Gegenwart, die einem allenthalben begegnen. Ist doch der Gang vom Brandenburger Thor bis zur Reiterstatue des Großen Kurfürsten, an der Akademie und Universität, der Bibliothek und dem Zeughaus, dem Museum und dem königlichen Schlosse vorüber in der That ein Gang durch ein mächtiges Stück aus Steinen redender deutscher Staats- und Bildungsgeschichte. Und es ist kein Grab gewesener Größe, über das man hingeht, vielmehr immerhin das wogende Erndtefeld einer großen Aussaat; man fühlt sich im Herzen des größten deutschen, deutschprotestantischen Staates, des innerlich tüchtigsten aller europäischen Staaten. Auf jedem Schritte daran erinnert, daß derselbe seine Größe nicht ohne Waffen erworben hat und behaupten kann, fühlt man dennoch durch, daß es im letzten und höchsten Sinne die Macht des Geistes sei, die das Alles geschaffen hat und lebendig erhält, die Macht des deutschprotestantischen Geistes, dessen höchste Aufgaben, die Versöhnung von Freiheit und Autorität, Mannigfaltigkeit und Einheit, Wissenschaft und Glauben, hier wie nirgends daheim sind. In gemessener und darum angemessener Fülle thun die Künste ihre Schätze auf: und wenn anderswo mehr zusammen-

gehäuft ist, so giebt hier die sinnreiche Einfassung, die einsichtsvolle Ordnung, in der man die Sammlungen findet, zu verstehen, es werde, was äußerlich zusammengebracht wird, auch denkend gewürdigt und geistig bewältigt. Vor Allem aber fühlte sich wenigstens unsereins in der Haupt- und Residenzstadt der deutschen Wissenschaft. Die in den Zeiten der höchsten Bedrängniß gestiftete Universität erschien uns als die erste unter allen, nicht nur weil an ihr die einzelnen Fächer in reichster Vollständigkeit immer durch die Meister derselben vertreten waren, sondern weil hier wie nirgends die Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften, gepflegt ward. Wie sehr auch das für jetzt fast alleinherrschende System zu beklagen und zu verklagen war: das, was die Philosophie überhaupt unentbehrlich macht, wurde doch auch von ihm geleistet, eine Schulzucht des Denkens und eine Entschränkung des geistigen Horizonts; und gerade wir Theologen, die wir jenem System nicht huldigen konnten, ohne die selbständige Grundlage unserer eigenen Wissenschaft aufzugeben, vielmehr genöthigt waren, unsern Widerspruch gegen dasselbe principiell zu begründen, wir vermochten uns von ihm jene Dienste leisten zu lassen, ohne selbst ihm verderblichen Tribut zu bezahlen. Schwerlich hat im Anfang der vierziger Jahre irgendwo sonst etwas Gleiches von allgemein-geistigem Regen und Ringen, von alldurchdringender wissenschaftlicher Atmosphäre bestanden wie in Berlin; die begabtesten, hochstrebendsten jungen Leute begegneten sich hier, und wie verschieden auch ihr Sinn, ihr Fach und ihre Richtung sein mochte, sie fanden sich auf einem gemeinsamen Boden höchster geistiger Interessen. Noch heute kann ich nicht ohne Staunen die ganze Reihe ausgezeichneter Freunde durchmustern, mit denen ich in Berlin im Verkehr stand, und unsern reichen Austausch bei solchen Widersprüchen der eingeschlagenen geistigen Wege. In einer solchen Atmosphäre konnten unter uns Theologen freilich nur die in geistiger Gesundheit ausdauern, welche zugleich zu schätzen und zu genießen wußten, was ihnen insonderheit Herrliches und Einziges in einer Persönlichkeit wie Neander geschenkt war. Nicht der Speculation an sich, aber allerdings der Hegel'schen gründlich abhold und überhaupt den blos Denkenden gegenüber auch in der Wissenschaft der Mann des Herzens, vertrat Neander in vollkommener Weise gerade das, was dort völlig gebrach, das ethische Princip, die Idee der Persönlichkeit, — in der Wissenschaft als innigster und sinnigster Erforscher und Geschichtschreiber des neuen der Menschheit in Christo geschenkten göttlichen Lebens, aber viel mächtiger noch im Leben, nämlich dem eigenen

persönlichsten Leben, das von der Kraft Gottes im Evangelium von Christo wie selten eines durchdrungen, freigemacht und in heiligen Gluthen verklärt war. Im äußeren Leben zeitlebens ein Kind, aber ein Mann in Christo, glich er keinem unter den Aposteln mehr als dem jungfräulichen, tief nach Innen gewandten, von der Liebe ganz durchleuchteten Johannes: jene ernste, herzhafte, heilige Johannesliebe, die in einziger Weise verständnißinnig in das Eigenthümliche fremder Persönlichkeiten einzudringen vermag, die, bis in's Kleinste und Feinste treu und zart, darum nicht weniger hoch auflodern kann in edlem Zorn über das Unwahre, Gemeine, Seelenvergiftende; die, am Herzen der ewigen Liebe ausruhend, immer wieder jung wird wie ein Adler und an der Rettung verlorener, an der Leitung geretteter Jünglinge ihre höchste Lust hat, sie war das innerste Geheimniß des Neander'schen Wesens und Lebens; sie der Zauberschlüssel, durch den er so weiten Zugang hatte zur Kirche der Vergangenheit und zur Kirche der Zukunft, der ihm auf gleich einzige Weise die Herzen der abgeschiedenen Geister wie der lebensfrischen Jugend erschloß; sie die Wunderkraft, die, wie sie dem Jüngling bereits eine wunderbare Gereiftheit gegeben, nun den kränkelnden alternden Mann jugendfrisch und jugendfreundlich erhielt unverkürzt bis an's Ende.

Ich hatte seiner Zeit in der Wahl meiner Collegien überall hin mehr gegriffen als gerade nach Neander und mich bei ihm nur in sein kirchenhistorisches Seminar aufnehmen lassen, das er allwöchentlich in seinem Hause hielt; doch war ich ihm auch so nahe genug getreten, um nun meinem Bruder freieren Zugang zu ihm eröffnen zu können. In diesem Seminar hatte ich denn auch jenen früh verstorbenen Lieblingsschüler Neander's kennen gelernt, welcher der Platon dieses Socrates zu werden bestimmt schien, Herrmann Rossel, ein Name, — der auch an meines Bruders Lebenshimmel ein hellleuchtendes Gestirn bilden sollte, obwohl sein Träger selbst schon nicht mehr in der streitenden Kirche daheim war. Herrmann Rossel, der erstgeborene Sohn eines Gymnasiallehrers zu Aachen, der seiner Familie durch einen frühen Tod entrissen worden, stand, als ich ihn im Winter 1842—43 bei Neander sah, bereits am Ende seiner akademischen Zeit und in der Vorbereitung zum akademischen Lehrstuhl. Er war damals dreiundzwanzigjährig, eine schlanke stolz aufgerichtete Gestalt; sein Angesicht von auffallender geistvoller Schönheit, die gewölbte Stirn eine Burg königlicher Gedanken, das edle Profil ein Ausdruck hoher Sinnesart, der feine Mund umspielt von leichter überlegener

Ironie. An Geistesgaben überragte er die ganze mitstrebende Jugend so hoch, daß schon um deßwillen der Name, den ihm Neander nach seinem Tode gegeben hat,*) princeps juventutis (Erstling der Jugend) gerechtfertigt war; plastischer und poetischer, kritischer und historischer, religiöser und speculativer Sinn war in seinem Geiste zur wunderbaren urkräftigen Einheit verbunden. Aber auch bei ihm lag der Schwerpunkt des Wesens nicht in Geist und Gaben, sondern in der künstlerisch harmonischen, sittlich energischen Persönlichkeit selbst, in dem eminenten Gefühl und Bewußtsein des ewigen Menschenwerthes, der unsterblichen Bestimmung zum göttlichen Ebenbild, des durch Christum verliehenen Adels ein freies Kind Gottes zu sein. Aus diesem Gefühl und Bewußtsein sprudelte sein ganzes Leben, das er selbst scheidend „ein hohes, seliges Wunderleben" nennen konnte; in diesem Gefühl und Bewußtsein wurzelte die königliche Macht, die er von selber über wahlverwandte Altersgenossen ausübte, obwohl er „selbst dem Freunde sein Herz verschlossen hielt" und bei allem Ernsten und Bedeutenden, das er aussprechen mochte, den Eindruck hinterließ, als rede er doch nur aus dem Vorhofe seines Herzens heraus, aber das Heiligthum behalte er verschwiegen für sich allein. So hatte er freilich ein hohes Recht auf den edlen Stolz, der seine ganze Erscheinung und Haltung durchdrang; und wenn derselbe keineswegs immer in den rechten Schranken gehalten erschien, so bewies doch, daß sich mit demselben rechte volle Demuth vertrage, die durchaus nicht blinde und dennoch unbegrenzte Pietät, mit der er sich vor Neander beugte, „dem geliebtesten aller Lehrer".**) Neander war es, aus dessen Wort zuerst in das dunkle Chaos seiner jugendlichen Seele, in der noch ungebändigte Kräfte planlos rangen, himmlisches Licht ordnend hineingeströmt war. Noch unklar und uneinig im innersten Leben und Streben war er als beginnender Student in eine Vorlesung gekommen, in der Neander gerade die von den Gnostikern aufgestellte Dreitheilung der Menschheit in Hyliker, Psychiker und Pneumatiker (d. i. fleischliche, seelische und geistliche Naturen) entwickelte. Die innere sympathetische Wärme, mit der Neander diese Kategorien der alten

---

*) Siehe Neander's schöne Vorrede zu Herrmann Rossel's nachgelassenen Schriften, sowie die dem Heimgegangenen gewidmete Vorrede zum 3. Bande der in 2. Auflage herausgegebenen Kirchengeschichte.

**) S. unter dieser Aufschrift das schöne Gedicht an Neander in den „Erinnerungen an D. August Neander" von Prof. D. Jacobi. (Halle, Verlag von Eugen Strien.)

Gnosis gleichsam neubeseelte, drängte unwillkürlich dem Jüngling die Lebensfrage auf, in welche Kategorie denn er selber gehöre, und das entzündete Gefühl des göttlichen Berufs, eine pneumatische Natur rein und frei machen zu sollen von allen Schlacken und Fesseln, ward ihm die Leuchte des inneren Lebens und entschied seinen Entschluß zum Studium der Theologie. Duldsam gegen alles echte und wahrhafte, unerbittlich gegen alles gemachte und geschminkte Wesen, war Herrmann Rossel zu meiner Zeit in der That ein princeps juventutis in einem kleinen jugendlichen Freundeskreis, der durch freien weitherzig gefaßten Anschluß an Neander's Art und Richtung zusammengehalten war; diesem Kreise gehörten neben unbedeutenderen Leuten einige hochbegabte, ausgezeichnete an, aber Alle beugten sich freiwillig vor ihm. Am ebenbürtigsten und vertrautesten erschien ihm Siegmund Rauh, ein durch und durch genialer Mensch, übersprudelnd von Geist und Feuer, in allen Dingen des geistigen Lebens aus dem Vollen schöpfend und von einer improvisirenden Productivität in Ernst und Humor, die in Erstaunen setzte; und auch der bekannte hernach, sich ihm gegenüber fast nur aufnehmend, empfangend verhalten zu haben. So konnten nicht nur wir jungen Leute, sondern auch Männer wie Neander und Schelling in Herrmann Rossel einen aufgehenden Stern erster Größe für die Wissenschaft und Kirche erblicken; aber der Herr über Leben und Tod hatte es anders beschlossen. Nach einer frischen, reichen, vielleicht nicht hinreichend geschonten Jugend überschlich den Fünfundzwanzigjährigen die Schwindsucht; mit klarem unverwandtem Blick auf das nahe Ende, überzeugt von dem unzerreißbaren Zusammenhang diesseitiger und jenseitiger Lebensentfaltung änderte er nichts in der Ordnung seiner von ernsten Studien erfüllten, von bräutlicher Liebe geschmückten Tage, ließ auf Weihnachten 1845 als Abschiedsgeschenk an seine Freunde eine kleine Sammlung eigenthümlich herrlicher Lieder drucken, „in die er spielend sich ergossen, ohne doch sein inneres Streben an ihnen messen lassen zu wollen“, faßte zuletzt noch den seligen Reichthum seines Lebens in glühende Dankesworte zusammen und entschlummerte in der Nacht auf den 23. März 1846 sanft unter der Vorlesung des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.“ und der Epheserstelle vom Gnadenrathschluß der Erlösung. Als bald darauf die in beschränkten Wittwenverhältnissen lebende Mutter mit ihren jüngeren Kindern nach Berlin übersiedelte, schloß sich jener vertrauteste Freund des Seligen, selbst elternlos, diesem Familienkreise ganz ebenso an, wie er zuvor schon mit Herrmann

zusammgelebt hatte, und bemühte sich in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder, den Hinterbliebenen ihren großen Verlust in aller Weise wie ein Sohn und Bruder zu ersetzen. Bei der herzlichen Zuneigung, die zwischen ihm und mir von Berlin her bestand, war es mir demnach ein Leichtes, meinen Bruder auch hier in das noch vorhandene reiche Erbe des Freundschaftssegens einzusetzen, der mir durch ganz besonders gnädige Fügung wie Wenigen auf der Universität zu Theil geworden war.

Die Ferien waren zu Ende; ich trat wieder in die einsame Stille des Studierstübchens zurück und Franz eilte der neuen verheißungsvollen Zukunft entgegen. Bei schönem Herbstwetter ging die Postreise über Fulda nach Thüringen hin, dessen freundliche Städte, waldige Berge und malerische Schlösser bis Saaleck angenehm unterhielten; von Halle trug ihn die Eisenbahn mit dankenswerther Schnelligkeit durch die märkische Sandwüste; am zweiten Abend erreicht, bot Berlin mit seinen breiten Straßen und unendlichen Lampenreihen, die so manches prächtige Gebäude flüchtig erkennen ließen, einen mächtigen Eindruck. Nach den ersten nöthigsten Geschäften wurde mein Freund aufgesucht und im mehrstündigen unerschöpflichen Gespräch sogleich die Verwandtschaft der Geister erprobt. Um den wohlempfohlenen und wohlgefallenden Ankömmling auch sogleich mit „seiner Familie" bekannt zu machen, behielt er ihn in deren Namen zu Tische und so trat Franz zum ersten Mal in jenen Familienkreis ein, in dem er späterhin durch Gottes Fügung die höchste Herzenslust und das tiefste Herzeleid der Jugend erfahren sollte. Er fand liebe Menschen von jener einfachen und doch gediegensten Bildung des Herzens, die wenig conventioneller Form bedarf, um ihrer selbst sicher zu sein; wer zu ihnen paßte, der brauchte nicht lange darum zu werben, in ihr Vertrauen aufgenommen zu werden. Die Mutter, einer französischen Adelsfamilie entstammend, hatte etwas Imponirendes und Zutrauen Weckendes zugleich; man fühlte ihr ab, welch' einen Sohn sie verloren, aber der große, tiefgetragene Schmerz hatte ihre starke Seele nicht gebrochen, sondern ihr Frische des Gemüthes, Lebensmuth und freundliches Wesen unversehrt gelassen. Noch war sie von sechs Kindern, zwei Söhnen und vier Töchtern umgeben, unter denen die jüngste, „das Kind", die sechzehnjährige Pauline Auge und Herz jedes Begegnenden unwillkürlich festhielt. Dies Schmerzenskind der vielgeprüften Mutter, zwei Tage nach dem Tode des Mannes geboren, war nach Leib und Seele das nur in's Weibliche und Kindliche übersetzte Ebenbild des

seligen Bruders, von so großer durchgeisteter Schönheit, daß es oft von fremden Leuten beim Vorübergehen angestaunt ward; die reichen blonden Locken, jene königliche Stirn, das adlige Profil, der feine witzige Mund, vor Allem die wie Sterne leuchtenden tiefblauen Augen verfehlten auch auf Franz ihres Zaubers nicht. Aber auch an diese wunderliebliche Blume war schon die Sichel gelegt, die sie wegraffen sollte; eine damals zwar noch für Bleichsucht erklärte Kränklichkeit bereitete ihr denselben Ausgang vor, den schon zwei Brüder genommen; um so mehr war das blasse engelgleiche Kind der Mittelpunkt aller Liebe und Sorgfalt. In diesem Familienkreise war nun der ebenso geniale als unordentliche Adoptivsohn das nicht nur in aller Weise hülfreiche, sondern auch unerschöpflich aufheiternde Element; eine kurze derbe Figur, mit schelmisch geistvollen Zügen, mit Allen auf dem zutraulichsten Fuß und sich selbst bei der ungewohnten Ordnung und Pflege offenbar sehr behaglich befindend.

Die Aussicht auf eine solche stillgemüthliche Zufluchtsstätte inmitten der weiten fremden Stadt gab dem entdeckenden Hinaussteuern in das umgebende große und gewaltige Leben einen desto höheren Reiz. Mit großer Frische und Freude berichtet Franz von dem mächtigen Eindruck der Stadt, ihren Statuen und öffentlichen Gebäuden, von dem Genuß der im Schauspielhaus gesehenen Goethe'schen Iphigenie, von der Fülle künstlerischer und wissenschaftlicher Bildungsmittel, die den Neuling umringten; durchschnittlich jeden Tag ward eine Stunde auf den Besuch des Museums oder eines allgemein wissenschaftlichen Lesezimmers verwendet. Insonderheit aber beutete er auch hier in seitheriger treuer Weise die reiche Fülle aus, welche die Universität seinem entwickelteren wissenschaftlichen Bedürfnisse zur Befriedigung darbot. Bei Nitzsch, der den altbekannten Schüler herzlich begrüßte, hörte er Ethik und evangelische Missionsgeschichte, beides mit hohem Genuß und Gewinn, aber ganz besonders durch die letztere kleine Vorlesung erquickt und zur späteren eigenen Thätigkeit in der Gemeinde angeregt. In der That war's eine der schönsten Proben auf die Lebendigkeit und Kirchlichkeit der Nitzsch'schen Theologie, den großen Systematiker, der sich so mühsam der dialektischen Redeweise entwand, mit fühlbarer innerer Freude und Wärme die einfältigen demüthigen Anfänge evangelischen Christenthums unter den Heiden darstellen zu hören. Die geschichtliche Entwickelung des Missionstriebes in unserer Kirche, die Lebensbedingungen und Charakterzüge der Völker, an denen sich derselbe bethätigen sollte, die Persönlichkeiten der großen

Missionare und die einige und mannigfaltige Wirkung der Kraft Gottes selig zu machen an dem verschiedenartigen Stoff, den sie ergreift, — das Alles mußte einem die Missionssache ebenso anziehend machen, als die gewöhnlichen langweiligen Missionsblätter und -stunden sie einem bis dahin verleidet. — Um in philosophische Dinge gründlicher eingeführt zu werden, hörte Franz Trendelenburg's gediegenen Vortrag über die Geschichte der Philosophie; ferner besuchte er bei dem Licentiaten Schlottmann, dem nachmaligen Gesandtschaftsprediger in Constantinopel, mit dem er auch persönlich befreundet wurde, die Auslegung der kleinen Propheten, und — um auch diesen Standpunkt kennen zu lernen, bei dem Hegelianer Vatke eine Vorlesung „über die neueren Standpunkte der Theologie". Hengstenberg's Art und Weise zog ihn nicht an; dagegen war ihm Neander's Neuere Dogmengeschichte und Auslegung des Evangeliums Johannis sehr willkommen und auch in's kirchengeschichtliche Seminar trat er ein, um den schnell lieb gewonnenen Mann in aller Weise genießen zu können. Neander's Lehrvortrag war bekanntlich mit manchen Anstößen und Schwächen behaftet; die Art und Weise, wie er, auf dem Katheder liegend und seine Feder zerzupfend, mit den Zuhörern scheinbar in gar keinem Rapport stand, dann der Mangel an dialektischer Schärfe und dogmatischer Bestimmtheit in seinen auch durch keine künstlerische Darstellung blendenden Vorträgen konnte oberflächlichen Menschen den Einblick in die ungemeine Leistung und Bedeutung des großen Mannes verschließen. Franz fühlte sogleich den „gewaltigen christlichen Sinn" desselben und schrieb ganz im Geiste des Neander'schen Wahlspruches „daß das Herz es sei, was den Theologen ausmache" —: „Ist es nicht ein übles Zeichen unsrer vernüchterten verstandeskalten Zeit, daß ihr die vornehme Gewandtheit des formalen Denkens über die lebendige Gluth und Fülle des Herzens geht, die hier in herrlicher Einfalt und unzerstörbarer Jugendlichkeit hervortritt?" Aber auch die Gesundheit und Gediegenheit der Neander'schen Wissenschaft bei all' ihren anscheinenden oder wirklichen Mängeln, von denen damals formelreiche und herzensarme Leute viel zu sagen wußten, ging ihm bald auf; „Neander's Exegese," schrieb er, „thut einem besonders wohl, wenn man von der in ihrer Art auch vortrefflichen Bleek'schen herkommt; hat man bei Bleek vorzugsweise die hermeneutische Methode von ihrer formalen Seite gelernt, so führt Neander mit begeisterter Intuition vorzüglich in den Inhalt ein und stellt aus flüchtigen, vereinzelten, dunklen Zügen helle lebendige Bilder her." Im Seminar

hätte man Neander allerdings ein größeres Herrschertalent wünschen mögen; fast zu geduldig ließ er Jeden seine gute oder schlechte Waare zu Markte bringen und langweilig ausbreiten; aber an ihm selbst hatte man immer wieder seine Lust, wie er hausväterlich im grauen Schlafrock unter seinen Schülern saß, das harte, jüdische, nichts weniger als schöne Angesicht von unendlicher Freundlichkeit und Herzensgüte verklärt, mit den eigenthümlich kurzsichtigen Augen unter den buschigen Brauen hervor treuherzig zunickend, wenn er etwas fragte oder billigte; froh über jede gesunde selbständige Geistesregung, der er in den Aeußerungen oder Arbeiten seiner „jungen Freunde" begegnete. Ein handschriftliches Charakterbild Neander's aus Herrmann Rossel's Feder, welches die Mutter des Seligen in Händen hatte und Franz zu lesen gab, führte diesen erst ganz in das Verständniß der herrlichen Persönlichkeit ein. Es wurde da unter Anderem von einem blinden Studenten erzählt, der in Neander's Collegien gesessen, bleich und abgezehrt, die Sätze, die ihm am besten gefielen, still mit bewegten Lippen wiederholend. „Diesen Menschen nun," schrieb Herrmann, „krank und still vor Neander stehen zu sehen, dem Manne, den er so innig verehrte und den er doch nicht sehen konnte, und die Stimme Neanders zu hören, mit der er ihn frug: Wie geht's Ihnen denn? — ich mußte mich abwenden, mir traten die Thränen in die Augen, und ich glaube, dem Blinden auch in seine dunkeln, ausgeflossenen. So sah der Heiland aus, als er sprach: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid." „Wo waren meine Augen," schrieb Franz, als er diesen Aufsatz gelesen, — „daß ich nicht deutlicher wahrnahm, wie in Neander's ganzem Wesen die schönste Liebesverklärung durchschlägt?"

Bald kam der Tag, an welchem die Dankbarkeit und Begeisterung der Hunderte von Schülern, die Neander um sich sammelte, alljährlich ihren einfach großartigen Ausdruck gewann, der 16. Januar, sein Geburtstag. Ueber diese Feier, die er unter die schönsten Erinnerungen seines akademischen Lebens rechnete, gab uns Franz aus warmem Herzen folgenden Bericht. „Ein Geschenk hatte sich Neander ausdrücklich verbeten; es ward gleichwohl eine ansehnliche Summe gesammelt und dem von ihm gestifteten Krankenverein für Theologie-Studierende übergeben. Abends um halb acht Uhr versammelte man sich vor dem Hause, wo ein Ständchen gebracht und das Lebehoch gerufen ward. Zum Fenster hinaus durfte er seines Augenleidens wegen nicht reden; er bat also alle Studenten sogleich herauf und

sprach sie als seine theuren „Commilitonen und innigst geliebten Freunde“ mit vor Bewegung bebender Stimme an. Das Jahr, das er heute beschließe, habe ihm manches Leiden gebracht; ein Augenübel habe ihn befallen und viel beschwert, das noch nicht geheilt sei; aber auch für dies Leiden habe er dem Herrn zu danken, denn es sei ihm Veranlassung geworden viele Liebe zu erfahren; Andere hätten ihm ihre Augen geliehen und durch ihre treue Aufopferung sei es ihm sogar möglich geworden eine Arbeit zu vollenden, an die er unter anderen Umständen nicht hätte denken können. Wenn es nun aber heute von Seiten der Deputation ihm als selbstverleugnende Liebe gedeutet worden sei, daß er trotz dieser Krankheit seine Vorlesungen nicht ausgesetzt habe, so müsse er das freilich ablehnen; eine Selbstverleugnung würde es ihm vielmehr gewesen sein nicht zu lesen, denn für die Jugend lebe er, mit ihr zu verkehren, sie hinzuweisen zu dem ewig Einen, dem Herrn und Heilande, das sei der Nerv seines Lebens. Und nicht gelten lassen könne er jenes Wort eines großen Theologen, von dem die deutsche Jugend noch immer zu lernen habe und dann erst recht wieder werde lernen können, wenn sie Manches vergessen, was sie inzwischen gemeint, lernen zu müssen, — das Wort des seligen Schleiermacher, daß man nur ungefähr bis zum fünfzigsten Jahre sich einer öffentlichen Lehrthätigkeit widmen und dann sich in die Stille zurückziehen solle, einem Zeitpunkt, den er nun schon um zwei Lustra überschritten. Zwar seien die Bücher nicht todt, sondern mit ihnen ein schönes trautes Leben zu führen; sie spiegelten ja das Leben der Welt da draußen: aber dies Leben zu führen sei einem doch nur dann möglich, wenn es zugleich vergönnt sei, die aus Büchern gewonnenen Schätze lehrend mitzutheilen und im Verkehr mit dem jüngeren Geschlechte sich beständige Jugend zu bewahren. „So lange ich noch,“ schloß er, „ein Wort zu Ihnen reden kann, werde ich zu Ihnen reden, und wenn ich nicht mehr können werde, dann werden Sie mit frischen Kräften das von uns begonnene Werk hoffentlich besser fortsetzen als wir; Sie, meine Freunde, denen es verliehen sein wird, das von uns ersehnte gelobte Land zu schauen, während wir in der Einöde sterben.“ „Gewiß,“ sagt Franz, „es schlug manches Herz höher bei diesen Worten einer glühenden, aus der Liebe zum Heilande quellenden Liebe zur Jugend, bei den Worten tiefer Demuth, mit denen er Ausdrücke wie „Huldigung“ oder „Verehrung“ von sich wies, weil „wir Alle arme Sünder seien“, und ich möchte um Vieles nicht, daß ich sie nicht

gehört, und daß ich ihm nicht hernach hätte die Hand drücken dürfen."

Wissenschaftliches Lehren und Lernen ward auch hier, wie früher in Bonn, für Franz durch mannigfachen freieren Verkehr und anregenden Umgang ergänzt. Zunächst bei Neander selbst, der für Studenten so weitherzig zugänglich war; und bald gehörte Franz, der ihm vor Andern wohlgefiel, nicht nur zu den Vielen, die Neander in seinem Kränzchen bei sich aufnahm, sondern auch zu dem kleinen auserwählten Kreise, der an Sonntagmittagen, oft mit namhaften Männern zusammen, bei ihm zu Gast war. Ferner war er bei Krummacher eingeführt, dessen von Neander gern gehörte Predigten oft an jenem Sonntagstische besprochen wurden; Franz wußte die großen glänzenden Gaben, die in diesen Predigten zu Tage kamen, wohl zu schätzen, indeß für sein Theil zog er außer Nitzsch's gedankenreicher schriftergründender Art Büchsel's gemüthlich einfache oder Steinmeyer's geistvoll auslegende Predigtweise vor. An Gelegenheit zu Studentenbekanntschaften fehlte es auch nicht; dazu hatte sich der Bonner theologische Freundeskreis in Berlin größtentheils wieder zusammengefunden; aber mächtiger fühlte sich Franz auch hier wieder zu solchen hingezogen, welche die Zeit unsicheren jugendlichen Suchens und Tastens bereits hinter sich hatten. Jugendliche und doch schon gereiftere Männer, wie Schlottmann, Professor Jacobi, Prediger Heintz, gönnten ihm ihren Umgang; großen Genuß auch gewährte ihm der Verkehr mit dem Bildhauer Hugo Haagen, einem besonders lieben Freunde Herrmanns und Verfertiger einer herrlichen Büste desselben, einer echt künstlerischen adeligen Persönlichkeit, mit welcher Franz in der Familie des Verewigten bekannt geworden war. Dies Haus übte unter allen, die ihm freundlich aufgethan waren, bei weitem doch die stärkste Anziehungskraft aus, theils um Siegmunds, theils auch um der ganzen Familie willen. Nach Sitte und Gewöhnung, sowie durch Gesinnung und Theilnahme fühlte er sich diesen trefflichen Leuten wahlverwandt; das Gefühl der Zusammengehörigkeit war aber ein gegenseitiges und nicht nur Siegmund zog ihn mit lebhafter Zuneigung an sich heran, sondern auch die Mutter nahm ihn bald wie einen Freund ihres seligen Erstgebornen in ihr ganzes Vertrauen auf. Als er nach einigen Wochen für so viel Freundlichkeit, die er erfahren, gegen Siegmund seinen Dank aussprechen wollte, bekam er zur Antwort: „Lieber Beyschlag, wie sollte da von Dank die Rede sein? Wenn Menschen Menschen finden, müssen sie immer

froh sein, und Sie sind mir nur zuvorgekommen, daß ich Ihnen nicht von unserer Seite das Nämliche aussprach."

Um ihre Hülfsmittel zu mehren, hatte die Familie damals einige Pensionäre in's Haus genommen; Siegmund bot diese Hausgenossenschaft auch Franz an und dieser ging mit Freuden darauf ein. Uns daheim war dieses Unterkommen für ihn um so lieber, als damals die Cholera in Berlin ausgebrochen war und wir ihn nun wenigstens in treuen Händen wußten. Eigentlich hatten die Eltern für diesen Fall die Heimkehr des Sohnes ausbedungen; doch bat er, ihn in seinen Studien nicht zu unterbrechen, da er ja überall in Gottes Hand stehe, und nun willfahrten wir leichteren Herzens dieser natürlichen Bitte. Er gab nun auch gerne sein Kosthaus auf und nahm an dem einfachen Familientisch vorlieb, der an Würze sprudelnden Geistes und herzlicher Liebe so reich war. Am bekanntesten und vertrautesten ward er zunächst mit der trefflichen Mutter; er lernte sie immer mehr verehren und stellte sich gern gleich Siegmund in ein kindliches Verhältniß zu ihr; es war ihm, wie er mir schrieb, ein gar angenehmes Gefühl, wenn er etwa mit Siegmund spazieren ging, sich von ihr zurufen zu lassen: „Kinder, bleibt nicht zu lange!" Es war gerade an der Zeit, ihr an den stillen Vorbereitungen auf's Weihnachtsfest hülfreich an die Hand zu gehen; er half in der Stille den Lichterbaum schmücken und war überglücklich, den heiligen Abend diesmal wieder in altgewohnter trauter Weise im Familienkreise feiern zu dürfen: „erst seit wenigen Jahren," schrieb er, „ist mir die Lust des Christfestes recht aufgegangen und ich hätte vorher nie geglaubt, daß ich mich, je weiter ich von den Kinderjahren wegrücke, mit desto höherer Lust in das selige Weihnachtsgefühl zurückversenken würde." Dem schönen kranken „Kinde" Freude machen und Liebe erzeigen zu helfen war ihm bald innigstes Herzensbedürfniß. Wie einst der selige Bruder, so übte auch diese seine noch unmündige Schwester einen Zauber aus über Alle, die ihr nahe kamen; man hatte vor ihr eine gewisse Scheu wie vor einem überirdischen Wesen und doch war die wunderbare innere Lieblichkeit, deren getreuer Spiegel ihre einzig schöne Erscheinung war, noch ganz knospenhaft zusammengefaltet; freilich eben diese Kindlichkeit erhöhte noch die Anmuth dieses wie aus lauter Wohllaut bestehenden Daseins. „Unbeschreiblich süß," erzählt Franz, „und so wahrhaft wie bei wenig Sterblichen war der Ton ihrer Stimme; wenn sie auf eine Kleinigkeit hin, die man ihr schenkte, einen Apfel oder eine Apfelsine u. dgl., sagte: „Ich danke Ihnen", darin

lag die ganze Fülle eines liebeerfüllten, ganz Freundlichkeit, Güte, Liebe athmenden Gemüthes, und Ergreifenderes hab' ich meine Lebtage wenig gehört, als wenn sie das eine Wort „Mutter" aussprach. Oft noch war sie sehr heiter und immer lieb; an feinen witzigen Bemerkungen, scharfen Antworten fehlte es ihr nie; aber niemals verletzten dieselben. Wenn sie etwas gesagt hatte, was ein allgemeines Lachen hervorrief, dann lächelte sie mit, — lachen hab' ich sie nie gehört, — beugte sich etwas vor und sah einen mit glänzenden Augen an, in denen der Freude über das gelungen Gesagte die kindlichste Bescheidenheit das Gleichgewicht hielt, als ob sie forschen wollte, ob in Niemandes Zügen eine Mißbilligung sie mahne, sich des kecken Wortes zu schämen. Aber oft wandelte sich rasch eine solche Heiterkeit in das wehmüthigste Schluchzen. Manchmal auf ein leises Wort des Tadels, manchmal ohne äußeren Anlaß brach es aus; es war die Gereiztheit der leise an dem zarten Leben zehrenden Krankheit. Gleich als fürchte sie jeden Augenblick die Mutter zu verlieren, hielt sie diese krampfhaft umfaßt und rief mit jenem angstvollen, weichen, durch die Seele gehenden Tone: „Mütterchen, Mütterchen, hast du mich auch lieb?" Und die Mutter beschwichtigte sie dann mit sanften Worten und Küssen, durch die Macht der Mutterliebe das Lautwerden des wühlenden Schmerzes über den kranken Liebling bezwingend." Noch rangen Wehmuth und Hoffnung in den Herzen beim Anblick des lieblichen jungfräulichen Kindes, dessen Bild sich tief in Franzens Seele prägte, nicht wie das Bild einer zukünftigen Braut, sondern wie eine Märchengestalt aus den süßesten Träumen der Kindheit, ja wie eine Engelerscheinung, der man's abfühlt, sie soll sich uns nur zeigen, — sie bei uns zu behalten haben wir keinen Anspruch.

Aber nicht geringer war in ihrer Art die Anziehungskraft, die der neue Freund, mit dem Franz nun unter Einem Dache wohnte und nach zwei Monaten auf Du und Du stand, auf ihn ausübte; ein solcher Kraftmensch war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. In der That wußte man bei Siegmund nicht, was man mehr bewundern sollte, den prächtigen unverwüstlichen Witz und Humor, die Genialität der nach allen Seiten hin sprühenden Gedanken, oder die Wärme, Treue und Aufopferungsfähigkeit seines Charakters. Sein Geist glich einem übersprudelnden Quell, aus dem immerfort geschöpft werden kann, ohne daß er auch nur für den Augenblick abnimmt, oder vielmehr aus dem gar nicht erst geschöpft zu werden braucht, der unaufhörlich seine leuchtenden Tropfen und befruchtenden Bäche

von selbst ausschüttet über das umgebende Erdreich. Allem kalten, todten Formalismus, sei es der entleerenden Zeitphilosophie oder der einschnürenden neuen Orthodoxie, die Realität des über jede Denkform überschäumenden, jeder Schablone spottenden Lebens entgegenzuhalten, dessen Herzschlag der lebendige christliche Glaube sei, schien sein eminenter Beruf: wenigstens wußte er diese Grundanschauung mit eben so viel Ernst als Witz, eben so viel Wissen als Weissagen in den glänzendsten Improvisationen an jedem Gebiete nicht nur der Theologie, sondern unserer gesammten Bildung durchzuführen. Leider fehlte es dem überreichen Geiste nur zu sehr an Maaß und Zucht; er vergaß, daß ohne feste beschränkende Ufer auch der gewaltigste Strom sich am Ende verläuft ohne Segen zu bringen. Bei jedem Thema fiel ihm das ganze Weltall ein und indem er zugleich dem neuesten Einfall jedesmal nachlief, kam er nie dazu, irgend einen seiner unzähligen guten Gedanken wirklich auszugestalten; ohne haushälterische Ordnung im Aeußeren wie im Inneren hätte er eines überlegenen Zuchtmeisters bedurft, aber der war seit Herrmanns Tod für ihn nicht wiederzufinden. Dagegen war er unübertrefflich für den persönlich anregenden, auf die Eingebung des Augenblicks gestellten Verkehr, und wenn ihm selber in seinen Minengängen, wie Franz es einmal ausdrückt, immer eine Erzstufe über die andere rutschte, jede schöner als die frühere, so daß er nie dazu kam, eine als die schönste festzuhalten und zu bearbeiten, so hat er dagegen Andere bereichert, die wie Franz im Stande waren, das verschwendete ungeläuterte Gold im eigenen Geiste zu reinigen und zum eigenen freien Besitzthum zu prägen. Zu der beabsichtigten Besteigung des theologischen Katheders war er vorbereiteter, als man's bei der Unstätigkeit seines Geistes hätte vermuthen sollen, denn auch die Leichtigkeit des Lernens war bei ihm eine ungewöhnliche; „ich begreife nicht," schrieb Franz einmal, „wie er bei seiner Zeitverschwendung sich alle diese Kenntnisse hat erwerben können; überall ist er zu Hause und doch — er säet nicht, er erndtet nicht, er sammelt nicht in die Scheunen." Besonders gründlich war er vermöge einer theologischen Preisaufgabe, die er glücklich gelöst hatte, in der Evangelienkritik bewandert; mit überlegenem Spotte stand er der Strauß'schen und Baur'schen Anschauung, die das geschichtliche Werden weder des göttlichen Inhaltes noch der menschlichen Form der Evangelien verstehe, auf allen Punkten schlagfertig gegenüber und wußte unserem Franz den letzten Stachel aus der Seele zu ziehen, den jene Kritiker noch in derselben zurück-

gelassen. Für jetzt beschäftigte ihn die leider nur bruchstückweise und ohne die versprochene Lebensbeschreibung, die nur er hätte schreiben können, zu Stande gebrachte Herausgabe von Herrmanns Nachlaß, und Franz las bei dieser Gelegenheit nicht nur jene ausgezeichneten theologischen Erstlingsarbeiten und vielverheißenden Fragmente, welche im Druck erschienen sind, sondern auch manches unveröffentlicht gebliebene köstliche Blatt. Dazu wurden ihm diese vereinzelten Proben jenes wunderbar reichen und tiefen Jugendlebens durch die mündlichen Mittheilungen der Mutter und des vertrautesten Freundes so lebendig ergänzt, daß er sich an dem Verklärten kaum minder, als wenn er ihn noch im Leben gekannt hätte, erquicken und erheben und sein Bild als das Vorbild seines eigenen jugendlichen Strebens in liebender und verehrender Seele tragen konnte.

Unter solchen Gestirnen mußte der Berliner Aufenthalt in Franzens Leben fühlbar Epoche machen und sich an seinem ganzen geistigen Sein als eine neue hohe Zeit bekunden. Alles Seitherige war nur ein Vorfrühling gewesen, der rechte Lenz, die volle Blüthezeit brach jetzt erst herein. Ich fühlte das bald dem schwungvolleren Ton seiner Briefe, dem Ringen nach Ausdruck für einen überschwänglichen Inhalt an; selbst die Handschrift gewann von jener Zeit an einen etwas anderen gereifteren Charakter und ein Daguerreotypbildchen, das er in jenem Winter den Eltern zum Geburtstag schickte, zeigt gegen ein früheres aus der Bonner Zeit einen bedeutsamen Unterschied, gleichsam ein volles Aufgeblühtsein der vorher noch wie knospenhaft unentwickelten Züge. „Das ist mir überhaupt bereits zum Bewußtsein gekommen," schrieb er schon nach einigen Wochen an die mehrerwähnte Freundin, „daß hier in Berlin der Ort ist, wo meinem ganzen Wesen eine neue Periode der Erfüllung werden muß. Was in mir von Anlage nach irgend einer Seite hin vorhanden ist, das scheint hier so weit wenigstens in Fluß kommen zu sollen, daß sich die ganze mögliche Entfaltung überblicken lasse; und so sehe ich dieser Zeit als einer reichen und innerlich großen mit rechter Freude entgegen. Immer wird es mir eine liebe Beschäftigung sein, Ihnen womöglich die besten Momente eines zuweilen wenigstens reichen inneren Lebens zur Anschauung zu bringen; wenn mir auch das sicher erscheint, daß gerade das Tiefste und Mächtigste, das eigenste quellende Leben über allem Aussprechen liegt, so daß es mir manchmal vorkommt, als ob der ewige Drang nach dem Sichselbstaussprechen eins und dasselbe wäre mit der Sehnsucht nach dem ewigen Leben, als

könnten beide erst mit einander gelöst und gestillt werden." Und in einem gleichzeitigen Briefe an mich heißt es: „Du hast es recht bezeichnet, das Gefühl, in dem ich jetzt lebe, als ein ahnungsvolles Steuern auf den Wogen des geistigen Lebens; so gerade ist mir, wie dem Meerfahrer, der die Geheimnisse der Tiefe nicht blos in dem unendlichen Wogen der Massen, sondern aus den Augen lebendiger persönlicher Gestalten, aus dem Blicke meerbewohnender, meervertrauter Geister — wenn nicht schaut, doch vorerst ahnt. Aus dem unruhigen Strömen des Geistes nach den Objecten hin stellt sich mir als die herrlichste Lust immer bestimmter das heraus, fern von aller Selbstsucht geistigen Erwerbens um der Eitelkeit willen, vielmehr allein der Herausbildung des eigensten ewigen Kernes zu lieb zu lernen und zu arbeiten. So bin ich — oder will es doch immer sein, — nicht selbstsüchtig, aber selbstsehnsüchtig, und so wird mir alles Wissen, auch das trockenste, dem unmittelbaren Leben scheinbar Fernstliegende, zu lebendigem Fluß, zu frischem und erfrischendem Leben; denn darauf bin ich hinzustreben bemüht, daß ich Alles, was Geistiges an mich herankommt, in seiner Beziehung und seinem Werthe zur Entfaltung und Erhöhung der Persönlichkeit ansehe und es so dem eigensten Wesen und Leben verkette. Diese Art und Weise die Aufgabe der Bildung zu fassen lag mir schon früher als unbewußter Trieb in der Seele; wie weit mir derselbe in jüngster Zeit zu dämmerndem helldunklem Bewußtsein gekommen, d. h. wie wenig noch — siehst du an meinen Worten." „Mir geht's so gut hier," schreibt er etwas später, gegen Ende des Winters; — „am meisten plagt mich die Fülle des zu Lernenden, noch Unaufgeschlossenen, das von allen Seiten vor mir aufwächst, aber es plagt mich wie ein guter Freund einen plagt; man wird nicht verdrossen dabei. Außer Hause bin ich oft, öfter fast als mir lieb ist; mehrere meiner Verbindungen suche ich eben nur so zu unterhalten; auch nach neuen Studentenbekanntschaften habe ich jetzt noch weniger Zug als in Bonn; ich lasse an mich herankommen was und wieweit es kommen mag. Was dünkt dir? Ich sei vornehm geworden? Aber ich bin in der That ferner als je davon eitel zu sein; allein es geht meiner Seele, als ob sie starken Wein gekostet und sich nun mit gewöhnlichem nicht mehr begnügen wolle. Ich weiß nicht, ob's Egoismus ist; aber ich muß Vieles und Viele von mir lassen und kann keinen Theil an ihnen haben, weil sie keine Nahrung für mich sind, Früchte ohne Saft, die ich nicht auspresse, aber an denen ich vorübergehe. Such'

ich zuweilen mein ganzes inneres Streben und Wollen in Ein Wort zu fassen, so kann ich sagen, es geht Alles auf die Ergründung, auf das Verständniß des Einen was Leben sei. Schon längst liebe ich's, dies Wort zu betrachten und die Fülle herrlicher Realität anzuschauen, die in ihm funkelt und spiegelt; denke an die johanneische ζωή.*) Wenn vom ganzen Christenthum das Eine Wort übrig wäre und würde verstanden, — mit ihm könnte man jenes aus dem Grabe zurückrufen. Leben im höchsten Sinne, das ist ja vor Allem Gott selbst und darum ist's auch das Maaß des wahrhaftigen Seins der Creatur; Leben im höchsten Sinn ist ja das Wesen der Religion, so sehr, daß wo dasselbe aufhört, auch diese verschwindet; und auch der ungreifbare Gotteshauch in der Natur heißt mit Recht so, denn er ist mehr als ein Spiel gedankenloser Kräfte, er ist Gedanke, ist Geist. Aber so inquisitorisch sei ja nicht, mich um dieser Aeußerungen willen für angesteckt vom endemischen Pantheismus zu halten. Wiewohl, all' der Plattheit gegenüber, die sich jetzt damit aufbläht, auf diesen wunden Löwen zu hauen, möchte man zuweilen fast das desto stärker hervorkehren, was auch in theistischen Anschauungen für viele Augen diese Farbe trägt."

Es konnte sich fragen, ob einer so mächtigen neuen Lebensströmung gegenüber, deren Quellen in nächster Nähe sprudelten, unser nur durch weite Ferne hin gepflogenes brüderliches Verhältniß sich in seiner bisherigen Bedeutung würde behaupten können; doch ward diese Frage nicht von Franz aufgeworfen, sondern von mir. Der reichdurchgeisteten Atmosphäre entrückt, in der Franz athmete, und das geistige Hungerleben, dem meine Vaterstadt ihre zukünftigen Geistlichen überläßt, bis sie mürbe geworden sind, durch einsame Studien erträglich zu machen bemüht, wie hätte ich daran denken können, neben dem in täglichem Umgang mit Franz stehenden weit überlegenen Freunde den alten Rang des vertrautesten Berathers in Wissenschaft und Leben festzuhalten? Dennoch machte mir ein allzu unbedingter Einfluß des neuen genialen Freundes auf Franz einiges Bedenken, und manches scharfe und mir etwas übermüthig vorkommende Urtheil, dem ich in Franzens Briefen nun begegnete, schien mir aus einem solchen Einfluß zu stammen. Ich warnte vor unfreier Hingebung an eine imponirende Persönlichkeit und zog mich zugleich von dem Gebiete, auf welches jene Urtheile fielen, in meinen Briefen zurück.

*) Zoë, das heißt Leben, vgl. Joh. 1, 4 ff.

Aber Franz bewährte sich in der Treue gegen sich selbst und gegen den Bruder auch jetzt. „Glaub' mir," antwortete er, „ich bin keines Menschen Knecht; mehr als Anregungen kann mir keiner geben und ich fühle ganz wie Butler im Wallenstein: „Es ist kein Mensch auf dieser Welt so groß, daß ich mich neben ihm zu schämen hätte." Und wenn er auch, wie es ja nicht fehlen konnte von dem Vielen, was er in der neuen in der That überwältigenden Freundschaft lernte, später Einiges wieder zu verlernen und in unsere frühere Uebereinstimmung in Einigem mehr zurückzukehren hatte, so blieb doch sein Herz auch unter der ganzen Macht neuen Geistes nicht nur, sondern auch neuer Liebe, die über ihn kam, gegen mich ohne Wandel. Seine Briefe kamen so reichlich und ausführlich wie je und von einem Aufhören meines theologischen Dreinredens wollte er nichts wissen, wenn sich denn auch das seitherige Schülerverhältniß nun mehr in das eines Mitstrebenden verwandelte. „Glaubst du wohl," schreibt er, „daß ich mich nicht selten aus all' der Freundlichkeit und Erquickung hier nach einem Stündchen Plauderns mit dir, nach einem unserer gemeinsamen Spaziergänge von Herzen sehne? Und warum solltest du's nicht glauben, du Lieber, dem es feststehn muß, daß die Züge derer, die mir in's Herz geschrieben sind, nicht um das Mindeste blässer werden dadurch, daß ich auch in der Fremde liebe Menschen gefunden." Und im letzten Briefe des Jahres, der das eben fühlbar gewordene und von mir zuerst ausgesprochene Auseinandergehen mancher unserer Urtheile und Neigungen mildernd erörterte, hieß es am Schlusse: „Weil es nun eine schöne Sitte ist, daß die Menschen an den Marksteinen der Zeit stille stehn, um sich immer wieder frisch bewußt zu werden, was sie von ewigen Gütern haben und suchen, so laß die nahende Neujahrsnacht mit Gedanken einer erneuerten Bestätigung unserer gegenseitigen Liebe erfüllt sein. Siehe, ich begegne den Worten, die du in deinem vorigen Briefe zu mir gesagt hast, und es kann nicht anders sein, denn wir sprechen beide von dem Einen großen Geheimniß des Lebens, von der in der ewigen Liebe unsterblich gewordenen Liebe."

Ein Hauptpunkt, in welchem Franz dem ganz anderen Beispiel seines genialen Freundes entgegen sich selbst getreu blieb, war der, daß er inmitten aller der neuen und reichen Anregungen und geistigen Genüsse die regelmäßige Arbeit, das solide Lernen nicht unterließ. Er hatte sich vorgenommen, bei der Bonner theologischen Preisaufgabe, welche den Brief Jacobi betraf, als Bewerber aufzutreten, und

hätte auch wohl den Preis davongetragen, wären nicht die Märzstürme des Jahres 1848 ihm verheerend in die Vollendung seiner Arbeit hineingefahren. Zu diesem Behuf nahm er so ziemlich das ganze Neue Testament mit verschiedenen Commentaren von Neuem durch, machte sich mit den kritischen Verhandlungen über apostolisches und nachapostolisches Zeitalter gründlich bekannt und erarbeitete sich eine selbständige Beantwortung der in dies Thema einschlagenden Fragen, namentlich eine lebendige Anschauung von der inneren Stellung des Apostels Paulus zum mosaischen Gesetz, eine Anschauung, in welcher der angebliche Widerspruch zwischen der betreffenden Charakteristik Pauli in der Apostelgeschichte und seinen eigenen Aeußerungen im Galaterbriefe gelöst war. Um auch für's Neander'sche Seminar nicht müßig zu sein, benutzte er dieselben Vorstudien zur Bearbeitung der verwandten Frage: „Was für Verhältnisse der apostolischen Zeit der Brief Jacobi voraussetze" und gewann mit der Beantwortung derselben Neander's anerkennendes Lob; die Ueberzeugung von der frühen authentischen Abfassung jenes Briefes und die Erkenntniß des großen Abstandes apostolischer und nachapostolischer Zeiten waren die nächsten Früchte dieser in die damals brennenden kritischen Fragen eingreifenden Arbeit. Daneben ward Kirchengeschichte repetirt und mit Siegmunds jüngerem Bruder Ludwig, der gleichfalls Theologie trieb, Augustins Buch de civitate dei gelesen. Auch die in Bonn liegen gebliebene Schleiermacher'sche Dogmatik wurde wieder aufgenommen und endlich in dem wieder zusammengetretenen Bonner theologischen Kränzchen an einem regelmäßigen Wochenabend Rothe's Ethik gelesen und besprochen. Diese zunächst brachte die in Berlin so tausendfältig verhandelte wissenschaftliche Principienfrage über die Natur des Erkennens an Franz heran und unsere brieflich darüber ausgetauschten Gedanken begegneten sich in der Ueberzeugung, daß das sogenannte reine Denken in Wirklichkeit nicht existire, daß kein Mensch sein Denken abstrahiren könne von aller der Bestimmtheit, die sein individuelles Erleben demselben verliehen habe, oder aber daß ein solches von aller vorangegangenen Erfahrung losgesagte Denken nur ein ganz leeres, gar keine Realität mehr enthaltendes sein könne; mit einem Wort, daß nur die Analyse desjenigen Selbstbewußtseins die von der Philosophie gesuchte Wahrheit verspreche, welches die drei großen Realitäten der Natur, Geschichte und Offenbarung sich zuvor zu eigen gemacht habe.

Neben dem Arbeiten und Lernen forderte freilich das Sinnen

und Speculiren auch sein Recht. Bemühte sich Franz, wie er selbst sagte, die Augen überall hin offen zu haben, so konnte er sich weiter auch des echt deutschen wissenschaftlichen Dranges nicht erwehren, das Mannigfaltige zur Einheit zurückzuführen und mit den Strahlen, welche von dem ahnungsvoll erfaßten Centrum des geistigen Lebens ausgehen, die peripherischen Lebensgebiete zu beleuchten. Unter den sehr spärlichen Ueberbleibseln aus jener Zeit finde ich neben einem Blättchen, welches in Thesenform die vorgeschichtliche, trinitarische Existenz Christi mit seiner geschichtlichen echt menschlichen Entwickelung zu vermitteln sucht, auch das Gerippe eines Aufsatzes über die Verwandtschaft und Verschiedenheit von Kunst und Religion. Nachdem die Kunst als „Darstellung des Schönen“ bestimmt worden, tritt die Frage auf, „ob dieselbe als bloße Bethätigung des Geistes, als Aeußerung seines schöpferischen Triebes etwas Berechtigtes sei?“ Mit nichten; denn die sittliche Aufgabe ist so sehr die wesentliche und allumfassende, daß, was an ihr keinen Antheil hat, im Menschenleben auch keine berechtigte Stelle finden kann. Aber die Kunst ist an sich ethisch, sie ist „vorläufige Erlösung“. Die Ideen des Schönen und des Guten fallen ja zuletzt zusammen; das eine wie das andere ist eben das Göttliche; dasselbe verleiblicht sich in der Kunst als eine jenseits des Zwiespaltes von Sein und Seinsollen, außerhalb des sittlichen Kampfes stehende Harmonie, und diese Harmonie weckt in uns, die wir in jenem Kampf und Zwiespalt stehen, die Sehnsucht nach einer gleichfalls in sich harmonischen Existenz, nach dem ewigen Leben; während andererseits das Böse als das Mißhellige, Disharmonische, Häßliche zugleich unsern ästhetischen Widerwillen erregt. Aber hat die Kunst auf diese Weise etwas sittlich Bildendes und der Kunstgenuß als Hingebung an ein Göttliches eine Verwandtschaft mit der Religion, so kann sie doch nimmermehr an die Stelle der Religion treten und die Aufgabe der sittlichen Erziehung übernehmen. Denn sie löst den Zwiespalt nicht, aus dem sie unser Ahnen und Sehnen herausführt, sie weiß nichts von Sünde und Gnade, dem Gegensatz, in welchem das Wesen der Religion beschlossen liegt. Ein Brief, der von jener genußreichen Aufführung der Goethe'schen Iphigenie berichtet, führt diese Andeutungen zum Theil etwas weiter aus. „Ich habe mir,“ heißt es da, „zuweilen Gedanken darüber gemacht, wie denn die Kunst und das Genießen derselben sich zur Religion und Sittlichkeit verhalte; ob sie, ob die Beschäftigung mit ihr und die rechte hingebende genußathmende Freude an ihr zu ver-

einigen sei mit den ernsten Kernaufgaben, die jene uns stellen. Und es scheint mir, als bestehe ein tiefer Zusammenhang zwischen beiden; die Kunst erscheint mir als eine schöne Vorschule und Vorhalle zum Tempel der Religion und zwar auch als eine heilige Vorhalle schon. Denn wenn doch das das Wesen der Frömmigkeit ist, daß das Gemüth aller selbstischen Beziehungen auf sich, aller Trägheit des Egoismus entzogen werde und aus der liebenden Hingebung an Gottes Herz sich selbst verklärt zurückempfange, so leistet der Kunstgenuß schon etwas Aehnliches. Denn der recht Genießende vergißt sich selbst und Alles, was er selbst bedeuten könne und wollen möge, und seine ganze Seele strömt in die Dinge hinein und freut sich in ihnen. Und so wird er dem Egoismus enthoben auch schon durch die Kunst, und mir scheint, daß während viele behaupten, gerade der christlich Fromme dürfe mit der Kunst nichts zu schaffen haben, sie eben für ihn am allermeisten da sein müsse, weil er im Stande sein muß, sie am allervollendetsten zu genießen; denn leicht wird da der Begriff des Schönen verkehrt und in's Unedle herabgezogen, wo man nicht weiß, daß höchste Schönheit auch zugleich höchste Reinheit sein müsse, daß das Urbild alles Schönen auch das Urbild alles Guten, daß das Schöne das Gute, daß es Gott, oder vielmehr daß Gott das Urschöne sei."

Daß aber über solchen Betrachtungen das Bewußtsein des Zwiespaltes, über den keine Kunst und kein Kunstgenuß uns mehr als in Sehnsucht und Ahnung hinausheben kann, nicht zurückgetreten war, vielmehr in voller Kraft und Tiefe auch jetzt die aus dem Vollen lebende und von Befriedigung umringte Seele bewegte, davon möge ein anderes aus jenen Tagen übergebliebenes Blatt Zeugniß ablegen und zugleich durch seinen dithyrambischen Ton die überschwängliche Stimmung jener Lebensperiode bezeichnen.

Erde und Himmel.

Wenn aus dem bebenden Instrumente der reine Ton hervorklingt, wenn in dem Blau des Himmels, in dem satten Grün der Flur die reine ungemischte charaktervolle Farbe schmeichelnd dem Auge sich darstellt, wenn in der sanften Bewegung der Linien die innerliche Befriedigung der Dinge sich äußert, dann senkt sich freundlich die ewige Harmonie, die höchste göttliche Vollendung zu dem menschlichen Geiste hernieder. Ewige Harmonie, göttlicher Einklang ruft dich,

schaut dich überall an, nicht in den Dingen, so daß sie ihr Wesen wäre, aber durch sie hindurch zu allen Poren der wirklichen Welt dringt sie herein.

Denn wenn im heiligen Dunkel der Wälder des Menschen Seele erhaben sich ausdehnt, und abwerfend ihre Kleinheit und Eigenheit sich auseinander athmet und mit dahin klingt in das sehnsüchtige Rauschen, wenn auf dem Bergesgipfel der Jubel die Fessel des Leibes sprengen möchte, damit das Herz frei dahin schweben könne mit den Lüften über alles Land, wenn auf weitem Meere es sich fortgetragen fühlt von jeder Welle und bebend Lust der Unendlichkeit kostet, — woher ist das anders, als daß die Welt trunken von göttlichen Gedanken im Traume flüstert? Von Nichts wird das Höchste erweckt, als eben vom Höchsten.

Ganz dahingegeben solch' höchstes Schauen athmen, hinaufsehn von wo der Thau himmlischer Gedanken zur Erde träufelt, hinablauschen in der Erde geheimste Adern und Pulse, wo ungeboren alle Gestaltung sich drängt und nach dem Lichte hin will, — das wäre Leben, der Götter werth! Aber der Mensch schaut dies Canaan nur, wenn ihn Gott einmal zu den Höhen des Schauens führt, und stirbt doch, wie Moses einst, in der Wüste.

Ja in der Wüste, wo der böse Geist wohnt und seine Gesellen umgehn, in der Wüste, dem dämonischen Gegenbild erhabner Unendlichkeit. Er ist eine Pflanze, die es nicht lassen kann, ihr Haupt nach der Sonne zu wenden; aber sie kann es nur, wie der Gefangene im dunkeln Kerker nach dem hellen Tage blickt; sie kann nicht hin, gehalten von der Tiefe Gewalten; und wenn sie hoch sich emporgereckt zum Lichte, schlägt sie auch wieder gierig umfassend die Wurzelarme in den dunkeln Boden hinein.

Denn ein dämonisch Reich steht dem Hauche himmlischen Geistes entgegen, ein Reich, das die Seele nicht frei ausweitet zu reinathmender Wonne, aber sie heiß zusammenzieht zu geheimnißvoller verzehrender Lust; ein Reich der stolzen Unordnung, der zornigen Selbstsucht; — es hat auch eine Unendlichkeit, die Unendlichkeit des heißesten Durstes; es hat auch eine Unermeßlichkeit, die Unermeßlichkeit des taumelnden Schwindels.

Diese Gewalten halten des Menschen Seele umlagert; zwischen diesem Reiche und jenem ist sie ein hin- und hergeworfener Ball. Dieses Reich ist der Affe von jenem; oft kleidet es sich in seine Gewande; denn die Sehnsucht des Menschen ist unaustilgbar, daß sein

Thun einem ewigen Gesetze entspreche, daß eine höchste Macht, die er irgendwie über sich weiß, ihn nicht verurtheile. So hat das irdische Reich nicht nur auch ein Paradies, auch eine Seligkeit, sondern es giebt ihm seines für jenes wahrhafte und vermag das, weil es ihm ähnlich ist wie die luftige fata morgana der Wirklichkeit.

O Prometheusleben, Prometheusqual, der an den Felsen unter dem ewigen Himmelsdach angeschmiedeten — aber angeschmiedeten Seele! Die Augen nach Oben gerichtet, Befreiung hoffend, das Herz zerfressen, immer sterbend und nimmer sterbend! Sehet, das ist das Leben: und es ist doch groß und es giebt doch eine Befreiung. Herrlich ist es zu kämpfen um den höchsten Preis, wie oft auch die Glieder ermatten; herrlich ist's nach der Sonne zu schauen, wie oft auch das irdische Wesen seine dunkeln Flecken dazwischen werfe. Und werden doch Augen und Glieder gestärkt den Herakleskampf zu vollbringen; denn in jeder Seele kämpfen zwei Riesen und der eine zieht seine Kraft aus irdischem Boden: er muß in die Höhe gehoben und überwunden werden in freier Himmelsluft.

* * *

Erscheint hier freilich nur die Aufgabe des Lebens bezeichnet, noch ohne Hervorhebung der Gabe, kraft deren sie allein gelöst werden kann, so bezeugen die folgenden brieflichen Aeußerungen, wie auch der Einblick in den einigen Quell aller weltüberwindenden Kraft an Klarheit und Tiefe zugenommen hat. Es ist von der bekannten Predigt Schleiermacher's „die Kraft des Gebetes, insofern es auf äußere Begebenheiten gerichtet ist", die Rede. „Jene Predigt Schleiermacher's, die Sie so sehr gestört hat," schreibt Franz, „kenne ich nicht; die Frage aber, ob und inwieweit das Gebet um äußere Dinge berechtigt sei, hat mich selbst zu manchen Zeiten viel beschäftigt. Man darf, glaube ich, nicht sagen: „absehend von allen andern Dingen mußt du beten: Dein Reich komme, — diese Bitte allein findet sichere Erhörung," wohl aber soll bei jeder anderen und äußeren Noth, die uns beten heißt und die wir im Gebete dem Herrn an's Herz legen, unsere Bitte auf jenes Wort hinauslaufen. Denn um welche äußeren Güter können wir bitten? Um das, was zu des Leibes Nothdurft gehört? Nun, wie sollte man nicht sprechen dürfen: „Herr, verlaß mich nicht"? Aber doch ist uns gesagt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit," und was

kein Verstand der Verständigen einsieht, — daß man des unendlichen Besitzes in innerster Seele gewiß ob der äußeren Dinge getrost zuschauen könne, das begreift erlebend ein zuversichtlich gottliebendes Gemüth. — Aber es giebt köstlichere und unentbehrlichere Güter, an denen das Herz nicht mit Unrecht hangen mag, das sind theure Menschen. Soll es nun nicht recht sein, um deren Erhaltung zu beten? Gewiß; aber auch nur immer mit einem „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe;" und indem wir das hinzusetzen, nicht blos als eine Formel, sondern im lebendigen Gefühl freudiger Unterordnung unter Gottes Rathschluß, so bitten wir wiederum im Grunde nur: „Herr, Dein Reich komme", denn es kommt ja eben damit und darin, daß wir lernen Gottes Willen zu unserem machen und nicht unsern Willen Gott aufdringen wollen. Es ist mir nun oft die Frage in's Herz gekommen: „Ist es nicht schrecklich, da ja beständig die Möglichkeit währt, die Liebsten zu verlieren, daß unser Gebet gar kein fesselndes Band um sie soll schlingen können?" Es dünkt mich aber, daß der wachsenden Liebe zu Gott diese Aengste und Schrecken mehr und mehr in eine tiefe Gewißheit, in einen königlichen Frieden sich wandeln müssen. Den Herrn haben, in ihm leben, weben und sein, — wer je eine Ahnung davon bekommen hat, was das sagen wolle, der kann vom Verlieren dessen nicht reden, was der allumfassende Vater in Seine Arme genommen hat. Wem der Himmel kein fernes durch eine weite Kluft von uns geschiedenes Gewölbe ist, sondern wem Wellen der Ewigkeit vertraulich flüsternd durch die Tiefen der Seele ziehen, der hat, was die Ewigkeit, was Gott zu sich genommen hat, und selbst in seinen Thränen kann sich die Seligkeit nur heller spiegeln. Und auch keine ungestüme Sehnsucht kann uns dann treiben, der irdischen Welt den Rücken zu kehren, wie sehr derselben auch für uns die überirdische durch herbe Verluste näher gerückt sei; eben weil uns diese auch schon hier freundlich und vertraut geworden ist. Vielmehr frohzufrieden streben wir uns hier zu entfalten und auszuwirken, weil ja das Reich Gottes inwendig in uns ist."

Solche Gedanken waren damals freilich noch bei weitem nicht die stetigen Wagenlenker der in natürlichem Jugendmuth freudvoll und leidvoll einherfahrenden Seele, aber sie waren doch Sterne, die wenn auch vorübergehend verhüllt, immer wieder hell und freundlich durch zerreißende Wolken schauten und nach denen der Schiffer seine Fahrt um so entschiedener richten lernte, je ungestümer bald darauf

die Sturmfluthen des allgemeinen und des persönlichen Lebens sein Schifflein schaukeln sollten. Gegen Ende des Winters, im Geburtstagsbrief an die Eltern, sucht Franz über den dermaligen Stand seiner Entwickelung Rechenschaft zu geben. „Gern möcht' ich Euch — sicher als ein willkommenes Geburtstagsgeschenk — darlegen, was ich bis hierher gewonnen, inwiefern und wieweit ich mich vorgerückt nennen könne. Wenn es nur nicht so schwer wäre den Strom zu übersehen, während man noch in ihm schwimmt; wenn nur nicht zum klaren Ueberblicken erforderlich wäre, das zu Ueberblickende fertig zu haben. Und weil ich mich nun in keiner Weise fertig weiß, so kann ich nur dies sagen, daß ich das Bewußtsein dieser Unfertigkeit klar im Gemüthe habe, daß ich es mir erhalte und es zunehmen fühle und daß ich eben das für einen großen Gewinn ansehe. Immer fester und tiefer indeß begründet sich mir die Ueberzeugung, zur Theologie berufen zu sein; und wenn die innigste Freude daran, seine Kräfte auf diesem Gebiete nutzbar zu machen, die Hoffnung verleihen darf, daß dem Pflug auch der Acker nicht fehlen werde, so thue ich ja wohl ganz recht daran, mir über meine künftige Lebensstellung noch gar keine Gedanken zu machen. Die Gegenwart, die ein Füllhorn begierig ergriffener Güter des Geistes über mich ausgießt, läßt mir auch wenig Zeit, daran zu denken. Ja in der That, nicht vorstellen könnt Ihr Euch, mit welchem Gefühl ungeduldiger Lust ich nach allen Seiten hin noch undurchschrittene Gebiete, unangeeignete Schätze überblicke. Dabei aber wird mir auch das immer gewisser, daß man sich eben so sehr hüten müsse, die Wissenschaft an das Leben, wie das Leben an die Wissenschaft zu verrathen; daß nur in der Einheit der praktischen und der wissenschaftlichen Ziele das Rechte getroffen werde, ja daß es allerwärts im Grunde nicht sowohl darauf ankomme, was der Mensch leiste, als was er sei. Und wenn Ihr nun da nach dem fragt, was der Lebensgrund auch alles theologischen Forschens und Lernens sein soll, so muß ich zwar bekennen, daß der Christus, wie er meinem inneren Leben bis dahin zur Anschauung gekommen ist, vielleicht in keinen der dogmatischen Rahmen paßt, die bis jetzt in der Kirche gedient haben; doch kann ich auch freudig die innige Ueberzeugung aussprechen, daß nur in Seiner, des einzigen Herrn und Heilandes Gemeinschaft rechtes und wahres Leben, die Quelle, die da sprudelt in's ewige Leben, zu gewinnen sei. Diese Gewißheit ist der Punkt, von dem meine ganze Lebensanschauung ausgeht; auf dies Grundverhältniß des Menschen

beziehe ich alle seine Lebensthätigkeiten und an ihm lerne ich dieselben mit Freiheit und Sicherheit messen und würdigen."

Als Franz diese Worte nach Hause schrieb, hatten sich eben über Europa jene Stürme entfesselt, welche dasselbe bis in die tiefsten Wurzeln erschüttern und das Beste wie das Schlechteste, das Edelste wie das Gemeinste, das in unseres Volkes Herzen lag, offenbar machen sollten. Paris, der alte Vulcan, war wieder in Arbeit, den Julithron hatte der Fluch seines Ursprungs und der Lohn seines Systems erreicht, aber das Erdbeben zuckte unaufhaltsam weiter auch durch die deutsche Erde; es sollte uns einmal handgreiflich klar gemacht werden, was für conservative Bürgschaften unser seit 1815 bestehendes politisches Dasein enthalte und daß wer Wind säet, Sturm erndten muß. Die süddeutschen Regierungen wankten, ein schnell formulirtes Programm der liberalen Opposition ward überall zugestanden; daneben brachen wilde, wüste Regungen hervor, welche an den Bauernkrieg erinnerten, und mit jedem neuen Erfolg wuchs der unwiderstehliche, nur mit sich selbst noch nicht einige Geist der Bewegung riesiger empor, bis er in zwanzig Tagen groß genug war, um auch an die Hofburg zu Wien anzuklopfen und an das königliche Schloß zu Berlin. Auch unsere Vaterstadt entging ihrem Märzscandal nicht; aber derselbe kam fast ausschließlich aus der ganz anarchischen Nachbarschaft; die schon durch ihren Wohlstand conservative Bürgerschaft fertigte das fremde Gesindel, das die Schlüssel zur Staatskasse verlangte, ziemlich derb ab und eine einmüthige Bewegung für Zucht und Ordnung erwachte, die inmitten der allgemeinen Auflösung etwas Erhebendes hatte. Obwohl ich mich über manche Veränderungen freute, flößte mir doch der Ursprung wie die Art und Weise der Märzbewegung entschiedenen Widerwillen ein und erst der auftauchende deutsche Reichsgedanke führte mich aus einer ganz abweisenden Stimmung heraus; ich blickte hoffend nach dem preußischen Thron; „wenn man nur," schrieb ich an Franz, „in Berlin jetzt nicht glaubt nur militärische Aufgaben zu haben." Aber die preußische Regierung blieb ihrer verhängnißvollen Methode getreu; des redlichen Willens sich bewußt, mit dem sie seit Jahren einige Bundesreformen betrieb, verharrte sie in trügerischer Sicherheit und hartnäckigem Schweigen, marktete noch in der zwölften Stunde um die Periodicität des Vereinigten Landtags, vertraute den zehntausend Bürgern, die sich nach den ersten blutigen Aufläufen zu freiwilligen Constablern hergaben, noch nicht einen Säbel an und gewährte das, was wenige Tage früher noch als freieste

That verdankt worden wäre, endlich erst dann, als der vorbereitete Aufruhr die durch das Alles auf den Siedepunkt gebrachte Volksstimmung wider sie fortreißen und ihr das in Wahrheit frei dargebotene Geschenk als Revolutions-Prämie aus den Händen reißen konnte.

Am 18. März war die Professorin Rossel mit dem größten Theil der Familie dem kranken Kinde zu lieb auf's Land gefahren; Franz und Siegmund wollten den Nachmittag mit der zweitjüngsten Tochter, Klotilde, die die Hausgeschäfte zurückgehalten hatten, zu Fuße nachkommen; da verkündigten nach Tische unruhige Gruppen auf der Straße, ein mit blankem Säbel zu Pferde dem nahen Thore hinaussprengender Mensch und ähnliche Anzeichen den Ausbruch. Siegmund, in allen Dingen ein Feuerkopf, rannte in höchster Aufregung in die Stadt; Franz saß ruhig in seinem Zimmer und arbeitete; da ruft ihn das geängstigte Mädchen und bittet ihn, den Verwegenen aufzusuchen und zurückzubringen. Er durchläuft die Straßen, überall aufgeregte Gruppen, finster schauende Soldaten, vom Marienthurm tönt die Sturmglocke, die ersten Kanonenschüsse donnern; er kommt bis in die Nähe des Gewehrfeuers und findet den Gesuchten nirgends. Wie er heimkommt und berichtet, will das bebende Mädchen in Ohnmacht sinken; „um Gotteswillen, seien Sie jetzt stark!" ruft Franz ihr zu und hält sie aufrecht; da ermannt sie sich und beräth mit ihm, was weiter zu thun. Zunächst müssen die draußen Befindlichen gewarnt werden, nicht in die Stadt zurückzukehren; Franz läuft wieder hinaus, durch bewaffnete Haufen, über Barrikaden hin, zwischen blindlings abgefeuerten Schüssen; endlich findet er vor Moabit die Familie in ihrem Wagen, schickt sie wieder zurück und wie er heimkommt, ist auch Siegmund dagewesen und hat sich bestimmen lassen, gleichfalls nach Moabit zu laufen und die Hülflosen zu schützen. Nun war Franz mit dem neunzehnjährigen Mädchen, der nachmaligen lieben Braut, inmitten der immer näher rückenden Schrecken allein; aber seit Klotilde die Ihrigen geborgen wußte, hatte sie eine Ruhe und Besonnenheit, ja einen Heldenmuth, den nichts erschüttern konnte. Das Kanonen- und Gewehrfeuer rollt fort und fort; wilde bewaffnete Haufen treiben auf dem freien Platze vor dem dicht am Neuen Thore gelegenen Hause ihr Wesen, betrunken, zerstörend, in's Blinde schießend; nun erbrechen sie das Thorwärterhaus und häufen die Geräthe zum Scheiterhaufen auf; nun rücken sie vor's Haus und wollen dem Hauswirth wegen seiner bekannten Härte gegen arme Miether an's Leben. Klotilde, die der Frau des Bedrohten beizu-

stehen gegangen ist, hört das, läuft hinunter, tritt unter die Wüthenden und bewegt sie durch die Mahnung an ihre eignen Frauen und Kinder zum Abzug. Inmitten dieser Gräuel fand Franz die Sammlung, ein paar beruhigende Zeilen an uns nach Hause zu schreiben, ohne Parteinahme, allein von tiefem Schmerz darüber bewegt, daß es dahin gekommen, daß man's dahin habe kommen lassen; seine Liebe hatte auch jetzt der fernen Sorge der Seinigen nicht vergessen. Um neun Uhr Abends begann dicht vor'm Thore der angelegte Brand der königlichen Eisengießerei und des Artillerie-Wagenhauses; die hochemporschlagenden Flammen warfen ihren Feuerregen bis auf das nahe Haus; nur ein wenig Wind und die Straße stand in hellen Flammen. Franz und Klotilde, die Einzigen im Hause, die einer Besinnung und Thätigkeit fähig waren, eilten die Dachluken zu schließen und dann das Rettenswertheste zusammenzupacken, um es im Nothfall in den Garten zu flüchten, von wo durch einen seichten Bach unter der Stadtmauer her ein Rettungsweg in's Freie möglich war. Um wenigstens weitere Brandstiftung zu verhüten — man war soeben mit dem noch näher gelegenen Thorwärterhäuschen beschäftigt — geht Franz unter die Mordbrenner hinein und stellt ihnen das unermeßliche Elend vor, das sie über ihre Mitbürger zu bringen im Begriff sind. „I was," antwortet ihm Einer, „da mach' ich mir gar nichts daraus; Berlin muß heut' noch an vier Ecken brennen;" und im selben Augenblick schlägt auch schon die Flamme aus dem Dach des Häuschens hervor. Aber zum Glück blieb es windstill, die Gefahr legte sich allmählich, um vier Uhr Morgens hörte das Schießen auf und die ermüdeten Beiden suchten die Ruhe. Wunderbare Verkettung der allgemeinen und persönlichen Geschicke: — in beider Herzen legte die gemeinsam durchlebte Schreckensnacht den ersten noch unbewußten Grund gegenseitiger Liebe, der von Franzens Seite zunächst in stiller Bewunderung der angeschauten Seelengröße bestand.

Am andern Morgen brachte Franz seine Schutzbefohlene zu der Familie hinaus, die jenseits Charlottenburg in einem einsamen Wirthshaus am Spandauerberg eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Es war ein schöner Sonntagmorgen, in mehreren Kirchen läuteten die Glocken, zwischen den Bäumen des Thiergartens hüpften Eichhörnchen fröhlich hin und her, der ganze Gräuel der vergangenen Nacht konnte einem auf Augenblicke wie ein böser Traum vorkommen; aber die Straße hin fuhren düstere, verdeckte Wagen, — sie waren angefüllt mit Leichen gefallener Soldaten. Als man gegen Abend nach Berlin

zurückkehrte, war Friede und Versöhnung, die Stadt erleuchtet und voller Jubel; es schwindelte einem, man wußte nicht was man sagen, denken, empfinden sollte. Was der König in der entscheidenden Stunde, als der Kampf entbrennen wollte, verweigert, das hatte er nach zehnstündigem Blutvergießen, als es sich nur noch um Sieg oder Niederlage, nicht mehr um Verständigung handeln konnte, bewilligt: die treuen, tapfern, siegreichen Truppen verließen wie überwundene Uebelthäter die Stadt, Bürger und Studenten traten an ihre Stelle.

Bald darauf erhielten wir von Franz nachfolgendes auf ein zerknittertes Blatt hingesudelte Briefchen, das die Eindrücke der folgenden Tage besser veranschaulicht, als es eine nachkommende Geschichtschreibung irgend vermöchte.

Berlin, den 22. März 1848. Im Schweizersaal des Königl. Schlosses.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Das Stück Papier habe ich mir eben schenken lassen, um Euch einige Zeilen zu schreiben; ich kann nur höchst eilig schreiben; in den nächsten Tagen, wenn ich einmal wieder zu Hause schlafe, mehr. Meine Empfindungen, das Wogen der sich kreuzenden Gedanken zu schildern ist mir nicht möglich; ich gebe Euch die Facta; wie sie auf mich wirken, könnt Ihr Euch denken. Sonnabend Nacht Kampf bis Morgens 3—4 Uhr, fünfzig Schritte von uns brannte Wachthaus, Königliche Eisengießerei und Artillerie-Wagenhaus. Sonntag Waffenstillstand; der König entläßt das Militär und vertraut sich und die Stadt den Bürgern an. Abends Illumination; höchste Freude, durch die hie und da, und in jedem Herzen tiefe Wehmuth durchschlägt; die Todten werden in die Kirchen gesammelt, das Schloß von bewaffneten Bürgern bewacht. Montag um 11 Uhr Studentenversammlung. Zufällig gehörte ich zu denen, welche die erste Botschaft des Königs an die Studenten durch den Grafen Schwerin empfingen. Um halb zwei Studentenbewaffnung mit Cavalleriesäbeln und Gewehren. Ich stehe als Feldwebel bei einer Rotte unter Siegmunds Commando. Es sind ungefähr 300 Studenten bewaffnet. Patrouillirt bis in die Nacht, um das Freudenschießen zu hindern, wegen der Verwundeten und Kranken. Nacht vom Montag auf den Dienstag commandirte ich in Siegmunds Abwesenheit das Cadettenhaus; durchschnittlich mit zwanzig Mann acht Wachtposten zu versehen und zu

patrouilliren. Ein Gerücht vom Anrücken des Prinzen von Preußen regte die ganze Stadt auf; man baute von Neuem Barrikaden; überall hatten wir zu reden, zu bitten, zu beschwichtigen. Die Studenten sind vom Volk allgemein geliebt; der Name „Studenten" öffnet uns den Weg in jedem Gedränge. An Schlafen natürlich nicht zu denken. Dienstag um 10 Uhr kommen wir abgelöst auf's Schloß, als der König mit Arnim und Anderen durch die Stadt zu reiten im Begriff war. Der König und Deutschland allgemeiner Ruf. Unsere Abtheilung begleitete ihn zu beiden Seiten. Er redete herrlich, besonders zu den Studenten an der Universität; da stand ich dicht neben ihm; ich reichte nach seiner Hand, aber sie war fortwährend von zu Vielen ergriffen, als daß sie zu haben gewesen wäre. Sich an die Spitze von Deutschland zu stellen, war der feste Entschluß heiliger Ueberzeugung, den er unter ungeheurem Jubel aussprach. Wir immer nebenher, Hurrah, es lebe der König, es lebe Deutschland! Dieser Augenblick wäre mir nicht um Jahre meines Lebens feil. Schreien, Jubeln, Weinen, Händefalten, ich wußte nicht was ich eher thun sollte. Das war indeß der Augenblick meiner höchsten Erschöpfung. Ich fuhr nach Hause, man pflegte mich wie das einzige Kind und um 6 Uhr Abends war ich wieder, durch einige Stunden Schlaf gestärkt, auf den Beinen. Die Nacht vom Dienstag auf Mittwoch schlief ich, — jetzt bin ich ganz wohl. Um zehn Uhr bezogen wir die Wache im Schloß; um zwei Uhr wurden die Todten begraben, Soldaten und Bürger zusammen; jetzt ist's vier vorbei. Schickt mir Geld, man braucht viel in diesen Tagen. Es lebe das wiedergeborne Deutschland. Gott mit uns! Euer Franz.

Wenn es schon damals den Fernstehenden schwer fiel, die während jener verhängnißvollen Tage in Berlin waltenden und wechselnden Stimmungen und Beweggründe zu verstehen, so ist das heute den Meisten fast unmöglich geworden; dennoch liegt es im dringenden Interesse allseitiger Gerechtigkeit, sich diese Mühe des Verstehens noch heute zu nehmen. Wer in den Berliner Märzereignissen die Hauptlast der Schuld dem einen oder anderen damals gerade handelnden Theile zuschiebt, wer dieselbe aus den augenblicklichen Fehlgriffen auf der einen, aus den augenblicklichen Aufwiegelungen auf der anderen Seite meint genügend erklären zu können, mit einem Worte, wer in der Geschichte jener Tage das Tragische, die Hand Gottes nicht erkennt, beweist nur, daß er überhaupt unfähig sei zu tieferem Verständnisse

der Geschichte. Es kam in jener Katastrophe, in welcher Fürst und Volk einander beugen mußten, ein noch immer gnädig züchtigendes Gottesgericht an den Tag über eine wechselseitige Verschuldung, aber eine Verschuldung, die nur zum geringeren Theil der gerade damals Handelnden persönliche Schuld war, die vielmehr durch ein ganzes Zeitalter vaterländischer Geschichte hindurchreichte. Seit einem Menschenalter hatte sich zwischen Fürst und Volk die gegenseitige Schuld unbilligen Mißtrauens aufgehäuft; die Krone hatte in absolutistischer Neigung dem Volke die lebendige Mitwirkung in seinen eigenen Angelegenheiten, das Volk in constitutionellen Gelüsten der Krone die freie Selbstbestimmung innerhalb ihres gottverliehenen Amtes mißgönnt: wie konnte es anders kommen, als daß zuletzt im Momente der Prüfung, der Entscheidung, der König dem Rechte ertrotzenden Volk, das Volk dem sich mit Waffen umgebenden König mißtraute? Und aus dieser unseligen gegenseitigen Stellung ist ja Alles entsprungen. Gewiß, es war im tiefsten Grunde nichts Anderes, als das durchbrochene Gefühl und Verständniß dieses innersten Sachverhältnisses, was den König die siegreichen Waffen aus der Hand geben ließ, und darum hat die folgende Versöhnung sammt Allem, was ihr zum Ausdruck gedient hat, wahrlich nicht das kleinste Theilchen alles des leisen und lauten Hohnes verdient, der darüber ausgegossen worden ist. Daß in jenen Tagen nicht mit kalter Ueberlegung, mit politischer Berechnung geredet und gehandelt worden ist, bedarf keines Beweises; aber es fragt sich, ob es nicht Situationen giebt, in denen es zur größeren Ehre gereicht kalte Ueberlegung und politische Berechnung zu vergessen als zu behalten. Das Schwerste, was nach sittlichem Maaßstab ein Reich treffen kann, die Thatsache einer Revolution, hatte Fürst und Volk betroffen; was gab es Hochherzigeres, als sich unter die unaustilgbare Thatsache zu beugen, im Gefühle gemeinsamer Verschuldung derselben sich einander zu vergeben und sich zusammen aufzurichten und zu strecken nach einem vorgehaltenen Ziel und Preis der Ehren, nach der Errettung und Erneuerung des deutschen Vaterlandes? So wenigstens hat mein lieber Bruder jene weltgeschichtlichen Tage mitgefühlt und miterlebt, und nur aus diesem Fühlen und Erleben heraus läßt sich auch sein ferneres patriotisches Empfinden und Verhalten verstehen.

Aber schon in den preußischen Provinzen, wie vielmehr im übrigen Deutschland, konnte man diese Berliner Stimmungen und Vorgänge nicht begreifen, geschweige denn mitempfinden. Hier sah

man vor Allem nur die Thatsache, daß die seitherige Macht des preußischen Königthums geknickt sei, und nun erhob sich Alles, was von Fürstenhaß und jacobinischen Gelüsten, was von persönlichem Ingrimm gegen den König vorhanden war, um die neu betretene Bahn desselben zu verschütten und zu verderben, während andererseits seine getreuesten Anhänger an ihm irre geworden waren und den Anschein des Unfreien und Unwahren nicht von ihm abzuwenden vermochten. „Dein Berliner Jubel ist rührend,“ schrieb ich, selbst in der innersten Seele verwirrt und betroffen, an Franz zurück; „aber er ist eine schöne Täuschung; die Dinge in Deutschland sind nicht zum Jauchzen. Ich fürchte allgemeine Auflösung aller Ordnung, eine Herrschaft der Volkshaufen, vor der mir graut. Griffen doch die Franzosen an, daß die Deutschen etwas Ordentliches zu thun bekämen! Ich glaube gern, daß mit dem 19. März in Preußen ein neues Princip zum Durchbruch gekommen ist, und dergleichen ringt sich immer nur durch unter Schmerzen. Aber denke nicht, daß man in Süddeutschland die Dinge so ansieht. Die über jeden Ausdruck gemeine und schändliche Adresse der Heidelberger an den König von Preußen wird dir zu Gesichte kommen; aber in etwas gelinderer Weise sagen auch die meisten gebildeten Leute dasselbe.“ In dieser Noth, da wir den einzigen Rettungsweg, den wir wußten, zertreten sahen, konnten wir's nicht lassen, so unbekannt und unerfahren wir waren, für die fast hoffnungslose und mit dem giftigsten Hasse beladene gute Sache unsere Stimme öffentlich zu erheben.

Ich drängte Franz, mir über die Berliner Ereignisse Mittheilungen zu senden, durch welche in dem viel gelesenen Frankfurter Journal die von anderen Correspondenten geltend gemachte gehässige Auffassung widerlegt und zurechtgewiesen werden könnte. Er griff diesen Gedanken mit Feuer auf und schickte mir zwei unter dem angestrengtesten Wachtdienst schnell hingeworfene längere Artikel, einen vom 26., den zweiten vom 30. März; aber ich bemühte mich vergebens, dieselben in dem feigen und immer mit dem Strom schwimmenden Blatte zum Abdruck zu bringen. Franz, dem auch in Berlin von Tag zu Tag fühlbarer ward, daß durch jene Versöhnungsscenen die ungeheure Gefahr des Vaterlandes nichts weniger als beseitigt sei, drang auf anderweitige Veröffentlichung und so schrieb ich denn zu seinen Artikeln, die ich noch etwas entschiedener gewünscht hätte, ein geharnischtes Vor- und Nachwort und schickte sie so mit dem Motto 1. Petri 2, 16—17 und mit unserer Namensunterschrift als Bro-

chüre („Die Berliner Katastrophe und ihre Ergebnisse für Deutschland“) Anfangs April in die Welt. Unser Muth und guter Wille war natürlich weit größer als unsere politische Einsicht und Wirkung. Die ganze Brochüre lief darauf hinaus, eine höhere sittliche und geschichtliche Auffassung der Berliner Ereignisse geltend zu machen, durch dieselbe die wüsten Leidenschaften zu dämpfen und so einem entgegenkommenden Vertrauen wieder Bahn zu machen, ohne welches die Rettung Deutschlands durch Preußen unmöglich erschien. Jene höhere Auffassung selbst war, wie es nicht anders sein konnte, bei Franz nicht nur durch seine jugendliche Sinnesweise, sondern auch durch den Moment beeinflußt, der von dem furchtbaren Eindruck eines vermeidbar gewesenen Blutvergießens beherrscht wurde; schon in den nächsten Wochen stellte er sich immer entschiedener auf die Seite des Königs, hielt sich indeß dabei auch späterhin innerhalb der Grenzen der oben entwickelten Betrachtung, und diese war es auch jetzt schon, die er wenn auch in unvollkommener Weise auszuführen bemüht war. Er ging von der verhängnißvollen Kluft aus, die sich bis zum 18. März zwischen Königthum und Bürgerthum in Preußen befunden; nicht das Volk, sondern die Armee habe für das Fundament des Thrones gegolten. Diese Scheidewand habe das Volk, — denn nicht ein Haufe Aufwiegler, sondern allerdings die Masse des Volkes habe auf den Barrikaden gestanden — in jenem instinctiven Kampf weggerissen; aus einem Militärstaat sei Preußen seit dem 19. März ein voller Bürgerstaat geworden. Nun habe freilich der König es zu jenem herzzerreißenden Kampfe nicht kommen lassen, sondern sich schon vorher dem Volke ohne Rückhalt anvertrauen sollen; aber daß er das im entscheidenden Augenblick nicht vermocht, daran sei viel weniger er persönlich, als die ganze Macht der Tradition schuld, in der er von Jugend auf gestanden und aus welcher der Uebergang in die Ansprüche einer neuen Zeit ihm nur durch schmerzliche Erfahrungen habe freigemacht werden können. Nun aber habe er diese neue Zeit von Herzen willkommen geheißen und werde dieselbe, wofür er vor Tausenden der rechte Mann sei, auch vollends in's Leben einführen; nur vermöge auch der reinste Wille und die edelste Kraft nichts gegen jenes herrschende tödtliche Mißtrauen, das am Ende nichts Anderes sei als ein Zeichen sittlicher Schwäche. Denn wer seiner eigenen selbstsuchtlosen und opferwilligen Vaterlandsliebe gewiß sei, dem werde es auch nicht einfallen, sie einem Fürsten zu bezweifeln, dem doch Niemand, der für solche Dinge Sinn habe, Hochherzigkeit und Edel-

muth absprechen könne; Vertrauen aber sei eine weit gewichtigere, positiver bestimmende Macht, als das giftige, fressende Scheidewasser des Mißtrauens. „Aber freilich," schloß der Artikel, „sind solche Worte und Betrachtungen verloren an denen, die, das Trugbild französischer Ideale im glühenden Gehirn, das Vaterland zu Gestaltungen fortzureißen gedenken, vor denen jeder Besonnene schaudert. Solche freilich wollen nicht gerecht sein, solchen ist Mäßigung ein Fluch, Milde ein Verrath. Möge uns der gnädige Gott bewahren vor dem Wahnsinn einer deutschen Republik, denn das ist's doch am Ende, worauf die Partei, die ich meine, hinaus will; daß sie's nur offen gestände, damit man wüßte, wem man entgegenzutreten, bis zum letzten Athemzuge entgegenzutreten hat. Von solchem Treiben kommt nimmer Gutes: soll Deutschland Früchte erndten von seiner Revolution, so muß es nicht hören auf französisch-herwegh'sche Hassespredigt, so muß seine Revolution eine Revolution sein der besonnenen Kraft, der hochherzigen Selbstbeherrschung, des Vertrauens, der Liebe; so muß jetzt deutscher Ernst und deutsche Tugend, nicht Haß und giftige Leidenschaft und tolle Nachäfferei französischer Ideen den Ton angeben. Das wage man sich auszusprechen, daran wage man festzuhalten, soll nicht der schnell emporgestiegene Tempel der Freiheit im Zusammensturze ihr Grab werden." Das Nachwort trat in noch bestimmterer Weise für die Person des Königs und gegen die jacobinische Partei, die ihn verlästere, weil er zuallermeist ihren Planen im Wege stehe, in die Schranken und warf dieser Partei den Gedanken des deutsch-preußischen Kaiserthums, auf dem die Rettung und Größe Deutschlands allein beruhe, offen entgegen. Wie viel oder wie wenig die Brochüre gewirkt hat, haben wir nicht erfahren, hin und wieder verlautete „allgemeine Entrüstung", doch blieben unsere Fenster uneingeworfen.

Es folgten die Tage des Vorparlaments und des zweiten Vereinigten Landtags. In Frankfurt fragte sich's um deutschen Bundesstaat oder die eine untheilbare deutsche Republik; die äußerlich märchenhaft geschmückte, innerlich namenlos geängstete Stadt war von Tausenden großentheils bewaffneter Fremdlinge überfluthet, die theils die Republik proclamiren helfen, theils gegen die Proclamirung derselben eintreten wollten. Der besonnenere Theil des „Vorparlaments" überwog und die Bürgerschaft stand so entschieden zu demselben, daß Hecker und Struve im Ingrimm abfuhren, um im badischen Seekreis loszuschlagen. Inzwischen ward Berlin von der Agitation für oder

wider die Einberufung des Landtags, des schwachen Fadens, welcher die Continuität gesetzlicher Entwickelung retten sollte, in Anspruch genommen. Auch hier versammelten sich unsaubere Geister aller Art, welche die Revolution fortbilden und durch Erhaltung der Anarchie in die Höhe kommen wollten; solche Leute suchten sich der Tausende unwissender und brodloser Arbeiter zu bemächtigen und der völlig gelähmten Regierung gegenüber Ansätze zu revolutionären Gewalten zu machen. Eine Clubsitzung dieser Art wurde am 28. März im Mielentz'schen Saale gehalten und Franz, der in derselben zugegen gewesen, fühlte sich gedrungen, dem hier zu Tage gekommenen Jacobinismus öffentlich entgegenzutreten. Sein Aufsatz, gleichfalls von den Zeitungen abgewiesen, wurde unter dem Titel: „Der politische Club in Berlin und die Versammlung im Mielentz'schen Saale am 28. März 1848" von älteren Freunden als Flugschrift zum Druck befördert. Ich theile die bezeichnendsten Stellen aus demselben hier mit, weil sie zugleich die damalige Situation und den jugendlichen Sprecher charakterisiren.

„Wir haben es hier" — heißt es nach einer Eingangsbetrachtung über das Illusorische der neu proclamirten Preßfreiheit — „mit einer Richtung und Gesinnung zu thun, von der wir nichts weniger erwarten, als das Heil Deutschlands, mit einer Richtung, welche durch künstlich unnatürlichen Trieb den schön gepflanzten und sprossenden Baum der Freiheit zu einer jähen Höhe zu zwingen gedenkt, die den Fluch des Verdorrens bereits im Wachsen in sein innerstes Mark flößt. Und dieser Richtung wollen wir offen gegenübertreten; nicht so zwar, daß wir auf Personen an sich eingehen, denn es handelt sich hier um die Sache, um die Gesinnung, doch so, daß — weil einmal die Persönlichkeit als Trägerin von Gesinnungen in diesen Tagen mehr als sonst in den Vordergrund tritt — wir auch persönliche Charakteristiken im Bewußtsein mit Ehren einer guten Sache zu dienen nicht scheuen werden.

„Jene Richtung hat sich zuerst manifestirt in der Versammlung der sogenannten rheinischen Deputirten im Mielentz'schen Saale am 28. März, und zwar hat sich hierbei erwiesen, daß theilweise wenigstens der politische Club im Hotel de Russie ihr Herd ist. Sie thut sich offen kund in manchen Flugblättern, die vor uns liegen, wie in dem mit dem Motto: „Frankreich ist eine Republik; auch für uns hat die Stunde geschlagen!", sie erreicht ihre Spitze in jenem abgeschmackten Kostenanschlage der deutschen Fürsten mit seinem mord-

süchtigen Schlusse. Mögen Manche gegen diese Zusammenstellung protestiren, mögen manche Männer von ehrenhafterer Gesinnung sich vom Taumel jener wie in der Luft liegenden Ideen haben fortreißen lassen und vielleicht selber die Consequenzen ihrer Gedanken nicht absehn: das kann uns nicht hindern, jene Ideen, jene Consequenzen selbst an den Pranger zu stellen, so wenig diese Aufgabe uns hindert, die Ehrenhaftigkeit solcher Männer anzuerkennen. Wären nur alle Fanatiker dieser Tage ehrliche von Selbstsucht freie Fanatiker, wir würden der Zukunft ruhiger entgegensehen.

„Wir gedenken hier nicht die Landtagsfrage, welche in jener Versammlung fast allgemein auf eine dem Landtage ungünstige Weise besprochen worden ist, einer neuen Erörterung zu unterwerfen ...... Dürften wir irgend glauben, daß alle Gegner des Landtags nur die Ruhe und das Glück des Landes, nur den durch besonnenes Vorwärtsschreiten gesicherten Bestand der einmal errungenen Freiheit wollten, wir würden unbedenklich Berufung oder Nichtberufung des Landtags für etwas völlig Gleichgültiges erklären. So aber steht die Sache nicht; und wer meinen konnte, daß sie so stehe, den mußte die Versammlung im Mielentz'schen Saale eines Andern belehren; belehren, daß man weiter schreiten wolle, als Jeder, der die wahre Freiheit liebt, wollen kann; weiter als irgend die besonnenen Freunde der neuen Zeit wollen können, welche als Freunde der Schlaffheit, der Halbheit, des Egoismus darzustellen freilich eine ebenso wohlfeile als gemeine Taktik ist. Auf Rechnung dieses Strebens, wenigstens der Gesinnung, welche dies Streben im Gefolge haben muß, setzen wir zuerst die Art und Weise, wie dort von der Person des Königs geredet worden ist. Man kann unzufrieden sein ohne zu höhnen, man kann mißtrauisch sein ohne zu lästern, und wer überhaupt noch einen Fürsten will, der kann ihn nicht in den Staub ziehen wollen. Beiläufig sei indessen hier bemerkt, daß einer der Redner, welche hierin das Stärkste leisteten, ein junger Mann ist, der, seiner Zeit der schmeichelnde Höfling des Erbprinzen von Meiningen, hier als Adliger aufzutreten sich nicht entblödete, während er der Sohn eines einfachen Küsters in Frankfurt a. M. ist. Dieser Mensch, der sich ein „von" vor seinen Namen lügt, tritt hier für die Sache des Volkes auf! Ganz unzweideutig stellte ein anderer Redner, eben von Paris angekommen, in's Licht, worauf man hinauswolle, indem er vorschlug, die Versammlung möge sich als permanente Commission constituiren und gleichzeitige Deputationen aller Städte Preußens

einberufen, wobei ein Student aus Breslau sich höchst naiv sogleich als Vertreter Schlesiens präsentirte. Was soll dieser gesetzlos improvisirte Nationalconvent? Wenn er erstände, so würde seine Existenz es zeigen; er sollte den Umsturz aller gesetzlichen Ordnung herbeiführen, wie er ohne und gegen alle Ordnung zusammenkäme. Das heißt im Sinne jener Herren, „auf dem Wege der Revolution fortschreiten".

„Ja, das will man; man will fortschreiten auf diesem Wege, und nicht im Sinne des Edelmuths, der Hochherzigkeit, der Vergebung, sondern in dem des Hasses, der blinden, rasenden Leidenschaft. „Wer Blut gesehen hat, der vergiebt und vergißt nicht," schrie ein dritter Redner; und während die Ehre eines jeden Anwesenden auf's Tiefste hätte empört sein müssen über eine Aeußerung, die die Bestialität im Menschen aufruft, acclamirte beinahe der ganze Saal!

„Nun, ich wende mich an die bessere Seele, die in jedem Menschen wohnt; ich frage die edlen Empfindungen, welche in diesen Tagen in Allen in höherer, gewaltiger Lebendigkeit an's Licht treten sollten: was ist von einem Streben zu halten, das sich auf jene dunkelste, schwärzeste Seite des menschlichen Gemüthes stützen muß, um Anhänger zu gewinnen? . . . ."

Weiter charakterisirt das Flugblatt den Feldzugsplan jener Herren: die Arbeiter zu benutzen, um den Bürgerstand zu terrorisiren; die Arbeiter, die man auf's unwürdigste mißbrauche, während man sich den Anschein gebe, für ihre bürgerliche Selbständigkeit in die Schranken zu treten. Im Zusammenhange damit wird die fortwährende Bezeichnung des Bürgerstandes als bourgeoisie historisch gewürdigt, „eines der vielen Zeichen jener tiefgreifenden Nachäfferei französischer Gedanken und Verhältnisse, welche ein höchst verderbliches Element der gegenwärtigen deutschen Bewegung bilde;" und hier knüpft dann die folgende Schlußbetrachtung an:

„Ueberhaupt hat man doch wohl ein gutes Recht, entweder an den Geschichtskenntnissen oder an dem guten Willen derer zu zweifeln, welche die drei Revolutionen Frankreichs als glorreiche Beispiele für unser Vaterland darzustellen nicht müde werden. Wer wollte leugnen, daß jede von ihnen durch die entsetzliche Schuld der vorhergehenden Zeit herbeigeführt sei? wer aber darf auch in Abrede stellen, daß man mit dieser unzweifelhaften Behauptung allem Unheil, aller Verkehrtheit, allem Verderbniß jener Revolutionen auch nicht das Mindeste abdinge? Und was folgte denn jenen Revolutionen, die in der That

es daran nicht fehlen ließen, — zumal die erste nicht — „auf dem Wege der Revolution fortzuschreiten"? Der ersten die Gewaltherrschaft Napoleon's, die ärger, schwerer, despotischer war als je eine der Bourbonen; der zweiten die Klugheits- und List-Regierung Louis Philipp's, die eine Moderung des sittlich-politischen Zustandes Frankreichs befördern half, welche vielleicht kaum den Zeiten schauerlicher Auflösung vor der ersten Revolution etwas nachgab. Und was wird das Ende der dritten sein? Irgend ein kühner Soldat, irgend ein Communist wird den Communismus wieder zum Absolutismus zu machen wissen. Das sind die Erfolge der „glorreichen" Revolutionen, das ist das Ende mit Schrecken, das jede revolutionäre Bewegung, die sich nicht zur rechten Zeit auf die Bahn der Ordnung zurückzubesinnen weiß, unausbleiblich in ihrem Schooße trägt. Und dieses Frankreich, das im Triumphzuge seiner fortwährenden Erneuerung mit athemloser Hast sich zu Tode hetzt, will man uns zum Vorbild hinstellen? Brüder, Deutsche! laßt Euch nicht täuschen; sehet Euch vor vor denen, welche die Geister der Schreckensmänner von 1793 wieder heraufbeschwören möchten, welche sich erfrechen, den Manen eines Danton, Robespierre, Marat Preis und Lorbeer zu weihen. Nimmermehr sollen diese blutigen, schuldbeladenen Schatten den Sonnenschein der deutschen Freiheit verdunkeln, die nicht wie die Bestie nach Blut lechzt, die groß ist und weltbezwingend, weil sie den Fluch des Hasses bezwingt!

„Wohl wird es nicht an Solchen fehlen, welche aus unseren Worten nur die schlaue Bemühung zu reagiren herausdeuten. Nun denn, dieser Verdacht wäre elend genug! Wir gehören im vollsten Sinne der constitutionellen Bewegung an, wir begrüßen mit hoher Freude alle Institutionen, die irgend das Volkswohl wahrhaft zu begründen dienen, aber wir sind Feinde der Wühlerei und der blinden Sucht zu vernichten! Und wenn das Vaterland, wenn die Freiheit ihre Söhne zusammenruft zur That, zum Opfer von Blut und Leben, dann mag sich zeigen, welche ihre treuesten aufrichtigsten Kinder sind.

„Aber freilich, mit Jenen möchten wir nicht verwechselt sein, welche offen bekennen, daß sie selber nicht wissen, wohin der Sturm sie trage. Wir müssen wissen was wir wollen und müssen wissen was wir nicht wollen; Ihr aber, wie könnt Ihr es wagen, mit dem Bekenntniß der Impotenz auf den Lippen in dieser Zeit eine Stimme haben und mit fester Hand das Steuer in der Bewegung führen zu wollen?

„Meint Ihr das Volk abzuspeisen mit jungenhaften Manifesten, phrasenvoller als die Lamartine'schen? Könnten diese genügen, der französische Poet hätte Genügendes vorgethan! Und Ihr wagt es, Euch als Vertreter Preußens, ja Deutschlands aufzuwerfen? Gebt uns andere Garantieen als Eure Selbstwahl, Eure Intelligenz, Eure moralische Haltung bisher dargethan! Wisset, noch ist die sittliche Energie und die Intelligenz nicht so ganz aus dem deutschen Volke gewichen, daß es sich dieser trunkenen Politik anvertrauen sollte, welche in rasendem Wirbel das Ganze mit sich umreißen möchte, weil sie meint, es stehe ohne das still! Wir rathen Euch, daß, wenn Ihr auf Erfolg rechnet, Ihr feiner zu Werke gehet, daß Ihr Euch und den Boden prüfet, um etwas sicherere Schritte zu thun; daß Ihr nicht bei dem Punkte anfanget, der das Stadium des sich selbst überschlagenden und darum machtlosen Republikanismus zu sein pflegt. Das würden wir reifer und der Capacität und Intelligenz, der Ihr angehören wollt, angemessener finden. So lange aber die Verhöhnung aller gesetzmäßigen Bestände in dieser Rohheit, mit dieser unverdeckten, indignirenden Gemeinheit geschieht, ist keine Gefahr, daß Deutschland, welches Schätze der Bildung, welches Ehrerbietung vor hohen geistigen Gütern, welches deutsche Pietät in sich trägt, Alles das einem tobsüchtigen, frevle Zerstörungslust athmenden Republikanismus preisgebe, sondern dieser wird in schnellem Schritt seinem französischen Ideale nacheilend erreichen, was im Nachbarlande als ein Schreckbild vorgehalten ist, — „die Revolution der Verachtung!" —

* * *

Gewiß, hätte das Vaterland damals viele solche jugendliche Herzen gehabt, wäre die jüngere Generation den gereifteren Vaterlandsfreunden, die von den Freiheitskriegen her einen unverlierbaren Schatz sittlicher Begeisterung im Herzen trugen, in solcher Gesinnung entgegengekommen, anstatt in frivoler Verneinung und Verhöhnung des Rechts und der Geschichte ihnen in den Weg zu treten, — unsere deutschen Geschicke hätten eine andere Wendung genommen. Dem herzhaften Wort hätte Franz wie gerne die herzhafte That folgen lassen; jener mühsame und oft nicht gefahrlose Wachtdienst im Studenten-Corps, der im Verein mit allen Gemüthserschütterungen jener Zeit der Festigkeit seiner Gesundheit vielleicht den ersten Stoß gegeben hat, konnte ihm nicht genügen; wenn irgend ein nationaler Krieg entbrenne, ein Krieg mit Rußland, von dem man damals so

vielfach träumte, wollte er entweder in ein Studenten-Freicorps oder einfach in die preußische Armee eintreten und schrieb deshalb in der lebhaftesten und ernstesten Weise, an die Tage von 1813 mahnend, um die Einwilligung und den Segen der Eltern. Ich antwortete ihm im Namen derselben, daß, wenn der Fall des Jahres 1813 wirklich eintreten sollte, ihm unsere Zustimmung nicht fehlen werde; aber bis jetzt liege dieser Fall nicht vor; auch wenn wirklich ein großer Krieg ausbrechen sollte, so würden unsere Armeen der Aufopferung der akademischen Jugend vorerst nicht bedürfen; dieselbe erfülle vielmehr darin ihre Pflicht gegen das Vaterland, daß sie sich in ihren Studien nicht irre machen lasse, sondern sich vorbereite in dem erwählten Beruf dem Ganzen tüchtig und wirksam zu dienen. Das sah Franz denn auch ein, als er ruhiger überlegte; obwohl ihm doch das Herz weh that, als in denselben Tagen ein Freicorps nach Schleswig-Holstein aufbrach und er zurückbleiben mußte.

Mitten durch alle diese, Leib und Seele tagtäglich in Anspruch nehmenden Stürme des öffentlichen Lebens zog sich in dem häuslichen Kreise, dem Franz fast wie der eigenen Familie angehörte, ein auch von ihm mitgetragenes stilles, tiefes, herzdurchbohrendes Weh. Was dem Blick der Mutter längst schon unverborgen gewesen, darüber konnten nun auch die Andern sich nicht länger täuschen; Pauline, der wundersame Liebling Aller, war die gewisse Braut des bald heimholenden Todes. Sie ward immer schwächer und konnte wenig mehr auf sein; noch sollte sie sich möglichst an dem Frühling erquicken, der damals inmitten all' des wüsten Getümmels so unbeachtet und doch so hold und reich wie je über die verworrene Welt kam; tagtäglich trug sie Franz, anfangs mit Siegmund und Ludwig, dann aber allein, weil sie sagte, er könne es am sanftesten — die Treppe hinunter zur Ausfahrt; er kam regelmäßig des Nachmittags von der Wache heim, um ihr diesen Liebesdienst zu leisten und manchmal fuhr er auch mit ihr hinaus in die frische Blüthenwelt, die schönste lieblichste Blüthe geknickt, vergehend vor Augen. Sie hatte den treuen jungen Freund tief in's kindliche Herz geschlossen; er gehörte zu denen, deren bloße schweigende Nähe ihr ihre Leiden erleichterte: war die Mutter und Siegmund ausgegangen, so mußte Franz an ihrem Krankenbette sitzen oder wenigstens in ihrer Nähe am Tische arbeiten; „das mag ich so gern," sagte sie leise zur Mutter, „wenn Beyschlag dasitzt und schreibt." „Oft saß ich da," erzählte Franz, „und sah voll Wehmuth die Schlummernde an, das schöne

abgezehrte Angesicht, die gefalteten Hände; dann schlug sie wohl einmal die Augen auf und blickte einen so still leidend an, als wollte sie sagen: „Ach, wenn du mir helfen könntest,“ und zugleich so freundlich und herzlich, daß, wer auch nur einmal solch' einen Blick von ihr empfangen hätte, ihn nimmermehr vergessen könnte. Sie dachte manchmal an's Sterben, dann hoffte sie wieder auf den Frühling und Sommer, wie solche Kranke pflegen; in den heftigsten Schmerzen äußerte sie: wenn ich so Schmerzen habe, muß ich immer bedenken, wie viel mehr Jesus gelitten hat. In der letzten Zeit fiel ihr das Sprechen sehr schwer; wenn ich ins Zimmer kam, blickte sie gewöhnlich nur mit leidklagenden Augen auf und bewegte leise das Haupt zum Gruß. Noch am Sterbetag sagte sie mir ihr mühsames Guten Morgen; ihr Blick war besonders tief und bewegend und erschütterte mich in der Seele; doch hielt ich ihr Ende noch nicht für so nahe. Ich mußte ausgehen und unterwegs traf mich die Botschaft, sie liege im Sterben; als ich kam, lag die schönste der Leichen vor mir, ruhig, sanft, stille, in ungestörtem Frieden mitten in allem Weinen und Schluchzen; sie hatte ausgehaucht mit dem Worte auf den Lippen, in das ihre ganze Seele aufgegangen war, mit dem Wort „Mutter“.“

Wie er die liebliche Todte schmücken half, die im Kranz von Haideröschen und Myrthen gleich einer Braut im Sarge lag, und sie noch einmal hinuntertrug zur letzten Ausfahrt, wie er dann im täglichen herzlichen Umgang die tiefgebeugte Mutter aufrichtete, daß sie sagte, hätte sie ihn nicht gehabt, sie hätte diese Tage nicht überstanden, — und wie er endlich mit der trauernden Familie zum Tische des Herrn ging, das waren, wie er selber sie nennt, reiche Tage, die das Herz weit und hoch machten; über der armen nichtigen Erde stand der Himmel offen und Strahlen der ewigen Liebe, an deren Herzen die Verklärten alle ruhten, senkten sich in aufgethane Seelen hernieder. In diesen Tagen dichtete er, der Heimgegangenen zum Nachruf, den Zurückgebliebenen zum Troste, das folgende Lied:

Einer Verklärten.

Mich mahnt an neugefallne Blüthe
Ein liebes wohlbekanntes Bild:
Das schwebt mir allwärts im Gemüthe
Mit Wangen bleich und Augen mild.

Was mir als Ahnung lang vor Jahren
In Knabenträumen aufgethaut, —
Kind mit den weichen blonden Haaren,
In dir hab' ich es angeschaut.

O gäb's ein Lied, werth dir zu klingen,
Denn deine Seele war Gesang;
O wüßt' ich Worte dir zu singen,
So hold wie deine Rede klang!

Die Stirn so ernst nach sechszehn Lenzen,
So süß des blauen Auges Stern,
Verklärt schon von des Himmels Glänzen —
Und nun daheim! und nun so fern!

Ja wohl daheim! In ew'gen Hütten,
Wie unsre Augen noch nicht sahn,
Ward dir Gewährung aller Bitten,
Darfst du des Heilands Knie' umfahn.

Du schaust ihn schon, den Herrn der Gnaden,
Von Angesicht zu Angesicht:
Wir wandeln noch auf dunklen Pfaden
Und blicken sehnend auf zum Licht.

Du stehst am Thron des ewig Guten
Und athmest allbefriedigt Schau'n:
Wir beugen uns in Schmerzensgluthen,
Betend um Frieden, um Vertrau'n.

Doch ist's derselbe Frieden immer
Der dich mit sel'ger Labe tränkt,
Der auch des Himmels süßen Schimmer
In unsre müden Seelen senkt;

Und ist des Heilands selbes Grüßen,
Mit dem er dir die Rechte reicht,
Mit dem er uns zu seinen Füßen
Sich voll gewalt'gen Trostes neigt.

* * *

So unwiderstehlich von öffentlichem und häuslichem Leben in Anspruch genommen, kam Franz um die Krone seiner fleißigen Winterstudien; er vermochte die Bonner Concurrenzarbeit, die am 1. Mai eingeliefert werden mußte, nicht mehr rechtzeitig und mit der gehörigen

Sammlung zu vollenden. Als bald darauf die Preisaufgabe des Schleiermacher'schen Stipendiums: „Ueber Schleiermacher's und Baur's Behandlung des Evangeliums Johannis“ ausgeschrieben ward, meldete er sich zu dieser an, weil er gerne irgend eine formelle Bestätigung seiner theologischen Gaben und Studien erfahren hätte; aber auch zu dieser Arbeit gediehen unter den äußeren und inneren Unruhen des Sommers 1848 die Vorbereitungen nicht weit. Ueberhaupt gab es ein für's Studieren so gut wie verlorenes Semester; in der Voraussicht fortwährender Unterbrechungen hatte Franz nur ein einziges Haupt-Collegium angenommen, Neander's alte Kirchengeschichte, und auch dieses kam durch das fortdauernde Augenleiden des theuren Mannes zu einem verfrühten Ende. Dagegen war ja während jener Zeiten die hohe Schule des Lebens fortwährend weit aufgethan und gewährte neben den vielen bunten Träumen, die sie anregte, um sie hernach wieder traurig zerfließen zu lassen, für das sinnende wie für das willenskräftige Leben auch manchen bleibenden Gewinn.

Jeder von uns beiden stand mit lebendigstem Antheil inmitten eines Hauptbrennpunktes der Bewegung und so hatten wir trotz der Zeitungen einander fortwährend viel zu berichten. In Frankfurt waltete noch immer ein lebendiger und aufopfernder Gemeinsinn; die Bürgerschaft setzte ihre Ehre darein, mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte der zu erwartenden Reichsversammlung die Bürgschaften umgebender Sicherheit und Ordnung zu leisten. Neben der althergömmlichen Bürgerwehr hatten Tausende, welche durch Jugend oder Alter vom Dienst in derselben befreit waren, sich freiwillig zu nächtlichen Schutzwachen vereinigt. Aerzte, Theologen und Lehrer sprach ihr Stand frei; aber wir traten aus eigenem Antrieb zusammen und ließen uns von Linienofficieren einüben, um bei den öfter vorkommenden, von demokratisirenden Handwerkervereinen ausgehenden nächtlichen Alarmen nöthigenfalls waffenfähig zu sein, — wohlgemeinte Anläufe, die aber in dem Maaße erlahmten, als der Fortgang der Ereignisse ein verstimmender und entmuthigender ward. Noch im April ging Friedrich von Gagern's erschütternder Leichenzug an uns vorüber und bestärkte uns in dem entschiedenen Gegensatz zu jener Partei, deren hochverrätherischem Beginnen ein so edles Opfer gefallen war. Gleichzeitig erschien der Reichsverfassungsentwurf der vom Bundestag aus den Einzelstaaten berufenen Vertrauensmänner und schlug einen Erbkaiser, einen Senat der Fürsten und ein Volksparlament vor: „mir aus der Seele geschrieben,“ äußerte ich gegen Franz, „aber ich glaube

nicht, daß das Parlament so viel politische Reife und Ruhe haben wird, um auf ein Erbkaiserthum einzugehn, und wenn auch, — daß die Fürsten sich unter die preußische Aegide (denn diese war ja gemeint) werden stellen wollen.“ Dann kam die große Maiversammlung selbst, zwar in sich unsicher und zertheilt: aber die Präsidentenwahl Heinrich's von Gagern und die bewundernswerthe sittliche Energie, mit der er die Zügel führte, der Jubel, mit dem der alte Arndt begrüßt ward, die Herzhaftigkeit, mit der man sich bei dem Mainzer Attentat auf die preußischen Soldaten dem Demokratenthum entgegenstellte, überhaupt aber die Fülle von Geist, Wissenschaft, Beredtsamkeit, Muth und Vaterlandsliebe, die sich allmählich in der imposanten Versammlung entfaltete, schien mir mein eigenes im April geschriebenes Wort Lügen zu strafen, daß der ganzen Bewegung das erste Erforderniß, um etwas Bleibendes zu schaffen, die Begeisterung fehle; und als unter unermeßlichem Jubel der neugewählte Reichsverweser durch unsere festlichen Spaliere in die geschmückte alte Krönungsstadt einzog, da glaubte ich fest mit hochgehobenem Herzen an das Aufgewachtsein des alten Barbarossa im Kyffhäuser. Ziemlich umgekehrt erging es Franz mit der Berliner Bewegung, die den Fluch der bösen That reichlich erndtend von der anfangs erträumten Begeisterungshöhe rasch und immer tiefer herabsank. Als der erste Jubel verrauscht war, stellte sich zunächst die drückende Noth der durch die allgemeine Stockung brodlosen „Arbeiter“ flehend und drohend in den Vordergrund. Hier verständig und liebreich zu helfen, nicht nur für den Augenblick, sondern auf die Dauer durch eine angemessene corporative Reorganisirung der handarbeitenden Masse, war allerdings eine der Begeisterung wohl werthe Idee, und Franz griff bald mit warmem Herzen als Hauptfrage der ganzen Bewegung die sociale Frage auf, deren Lösung er späterhin auf dem Wege der inneren Mission auch mit allen Kräften gedient hat; vor Allem angeregt durch den oft fehlgreifenden, aber immer aufopfernden Feuereifer seines Freundes Siegmund, welcher damals den Angelegenheiten der „Arbeiter“ fast ein volles Jahr seines Lebens in rastloser Thätigkeit widmete. Aber schnell waren die edlen Bestrebungen, die auf die Arbeiter gerichtet waren, von den gemeinen überholt; es tauchten jene niederträchtigen „Volksfreunde“ auf, welche die durch Mangel an Bildung und Nahrung leichtgläubige Klasse mit ihren selbstsüchtigen Lügen zu gängeln wußten und von „den Zelten“ her den aus den Fugen gegangenen Staat mitzuregieren versuchten; „welche Macht Lüge und

Verdächtigung im Munde der „Volksfreunde" hat," klagte Franz schon in den ersten Wochen, „das ist etwas wahrhaft Dämonisches." Jeder versuchte Schritt einer Rückkehr zu Zucht und Ordnung brachte diese Volkstribunen auf den Punkt erneuerten Aufruhrs: so schlugen sie, als es sich um die Heimkehr des Prinzen von Preußen handelte, eine Gegenpetition vor, die in Masse und zwar bewaffnet an die Minister gebracht werden sollte. Franz wagte sich mit Siegmund unter die Zelte, um nöthigenfalls dort Gegenrede zu versuchen; doch stand man von selber von dem bewaffneten Zuge ab, als man vernahm, daß die Studenten und Bürger erklärt, die Wohnungen der Minister mit den Waffen zu schützen. Auch die inzwischen zusammengetretene Nationalversammlung änderte an diesen zuchtlosen Zuständen nichts; Franz freute sich der Mannhaftigkeit, mit der das Ministerium Camphausen der öffentlichen Anerkennung und Belobung der Revolution entgegentrat, und gehörte zu denen, welche den wegen seines Votums in dieser Sache vom Pöbel mißhandelten Minister v. Arnim in die Aula der Universität retteten und dort schirmend umgaben. Als aber dies Ministerium gestürzt war, wandte er seine Hoffnungen von diesem ganzen Treiben ab und allein noch der allgemein deutschen Entwickelung zu; in Berlin schien dem schlaffen, feigen und dabei knabenhaft übermüthigen Gebahren der Volksvertretung nur eine unverständige und selbstsüchtige geheime Reactionspartei gegenüberzustehen. Der niederträchtige Zeughaussturm endlich verleidete ihm den thätigen Antheil an diesen Verhältnissen völlig; demokratische Mitglieder des Studentencorps hatten dem Pöbel das Zeughaus verrathen helfen, und da es dennoch in Folge dessen zu keiner entschiedenen Trennung unter den Studenten kam, so erklärte er seinen Austritt; ohnedies überzeugt, daß es, nachdem die ersten Nothtage vorüber und Soldaten in die Stadt wieder eingerückt waren, nicht in der Aufgabe der Studentenschaft liege, eine öffentliche Rolle weiterzuspielen.

In dem Maaße, als der Strom der Thatsachen in ein geordnetes Bette eingelenkt schien, nahm natürlich unser Interesse an den Ideen überhand, die in den Thatsachen zum Ausdruck gekommen waren oder zu kommen suchten. Es war uns beiden Bedürfniß, Geschehenes und Angestrebtes an den unwandelbaren Principien sittlicher Weltbetrachtung zu messen und so zu einer christlichen Anschauung politischer Dinge zu gelangen; denn daß es eine solche geben müsse, daß der Staat, daß das Vaterland nicht außerhalb, sondern innerhalb der weitgespannten Grenzen des Reiches Gottes liege, daß

darum die Gleichgültigkeit gegen die bürgerlichen und vaterländischen Angelegenheiten, wie sie von so vielen Geistlichen im Namen eines ernsteren Christenthums gehegt und gepflegt werde, etwas durchaus Verwerfliches sei, darin stimmten wir von Herzen zusammen. Und so entwickelte sich denn hauptsächlich auf meine Veranlassung eine lebhafte briefliche Erörterung über die Grundsätze einer christlichen Politik, bei welcher selbstverständlich der ältere Bruder die conservativere, der jüngere für jetzt die liberalere Seite vertrat. Mehr als einmal kamen wir von beiden Seiten auf den Berliner 18. März zurück. Daß von keinem Rechte der Revolution die Rede sein könne, stand uns beiden von vornherein fest und daß eine Revolution — wenn auch als einzig möglicher Abfluß eines durch langes vielseitiges Sündigen angefüllten verderblichen Pfuhls eine thatsächliche Nothwendigkeit, — dennoch jedesmal ihre Strafe in sich selber trage, das ward uns auch durch jenen 18. März, je weiter sich seine Folgen vor unseren Augen entwickelten, gründlich bestätigt. Aber während es mir oft wieder zweifelhaft wurde, ob der 18. März nur überhaupt den Namen einer Revolution im Sinne jener thatsächlichen Nothwendigkeit verdiene und nicht vielmehr als willkürlich hervorgerufener gemeiner Aufruhr anzusehen sei, hielt Franz an jener höheren Betrachtungsweise fest, so wesentlich auch seine Parteinahme für den König durch die von mir mitgetheilte Radowitz'sche Brochüre über die vormärzlichen deutschen Bestrebungen desselben verstärkt ward; in meiner Auffassung, urtheilte er, sei die historische Bedeutung des Ereignisses durchaus verkannt. Ganz anders als zu dem Berliner Aufruhr standen wir natürlich zu der schleswig-holsteinischen Erhebung; hier lag uns die Revolution nicht auf deutscher, sondern auf dänischer Seite, nicht in des Volkes, sondern des Fürsten Verhalten; denn indem dieser Fürst die Rechtsgrundlage der Herzogthümer angetastet, die sein eigenes Recht trug, und als König von Dänemark das Schwert gezogen gegen eine deutsche Bevölkerung, die ihm als solchem keinen Gehorsam schuldig war, hatte er sich ja selbst jedes legitimen Verhältnisses zu seinen deutschen Landen begeben. Ueber diesen Punkt waren und blieben wir einig, auch als die Tage vorüber waren, da man einander aus vollem Herzen zurufen konnte: „Schleswig ist unser! Gott mit Deutschland und Deutschland hoch!"

Aber unsere Erörterung griff viel weiter, als solche brennende Fragen es forderten, in's Gebiet der Staatstheorie überhaupt. Wir standen beide unbedenklich auf dem Ausgangspunkte, daß alle Obrig-

keit von Gott sei, aber über die Tragweite dieses Satzes gingen unsere Ansichten einstweilen ziemlich auseinander. Ich setzte denselben in diametralen Gegensatz gegen den landläufigen Grundsatz der Volkssouverainetät: diesem zufolge sei die Obrigkeit nur das Product des Volkswillens, das derselbe also nach Belieben immer wieder in sich zurücknehmen und verändert aus sich heraussetzen könne; ein solches System aber stehe mit der Idee des Staates als einer unantastbaren Rechtsordnung in principiellem Widerspruch; wo die Volkssouverainetät als Basis des Staates gelte, da sei in letzter Instanz die Revolution verfassungsmäßig und das Faustrecht über allem anderen Rechte. Dem gegenüber ergebe sich aus dem biblischen Satze die von dem Volkswillen unabhängige Autorität der Obrigkeit. Der natürliche, also an sich selbstsüchtige Mensch bedürfe der Herrschaft des Gesetzes als einer absolut gültigen, göttlichen Ordnung und dieser Charakter der Obrigkeit trete nur da rein und voll hervor, wo dieselbe keine menschlich gewählte, sondern eine durch Geschichte und Geburt göttlich gegebene sei; dem gleichsam auf hoher Warte geborenen und erzogenen Fürsten sei eben dadurch auch ein erhabener, das Ganze überschauender Standpunkt mehr verbürgt, als dem Kinde des Volkes. Dieser Gedankenreihe nun warf Franz nicht ganz ohne Grund einen theokratischen Aberglauben an das Ausgenommensein der Fürsten von dem allgemeinen Loose menschlicher Schwäche und Verkehrtheit vor; ihm schien die, nur richtig gefaßte, Idee der Volkssouverainetät mit der biblischen These von der Obrigkeit wohl vereinbar. Die gesetzliche, sittliche Ordnung eines Volkslebens und ebendamit auch das in derselben nothwendig gegebene Verhältniß eines Oben und Unten beruhe an sich allerdings auf göttlicher Einsetzung; aber die concrete Gestaltung dieser Ordnung habe aus dem — natürlich geordnet sich kundgebenden — Volkswillen hervorzugehen. Aber so ausgelegt führte der christliche Grundsatz folgerichtig nur bis zu einer republikanischen Obrigkeit und die hielt Franz doch auch, ganz abgesehen von der praktischen Frage in Deutschland, für die unvollkommenere Form der obrigkeitlichen Gewalt, denn bei der Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit menschlichen Denkens und Wollens könne sich eine gesunde Entwickelung allerdings nur aus Thesis und Antithesis ergeben, in der Republik aber fehle die reelle Antithesis der Staatsgewalten und daher laufe die breiteste aller Staatsformen immer wieder in die Spitze des Absolutismus aus. Also constitutionelle Monarchie im strengen Sinn der Doctrin: die Uebereinstimmung mit dem wahren

und klaren Volkswillen müsse die Lebensbedingung für die Existenz der Regierung sein und eben weil Revolution unter allen Umständen Sünde sei, nur oft eine nicht zum kleinsten Theil von obenher bis zum unvermeidlichen Ausbruch aufgehäufte Sünde, so müsse es gesetzliche Wege geben, eine jenem obersten Grundsatz nicht treu bleibende Regierung zu ihm zurückzuführen oder aber zu entfernen. Das, antwortete ich, sei das französische le roi règne, mais il ne gouverne pas, das Rechenexempel „die Majorität des Volks wählt die Kammern, aus der Majorität der Kammern nimmt der König seine Minister, ohne die er nichts thun kann, und wenn dieselben aufhören der Ausdruck der Majorität zu sein, muß er sie entlassen und andere nehmen;" aber dies System würdige die Person des Fürsten zur Puppe herab, vernichte das echt deutsche persönliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk und dränge auch die beste Regierung auf die krummen Wege der Unwahrheit und Intrigue. Dem gegenüber wollte ich allerdings nicht, wie Franz mir nach dem Obigen vorhielt, auf eine göttliche Inspiration der Fürsten vertrauen und ihrem absoluten Willen den ganzen Staat anheimgeben, sondern nur darauf halten, daß das Königthum ein von Gott geordnetes unverletzliches Amt sei, ein Amt, das die Macht haben müsse, die in ihm liegenden Pflichten frei zu erfüllen. Aber diese Macht, schon ihrem Zwecke nach keine unbegrenzte, solle ihre Schranken haben an den concreten Rechten aller übrigen unterschiedlichen Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft: Stände sollten der Regierung zur Seite stehen, stark genug, jeder Verletzung des Rechtszustandes unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen und jeder Förderung und Behütung gemeiner Wohlfahrt die volle Kraft volksthümlicher Mitwirkung zu gewähren, aber nicht befugt, der Regierung mit entscheidender Stimme über die Schranken des Rechtsgebietes hinaus auf das Gebiet der Ansichten zu folgen und also in das obrigkeitliche Amt selber Eingriffe zu machen. Im weiteren Verfolg dieser Idee hob ich besonders die von dem damaligen Zeitgeist ganz verkannte Bedeutung einer großen grundbesitzenden Aristokratie hervor, während Franz die gerechten bürgerlichen Ansprüche der bis dahin vornehm übersehenen arbeitenden Klasse, die durch Rechte und Ehren gehoben werden müsse, betonte. Wir konnten diese brennenden Fragen mit großer Lebhaftigkeit behandeln, ohne doch damit etwas Anderes zu wollen als denken und lernen; bei keinem von beiden saß die verfochtene Richtung so tief, um ihn nach der schwachen Seite derselben hin weiterzutreiben; vielmehr als erst

wieder der mündliche Austausch dem brieflichen nachhalf, verstanden wir uns bald in einer Auffassung des Staates, von der wir auch späterhin keine Ursache fanden, wieder abzugehen. Die gesunde Staatsidee schien uns die eines auf einem sittlichen Naturgesetze Gottes beruhenden Organismus, an dem nicht jedes Glied Haupt sein könne, sondern nur eins und zwar ein gegebenes, wohl aber Alle in ihrem Maaße lebendige und zum Ganzen mitwirkende Glieder sein sollten. Diesen Organismus dachten wir uns nicht nach der alten und theilweise veralteten, sondern nach einer neu zu gruppirenden Ständeordnung, nach Berufsgemeinschaften gegliedert und auf der Basis dieser realen Unterschiede und Bestandtheile von den engsten Kreisen bis hinauf zu dem allumfassenden weitesten eine ganze Stufenfolge relativer Selbständigkeiten enthaltend, so daß der Einzelne je nach seiner Stellung einen viel unmittelbareren und wirksameren Antheil an der gemeinsamen Wohlfahrt nehmen könne, als durch Ausübung eines Millionstel von Volkssouverainetät bei den Urwahlen.

Näher als diese rein politischen Fragen berührte uns zu gleicher Zeit das fraglich gewordene Verhältniß von Staat und Kirche, Staat und Christenthum; hier handelte es sich nicht so sehr um das Wünschenswerthe und Ideale, als um das Wahrscheinliche und Thatsächliche. Wir hielten beide das seitherige Verhältniß des Staates zu Christenthum und Kirche für unwiederbringlich verloren: „Was aus unsern Confessionskirchen wird," schrieb ich an Franz im April, „das weiß Gott. So viel ist klar, daß die Nation durch sie in ihrer politischen Einigung nicht mehr gehemmt werden will. Ich habe meine Principien vom christlichen Staat der praktischen Unausführbarkeit zum Opfer gebracht, die auch ein Gottesgericht ist, und bin zufrieden, wenn wir uns als Gesellschaft constituiren dürfen, wie unter den ersten Toleranzedicten römischer Cäsaren." Aber Franz sah einen solchen Umschwung nach der Weise eines jugendlichen Idealismus auch ohne alle Besorgniß an. „Der Staat müsse freilich zuletzt wieder ein christlicher werden; vorderhand aber sei er's in Wahrheit so wenig, daß er auch den Namen dranzugeben habe und den Juden die volle Theilnahme zu verweigern nicht befugt sei. Der Unterricht sei zunächst nicht Staatssache, sondern sei der Gemeinde, der kirchlichen wie der bürgerlichen, zuzuweisen. Einstweilen solle man froh sein, eine Ehe zwischen Staat und Kirche sich lösen zu sehen, die ohne den freien Geist des Protestantismus und der Selbständigkeit der Wissenschaft ganz Aehnliches wie den byzantinischen Staat und die byzantinische Kirche hätte erzeugen müssen.

Zunächst werde die morsche Kirche in viele Kirchlein auseinanderfahren: nur zu! ein baufälliges Haus lasse sich nicht neu machen, es falle denn zuerst um." Ich konnte nicht umhin die Dinge praktischer und darum bedenklicher anzusehen. Bei einer völligen Lossagung des Staates vom Christenthum sei schon nicht abzusehn, wie die kirchliche Gemeinde sich mit der bürgerlichen über den Unterricht werde vertragen können. Die neue Freiheit der Kirche begrüße auch ich mit Freuden, aber die Freiheit des Staates vom Christenthum sei mir sehr beklagenswerth. Man hätte immerhin den Juden und Deisten Stimm- und Wahlrecht geben und doch an der Wahrheit festhalten sollen, daß das Christenthum die allein zuverlässige letzte Quelle und Stütze sittlicher Volksgesundheit sei, daß also der Staat die Kirche um sein selbst willen zu schirmen und zu pflegen habe. Man hätte allen Religionsparteien freie Bewegung gönnen, aber die großen historischen Confessionen als die vorderhand allein zuverlässigen Trägerinnen des Christenthums anerkennen, sie politisch bevorrechten und sich mit ihnen über gemeinsame Pflege der öffentlichen Schulen vereinbaren sollen; daneben hätten denn Juden- und Heidenschulen sich auf Aktien gründen mögen nach Belieben. Ein Zerfahren der Kirche in Secten sei das größte Unglück nicht für sie, aber für die Nation, die, wie die Dinge nun einmal lägen, dadurch massenhaft dem erziehenden Einfluß des Evangeliums entführt werden müsse; wir dürften aber Niemanden fahren lassen, den in Freundlichkeit zu halten möglich sei, und die Ausbesserung des alten Hauses nicht darauf hin verwerfen, ob etwa aus den Trümmern desselben ein behaglicheres Hüttchen sich werde aufbauen lassen; nicht ein amerikanisches Sectenchaos, sondern eine deutsch-evangelische Nationalkirche sei unser Ziel. Das war denn auch die Meinung und Stimmung der im Sommer 1848 bei Frankfurt zusammentretenden Kirchenconferenz, welche die Idee des Kirchentags zuerst aufgestellt und deren Verwirklichung angebahnt hat. Als Protocollführer dieser Conferenz konnte ich meinem Bruder fröhlich von der einmüthigen, gläubig freien, mitten in der allgemeinen Auflösung eine deutsch-evangelische Kircheneinheit herzhaft anstrebenden Versammlung berichten, auf der vor Allem Bethmann-Hollweg's einfach großartiges Wort durchgeschlagen hatte. Der unverkürzte Gedanke dieser Vorversammlung der deutschen Kirchentage ist niemals an's Licht getreten; schon die ausführende Commission erlaubte sich „das evangelische Bekenntniß" in „die reformatorischen Bekenntnisse" und „die Einheit der evangelischen Kirche" in eine „Conföderation der Con-

fessionskirchen“ zu übersetzen, und wie weit hat uns seitdem der Strom der kirchlichen Reaction von jenem Ziele abgetrieben! Dennoch ist es tröstlich sich zu erinnern, wie völlig die seitdem so übermüthig aufgewucherten kleinlichen Zänkereien und überlebten Erbärmlichkeiten vergessen und verschlungen waren angesichts der erkannten gemeinsamen Gefahr und Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche.

Ueberhaupt so wild und wüst die Zeit war, sie war doch auch wieder eine große Zeit für den, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte; der starke Sturmwind erfrischte den Wanderer, der seines Weges und Zieles dennoch gewiß war; alles kleinliche Sorgen, Reflectiren, Sichängstigen oder Sichverdrießen war hinweggerafft, hinweggespült von den höchsten Fragen und Anliegen, die die Brust weit machten, indem sie sie täglich von Neuem durchwogten. „Größer, stolzer, erfüllter,“ schrieb Franz im Frühjahr 1848, „habe ich nie gelebt als in dieser Zeit, wo des Einzelnen Denken, Empfinden und Trachten in nächster Unmittelbarkeit an den Bewegungen einer Welt seinen Gegenstand hat und das Offenbarwerden der Macht wie der Geringfügigkeit der einzelnen Persönlichkeit den Menschen auf die in stolzer Demuth gipfelnde Höhe des Daseins stellt. Was Schmerz der Wonne und Wonne des Schmerzes sei, das kann auf tiefste, gesundeste Weise nur erlebt werden in solchen Tagen, in Tagen, wo persönliches Leben, Leiden und Frohsein mit dem allgemeinen Leben, Leiden und Sichfreuen frisch zusammengeht, ohne daß eines dem andern etwas abdingt, so daß eines immer nur das andere emporhebt in das Licht von Gottes Angesicht.“ Freilich, so erquicklich wäre ihm das öffentliche Mitleben und -leiden schwerlich geworden ohne das erquicklichere Mitleben und -leiden im Hause, in jener Familie, der er innerlich schon so sehr angehörte, als wäre er ihr äußerlich niemals fremd gewesen. In diese Zeit, einige Wochen nach Paulinchens Tode, fällt das nachstehende für das innere Leben des Zweiundzwanzigjährigen bezeichnende Gedicht:

Besinnen.

Wo schwebst du hin, entfliehest und kehrst zurück,
Und sinnst und schwankst, du träumend und thöricht Herz,
Und webst aus Lächeln, Luft und Liedern
Wundergeschäftiges ernstes Treiben?

Wie, eilt der Blick nicht flüchtigem Lächeln nach,
Der Blick, den glüh'nde Thränen verdunkeln fast,
Wann du der Gräber denkst, die mahnend
Decken die Leiber der Heißgeliebten?

Und sank nicht jüngst die Herrlichste dort hinab
Und rief die alten theueren Schatten auf,
Und sandte, dünkt mich, ein Erinnern
Baldigen Kommens dem lieben Freunde?

Wann tief des Abends glühender Strahl sich senkt,
Wann hoch des Morgens jubelnder Glanz sich hebt,
Wann neu der Frühling lächelnd aufsteht,
Mahnt mich ein Träumen von nahem Scheiden.

Wohlan, du träumend, schäumend und bangend Herz,
Wohlan, und sprich's getrosten Gemüthes aus.
Und sag's: vom goldnen heil'gen Becher
Hast du gekostet des reichen Lebens.

Ja, manche Stunde, glühend und sehnsuchtsvoll,
Und manche Stunde, glühend und schmerzenreich,
Und manchen tiefen, tiefen Frieden, —
Schmetternde, fröhliche, helle Lust auch!

Du hast gelebt, dich schmückte der Jugend Kranz,
Du hast geliebt, und Mancher auch liebte dich,
Und manchen Herzens lautes Pochen
Schlägt dir noch heute in weiter Ferne.

Du hast gelebt: — und heute ja leb' ich noch,
Und Alle leben, welche gestorben sind,
Umstehn mich traut, wann ich allein bin,
Der ich alleine nur bin bei Andern.

Sei du, mein Deutschland, jetzo mir liebe Braut,
Und dir mein Blut und Leben und Lust und Kraft,
Und meine Seele dann dem Himmel,
Wo mir die Wohnung schon längst bereit ist.

* * *

Und als er das dachte und dichtete, stand er gerade vor der Pforte des größten irdischen Erlebnisses, der ersten, rechten, bräutlichen Liebe. Beinahe ein halbes Jahr hatte Franz mit Klotilde Roffel tagtäglich zusammengelebt, ohne dem lieblichen, blühenden Mädchen irgend eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; seine für sie später aufgezeichneten Erinnerungen haben bis zu jenem 18. März keine Spur eines tieferen Eindrucks zu erzählen. Da war jene gemeinsam durchlebte Schreckensnacht gekommen, ohne die sie beide vielleicht für immer ruhig aneinander vorbeigegangen wären, und hatte jedem das Bild des Andern zuerst auf eigenthümliche Weise eingeprägt; die folgende

Zeit tiefster häuslicher Trauer konnte diese Eindrücke durch innige Theilnahme auf der einen, herzliche Dankbarkeit auf der anderen Seite nur verstärken. Aber auch jetzt, da die beiden Herzen zugleich einander zu suchen begannen, war noch längere Zeit hindurch in diesem Suchen kein Selbstgeständniß, geschweige denn ein Entschluß. Bei täglichem unbefangensten Verkehr, wie er längst sich von selbst verstand, waren beide für das Geringste, das über die Grenzlinie geschwisterlicher Freundlichkeit hinauslag, so zurückhaltend, so scheu, daß sie monatelang keine Ahnung von der Stimmung des Anderen gewannen. Die Freude, welche die Mädchen an seinem auch jetzt wohl betriebenen Natur-Zeichnen bezeigten, hatte Franz zu dem Anerbieten ermuthigt, sie ein Gleiches zu lehren, und als er Klotilden zu diesem Behufe ein kleines Etui mit Bleistiften schenkte, gab ihm die wortarme Freude, mit der sie das geringfügige Geschenk von ihm annahm, zuerst eine Ahnung, daß ihr der Geber etwas bedeute. Ein anderes solches unwillkürliche Zeugniß stillen Herzenszuges hat er in einem schönen kleinen Gedicht gefeiert. („Am See.“ Haideröschen S. 63.) Auf einem Sommer-Spaziergang, nach einem mächtigen Gewitter, stand man an einem jener stillen kleinen Waldseen der Mark und sah in den besonders prächtigen Sonnenuntergang hinein, der von allen Naturschauspielen Klotilden das liebste war; ganz selbstvergessen im Anschauen der purpurnen Herrlichkeit lehnte sie sich leise an den neben ihr stehenden Freund. —

„Leise hebt sich der Wind; Blätterwerk flüstert leis;
Leise lehnt sich an mich, seligen Schauens voll,
Aller Gestalten liebste
Sonnenleuchtenden Auges an.“

Aber ich werde sie nicht alle nacherzählen, die kleinen Züge einer träumerischen werdenden Liebe, wie er sie später sich selber und der lieben Braut zur Freude aufgezeichnet hat, alle die kleinen Schritte scheuer Annäherung, wachsenden Vertrauens, die dann der Zweifel, die Entmuthigung wieder überfluthet, bis Ein Wort, Ein Blick wie Thau vom Himmel die welkenwollende Blume wieder hoch aufrichtet; es ist ja nur wenigen gegeben, in diesen Kleinigkeiten, die dem aufblühenden Herzen so groß sind, das wirklich Große, den Spiegel des tiefsten Lebens reiner Seele zu schauen. Aus dem ersten süßen In-den-Tag-hineinträumen riß eine wochenlange Entfernung Klotildens Franz heraus; während sie zur Erholung auf's Land geschickt war,

nahte das Ende des Sommersemesters; eine Trennung von Monaten stand bevor, und dieselbe konnte bei der damaligen Weltlage, wo unerwartete Ereignisse seine Rückkehr nach Berlin jeden Tag zu vereiteln im Stande waren, zu einer dauernden werden. So schien über die aufkeimende Hoffnung bereits das Todesurtheil gesprochen: da kam Klotilde kurz vor seiner Abreise am Vorabende seines Geburtstages unerwartet zurück und half denselben mit freundlichen Geschenken schmücken. Vertrauter machte nun sein eigner nahender Abschied; man hatte fast ein Jahr zusammen verlebt und welch' ein Jahr; der Scheidende wie die Zurückbleibenden fühlten jetzt erst recht, wie nahe sie sich standen; das kam denn auch jener scheuen, werdenden Liebe zu Gute. Man beutete die letzten Tage noch so schön als möglich aus; besonders waren es Spaziergänge nach dem herrlichen Schönhauser Park, auf denen die beiden einander näher kamen ohne Worte, durch die Begegnung des wogenden Gefühls, durch ein Fassen und Ueberlassen der Hand; der Glanz der Natur fiel in die Herzen, der Glanz der Herzen fiel in die Natur verklärend hinein. „Eine weit überhangende Esche beschattete eine Bank, darauf saßen wir, vor uns der Teich von grünem und röthlichem Blätterwerk überwachsen; rechts bildete er eine dunkle Bucht, weitästige Bäume neigten sich darüber, jenseits aber helle Wiesen, fernerhin Boskette und noch weiter Felder mit breiten Garbenhaufen; und das Alles so still, so ohne Menschenlärm und Menschenwillkür, in dem milden, weichen Licht der ersten Nachmittagssonne, so daß wir Alle selbst ganz still und feierlich wurden. „Nun wollen wir," sagte Klotilde, „einmal ganz, ganz stille sein und nur Alle hinsehen, damit wir's recht haben." Aber so voll das Herz in solch' schönen, reichen Tagen war, zum Uebergehen des Mundes, zum Reden und Bekennen kam's doch nicht; eine heilige Scheu hielt von jedem eigenmächtigen, eigenwilligen Beschleunigen der Entscheidung zurück. Und so standen die beiden denn auch am Abschiedsmorgen, da sie sich zufällig allein in der Wohnstube trafen, einander wortlos gegenüber. Franz legte mit unausgesprochenem Gebet und Segen schweigend die Hand auf ihren Scheitel; sie zog diese Hand lächelnd herab und behielt sie zwischen ihren beiden Händen — da wurde gerufen und die Minuten des Alleinseins waren vorbei. Als der Wagen vor die Thür rollte, umfingen und küßten ihn Alle, zuletzt auch Klotilde; wenige Minuten danach, und die neugefundene Heimath des Herzens lag weit hinter ihm und jede Secunde entführte ihn weiter, der alten, fremd gewordenen Heimath entgegen.

Am 16. August war er bei uns in Frankfurt. Wir empfingen uns doppelt herzlich nach so langer und so inhaltschwerer Trennung. Ein ganzes Jahr, wie diesmal, war er noch nie der Heimath fern gewesen, und welch' ein Jahr, welche Wogen der Weltgeschichte waren inzwischen vorübergerauscht und für Franz zugleich welche Wogen der innersten Lebensgeschichte! Die Vaterstadt heimelte ihn wieder an und doch fühlte er sich in ihr nur als Gast und wollte auch nur ein Gast sein. Ein Gedicht aus jenen Ferientagen, das in der herausgegebenen Auswahl keine Aufnahme gefunden hat, spricht dies Gefühl in lieblicher Weise aus.

Heimath.

Blaue Berge, blaue Ferne
An der goldnen Himmelshalle;
Ja, der Kindheit helle Sterne
Leuchten wieder freundlich alle!

Ja, die Heimath hat mich wieder,
Grüßend neigen sich die Bäume;
Alte Tage, alte Lieder
Rauschen sie und alte Träume.

Horch, sie rauschen noch, die Wälder,
Die die Seele damals weihten,
Golden schimmern noch die Felder,
Wie in jenen ersten Zeiten.

Horch, der Strom, er strömt noch immer
Leise plätschernd an den Steinen;
In des Mondes falbem Schimmer
Klingt's wie halbverlornes Weinen.

Doch es sind der bunten Bilder
Manche aus der Brust gewichen,
Helle, wundersame Schilder
Sind zerbrochen, sind verblichen!

Aber eins in süßem Prangen
Gleicht dem milden Abendsterne,
Eins ist mit mir hergegangen,
In die Heimath, aus der Ferne.

Aus der Ferne trautes Grüßen,
In der Heimath still Gedenken —
Laß mich, Heimath, zu dem süßen
Traume die Gedanken lenken!

Wir hatten einander viel zu sagen. Er erzählte uns viel auch von denen, mit welchen er gelebt, aber von Klotilden nicht mehr als unverfänglich war; ich allein rieth nach einer prüfenden Frage auf seine Herzensstellung, aber ihn aushorchen wollte ich nicht, und was er ihr selbst nicht ausgesprochen, wie sollte er's mir? Wir gingen wieder durch die alten Gassen, suchten die alten Spaziergänge wieder auf; die Parlamentsstadt war voll Getümmels in und außer den Thoren. Wie viel herzhafter, gereifter, männlicher war Franz geworden in den Tagen der Stürme! Einmal trafen wir draußen einen Haufen Handwerksburschen, damals freche Gesellen, einen Muthwillen treibend, der uns mißfiel. Ich ging auf sie zu und forderte sie freundlich auf das zu lassen; sie standen einen Augenblick still, aber als wir den Rücken kehrten, fingen sie wieder an. Da trat Franz ihnen entgegen, allein und unbewehrt, und befahl ihnen mit solchem Nachdruck, augenblicklich ihrer Wege zu gehen, daß die ganze Gesellschaft verblüfft ohne Weiteres gehorchte.

Das damals noch in seiner Blüthe stehende Parlament zog unter so vielen Gästen auch manchen alten Freund herbei; so Traugott Schultz, den alten treuen Bonner Gefährten; und jener gleichfalls von Bonn her vertraute geistvolle Vertreter der katholischen Kirche war selbst unter den westphälischen Deputirten. Auf manchem schönen Gang wurden die Geschicke des Vaterlandes mit bewegtem Herzen und glühenden Worten besprochen. Hier in der Frankfurter Versammlung war doch, zumal der Berliner gegenüber, Würde und Größe; die Besten der Nation waren in ihr vereinigt; Gagern, Radowitz, Dahlmann und Andere hatten unsere innige Verehrung, und selbst auf der Linken war neben frivoler Gemeinheit doch auch edlere Schwärmerei und Verirrung nicht zu verkennen. Noch war die Kaiserfrage ganz offen; noch wähnte man ein einiges Deutschland mit Oesterreich bauen zu können und unser katholischer Freund wollte schlechterdings vom preußischen Erbkaiser nichts wissen, den wir ihm mit warmem Herzen als den einzig möglichen Helfer entgegenhielten. Ueber unsere eigenen brieflichen Streitfragen waren wir bald zum Einverständniß gelangt; dem allzuluftigen Idealismus entrückt, der in Berlin seine Ansichten beeinflußt hatte, stimmte Franz mit mir in immer conservativer sich ausprägenden Anschauungen zusammen. Und wie froh waren wir, daß wir uns wieder hatten und nach solchen Erlebnissen uns in allem wieder verstanden.

In wissenschaftlicher Hinsicht sollten die Ferien gut machen, was

der zerstreute, zerrissene Sommer versäumt; sie sollten die am 1. November einzuliefernde Schleiermacher'sche Preisaufgabe zur Reife bringen und es war fast noch Alles zu thun. Die betreffenden Bücher konnten wir unbedenklich mit einander lesen, und so begann wieder einmal die Lust gemeinsamer Arbeit. Wir lasen mit vielem Genusse Schleiermacher's Homilien über Johannes 1—6, seine Vorlesungen über Einleitung in's Neue Testament und seine feinsinnige treffliche Hermeneutik, nach deren gesunden Grundsätzen er nicht umhin gekonnt hatte, an der Echtheit des vierten Evangeliums entschieden festzuhalten. Dagegen war's uns keine geringe Qual, uns durch Baur's dialectische Schraubengänge durchzuwinden, durch welche die Unechtheit des Evangeliums bewiesen werden soll, aber vom ersten Blatte an doch nur erschlichen wird; diese von jeder unbefangenen, frischen, natürlichen Anschauung der Dinge — um von höherer Betrachtungsweise nicht zu reden — ganz und gar verlassene Bemühung eines begabten und gelehrten Mannes, der aber vor seinen eigenen Spinngeweben nichts mehr sehen kann, machte uns einen peinlichen Eindruck. Indeß wir würgten die Hunderte von Seiten verschrobener Kritik mit Todesverachtung durch, während der Lärm, der die Paulskirche umgab, das Klatschen oder Zischen, das die überfüllte Tribüne sich herausnahm, bis in unser unfernes Haus und Studierzimmer herübertönte.

Aber der Unstern des Jahres 1848 sollte noch einmal über Franzens Studien und Preisbewerbung erscheinen. Der Malmöer Waffenstillstand in Schleswig-Holstein, das unrühmliche Ende eines glorreich begonnenen Feldzuges, erregte damals auch die ernsteren und besonneneren Gemüther auf's Höchste. Von Preußen in Deutschland's Namen abgeschlossen, war er am 5. September vom Parlament mißbilligt worden; aber um einen Bruch mit Preußen zu verhüten und in Deutschland nicht Alles auf's Spiel zu setzen, mußte er nachträglich dennoch anerkannt werden, und darauf lauerte die dem Parlament längst giftig grollende republikanische Partei. Am 16. Abends ward der erwartete Beschluß gefaßt, die Paulskirche war von wilden Haufen umlagert, so daß die Abgeordneten Mühe hatten, sie zu verlassen; spät Abends begannen Excesse, Verwüstungen von Gasthäusern, in denen man die Mitglieder der Majorität vermuthete; das einzige vorhandene Militär, ein kurhessisches Bataillon, das an die Stelle des nach Schleswig ausgezogenen Frankfurter Contingents getreten war, benahm sich diesen Gewaltthätigkeiten gegenüber äußerst lau und langsam. Es ward Generalmarsch geschlagen; Franz ging mit mir in

unsere Quartierwachtstube; es fand sich nur ein kleiner Haufe zusammen, der zu patrouilliren begann; von den Pöbelmassen verhöhnt, kamen wir durch uncommandirtes Dreinschlagen eines Cameraden in's Handgemenge und wurden in unserer Unordnung und Minderzahl nur eben noch durch heranrückendes Bürgermilitär gerettet. Der folgende Tag war ein Sonntag; nach der Kirche begegneten wir in den Promenaden dem alten Arndt, der uns zu beiden Seiten an die Arme nahm und in furchtlosem Humor das Gesindel beschrieb, das gestern Abend das Parlament umlagert, mit solch etlichen wolle er alter Mann noch fertig werden. Nachmittags war große Volksversammlung auf der Pfingstweide; wir gingen hin, um zu hören, was vor sei. Blutgieriges Gesindel ringsum; schändliche Reden wurden gehalten: „Warum rückt ihr ihnen (den „Verräthern") nicht vor die Häuser, auf die Leiber?" — und wüthender Beifall ertönte. Den Abend gingen wir wieder in unser Wachtlocal; morgens um zwei Uhr entließ man die wenigen Leute; es seien Preußen und Oestreicher von Mainz gekommen; der 18. September brach an.

Froh und guten Muths ging's am Morgen hinaus, die Truppenpikets zu besehen und hin und wieder einem Soldaten die Hand zu drücken und ein freundliches Wort zu sagen, damit sie wüßten, sie hätten auch Freunde in der Stadt, die sie nicht für „verthierte Söldlinge" hielten. Dann eilten wir in die Paulskirche. Die Linke wüthete über die „Bajonette, unter denen sie nicht berathen werde;" man entfernte die Truppen aus der Umgebung der Kirche und eine gereizte Verhandlung begann. Noch keine Stunde, so brach ein Arbeiterverein, der das Hauptquartier der Revolutionäre bildete, angeblich, um in Masse eine Petition zu überreichen, zu der Thür herein, der die „Rechte" zunächst saß. Einen Augenblick ungeheure Verwirrung, während deren es den nächstsitzenden Herren mit Mühe gelang, die Eindringenden hinaus zu schieben und die Thür wieder zu verschließen; Gagern's gebietende Stimme stellte indeß die Ruhe her und draußen rückten die Truppen wieder an. Auf die Straße hinausgeeilt, sahen wir die preußischen Bajonette störrige Volkshaufen mit möglichster Schonung zurücktreiben, aber schon wurden in dem Gedränge, das uns umgab, die bekannten Rufe laut: „Bürger erstochen!" und ein Mann neben uns fing an, das Pflaster aufzuhacken. Wir eilten zu den nächsten Truppenpikets, damit die werdende Barrikade unterbliebe, bewogen einen Wagen zur Umkehr, den Andere benutzen wollten, und Franz brachte wirklich eine Abtheilung Oestreicher herbei,

die den Platz besetzten. Aber die Truppen waren viel zu schwach, um mehr als die Kirche und den neuen westlichen Theil der Stadt zu schützen; über Mittag wurde die ganze innere Stadt verbarrikadirt, aus Fenstern und Hinterhalten begannen Schüsse zu fallen; wir sahen Blutende, Sterbende tragen. An andern Punkten war noch Waffenruhe; unter den vielen friedlichen Leuten, die dort die Straße füllten, gab's auch solche, die die Soldaten bearbeiten wollten, nicht auf's „Volk“ zu schießen; wir mischten uns in solche Gespräche und ermunterten die Soldaten, ihre Pflicht zu thun; ein Preuße sagte: „Wir kennen diese Demokraten von Mainz her und haben noch ein Hühnchen mit ihnen zu pflücken,“ ein Oestreicher: „Und wenn mein Vater drüben stünd' und ich werd' commandirt, so schieß' ich.“ Am Nachmittag kamen Verstärkungen, Cavallerie und Artillerie, denen wir mit unzähligen Bürgern ein herzliches Hurrah entgegenriefen; hessische Infanterie drang über die alte Mainbrücke in die Stadt ein und gegen Abend war der Sieg der Truppen gesichert. Dennoch Waffenstillstand, jene ängstigende Concession, mit der nach manchem Vorgang Alles verdorben und verloren werden konnte; man hörte von Anträgen der Demokraten auf Zurückziehung der Truppen, und dann war Stadt und Parlament verloren. Dazwischen durchlief die Stadt die Kunde von der gräßlichen Ermordung Auerswald's und Lichnowski's. Wir hatten den schönen, reichbegabten, übermüthigen Fürsten noch am Morgen und am Mittag in seiner vollen herausfordernden Keckheit gesehen; es war der furchtbarste Eindruck, dessen ich mich in meinem Leben entsinne, die von der völligen Entmenschung eines Theils unseres Volkes zeugenden Umstände seines Todes zu hören. Als endlich am Abend die Kartätschen den Kampf wieder aufnahmen, um ihn rasch zu beendigen, und die Blitze der Kanonen jedesmal an den Fenstern unserer Straße wiederleuchteten, da fiel's uns wie ein Stein vom Herzen: endlich, endlich kein Accordiren mehr mit dem völlig Rechtlosen, völlig Gemeinen! Es ließ uns nicht ruhen, wir mußten noch einmal hinaus auf die Gassen, wo die müden Soldaten, von den Bürgern reichlich mit Speise und Trank versehen, auf dem Pflaster lagerten; der Vater kaufte eine Kiste Cigarren, die wir den dankbaren Braven vertheilten.

Aber nun waren die Fäden des Arbeitens nicht sogleich wieder gefunden. Des andern Morgens eine verheerte Stadt, Belagerungszustand, Truppenaufhäufungen; wir gingen erleichterten Herzens durch das Alles hin, denn wir fühlten, daß der Wendepunkt der deutschen

Anarchie mit dem 18. September erreicht sei; noch ahnten wir nicht, daß der Sieg der Autorität sich auch gegen unsere eigenen vaterländischen Hoffnungen kehren könne. Ein Gerücht trug uns zu, Neander sei auf seiner Ferienreise gestern während des heftigsten Kampfes an's Thor gekommen, habe aber die Nacht draußen zubringen müssen: endlich fanden wir ihn, über aufgerissenes Pflaster und durch bivouakirende Soldaten hindurch. Er freute sich des guten Sieges; „denn," sagte er, „die Soldaten fechten jetzt für die Sache der Cultur und des Geistes gegen die Barbarei und Bestialität." Der furchtbare Eindruck des Aufruhrs und Mordes blieb übrigens auf dem Rest unserer Ferientage wie ein dunkler Flor; es war allenthalben eine wüste Zeit; auch in Wien und Ungarn geschahen gräuliche Dinge, der ungarische Krieg entzündete sich, während im Herzen des alten Kaiserstaates tolle Studenten mit dem Staatsruder spielten. Für Franz kam noch Besonderes hinzu, was er Niemandem sagen konnte und darum um so schwerer trug: er hatte versprochene Briefe von Berlin vergeblich erwartet, die Cholera war dort wieder ausgebrochen und die wüsten Schreckbilder, die er in der Nähe gesehen, erregten seine Phantasie in schlaflosen Nächten, sich auch in der Ferne das Schlimmste zu denken. Endlich auf einen zweiten Brief erhielt er Auskunft; Alle, auch Klotilde, waren wohl und hatten geschrieben, aber die Briefe waren offenbar verloren gegangen.

Noch einen ernsten schönen Ausflug hatten wir beide mit einander. Unser langgehegter Wunsch, die heranwachsende Schwester einmal außer dem Hause in eine gebildete und bildende Familie zu verpflanzen, ließ sich erfüllen: ein wohlhabender, trefflicher Landgeistlicher wollte sie zum Lehren und Lernen in sein Haus aufnehmen; die Eltern willigten ein und wir brachten sie mit einander in die freundlichen Hände des Mannes, der uns von da an ein lieber Freund ward. Es war wenige Tage nach dem Frankfurter Blutvergießen; in Mainz lasen wir noch Placate, welche zur Theilnahme an der vorhergegangenen Frankfurter Volksversammlung aufforderten und im Eisenbahnwagen rühmte Einer den Hecker überlaut unter schnöden Ausfällen gegen die conservative Partei. Alles schwieg, bis wir ihm scharf entgegentraten: da zeigte sich's, daß die Mehrheit auf unserer Seite war, und der Demokrat selbst wollte „es so schlimm nicht gemeint haben".

Den Rest der Ferien mußte Franz in angestrengtester Arbeit der Preisaufgabe zuwenden, für die er sich angemeldet hatte. Aber es

war zu einer ruhigen und reifen Ausführung nun schon zu spät; die hundert Quartseiten, die er in sechzehn Tagen eilig hinschrieb, brachten die Arbeit, so wie sie ihm vorschwebte, nicht zur Gestaltung und doch blieb in Berlin bis zum 1. November nur eben Zeit, sie in's Reine zu tragen. Das Preisgericht bedauerte, daß die Ungunst der Zeit die Vollendung der Arbeit verhindert, erkannte die entschiedene Begabung freundlich an, die sich auch so in derselben ausspreche, glaubte aber in seiner Mehrheit, die Palme nicht zuerkennen zu können; ein Ausgang, den Franz sich vorhergesagt hatte und der ihn dennoch demüthigte, weil er so gerne für seine bald von ihm geglaubte, bald angezweifelte theologische Befähigung eine äußere Bestätigung empfangen hätte. Später verlautete, daß wenigstens Neander die Arbeit, ungeachtet ihrer flüchtigen Ausführung, für preiswürdig gehalten. Jedenfalls bezeugte dieselbe, welch' festen und selbständigen Grund und Halt sich Franz inzwischen in jenen tiefgreifenden theologischen Zeitfragen erarbeitet hatte, die ihn von Bonn her unausgesetzt beschäftigten. Die Einleitung des mir vorliegenden Aufsatzes charakterisirt zunächst die theologischen Standpunkte Baur's und Schleiermacher's im Allgemeinen und läßt auf diesem Wege erkennen, wie sehr der reiche, klare, tiefe Geist des großen Reformators unserer Theologie auch hier dem jugendlichen Wahrheitstriebe zum hellen Leitstern geworden. Der „unpersönlichen" Richtung des Tübinger Hegelianers gegenüber, für welche Gott nichts Anderes ist, als die sich selbst explicirende absolute Idee, und der Mensch nichts Besseres, als der Ort, in dem sich der logisch-metaphysische Proceß nach seinen Momenten vollzieht, wird die Schleiermacher'sche als die „persönliche" gegenübergestellt, die, aus der sittlichen Energie des eigenen persönlichen Lebens entspringend, ihre Befriedigung allein findet in der Hingebung an die urbildliche, die Fülle der Gottheit in sich tragende Persönlichkeit des Erlösers, jener Persönlichkeit, für welche der Baur'schen Construction kein anderer Inhalt bleibt, als der ganz inhaltlos gefaßte jüdische Messiasbegriff. Aus dieser verschiedenen Grundrichtung geht denn auf der einen Seite eine Virtuosität, auf der andern eine große Unfähigkeit hervor, persönliches Leben überhaupt und insonderheit schriftstellerische Denkmale als Hervorbringungen persönlichen Lebens und Erlebens zu fassen: vor allen Dingen aber ist dem einen Kritiker die Thatsächlichkeit des Gegenstandes der evangelischen Geschichtschreibung, dem andern die Unmöglichkeit des evangelischen Geschichtsinhaltes als Ausgangspunkt seiner Untersuchung gegeben; „alle die reiche und ge-

heimnißvolle Mannigfaltigkeit des Lebens Christi verwandelt sich für den letzteren in die Spiegelung einer und derselben Idee in den Köpfen der Menschen, und was sonst in demüthiger Hingabe an das selige Wunder der Erlösung erstrebt wird, Theilhaben am göttlichen Leben, dies und weit mehr als dies ist auf dem kühlen, glatten, stolzen Wege des Gedankens erreicht."

Der weitere Verlauf der Arbeit giebt nun den Nachweis, wie sich das Johannesevangelium von diesen verschiedenen Ausgangspunkten einerseits dem negativen Kritiker verkehre und verschiebe zu jenem Scheingeschichtsbuch, in welchem ein Pseudonymus des zweiten Jahrhunderts die vom Judaismus zum Paulinismus fortgeschrittene christliche Idee mit völliger Wegsetzung über die Geschichte und doch in der Form derselben zum Abschluß bringt, andererseits dem positiven Kritiker sich als die einzige planvolle Darstellung des Heilandslebens, als das echte und theure Vermächtniß des Lieblingsjüngers erweist. Anziehend ist dabei insonderheit die Betrachtung des Prologs, in welchem Schleiermacher lauter Eindrücke der geschichtlichen Person Christi ausgesprochen findet, während Baur ebendaselbst entdeckt, daß der Evangelist zur h. Geschichte ganz ebenso stehe, wie der consequente Hegelianer, daß ihm nämlich dieselbe nur das an sich wesenlose Gewand der Idee sei; es wird darauf aufmerksam gemacht, wie Idee und Geschichte, gerade in der Person Christi vollkommen congruent, von Baur von vornherein in einen nicht bewiesenen, sondern einfach vorausgesetzten Dualismus gestellt werden, kraft dessen nun in der Betrachtung des geschichtlichen Inhalts des Evangeliums immer wieder als Hauptbeweis gegen die Geschichtlichkeit des Berichtes lächerlicherweise das geltend gemacht wird, daß demselben eine wohlerkennbare Idee zu Grunde liege. Es wird weiter der ganze Plan und Inhalt des Evangeliums nach Baur durchgenommen, die verschrobene Behandlung desselben durch Entgegenhaltung der einfachen Schleiermacher'schen Anschauung jedesmal in's Licht gestellt, zugleich aber auch vom eigenen Standpunkt in die Sache eingegangen, die Gezwungenheit und Gebrechlichkeit der Baur'schen Erklärungen dargethan und die in dem Evangelium vorhandenen Schwierigkeiten durchgehends mit großer Klarheit und Einsicht der Lösung entgegengeführt. Der Untersuchung des Inhalts und Planes des Evangeliums schließt sich endlich die der Person des Verfassers an. Hier hatte Baur, um in dem anderweit bekannten geschichtlichen Apostel Johannes etwa den Verfasser der Apokalypse, aber nicht den des Evangeliums zu erkennen, die Geschichte von den Donnerskindern

(Luc. 9, 49—56) und von dem schroffen Auftreten des greisen Johannes gegen den Irrlehrer Cerinth ausgebeutet, dagegen die schönen Ueberlieferungen vom sogenannten Testament des Johannes und vom geretteten Jüngling lautlos übergangen. „Wußte Baur," antwortet Franz hier, „in der That keine psychologische Vermittlung zwischen diesen und jenen Charakterzügen, oder fand er etwa zwischen der mädchenhaften Weichheit des Johannesbildes der katholischen Kunst und dem glühenden Zorn des Apokalyptikers keine lebenswirkliche Mitte? Die Gluth des Eifers, die einst den Johannes Feuer vom Himmel herabwünschen ließ auf die Verächter des Herrn, ist ganz dieselbe, die ihn als Liebesgluth an den Busen des Heilandes zieht; dieselbe Gewalt des Gemüthes, die ihn zu fliehen treibt aus dem Hause, das Cerinth den Feind des Herrn birgt, treibt ihn in das Waldgebirg, um aus der Räuberbande die Seele des Jünglings seiner Liebe zu retten. Auch hier ist der Zorn, wie in der Schilderung eines großen antiken Charakters gesagt worden ist, nur die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt. Einem solchen Sinne, der, eben weil er seines Lebens Leben mit der tiefsten Kraft der Seele gefaßt hält, auch Alles was demselben feind ist mit der schärfsten Entschiedenheit von sich abwehrt, war es gemäß, nach demselben Gegensatze die ganze Menschheit anzuschauen; dem mußte die Welt am schärfsten getheilt erscheinen in die zwei großen Klassen der Kinder des Lichtes und der Kinder der Finsterniß, in die, welche Theil haben an der Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, und in die verstockten und verhärteten Herzen, die, weil sie nicht glauben wollen, es zuletzt auch nicht mehr vermögen. Und das ist in Wahrheit der absolute Standpunkt des Johannes, den der Tübinger Kritiker verkehrt in eine wahrhaft manichäische Anschauungsweise, bei der für das Ethische, für den Pulsschlag des religiösen Lebens kein Raum mehr bleibt."

Zur Probe des Ganzen sei die hier sich anschließende Schlußbetrachtung der Arbeit mitgetheilt. „Blicken wir endlich von hier aus vergleichend auf den andern Apostel zurück, den vermöge der gemeinsamen Abhängigkeit von Christo und der in ihr verklärten Berechtigung einer nicht minder scharf ausgeprägten Individualität Schleiermacher sich neben Johannes und in Gemeinschaft mit ihm wirkend denken konnte, der aber bei Baur eine weit vor diesem liegende Stufe des erst unter den Händen seiner Bekenner werdenden Christenthums ausdrückt — auf Paulus. Vorerst ist hier darauf zu achten, daß uns von diesem nur lehrhafte, also ihrer Natur nach dialectisch-

polemische Schriften hinterlassen sind, von Johannes ein geschichtliches Bild, welches aus reiner Anschauung hervorgegangen, reiner Anschauung vorgehalten wird. Und dies ist nicht etwa zufällig so, sondern es führt uns auf einen Unterschied der Lebensanlage und -entwicklung beider Gottesmänner zurück. Es sind ja oft schon beide so unterschieden worden, daß Paulus der Mann des ringenden Kampfes sei, Johannes aber, unberührt vom Streit der Gegensätze und darüber erhaben, sich in die stille Anschauung der unergründlichen Tiefe höchster Offenbarung versenke und von da die großen Lichter seiner Betrachtung über die ganze Geschichte der Menschheit werfe; und das hat gewiß etwas Richtiges. Es gehen aber die so ganz verschiedenen und doch im Höchsten zusammenstimmenden Gestalten des apostolischen Dialectikers und des apostolischen Mystikers, abgesehen von der natürlichen Anlage ihrer Eigenthümlichkeit, zurück auf die verschiedenen Weisen, in welchen die christliche Grundthatsache, die Gemeinschaft des Erlösers, in beider Leben eintrat. Paulus war zu dem Evangelium der alleingültigen Gnade gelangt in schroffem Bruche mit dem bis dahin in allem Eifer vertretenen jüdischen Gesetz; ihm gegenüber jenes zu unbedingter Geltung zu bringen war die Aufgabe eines Lebens, dem der Gegensatz beider zum Wendepunkt geworden, dem die Sünde, die zu tilgen das Gesetz keine Kraft verlieh, aus dem Mittelpunkt des Herzens entwichen war in dem Augenblick, da der gekreuzigte und auferstandene Heiland vom Himmel herab in dasselbe hineintrat. An denselben Heiland schließt sich Johannes an, aber nicht in jäher Abkehr von dem väterlichen mit Liebe umfaßten Gesetz; früh und willig, gemahnt durch den prophetischen Vorläufer, den Täufer. In der Sehnsucht, die ihn von diesem zu jenem hinzog, in der Bereitschaft des Gemüthes, die sich in dieser Willigkeit spiegelt, erkennen wir den Quell des Bewußtseins, daß „das Leben“ von Anfang das Licht der Menschen gewesen. Und wie er nun an der Brust des auf Erden weilenden Herrn in stiller Befriedigung geruht hat, so mag er auch das Bild des gen Himmel Erhobenen nicht hinaustragen in den Kampf und Streit mit der ungläubigen Welt, sondern wirkt lieber im stillen Kreise, sich darstellend in dem, was sein Eigenstes und doch Geschenk der Gnade ist, bis zuletzt sein Evangelium als reife Frucht von dem gealterten Stamme sich ablöst. . . .

„Soll dagegen nach Baur zu den beiden Grundbegriffen des ersten und untersten christlichen Standpunktes — der Erfüllung des Gesetzes im Christenthum und der zum Gesetz hinzukommenden Sünden-

vergebung, Paulus erst den Begriff der im Tode Jesu sich vollziehenden Versöhnung — also das, was überall in der apostolischen Verkündigung als das Vornehmste erscheint — hinzugedacht haben, muß da nicht gefragt werden, woher der Gedanke der Erfüllung des Gesetzes und der Sündenvergebung ohne Einen, der sie verkündigend auch zugleich darstellte, offenbarte, nur könne gekommen sein? Nehmen wir die geschichtliche Person Christi, diese der Sünde gegenüber sieghafte und sieggebende Macht göttlicher Liebe, hinweg, dann wird das Christenthum zu einer schlechten Erfindung, die hinter dem sittlichen Ernst des Mosaismus weit zurücksteht, zu einem bloßen Gedankenproceß, von dem nur nicht zu begreifen ist, wie er seinen Bekennern und Erfindern selbstüberwindende und weltüberwindende Todesfreudigkeit habe einflößen können. Und soll dieser Proceß, beim vierten Evangelisten angelangt, das paulinische Christenthum der Sünde und Gnade aufheben in die „unmittelbare Mittheilung göttlichen Wesens an die Menschheit", in welcher der ethische Proceß auf ein metaphysisches Ansichsein zurückgeführt wird, so ist dabei einmal Alles verkannt, was Johannes von einer Wiedergeburt (also einer Umgestaltung des ganzen inneren Menschen) aus dem Geist, von einem „Thun der Wahrheit" sagt, die somit keine blos intellectuelle ist; in Bezug auf Paulus aber das übersehen, daß, wenn nicht schon dieser in Christo die absolute Verwirklichung des Heils erblickt hätte, er ihn auch nimmer als Ende und Vollendung des Gesetzes, als unbedingten Mittelpunkt der neuen Geisteswelt hätte betrachten können, daß in dem „unzweifelhaft echten" ersten Brief an die Korinther 8, 6 Christus auf eine Weise bezeichnet wird, welche die ganze johanneische Logoslehre in sich schließt, daß auch der paulinische Christus nicht ohne jene Siegesgewißheit gedacht werden kann, mit der bei Johannes die künftige Ueberwindung der Welt als eine bereits geschehene, die endliche Vollendung des Reiches Gottes auch wieder als eine gegenwärtige angeschaut wird.

„Diesem feststehenden Anfangspunkte alles Christenthums gegenüber wäre denn die speculative Theologie — wenigstens so wie Baur sie faßt — wieder bei Venturini und Consorten angelangt: ein Christus ohne weltversöhnende Liebe, ja ohne irgend welchen Inhalt; eine Jüngerschaft ohne weltüberwindenden Glauben, ja ohne Ehrlichkeit; nur daß sie jetzt statt des Betruges einer Speculation voll ist, für welche auch der Gegensatz von Wahrheit und Lüge zu den aufgehobenen gehört; — ein Endergebniß, wie es Schleiermacher schon

vor Straußens Auftreten im ersten Sendschreiben an Lücke vorausgeahnt hat. — Soll es noch eine Theologie geben nach dieser absoluten, die mit Sicherheit Alles gelöst zu haben erklärt, — und es wird eine geben — so kann es nur die sein, welche an der Hand und im Geiste Schleiermacher's fortgeht, eine Theologie, der man allerdings noch viele unausgemachte Punkte nachweisen kann, der aber ebendarum die Zukunft angehört, weil sie zugleich festhält an dem Einen Grunde, der gelegt ist." —

So liefen in jener äußerlich und innerlich tiefbewegten Zeit die verschiedensten Interessen in dem jugendlichen Gemüth neben einander her, ernste Fragen der Wissenschaft, die vaterländische Noth und Hoffnung, eine halbeingestandene träumerische Liebe. Das auf hoher Meerfluth mit geschwellten Segeln einherfahrende Schifflein vermochte das Alles mit einander zu tragen, ja in mancher Stunde sich dazu des Schwankens und Schaukelns in echtem Jugendmuthe zu freuen. Die Grundstimmung aber, in welche die mannigfachen und widerstreitenden Eindrücke des Sommers und Herbstes 1848 sich harmonisch auflösten, drückt am Besten das nachfolgende in jenen Ferientagen geschriebene Lied aus:

Will es dir bangen, mein Gemüth,
In Sturm und wildem Wettergraus?
Kennst doch das Land, das immer blüht,
Kennst doch des Vaters ew'ges Haus!

Und sproßt aus jenes Gartens Pracht
Dir in der Seele nicht ein Reis,
Entwurzelt nicht von Sturmes Macht,
Verdorrt nicht in des Lebens Eis?

Vernimmst du nicht in hoher Zeit
Geheimen süßen Wunderklang?
Wirst du in Scherzen nicht geweiht
Zu freud'gem seligem Gesang?

Glüht dir zuweilen nicht ein Strahl
Von jenem Lenze, jenem Licht?
Und ist des Herzens stiller Saal
Geschmückt mit lieben Bildern nicht?

Ich weiß, — und weiß wie in der Fern'
Ein hohes Herze für mich schlägt,
Das Tag und Nacht hinauf zum Herrn
Fürbittend meinen Namen trägt. —

———

Fünftes Kapitel.

Noch steht mir von einem einzigen bald zu berührenden Besuche her Klotilde Rossel klar vor der Seele, denn sie gehörte zu den Erscheinungen, die man nicht wieder vergißt. Die anmuthige schlanke Gestalt, das reiche dunkelblonde wie ein Kranz um das Haupt geflochtene Haar, die verständig hervortretende Stirn, die klaren Augen und der feine Mund, das ganze edle und rosige Angesicht, welches die Aehnlichkeit mit dem unvergeßlichen Bruder nicht verleugnete, nahm im ersten Augenblick für sie ein. Aber das schöne und gewinnende Bild war in der That auch der Wiederschein innerer Anmuth und Lieblichkeit, der treue Spiegel einer einfachen, demüthigen, liebreichen Seele. Ihr ganzes Wesen war ein im edelsten Sinne natürliches und naives; Alles von innen heraus geworden, nichts von außen gemacht. Ein reiches Herz, frisch aufgehend wie eine Frühlingsblume, die nicht um sich selbst weiß, gab sich einfach in schlichten innigen Worten. Die Tiefe desselben erfüllte herzliche Frömmigkeit, nicht als schwer errungene Frucht innerer Erfahrung, sondern als einfacher selbstverständlicher Zug der Blume nach der Sonne hin, und so war's ihr auch Natur, gegen alle Menschen freundlich und liebreich zu sein. Ihr Wesen war im Grunde ein rasches, herzhaftes, thatkräftiges, das im Augenblick in hoher Flamme emporschlagen konnte; aber hinter dieser übereilungsfähigen Raschheit lag doch eine viel mächtigere Kraft stiller selbstbeherrschender und selbstverleugnender Liebe. Sie hatte eine schwere Jugend durchlebt und ihren Vater kaum gekannt; aber der kräftige und adlige Sinn der Mutter hatte der Tochter die volle Frische und Freiheit der inneren Entfaltung unverkümmert gewahrt, und das zeigte sich nirgends schöner, als an der seltenen Bewährung, die inmitten aller Armuth das Wort des Herrn, „daß Geben seliger sei denn Nehmen“ durch sie empfing. —

Es ging in der Familie so mancher treffliche Freund des seligen Bruders ein und aus, und das Herz des zwanzigjährigen Mädchens hatte keinem unter ihnen je weiter nachgefragt; nun war seit jener schreckensvollen Märznacht ein neues Gefühl mit voller raschentfalteter Macht über dasselbe gekommen. Während Franz sich von der aufgehenden Liebe wie von einer linden Frühlingssonne allgemach durchdringen ließ und noch Monate lang des eigenen Herzens ungewiß an ihrem nicht auf's leiseste anzuklopfen wagte, hatte dieselbe Liebe in dem Mädchenherzen gezündet wie ein Blitz, und nur die Selbstbeherrschung einer starken und edlen Seele vermochte die helle Gluth so völlig zu zügeln, daß Franz, auch als er seiner selbst gewiß geworden, über Klotilden noch so ganz ungewiß bleiben konnte. Auf die Länge hätte sie freilich diese in's Innerste zurückgedrängte Gluth nicht ertragen und so hatte sie in eben jenen Herbstferien bei sich selbst beschlossen, wenn Franzens hin und wieder verrathene Zuneigung sich als eine halbe, schwankende und spielende erweisen sollte, lieber das Haus zu verlassen und einem alten Wunsche gemäß Diaconissin zu werden.

Aber eines solchen unreifen Verliebtseins, jenes halb willenlosen Spielens mit dem eigenen und dem fremden Innenleben, das in so mancher Jugendgeschichte ein böses Gewissen zurückläßt, war Franz im Grund seiner Seele nicht fähig; es behütete ihn davor der Segen seiner ernsten und schweren Jugend, die ihm auch in diesem Stücke ein weit über seine Jahre willenskräftiges, mannhaftes Gepräge aufgedrückt hatte. War ihm von Kind auf über Frauenliebe eine hohe, scheuvolle, ideale Vorstellung eigen gewesen, so wußte der Jüngling nun auch und vergaß nicht, daß es eine unsterbliche Seele sei, die man hinzugeben, und eine unsterbliche Seele, die man auf seine Seele zu nehmen habe, und durch sein Innerstes tönte beständig das schöne Dichterwort: „Doch suche nie auf irrem Pfade die Liebe dir im Drang der Welt, denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt.“ So stand er denn auch jetzt der großen Lebensfrage fromm und still gegenüber: die Liebe sollte als Himmelsthau, als Gottesgnade in seine Seele fallen; er wollte sie nicht trotzig an sich reißen, ohne daß ein erkennbarer höherer Wille sie ihm zuspräche, er wollte sie auch nicht verzagt zurückweisen, wenn sie wirklich und deutlich sich als Gottes Gabe ihm böte. Seine kaum vollen zweiundzwanzig Jahre, die lähmenden Folgen, die eine allzufrühe Verlobung schon auf so manches jugendliche Streben aus-

geübt, die große Anspruchslosigkeit seiner Familienverhältnisse und Berufsaussichten standen ihm ernst genug vor der Seele, um ihn vor jeder Eigenwilligkeit zu behüten; aber einer erkennbaren und zweifellosen göttlichen Gabe und Fügung gegenüber däuchten ihn doch alle diese Bedenken zu klein. Und so war, wie er hernach gegen die Eltern es aussprach, seine einzige Sorge, „diese Liebe vor Gott zu bringen;" „ich bat ihn," sagte er, „hinwegzuthun, was ihm mißfällig wäre, ich bat ihn, mein Herz zu läutern und nur solche Empfindungen in mir stark werden zu lassen, welche vor den Augen seines heiligen Geistes bestehen könnten."

In solcher Gemüthsverfassung verließ er in der zweiten Oktoberhälfte das Vaterhaus wieder, um in die trautgewordene Fremde zurückzukehren. Die wilde, wüste Zeit, welche die Gemüther mit immer neuen Schreckbildern der Zukunft erfüllte, machte alles Abschiednehmen schwerer; mit wehmüthigem Gefühl dachte Franz an das Elternhaus zurück, das nun auch um die Schwester leerer geworden, und die dunklen Wolken allerlei geheimer Sorgen und Leiden, die er in befreundeten Kreisen während der Ferien mitgetragen, lagen ihm während des ersten Reisetags auf der Seele. Am Ende brach doch die Sonne durch und die sehnsüchtige Liebe behielt die Oberhand im Herzen, dem, als erst Halle vorüber war, der Dampfwagen viel zu langsam durch die märkische Sandfläche brauste. Schon an zwei Abenden war man ihn abholen gekommen, um ihn in die inzwischen bezogene neue Wohnung zu führen, heute traf ihn nur ein Einziger; unerwartet trat er in's Zimmer, wo die drei Mädchen saßen, und ward fröhlich und herzlich empfangen.

Aber die ersten Tage wurden verschlungen von der Aufregung, die in Berlin eben wieder aus der öffentlichen Lage entsprang; die ganze Stadt war von den angstvollsten Gefühlen und Gerüchten durchwogt. Die „Nationalversammlung" hatte das Maaß ihrer Schande erfüllt, indem sie ihren conservativen Mitgliedern, denen der Pöbel Tag für Tag den Strick vor's Gesicht hielt, jede Schutzmaaßregel verweigerte; der König, von seinen früheren Rathgebern muthlos verlassen, hatte das Ministerium Brandenburg ernannt, dem ein natürliches, dazu mit allen Künsten gesteigertes Mißtrauen entgegenkam; es handelte sich in einer herannahenden Entscheidung um das ehrenvolle Wiederaufkommen oder den tragischen Untergang der Hohenzollern'schen Krone. Bei der fieberhaften Verwirrung damaliger Stimmungen erregte die Verlegung und Vertagung der Nationalver-

sammlung und die Verkündigung des Belagerungszustandes die Gemüther auf's Höchste; schon sah man die Regierung auf den blutigen Pfaden eines Windischgrätz und die berechnete Komödie des passiven Widerstandes, welche das Rumpfparlament Tage lang in Berlin aufführte, gewann demselben manches redliche Herz wieder, das sich vorher mit Ekel von ihm abgewandt, nun aber dem Rechte auch im gesudeltsten Conterfei den Vorzug gab vor der Gewalt, von der man fürchtete, sie trachte nur ihre alte Unbeschränktheit zurückzugewinnen. Endlich führte die berüchtigte Steuerverweigerung und die vom Könige verliehene weitherzige Verfassung einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbei, wie er so rasch und entschieden wohl selten in der Geschichte erfolgt ist. Alle diese Vorgänge nahmen Franz auch jetzt auf's Tiefste in Anspruch; wir wechselten die aufgeregtesten Briefe; er hielt zuerst die Sache des Königthums für verloren und das Schlimmste für unabwendbar, während ich ihm zu zeigen versuchte, daß der König gottlob den letzten möglichen Weg der Rettung eingeschlagen habe.

In solche sturmhohe Wellen fiel nun wieder, wie einst am 18. März, das schwankende Licht des Liebesgestirnes. Die beiden sich suchenden Herzen wußten sich in jenen ersten unruhvollen Tagen nicht sogleich wieder in die alte Unbefangenheit und Vertrautheit zu finden. Klotilde, die sich fragen mußte, wie viel oder wie wenig die drittehalb Monate der Trennung an ihm verändert, war nach der ersten Begegnung zurückgezogen und scheu; er wiederum, dem das nicht entging, glaubte hier und dort eine absichtliche, vielleicht von der Mutter gewollte Beschränkung der seitherigen Vertrautheit zu erkennen; und so schien jedes dem Andern fremder, ausweichender geworden als vordem. Zwar diese Gespenster verscheuchte die gute Emmy, Klotildens zweitälteste Schwester. Dieses treue, im gebrechlichen Gefäße des Leibes einen Schatz selbstverleugnender Liebe tragende Mädchen ging mit dem eigenen Wohl und Wehe, Hoffen und Fürchten so ganz in's Leben der jüngeren Schwester auf, daß ihr deren Herzensstand nicht verborgen sein konnte; aber auch unseren Franz hatte sie lieb genug, um ihm abzufühlen, wie er gesinnt sei. Sie rückte ihm mit der herzhaften Frage nah, ob er denn in Frankfurt ein ganz Anderer geworden? und als er diesen Vorwurf einigermaßen zurückgab und die Sprache auf die Zeichenstunde brachte, die ihm bisher geflissentltch nicht wieder aufgenommen zu sein schien, ward der Friede geschlossen und die Stunde wieder begonnen.

So kehrten bald die ahnungsvollen, seligen Tage des Sommers zurück. In manchem frohgenossenen Augenblick begegneten sich die Herzen und fühlten einander ab, daß sie sich angehörten; dennoch, so oft der Mund übergehen wollte von dem, deß das Herz voll war, fand Franz das Wort und den Muth nicht: er wollte in dieser heiligen Sache durchaus nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von Oben. Und doch muß auch das von Oben Gegebene am Ende genommen werden, und ward's auch. Doch das muß ich ihm selbst überlassen zu erzählen.

„Tag um Tag," heißt es in jenem Gedenkheft, „ging hin in Spannung; Tag um Tag kam sie zur Zeichenstunde und ging wieder; und so oft uns Emmy einen Augenblick allein ließ, hätt' ich so gerne mit ihr gesprochen, treu, traulich geredet; aber ehe die Sinne sich sammeln konnten, war der Augenblick vorüber. Mit dem Zeichnen wollt' es nun gar nicht mehr gehen; ich mußte immer helfen und bessern, und oft vergaßen wir beide das Zeichnen in einem Gespräch, bei dem unausgesprochen die Hauptsache doch die Freude war, daß wir neben einander saßen und mit einander reden konnten. So stand denn am Nachmittage des 14. November der Zeichentisch wieder am Fenster vor meinem Secretär; wir hatten wieder einmal gezeichnet und saßen noch schweigend neben einander, ich mit fast stockendem Herzen; Emmy war schon gegangen. Ich sah nach ihren Zügen hin, in denen ich längst geübt war ihre Stimmung zu lesen; den Kopf in die Hand gestützt, sah sie nach der Straße hinaus. Da auf einmal wendet sie sich um und sieht mich an: Wehmuth und Liebe lagen auf unbeschreibliche Weise zusammen in diesem Blick; nie habe ich die Noth eines schönen Herzens so in den Zügen sich malen gesehen. Kein Gedanke, kein Wille war's, der mich zu ihr hinzog, ich konnte nicht anders. Wortlos küßten sich die immer schwer von einander scheidenden Lippen, dann schauten wir uns einen Augenblick an, selig verwundert und selig erfreut, daß wir uns endlich so gefunden .... Zuletzt brachen Klotilden übermächtig die Thränen hervor und sie bat mich, nun hinüber zu den Andern zu gehen und ihr Zeit zu lassen, sich zu sammeln."

Es gelang den beiden, ihm redend, ihr schweigend, die innere Erregung den Uebrigen zu verbergen. Aber um so schwerer war's dem Drang des Herzens Genüge zu schaffen, die nach dem wortarmen ersten Sichfinden nun sich mit vielen Worten zu sagen begehrten, wie lieb sie sich hätten. Drei Tage verzehrender Ungeduld

gingen hin, ohne daß sie einen Augenblick allein mit einander hätten reden können. Am Ende mußten sie sich auf andere Weise sagen, was nicht länger ungesagt bleiben konnte; Franz schrieb ihr ein Blättchen und bat sie, ihm auf die Rückseite Antwort zu schreiben. „Noch immer," heißt es darin, „ist mir jener selige Augenblick wie ein Traum, der mich beständig wiegt; o mache du diesen Traum, der doch kein Traum ist, sondern selige Wirklichkeit, mache ihn vollkommen wirklich, indem du mir das Eine sagst, daß du mir gut bist. Das muß ich hören, ausgesprochen hören, sonst glaub' ich mir selbst nicht; ich habe eher keine Ruhe. Aber mehr verlang' ich, will ich auch nicht, kein Wort mehr. Noch soll kein Versprechen dich an mich fesseln, an Einen, dem noch jahrelanges Ringen bevorsteht, bis er eine Stellung in der Welt hat. Den Muth, dein liebes, theures Leben an diesen Kampf zu ketten, soll kein Gelöbniß anfeuern; wenn du ihn hast, soll er nur hervorgegangen sein aus der Kraft deiner beständig erstarkenden Liebe, soll es freie, ganz freie Gabe sein. Nur das eine Wort sprich jetzt, daß du mich lieb hast; ich könnt' es zwar wissen, aber es ist so groß, so herrlich, daß ich dessen nicht ganz gewiß zu sein wage, du sagest es denn selber. O Klotilde, ich habe noch nie so mit einem Mädchen geredet, aber mit dir darf ich so reden; nicht wahr, ich darf?" — „Lieber, lieber Beyschlag," heißt's auf der andern Seite, „du verlangst, ich soll dir sagen, wie unendlich lieb ich dich habe: du weißt nicht, daß ich ohne dich nicht leben und nicht sein möchte, daß ich jedesmal, wenn du ausgehst, die Minuten in fliegender Unruhe zähle; wo du nicht bist, da ist es für mich öde und leer. — Ich liebe dich mit aller Gluth meines Herzens, rein und heilig; du kannst mich besser machen. Du willst kein Gelöbniß, du willst nur wissen, ob ich dich liebe; könnt ich Ja sagen ohne den festen, festen Willen, auch das Allerschrecklichste, was Gott einem Menschen je aufgebürdet hat, für dich zu tragen, oder mit dir zu theilen?"

Erst am folgenden Abend sahen sie sich. Franz saß, nach dem rastlosesten Tage, an seinem Secretär und versuchte zu arbeiten. „Da trat sie herein," erzählt er, „mit dem schüchternen Wort: „Nun komm' ich endlich." Sie setzte sich neben mich, sie sah so froh, so ganz anders aus, verklärt, vertieft, gehoben; es war ein neues Leben in ihr aufgegangen. Neu und süß klang mir das Du aus ihrem Munde. Wir sagten uns vielmal, wie lieb wir uns hätten, und darauf kamen unsere anderen Gespräche alle wieder zurück. Ihre

aufrichtige Seele hatte das Bedürfniß, mir nun auch ihr ganzes früheres Leben, so einfach es war, zu offenbaren; sie verbarg mir nichts, sie wußte, daß sie mein sei; sie hatte aber auch nichts, das sie mir hätte verbergen müssen, das mein Bild von ihr getrübt hätte. Der folgende Tag war ein Sonntag; wir verabredeten, in der Frühe mit einander in die Kirche zu gehen, zur Weihe unseres Bundes."

Die beiden empfanden, nachdem sie einander unmittelbar aus Gottes Hand genommen hatten, kein Unrecht darin, für den Augenblick aus ihrer Liebe ein Geheimniß zu machen. Sie sollte ja Allen bekannt werden, die ihr Ja und Amen dazu zu sprechen hatten; aber um die Erlaubniß der unwiderruflichsten Liebe irgendwen, und sei es auch Vater und Mutter, zu fragen, das war hier doch unmöglich. Anfangs war nur die treue Emmy die Vertraute des Bundes: den Andern gegenüber hielt man sich in den Schranken des ohnehin unbefangen zutraulichen allgemeinen Verkehrs. Bald aber fühlte Franz die Verpflichtung, zunächst mit der Mutter zu reden und ihre Zustimmung zu erbitten. Sie ward ihm, wie ihm freilich bei dem großen Vertrauen, das er längst im Hause besaß, nicht zweifelhaft gewesen war, von Herzen gegeben, und dazu die Zuversicht ausgesprochen, daß er sich durch eine so frühe Verlobung nicht werde in dem freien Fortgang seiner Bildung irre machen und voreilig nach Amt und Brod hintreiben lassen. Sehr gerne hätte er nun auch den Segen seiner Eltern gehabt, allein er fürchtete für jetzt zwar nicht die Einsprache derselben, wohl aber ihre Bekümmerniß um seine noch so ganz im weiten Felde stehende Zukunft. Er zog es daher vor, als ein Weihnachtsbrief von mir ihm das Herz aufgeschlossen hatte, sich mit seinen Bekenntnissen vorerst an mich zu wenden, bei dem er einer sorgloseren Lebensbetrachtung gewiß war, und ich bestätigte ihm unter herzlicher Mitfreude den Vorsatz, was die Eltern anginge, den nicht fernen Zeitpunkt abzuwarten, an dem aus dem Studententhum der erste Schritt in's praktische Leben gethan sein werde. Wir durften das um so mehr, als wir wußten, mit wie vollkommenem, freilassendem Vertrauen die Eltern in solchen Dingen sich zu uns verhielten.

So ward die letzte Zeit des Jahres 1848 und die erste von 1849, die Wendezeit der beiden großen Sturmjahre im deutschen Vaterland, für Franz eine von den wenigen Erquickstunden seines Lebens, in denen ihm ein flüchtiges Ausruhn und Aufathmen von allen Mühen und Kämpfen des irdischen Daseins gegönnt war. Kein

Erzähler könnte dieselbe einfacher und lieblicher schildern, als er selbst es in seinen später in großer Traurigkeit aufgezeichneten Erinnerungen gethan hat; ich reihe ein paar einzelne Züge aus denselben schlicht aneinander. „In jeder Zeit," beginnt er diesen Abschnitt seines Lebens, — „wenn uns ein großes Glück oder ein großes Leid widerfährt, können wir nicht übersehen, was alles uns damit gegeben oder genommen sei; es ist immer zunächst die Vorstellung, dann erst die Erfahrung, die wir von der Bedeutung eines Geschicks bekommen. So ging es auch mir: als alle Sehnsucht gestillt, alle Spannung gehoben war, als ich eine Braut hatte, eine liebe herrliche Braut, war ich doch zuerst nicht im Stande, mir zu vergegenwärtigen, was ein solcher Lebenswechsel nach meiner eigenen immer gehegten Vorstellung für mich bedeute. Das kam daher, daß diese Form gemeinsamen innern Lebens noch nicht den genügenden Inhalt hatte, und den konnte sie nur gewinnen durch gemeinsames Erleben. Auch fiel es mir nun, jemehr ich daran arbeitete, dies mein neues und tiefes Verhältniß beständig in Gott anzuschauen, desto mehr auf die Seele, was es heiße und was für eine Verantwortung es sei, ein solches Leben, das sich ganz mit unbedingtem Vertrauen uns hingiebt, das nur mit uns, in uns leben will, in unser eigen Leben einzupflanzen und zum Genossen aller der möglicherweise so wechselvollen Schicksale eines äußerlich noch so wenig gegründeten Daseins zu machen. Ich zagte manchmal, wenn ich dachte, daß meine Klotilde nun alles an mir zu haben, von mir zu erwarten berechtigt sei, und nur die sichtliche Gnade Gottes, die er in dies Verhältniß hineinlegte, und ihre beständig wachsende Liebe hoben mich über dies Zagen hinweg."

„Klotilde hinwiederum konnte, und das war so recht jungfräulich und weiblich, lange eine gewisse Zurückhaltung nicht überwinden; nicht mit der Leidenschaft sinnlicher Gluth, sondern mit keuscher Schüchternheit nahm ihre Vertraulichkeit zu. So wagte sie Anfangs gleichsam nur in einzelnen Augenblicken sich ganz hinzugeben an das neue Glück, nun ein rückhaltloses Vertrauen haben und äußern zu dürfen. Ich erinnere mich recht, wie manchmal sie vor mir stand und mich ansah, als wollte sie sich immer wieder erst von Neuem von der Gewißheit eines Besitzes überzeugen, der ihr so unendlich herrlich und köstlich erschien. Eines Abends kam sie mir Gute Nacht zu sagen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Ich drang in sie, es mir zu sagen, aber sie konnte nicht dazu kommen. Endlich als sie gehen mußte, sah sie mich voll Liebe mit leuchtenden Augen an und

sagte mit einem Anlauf von Muth: „Gute Nacht, lieber Franz! Das war's, was ich dir sagen wollte.“ Es war das erste Mal, daß sie mich mit meinem Vornamen nannte.“

„Unbeschreiblich schön war ihre Demuth und Hingebung. Oft wenn sie gegen Abend zu mir kam und ich am Secretär saß, kniete sie neben mich hin, so daß ich eben meine Hand um ihre Schulter legen konnte. In dieser Stellung, an mir hinaufsehend, mochte sie gerne mit mir plaudern und manchmal waren wir so, ich über sie gebeugt, sie ihr Haupt an meine Brust gelehnt, minutenlang wortlos. Ich entsinne mich, daß ich ihr, während sie so neben mir kniete, mehrere von den Liedern vorlas, welche ich im Sommer und Herbst an sie gedichtet hatte. Thränen demüthiger Dankbarkeit strömten über ihre Wangen, Thränen, deren Spuren die Andern gewiß nicht begriffen. Daß ich sie damals schon so geliebt und daß ich sie so verherrlicht, das machte sie nicht im leisesten stolz, wohl aber, weil es eine Bestätigung meiner Liebe war, sehr glücklich. — Ein ähnlicher Zug, wie das gerne Knieen war ihr öfteres Händefalten, nicht etwa eine bedeutungslose Gewohnheit, sondern, wie ich oft beobachtet habe, der unwillkürliche Ausdruck einer feiernden Stimmung. Das konnte sie, weit entfernt von aller unfrommen Vergötterung der Kunst wie der Natur, aber in beiden das Göttliche ahnend, vor einem schönen Gemälde thun, indem sie es wortlos gleichsam mit den Augen aufsaugte und erst nach einiger Zeit durch irgend eine Aeußerung kund gab, wie tief sie es in die Seele aufgenommen hatte. Ebenso hat sie in unvergeßlichen Stunden auf manchem Spaziergang neben mir gestanden, zutraulich auf meinen Arm gelehnt, mit zusammengefalteten Händen; so hat sie mit mir auf der kleinen Brücke im Park von Schönhausen auf den rauschenden Wasserfall herabgesehen und hineingesehen in die sinkende Sonne, eine Ahnung ihres frühen Scheidens im Herzen.“

„Eben weil ich sie so überaus lieb hatte, konnte ich ihr zürnen, wenn irgend etwas mir ihr liebes Bild zu trüben drohte, wenn die Mutter einmal klagte, daß sie dies und jenes versäume, oder wenn sie der guten Emmy einmal ein übermüthiges verletzendes Wort gab. Dann war ich oft strenger als das Unrecht verdiente, und Emmy sagte mir manchmal, ich sei doch gar zu hart. Klotilde aber, wenn sie mein Gesicht sich verdunkeln, meinen Blick sich abwenden sah, rang mit sich selbst; da wollte wohl manchmal der natürliche menschliche Stolz sich erheben, aber noch vielmehr war sie trost- und rath-

los darüber, daß ich zürnte. Sie stand auf, sie ging in eine andere Stube; sie kam wieder — mein finsterer Blick war noch derselbe: da endlich hielt sie's nicht länger aus, sie kam zu mir, küßte mich schweigend, aber zugleich brach ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen. Nun sah ich, daß sie aufgeregter sei, als gut war; ich zog sie an meine Seite, bat sie stille zu sein und gestand gerne zu, ich sei zu hart gewesen. Das aber konnte sie nie beruhigen; nein, sie habe Unrecht gehabt, das solle ich doch jetzt nicht anders sagen; aber was ich nur von ihr denken möge, daß sie sich so betrage, und ob ich sie auch darnach noch lieb haben könne? Sagte ich ihr dann, — und das that ich immer und aus vollem tiefstem Herzen — liebstes Herz, du kannst mich einmal betrüben, du kannst mir einmal wehe thun, aber weißt du denn nicht, daß es nichts giebt, was du thun könntest, worüber ich aufhören könnte dich lieb zu haben, oder dich auch nur weniger liebhaben? dann — wie die Landschaft doppelt schön auflacht, wenn der Gewittersturm dem lieben Sonnenschein wieder Platz macht, so verklärte dann ein fröhliches, zuversichtliches Lächeln ihr schönes verweintes Angesicht und die ganze erhöhte Gewißheit, mit welcher sie auf meine Liebe baute, legte sich in ihre Umarmung, in ihren Kuß. Und wer dann etwa zu sagen wagte, ich habe Unrecht gethan, sie zu Thränen zu bringen, dem antwortete sie mit dem Stolze der weit mehr auf den Geliebten als auf sich selbst bedachten Liebe, ich habe ganz Recht gehabt und sie Unrecht."

„So hat ihre Liebe sie gelehrt, einen stolzen nach Unabhängigkeit strebenden Willen zu beugen. Im Anfang unserer Verlobung kam es öfters vor, daß sie sich in dieses und jenes von meinen Ansichten und Wünschen nicht zu finden wußte; ich war meist viel zu hart, was mir noch wehe thut. Aber nach nicht vielen solchen Kämpfen hatte sie sich auf eine mich tief beschämende Weise in meinen Willen gefunden. Was ich wollte, das war auch ihr Wille in aller Freudigkeit. „Fragt ihn; was er will, ist mir recht," sagte sie, wenn sie gefragt ward, und unverhohlen erklärte sie's für ihre Pflicht also zu denken. Hatte wer etwas dawider, dann umarmte sie mich und sagte: „Laß sie nur reden, ich thue was du willst." Man sagte einmal, ich tyrannisire sie; sie erzählte mir's lächelnd wieder. So stand sie im vollsten Vertrauen auf mich; „ich ruh' in deinem Herzen," sprach sie öfter."

„Wenn ich mich jetzt zurückversetze in jene Tage, dann wird mir erst ihr Reichthum und Segen völlig gegenwärtig. Auf Edles,

Schönes, Freundliches alle Gedanken gerichtet, denn sie waren alle auf sie gerichtet; alle guten Kräfte der Seele in beständiger Spannung und Thätigkeit, denn die Sorge um sie und das Streben sie zu erfreuen, füllte ja jede Minute aus. Das Gefühl, jetzt ein zweites Leben auf dem Herzen zu tragen, das Wort, das sie oft zu mir sprach: „du bist mir Alles," das gab meiner Seele eine Spannkraft und Thatenlust, wie ich sie vorher weit nicht gekannt hatte. Mein ganzes inneres Leben fühlte sich in einer reineren, freieren Lebensluft; ihr in das kindlich vertrauende und doch so festblickende Auge zu schauen mit einem unwürdigen, niedrigen Gedanken, das war unmöglich. Da hab' ich gelernt, wie Sichhingeben seliges Gewinnen sei, und das Sichfesseln an ein anderes Herz ein Aufschwung zu höherer Freiheit." —

Eine solche Liebe hob über die Gefahren eines so frühen Verlobens selbst wieder hinaus und ward ein desto kräftigerer Sporn, Allem nachzudenken, was lieblich ist und wohllautet. Waren die ersten Wochen allerdings in süßen Träumen hingegangen, so nahm Franz von Neujahr an einen desto frischeren Anlauf zur Arbeit. Vorlesungen hörte er diesmal nicht viele, denn im sechsten Semester nimmt die Lust daran ab. Nitzsch's biblische Theologie, seine theologische Encyclopädie, deren Anfang er einst in Bonn gehört hatte, und Trendelenburg's Logik waren in der That genug, da nicht nur Neander's kirchenhistorisches Seminar fortbesucht ward, sondern nun auch Nitzsch's homiletisches Seminar hinzukam. Die Vorurtheile, welche er mir bei der ersten Mahnung in letzteres einzutreten, gegen eine solche Predigt-Schulübung geäußert hatte, schwanden bald vor Nitzsch's ausgezeichneter Behandlung derselben. Den Schrifttext nach seinem ganzen inneren Reichthum und nach seiner vollen Eigenthümlichkeit anzuerkennen und auszulegen, den Grundgedanken desselben herauszufinden und die Gliederung dieses Gedankens in der Gliederung des Textes zu entdecken, mit einem Worte schriftgemäß und schriftgetreu zu predigen, konnte man wohl nicht trefflicher angeleitet werden als bei ihm. Dabei hatte der ehrwürdige Mann eine solche Gerechtigkeit und Geschicklichkeit des Urtheils, daß keine Schwäche des jugendlichen Versuches unbewiesen und kein guter Ansatz desselben unbeachtet blieb und der Anfänger sich jedesmal gefördert fühlte ohne beschämt zu sein. Auch die schlimmste Klippe solcher Seminarübungen, die Entweihung der zu behandelnden heiligen Dinge durch die blos vorübende, schulmäßige Behandlung derselben, wußte Nitzsch's hoher und

doch freundlicher Ernst glücklich zu umschiffen; sein Verhältniß zu den Seminaristen war ein geweihtes, kirchliches; sie zog er besonders in seinen persönlichen Verkehr und sprach ihnen auch im Seminar nicht nur zum Verstande, sondern einfach und wirksam zu Herzen. Ergriffen und bewegt theilte Franz uns die Worte mit, mit welchen der verehrte Lehrer das Seminar vor den Weihnachtsferien geschlossen. „Möge ein Jeder von uns etwas vom Gruße der Engel erleben. Dies Jahr ist ein Wendepunkt gewesen, wie wohl noch Keiner unter uns einen erlebt hat: ich zwar habe schon manchen erlebt, aber noch keinen wie diesen. Da schaut denn der alte Gott mit seinem Weihnachtslichte hinein. „Freuet euch," sagt der Apostel und läßt sich nicht irre machen durch allerlei Bedrängniß, „und abermals sage ich, freuet euch." Und das können wir nur, wenn wir seinem Worte auch weiter folgen, wenn wir uns freuen im Herrn, wenn wir uns zu ihm sammeln im Gebet. Ehre sei Gott in der Höhe — und auch in deinem Herzen; Frieden auf Erden — und komme auch zu dir zu Gaste! Und den Menschen ein Wohlgefallen: ja möge auch in uns das Wohlgefallen an den Menschen erneut werden durch den Heiland; der uns auch im Neger und Hottentotten unsern Bruder zeigt; mögen wir lernen, auch in den häßlichsten, verzerrtesten Erscheinungen noch etwas herausfinden vom Ebenbilde Gottes und Muth gewinnen das Verlorne zu suchen und zu retten." — Zweimal kam Franz in diesem Seminar zur Predigt, einmal im Winter und einmal im folgenden Sommer; beidesmal gelang ihm die Arbeit weit besser als der Vortrag: während in jener der tüchtige Schüler des trefflichen Lehrers sich ausweist, konnte er im Vortrag über das störende Gefühl nicht hinweg, das ihm der Seminarsaal anstatt der Kirche, die kritischen Studenten anstatt der andächtigen Gemeinde erregten. Es war, wie bei jenem ersten Predigtversuche am Rhein, so auch nachmals immer die Feierlichkeit der Situation, das Harren der am Munde des Predigers hangenden Gemeinde, was ihn erhob und seiner Rede Sicherheit, Schwung und Nachdruck verlieh.

Neben diesen ersten praktischen Studien gingen die wissenschaftlichen auf alten und neuen Bahnen ungestört weiter. Zum Theil betrafen sie nach wie vor die historisch-kritischen Fragen über das Neue Testament; wie z. B. ein unter anderen „Thematen und Entwürfen" vorfindlicher Aufsatz über Zweck und Plan der Apostelgeschichte, der mit klarem Blick und selbständiger Beobachtung in die Composition dieses von der Tübinger Kritik so sehr mißhandelten

Buches eindringt. Da die Berliner Facultät ebendamals ein in diese Studien einschlagendes Thema, das Verhältniß der Apostel Petrus und Paulus, zur Preisfrage gestellt hatte, so wäre Franz gerne noch einmal in die Schranken getreten; und er hatte, wie er mir schrieb, das Material der Arbeit vollständig beisammen, als Klotildens nachmalige Erkrankung ihn von der Ausführung abhielt. In ein ganz anderes Gebiet der Theologie führt eine Reihe mir vorliegender Bemerkungen und Notizen über Begriff und Geschichte der Mystik, Vorbereitungen zu einem Vortrag über die „deutsche Theologie", jene schönste und reifste Frucht vorreformatorischer Verinnerlichung und Vertiefung des christlichen Bewußtseins. Der Vortrag selbst bestimmt zunächst den Begriff der Mystik als derjenigen christlichen Auffassung, die über das bloße Willensverhältniß zwischen Gott und Mensch hinaus mit Vorliebe auf das Wesensverhältniß zwischen beiden zurückgreife, wobei dann das den Unterschied gesunder oder krankhafter, christlicher oder pantheistischer Mystik bildet, ob dies Wesensverhältniß auf dem Wege der sittlichen Wiedergeburt oder auf dem Wege des bloßen Bewußtseinsprocesses zur Verwirklichung kommen soll. Es folgt eine historische Skizze der zweierlei mystischen Erscheinungsreihen, von denen die eine aus dem Neuplatonismus und ähnlichen außerchristlichen Anlässen historischer und psychologischer Art, die andere aus der Gegenwirkung des christlichen Innenlebens gegen die Veräußerlichung der Hierarchie und Scholastik entspringt; dann wird der Inhalt der „deutschen Theologie" ausführlich und systematisch dargelegt und der Nachweis gegeben, welch' rein evangelische mit den gesundesten Strebungen der neueren Theologie zusammenstimmende Grundanschauung hier ausgedrückt sei.

Dieser Vortrag wurde im Frühling 1849 im Neander'schen Seminar gehalten und durch einen willkommenen Seminarpreis freundlich anerkannt. Ueberhaupt kam Franz bei Neander zu immer größerer Geltung. Bedurfte es im Seminar immer eines etwas überlegenen herzhaften Sprechers, welcher dem allzugeduldigen Lehrer die vorhandenen zudringlichen Schwätzer bändigen half, so war er es nun, der dieses natürliche Amt übte, und Neander hatte sich gewöhnt, sich am Schlusse jeder Discussion an ihn zu wenden mit dem freundlichen Worte: „Wollen Sie nicht darüber noch etwas bemerken?" Ein anderes Zeichen ehrenden Vertrauens war es, daß ihn Neander zuerst zum Mitvorstand, dann zum Director seines Krankenvereins ernannte, jener mit rührender Treue gepflegten Anstalt, durch welche der sonst

allen praktischen Unternehmungen fernstehende Mann die thätige Uebung der christlichen Liebe in den Kreis der akademischen Jugend zu pflanzen bemüht war. So wurde Franz schon jetzt einigermaaßen eingeführt in eine Thätigkeit innerer Mission, jenes großen vielgegliederten Werkes rettender Liebe, dessen Forderung eben damals, durch Wichern's gewaltige Ansprache auf dem ersten im Herbst 1848 gehaltenen Kirchentage zu Wittenberg, anfing in's allgemeine kirchliche Bewußtsein zu treten. Ueberhaupt wandte die um Neander geschaarte strebsamere Jugend dieser großen und neuen Entfaltung des Christenthums sowie der bedeutenden Persönlichkeit, die deren Träger geworden war, sogleich ihre volle Liebe zu: in Freundesbriefen an Franz aus dem Jahre 1848 wird Wichern und sein Werk inmitten der zunehmend sich offenbarenden politischen Erbärmlichkeit und der gegen jeden neuen Lebenshauch sich in ihre Kutte einhüllenden kirchlichen Orthodoxie als das einzige Element der Zeit hervorgehoben, das jugendlicher Begeisterung noch eine Zuflucht und ein Feld der Betheiligung biete. Franz studierte schon damals Wichern's „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause", hielt im Studentenmissionsverein einen Vortrag über das Werk der inneren Mission, dessen Entwurf mir vorliegt und nicht nur jugendliche Wärme und Begeisterung, sondern auch schon eine nicht geringe Sachkunde verräth, und bereitete sich so noch auf der Universität zur Mitarbeit an einer Aufgabe vor, der er bis zuletzt als ein treuer Arbeiter seine Kraft immer hingebender geweiht hat. Durch alle diese Beziehungen kam er unter den Studenten der Theologie zu einem gewissen Ansehn, war auch weit entfernt, sich durch seine stille Verlobung dem jugendlichen Freundeskreis entfremden zu lassen, sondern half vielmehr, da das alte wissenschaftliche Kränzchen ziemlich zusammengeschmolzen war, eine größere gesellige Vereinigung unter den Theologen zu Stande bringen, in der er selbst zum Vicepräsidenten erwählt ward. Neue treffliche Freunde, die zum Theil jetzt im Dienste der Kirche ehrenvoll bekannt sind, schlossen sich hier an ihn an: welche Stellung er selbst unter den Besten einnahm, das drückt ein inzwischen auch schon heimgegangener Freund in einem Briefe aus, den er dem von Berlin Abgegangenen nachschickt. „R.," heißt es darin, „ist ein Mensch, den ich von Tag zu Tag mehr schätzen lerne und vor dessen echtchristlicher Gesinnung, wie sie sich in der Liebe thätig erweist, ich mich tief demüthige; vor P. und seinem Wissen habe ich allen Respect und gewinne ihn immer lieber, da das einseitig intellectuelle Element in ihm immer mehr dem großen

Praktischen Platz macht, das unserer Zeit allein gewachsen ist; und so sind der Freunde noch viele. Allein eines fehlt mir, das Belebende, Erfrischende, wenn ich es offen sagen soll, Kecke, die Welt Erobernde, durch dessen Anschauung auch die eigene Persönlichkeit belebt und von den Schlacken einer unmännlichen Muthlosigkeit gereinigt wird. Das eben ist es, was ich in dir gefunden hatte, und diese Lücke vermag hier Keiner auszufüllen."

So ward überhaupt kein berechtigtes Interesse bei ihm geringer, seit jenes eine allgewaltige ihn beherrschte, — auch das vaterländische nicht. Die Wogen der trüben Strömung gingen allgemach wieder hoch und höher; getheilt zwischen tiefem Unwillen über die so vielfach hervortretende Gemeinheit und zwischen der Hoffnung, die ein Deutscher ja so leicht nicht aufgiebt, sahen wir mit Spannung der Entwickelung der vaterländischen Geschicke zu und schütteten in unseren Briefen die Herzen über dieselben aus. In Berlin war Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt, aber die neuen nach dem alten demokratischen Wahlgesetz gebildeten Kammern schlugen den alten Ton an und mußten wieder aufgelöst werden. In ihnen saß denn auch auf der äußersten Linken unser ehemaliger Freund Kinkel, den wir freilich schon seit dem Sommer 1848 als einen völlig Verlorenen betrachtet hatten: maaßloser Ehrgeiz, eine gegenstandslose innere Unruhe und Unzufriedenheit, — im tiefsten Grunde, wie wir wenigstens glaubten, der Stachel, den der verleugnete und verlästerte Glaube seiner Jugend in seinem Herzen zurückgelassen hatte, — trieb ihn, den noch beim Ausbruch der Bewegung gemäßigt und constitutionell Gesinnten, unaufhaltsam, die Folgerungen seines inneren, religiös-sittlichen Bankerotts auch politisch und gesellschaftlich auszugestalten. Aber von Berlin wandten die Blicke sich wieder mehr denn zuvor nach Frankfurt, wo nun endlich der Kaiserfrage in's Auge geschaut werden mußte. Nach langen Illusionen, als ob man mit Oestreich ein einiges Deutschland bauen könne, hatte Welcker sich eines Besseren besonnen und im März 1849 jenen berühmten Antrag gestellt, dessen Annahme nach menschlicher Berechnung der deutschen Geschichte eine andere Wendung gegeben haben würde, den Antrag, den Verfassungsentwurf in zweiter Lesung mit den Aenderungen, die den preußischen Bemerkungen entsprachen, in Bausch und Bogen anzunehmen und darauf zur Kaiserwahl zu schreiten, deren Ergebniß dann kaum fraglich sein konnte. Particularisten und Ultramontane, sammt jenen Oestreichern, die es für sittlich möglich hielten über eine Verfassung mitzustimmen, der

sie für sich jedenfalls keine Gültigkeit beizumessen gesonnen waren, errötheten nicht mit rothen Republikanern im Bunde diesen Antrag fallen zu machen und die Verfassung in zweiter Lesung durch demokratische Bestimmungen zu entstellen, die darauf berechnet waren, sie dem Könige von Preußen unannehmbar zu machen. Als nun zuletzt unter kaum erträglichen Bedingungen die einzig mögliche Kaiserwahl zu Stande kam, flammte dennoch die Begeisterung nah und ferne noch immer so kräftig auf, daß man sehen konnte, wie viel mächtiger, wie unwiderstehlich fortreißend sie einem reineren Ergebnisse entgegengekommen sein würde. Daß der König die demokratische Krone nicht rundweg annahm, konnten wir ihm nicht verdenken; dennoch hätten wir das angebotene und angenommene „Anrecht" herzhafter und thatkräftiger ergriffen gewünscht; man sagte schon damals, daß in dieser weltgeschichtlichen Entscheidung unberufene Rathgeber die nicht zu verantwortende Verantwortung auf sich geladen, den Rath der berufenen zu hintertreiben. An der halben Antwort, an der unseligen Pause nach ihr ging das zerüttete Parlament völlig unter: die kleineren Staaten hatten die Reichsverfassung angenommen und auf sie vereidigt; sie wurde nun das Aushängeschild der mächtiger denn zuvor auftretenden Umsturzpartei. Der Dresdener Aufstand flammte empor und scheiterte an der nachher mit so großem Undank gelohnten preußischen Hülfe; an ihr scheiterte auch das Parlament, dessen gegen das preußische Einschreiten gerichtete Erklärung die beginnenden Todeszuckungen deutlich bezeichnete; wer nicht mit der Revolution, die nun auch am Rhein und in Pfalz und Baden aufloderte, Brüderschaft machen wollte, ließ sich abberufen oder legte nieder, wenn auch oft mit schwerem, fast gebrochenem Herzen. Endlich richteten die bestimmtesten Versicherungen Preußens, daß dem deutschen Vaterlande das Wesentliche der angestrebten Einheit gerettet werden solle, und der bald darauf in Gemeinschaft mit Hannover und Sachsen veröffentlichte neue Verfassungsentwurf die Gemüther der Besonnenen und Vertrauenden wieder auf. Preußen begann einen kühnen Lauf mit festen sieghaften Schritten; der Aufruhr im eignen Lande war rasch gedämpft; der süddeutsche, viel ernstlichere und bedeutendere wurde, nachdem die Treue der hessischen Truppen seinen Fortschritt aufgehalten, von der großartig entfalteten preußischen Heeresmacht niedergeworfen. Mit welch' heißem Antheil, mit welch' freudigem Herzklopfen wir die Fortschritte der preußischen Waffen auf diesem Rettungszuge für das ganze Vaterland begleiteten, läßt sich nicht sagen: wir ahnten

damals nicht, wie bald der Aufschwung des siegreichen Adlers erlahmen, wie bald der deutlich und verbindlich genug ausgesprochene vaterländische Zukunftsgedanke an sich selbst verzagen und dadurch seine von Selbstsucht verblendeten Gegner ermuthigen würde, ihn unter die Füße zu treten.

Während sich am Horizont des öffentlichen Lebens alle diese Wetter sammelten und entluden, hatte für Franz auch das Himmelsblau seines stillen persönlichen Glückes sich mit trüber Sorge umflort: seit dem 23. Februar saß er am Krankenbette seiner Braut. So gesund und blühend Klotilde aussah, so hatte doch längst eine zeitweilige und zunehmende tiefe Ermüdung eine geheime Gefahr dieser blühenden Gesundheit angedeutet. Dazu hatte sich seit Weihnachten ein ziemlich heftiger Husten eingestellt, den aber der Arzt für ganz unbedenklich erklärte und der sie daher auch nicht abhielt, sich im Haushalt größere Anstrengungen zuzumuthen, als Franz gern sah. Sie wollte durch die Kraft des Willens die körperliche Schwachheit bewältigen und so hatte sie sich an jenem 23. Februar über ihre Kräfte angestrengt, als sie plötzlich, nach einem mit besuchenden Freunden lebhaft verplauderten Abend, in heftigem Anfall Blut auszuhusten begann. Es war ein ungeheurer Schrecken für Alle: inmitten desselben faßte sie, noch ehe sie reden konnte, Franzens Hand und drückte sie wie zum Troste; sie dachte in rechter Liebe auch jetzt nicht an sich, sondern an ihn — „erschrick nicht, es ist nichts", waren die ersten Worte, die sie wieder zu reden vermochte. Aber es war eben nichts Geringeres als ein Anzeichen derselben schwachen Seite des Organismus, von der die Todeskrankheit der verklärten Geschwister ausgegangen war; indessen glaubte man gerne den bestimmtesten Versicherungen zweier Aerzte, daß der Blutsturz, der sich am folgenden Morgen noch einmal wiederholte, nichts Bedenkliches habe und nur sorgsame Pflege und lange Schonung erheische. Blutentziehungen wurden angewandt, eine große Ermattung trat ein; schon die erste Erholung ließ länger auf sich warten, als man Anfangs geglaubt. Franz trennte sich natürlich möglichst wenig von ihrem Bette und die Kranke begehrte auch nach nichts mehr, als ihn in der Nähe zu haben; selbst die Unruhe ihres Blutes, versicherte sie, mäßige sich, wenn er komme. „Wenn sie ruhen sollte," erzählt er, „und alle Andern sich entfernten und die Mutter auch mir winkte, da sagte sie gleich: „Nein, er soll dableiben"; und auf die Einwendung: „Aber du mußt ja Ruhe haben," antwortete sie: „Eben dann bin ich am ruhigsten, wenn

er da ist.“ Dann mußte ich mich neben ihr Bette setzen, sie nahm meine Hand und so schlief sie ein.“ In der zweiten Nacht nach dem Blutsturz wachte Franz bei ihr; sie wachte auf und faßte seine beiden Hände; so beteten sie mit einander und empfahlen ihr Leben und ihre Liebe in die Hände des Herrn. „Sie sprach in einer trüben Stunde mit mir auch vom Schlimmsten,“ erzählt Franz, „mit mehr Ruhe und Ergebung, als ich zu behaupten vermochte.“ In diesen Tagen entstand das schöne Lied, das ich unter anderen in den „Haideröschen“ mitgetheilt habe:

Das sind die besten Stunden
Und wahrhaft fromm gemeint,
Wo wir uns einst gefunden,
Wo wir uns treu vereint.

Was da dies Herz durchzogen,
Zu sagen weiß ich's nicht;
So auch des Meeres Wogen
Faßt ja ein Becher nicht.

Das ist das höchste Leben,
Das ohn' ein Wörtlein spricht,
Das aus der Lippen Beben
Und das aus Thränen bricht;

Und das auf dieser Erden
Der allerreichste Fund,
Ganz eines Andern werden
Mit Herzen, Hand und Mund.

Auch seh' ich's klar mit Augen
Im seligen Gemüth,
Wie mir's von Gottes Hauchen
Dadrinnen glüht und blüht.

Du meine beste Habe,
Du meiner Seele Ruh,
Ja ew'ger Liebe Gabe,
Mein ewig' Lieb' bist du.

Und unser beider Herzen
Die ruhn an Seiner Brust,
Der ja von je die Schmerzen
Der ganzen Welt gewußt.

Der hört auch unser Bitten
Und unser kleines Leid,
Ist bald in unsrer Mitten
Und schenkt uns frohe Zeit.

* * *

War ihre gegenseitige Liebe von Anbeginn eine fromme, der ewigen Liebe zugewandte gewesen, so verstärkte und vertiefte sich dieser Zug doch gar sehr in dieser Zeit des Sorgens und Leidens. Klotilde erholte sich allerdings einigermaaßen: sie durfte nach zwei Monaten das Bette wieder für einen Theil des Tages verlassen, auch, als der Frühling gekommen war, wohl einmal eine Stunde im Gärtchen sitzen, aber sie war und blieb Patientin, matt und müde, der äußersten Schonung bedürftig; ihr Husten war milder geworden, aber nicht verschwunden und von Zeit zu Zeit kamen auch noch Blutstropfen dabei zum Vorschein. So blieb Franz an das Krankenzimmer gefesselt, aus seinem Arbeiten und Studieren wurde fortwährend nicht viel, aber er ging dafür sammt seiner Braut in eine höhere Schule als die der Wissenschaft, in die Trübsalsschule der züchtigenden göttlichen Liebe. Klotilde begann eben jetzt im Hause zu entbehren, was sie vorher nicht vermißt, gemeinsames Gebet, Lesen und Betrachten der Schrift; „wir halten das einmal anders," sagte sie im Gespräch darüber zu Franz mit freudigem Lächeln. „In guten Stunden," erzählt er, „setzte ich mich an ihr Bette und erklärte ihr einen biblischen Abschnitt; da lag sie stille, so lange ich über die h. Schrift sprach, mit gefalteten Händen, die Augen unverwandt auf mich gerichtet, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und dem feinsten Verständniß. Sie frug mich einmal, was das heiße, Gott schauen: sie meinte, indem man dem Heilande immer ähnlicher werde, komme man Gott innerlich immer näher, werde seiner innerlich immer mehr theilhaftig; die Wärme, mit der sie sprach, bewies, wie sehr ihr das Herzensangelegenheit war. In solchen Gesprächen fühlte sie sich so glücklich und beklagte, daß früher Niemand über dergleichen mit ihr geredet. Sonntags lasen wir eine Predigt mit einander, oder auch aus Arnd's wahrem Christenthum. Es giebt Seelen, denen der Glaube an den Heiland nie fraglich geworden ist, die für sich gar keine andere Form der Religion kennen als den Glauben an den Sohn Gottes; zu denen gehörte sie. Wie sehr ihre Seele mit dem Herrn beschäftigt war, geht daraus hervor, daß sie in einer Stunde großer körperlicher Auf-

regung und großer Niedergeschlagenheit des Geistes in einem Gesichte den Herrn sah, wie er sich freundlich zu ihr neigte. Während ihrer Krankheit, so lange ich bei ihr war, bin ich fast nie am Abend von ihr gegangen oder Morgens zu ihr gekommen, ohne daß wir still mit einander beteten. Vergaß ich das, dann hielt sie mich zurück und sagte: „Laß uns noch zusammen beten.“ Dann machte sie mir das Kreuz auf Stirn und Brust mit den leisen Worten: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geistes; Amen.“

Ihr ganzes Wesen erschien jetzt zu stillerer, zarterer Schönheit verklärt. „Nichts war ihr peinlicher,“ erzählt Franz, „als wenn man ihr irgend ein Lob sagte. Ich habe ihr nie geschmeichelt, aber wer hätte sich enthalten können, bei dem oder jenem Anlaß seine Freude an ihrem Wesen auszusprechen? Ich habe das nie so aus voller Seele und ohne die kleinste Eitelkeit abweisen sehen. Es schmerzte und demüthigte sie tief, wenn man ihr irgend ein Lob spendete, das sie nicht zu verdienen überzeugt war. „Ach, rede doch nicht so,“ sprach sie dann. Oft sagte sie mir: „Ich bitte Gott, daß er mich so werden lasse, daß ich dich glücklich mache.“ Oder: „Werde ich dich auch glücklich machen? ach, lieber Franz, du mußt viel Geduld mit mir haben.“ — An Anderen sah ihr liebreiches Wesen von selbst überall die gute Seite zuerst und zumeist. Wenn Jemand von den Ihrigen zu scharf über eine Person urtheilte, das that ihr immer weh. „Wenn so über uns geurtheilt würde,“ sagte sie dann, „wie könnten wir bestehen?“ Dann suchte sie stets zu mildern, die guten Seiten hervorzuheben und dem Allzustrengen selbst mit schmeichelnden Worten ein milderes Urtheil abzugewinnen. Ihre Freundlichkeit machte, daß die Dienstboten ihr auf's Treueste anhingen, ihr am liebsten und willigsten folgten; wer im Hause zu thun hatte, der hatte am liebsten mit ihr zu thun. — Anderen zu schenken war ihre größte Lust; für sich selbst war ihr Vieles zu gut, was sie Anderen mit Freuden hingab. Sie hat mir einmal das Versprechen abgenommen, wenn wir erst verheirathet seien, müsse ich ein armes Kind annehmen; es war ihr eine große Freude, als ich ihr das versprach. Ihr Herz war so reich, daß man ihr stets anfühlte, sie gab sich in keinem Augenblick ganz aus; ihre Liebe, ihre Innigkeit, die Aeußerungen ihrer Frömmigkeit — Alles war ein Geben aus der Fülle heraus. Wem sie *einmal* mit der Stimme, mit dem Tone gesagt hätte, wie sie mir es oft gesagt hat: „Mein Franz,“ der hätte gewußt: „Liebe ist stark wie der Tod und auch noch stärker.“ —

Die tägliche und täglich schönere Gegenwärtigkeit einer solchen Liebe zu verlassen, das war wohl ein schweres Ding, zumal solange Klotilde noch nicht völlig wieder gesund war. Und doch konnte ich es Franz nicht ersparen, jetzt schon diese Trennung in's Auge zu fassen. Noch war freilich der nächste Sommer, ein siebentes Semester ihm zugesagt; aber nach diesem mußte die akademische Zeit zu Ende gehn, denn die dafür vorhandenen Mittel, die Franz, so anspruchslos er für seine Person war, nicht eben mit ängstlicher Sparsamkeit behandelt hatte, waren dann erschöpft. Es fragte sich, was dann weiter werden sollte. In Frankfurt sah es ebendamals trostloser denn je aus: eine sogenannte „constituirende Versammlung“ war eben damit beschäftigt, mit dem kleinen Gemeinwesen demokratische Experimente zu machen, den „Freistaat“ Frankfurt nach Art eines Schweizercantons zu verfassen, die Schule zu radicalisiren, die Kirche aber womöglich um ihr Vermögen zu bringen und es für die Zukunft dem Einzelnen zu überlassen, seinen Pfarrer wie seinen Arzt für sich zu bezahlen. Aber auch ohne diese reizende Perspective waren die fünftehalb Jahre, die ich in Frankfurt zugebracht hatte, ohne auch nur an einer Volksschule eine Berufsthätigkeit erlangen zu können, und die zehn bis fünfzehn Jahre, während derer andere Candidaten sich in gleicher Lage befanden, für Franz Grund genug, in Frankfurt gar keine Anknüpfungen zu suchen. Er rechnete auf das Nämliche, worauf auch ich damals durch Rath und That meines aus Italien heimkehrenden Freundes Albrecht Hoffnung zu fassen begann, auf eine Uebersiedelung nach Preußen, an dem längst aus mehr als einem Grunde unser Herz hing. Aber es fragte sich, ob Franz vor zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre, mit dem erst seine Frankfurter Militärpflichtigkeit erlosch, aus dem Heimathsverbande werde entlassen werden, oder aber, ob er nicht dann in Preußen mit einem kostspieligen Freiwilligenjahr anfangen müsse. Nach mannigfacher Erwägung und Erkundigung hielt ich's für's Beste, daß er den nächsten Winter ruhig bei den Eltern bliebe, in Frankfurt sein erstes Examen bestünde und dann eine Stelle im Rheinland suchte, das uns durch persönliche Anknüpfungen von Bonn her und durch die geringe Anzahl verfügbarer Candidaten die besten Aussichten darbot.

Schon vor Klotildens Erkranken hatte ich Franz die Nothwendigkeit Berlin im Herbst zu verlassen auseinandergesetzt; Franz hatte ihr den Brief zu lesen gegeben; „er hat ganz Recht,“ hatte sie mit Thränen in den Augen gesagt. Ihre Krankheit machte den Entschluß

freilich viel schwerer; „Gott, was hätte das geben sollen," sagte sie jetzt wohl und hielt ihn fest, „wenn meine Krankheit gekommen wäre und du wärest nicht dagewesen." So war es erklärlich und verzeihlich genug, wenn Franz, je näher das Ende seiner Studienzeit rückte, desto entschiedener dasselbe weiter hinauszurücken suchte. Seine Studien hatten zudem durch die öffentlichen und häuslichen Unruhen so manche Störung gelitten; er kam sich noch so unfertig und der vielseitigen Anregung noch so bedürftig vor, die nun im Beginn des Sommers ihm wieder ruhiger und fröhlicher strömte, und so wollte er jedenfalls noch den folgenden Winter in Berlin verbleiben. Er werde sich, während die Familie, wie sie vorhatte, auf's Land zöge, auf's Aeußerste einschränken, ein paar Stunden geben und so ohne große Zuschüsse noch weiter studieren können; vielleicht finde sich dann auch in dortigen Gegenden eine Thür für seine Zukunft. Dieser Schlußgedanke that mir besonders weh; ich hielt es nicht für recht, daß er, nur um die Trennung von seiner Braut hinauszuschieben, sein Leben eigenwillig in eine Fremde pflanzen wollte, die jede lebendigere Gemeinschaft mit Eltern und Geschwistern für die Zukunft ausgeschlossen hätte. Ueberdies glaubte ich aus jenen Entwürfen ziemlich deutlich den Rath unseres Freundes Siegmund herauszuhören, dessen Vorbild mir, was praktische Lebensfragen anging, für Franz nichts weniger als erwünscht war. Es gab zwischen uns eine ziemlich erregte briefliche Erörterung über Gehen und Bleiben; Franz ließ die weitergreifenden Pläne zwar sogleich fallen, machte aber das Bedürfniß seiner Fortbildung um so nachdrücklicher geltend. Ich antwortete, das Gefühl der Unfertigkeit und den Wunsch, die seitherigen Anregungen noch weiter zu genießen, werde er auch nach einem achten Semester mit fortnehmen, aber er möge sich vorsehn, daß nicht dies Gefühl, sondern eine wenn auch noch so verzeihliche Schwäche den Fortgang seines Lebens bestimme. Einen Augenblick schien die Aussicht auf eine Hauslehrerstelle in Berlin, gegen deren einstweilige Annahme ich nichts einwenden wollte, den Streit zu schlichten, aber die Sache zerschlug sich. Als aber gleich darauf der Antrag einer ähnlichen, ungleich günstigeren Stelle im Rheinland an Franz vermittelt ward, hatten meine Vorstellungen, die er mir später herzlich verdankte, uneingestanden doch bei ihm durchgeschlagen und er trat sogleich, unter Zustimmung seiner Braut, in die Unterhandlung ein.

Um in der preußischen Landeskirche wahl- oder anstellungsfähig zu werden, mußte der Ausländer vor allen Dingen von einer Ge-

meinde oder einem Patron für ein Kirchenamt in Aussicht genommen sein und dann das Examen, zu dem man ihn erst auf Grund einer solchen Thatsache zuließ, mindestens „sehr gut" bestehen. Mir war besonders die erstere Bedingung als ein unbeweglicher Riegel erschienen, bis mir damals mein im Rheinland einheimischer Freund Gelegenheit und Erlaubniß verschaffte, bei einer sogenannten Gustav-Adolph-Gemeinde, d. h. einem kleinen Häuflein evangelischer Diaspora, das mit Hülfe des Gustav-Adolph-Vereins sich einen Vicar zu berufen vorhatte, eine Gastpredigt zu halten. Ich reiste in den schönen Julitagen von 1849 den Rhein hinunter, hielt meine Predigt mit dem gewünschten Erfolg, traf aber meinen Freund, den ich zugleich besuchen wollte, nicht an und faßte nun, ermuthigt durch die langentbehrte Luft der Freiheit und die neu aufgegangene fröhliche Hoffnung, unterwegs den Entschluß, einer von Franz und Klotilde wiederholt an mich ergangenen Einladung zu folgen und unangekündigt nach Berlin zu reisen. Spät angekommen, mußte ich mich bis zum nächsten Morgen gedulden, klopfte aber schon in ziemlicher Frühe an Franzens Thür, der mich Anfangs mit sprachloser Ueberraschung, dann aber mit der lebhaftesten Freude empfing. Beim Frühstück wurde ich mit der Familie und namentlich mit Klotilde bekannt, mit der ich zwar schon brieflich verkehrt hatte und schnell vertraut war, und nun blieb ich fröhliche vierzehn Tage in dem traulichen Kreise, der Franzens zweite Heimath geworden.

Unsere kleine briefliche Spannung, die eigentlich noch schwebte, war nun schnell und leicht gelöst. Franz kam mir mit der Eröffnung seines bereits zur That gewordenen Entschlusses entgegen. Es handelte sich um eine Erzieherstelle bei den Kindern eines Prinzen aus einem mediatisirten Fürstenhause; Franz hatte auf Veranlassung des Vermittlers an den Prinzen geschrieben und ihm seine Auffassung einer solchen Thätigkeit sowie der einzelnen zu ertheilenden Unterrichtsgegenstände dargelegt; ausgezeichnete Zeugnisse von Nitzsch und Neander hatten beigelegt werden können. Während meiner Anwesenheit kam die sehr eingehende und fast schon abschließende Antwort: der Prinz wollte sich nur noch über die religiöse und politische Richtung seines etwaigen Hauslehrers unterrichten, über welche Franz ein ungefordertes Bekenntniß geflissentlich nicht abgelegt hatte; es war aber aus dem Briefe zu entnehmen, daß auch darin wie in allem Anderen die Verständigung keine Schwierigkeiten finden würde. Wir freuten uns um so mehr, als nun auch ich von langersehnten Aussichten im Leben

voranzukommen zu berichten hatte; dankbar ergriffen wir die göttliche Verheißung, die uns beiden gleichzeitig den Weg in das Land unserer Wünsche zeigte, und malten uns in fröhlichen Träumen unsere gemeinsame rheinische Zukunft.

Ich durchstreifte mit Franz die altbekannte Stadt, den Schönhauser Park, an den sich ihm so liebe Erinnerungen knüpften, das alte und das neue Museum, in dessen Treppenhaus bereits Kaulbach's Thurmbau zu Babel prangte; im Gießhaus bekamen wir die in der Vollendung begriffene Reiterstatue Friedrichs des Großen zu sehen. Wir besuchten mit einander die Vorlesungen, die er hörte, Neander's Dogmengeschichte und Ranke's Geschichte des Mittelalters, hörten mit vieler, wenn auch sehr verschiedener Befriedigung Büchsel und Steinmeyer predigen, sahen die trefflichen Freunde, mit denen Franz umging, Professor Jacobi, Licentiaten Schlottmann, den Bildhauer Hugo H. u. A.; einen schönen Abend verbrachten wir auch bei unserem lieben theuren Lehrer Nitzsch. Da für das bevorstehende Aufslandziehen der Familie das ostwärts von Berlin gelegene Städtchen Köpenik als ein gesunder und billiger Aufenthalt in's Auge gefaßt war, so machten wir mit der Mutter einen Ausflug dorthin, erfreuten uns an der anmuthigen Lage des von der seeartig ausgebreiteten Spree fast rings umflossenen Ortes, sahen uns das alte Schloß an, das einst den burschenschaftlichen Demagogen zum unfreiwilligen Aufenthalt gedient hat, und suchten eine nette Wohnung mit einem auf's Wasser gehenden Garten aus, die im nächsten Monat bezogen werden sollte. Am liebsten kehrten wir alle beide von überall her immer wieder nach Hause zurück, zu Klotilde.

Sie hatte sich damals wieder ziemlich erholt, sah schön und blühend aus, war meistens auf und ging, wenn auch mit etwas schwanken Schritten, im Hause frei umher. Ihr Wesen hatte etwas ungemein Liebliches und Anziehendes für mich; ich erwies ihr manche kleine Freundlichkeit, die sie mit einer beschämenden Demuth und kindlichen Dankbarkeit annahm, wir gewannen uns geschwisterlich lieb und wurden so vertraut, als wären wir seit Jahren beisammen. Ihre Krankheit galt für so weit überwunden, daß wesentlich nur noch Schonung und Pflege erfordert werde und bei den wunderschönen Sommertagen, die wir hatten, ließen sich Ausflüge wagen. Einer davon, der den Höhepunkt jener frohen Tage bildete, ist mir in lebhaftem Gedächtniß geblieben. Wir fuhren nach dem am Rande des Thiergartens gelegenen „Moritzhof“; als wir wieder aufbrachen, durch-

schritt sie leicht an meinem Arme die Länge des Gartens. Wir kamen an das Wasser und fanden da Kähne zu vermiethen; eine alte rheinische Lust erwachte in Franz und mir; wir baten die Mutter, mit Klotilden einzusteigen, der Eine nahm das Steuer, der Andre das Doppelruder und so ging's, bald wieder in alter Uebung, voran. Es war eine Fahrt, wie man sie sich schwerlich nach Berlin träumt; still, klar, in leiser Strömung, gegen die wir anfuhren, das Gewässer, durchwachsen von tausend Schlingpflanzen, deren Blüthen auf der Oberfläche schwammen; zu beiden Seiten an grünen Ufern, die von unzähligen Vergißmeinnicht prangten, das prächtige Walddunkel des Thiergartens; von Zeit zu Zeit eine alte feuchte Holzbrücke, von Schlinggewächsen halb verhüllt, unter deren Dunkel wir wegfuhren wieder hinein in das gebrochene Sonnenlicht, das spielend durch das Laub des Waldes fiel; — Alles lautlos und einsam, Alles wie ein Märchen. Klotilde saß still, ein seliges Kind, neben ihrer Mutter und freute sich am regelmäßigen Tactschlag unserer Ruder. Am Ende kamen wir mit sinkender Sonne in die Weite eines großen, von Wasserblumen wimmelnden Teiches, in dessen Mitte eine Insel lag, und fuhren auf ihm kreuz und quer, bis die Besorgniß vor der Abendkühle die Heimfahrt gebot. Auf dieser übernahm ich den Kahn allein, Franz setzte sich an das andere Ende mir gegenüber und Klotilde neben ihn, der goldne Abendschein fiel verklärend den beiden in die jugendlichen Gesichter.

Erquicklichere Tage habe ich wohl nicht erlebt. Gerne hätten sie mich länger zurückgehalten und ich hätte mich gerne halten lassen, aber die erwartete weitere Entwickelung meiner rheinischen Angelegenheit trieb mich fort. Franz war glücklich, daß ich seine Braut kennen gelernt und so lieb gewonnen hatte; er konnte nun demnächst mit desto größerer Freudigkeit den Eltern von ihr sagen. Wir schieden mit der Abrede, uns in wenigen Wochen wiederzusehen; bis Ende August wollte er bleiben, da für lange Zeit Abschied zu nehmen war; dann wollten wir in Frankfurt zusammen sein und auch unsere Schwester mit einander besuchen, die inzwischen durch den pfälzer Aufruhr mit ihrer Pfarrfamilie nach Kreuznach verschlagen worden war.

Kaum war ich wieder zu Hause, so trafen an Einem Tage zwei Briefe ein, die den Eltern die Lebenswege ihrer beiden Söhne offenbarten; einmal für mich die Mittheilung des rheinischen Consistoriums, daß ich auf den Antrag jener Gemeinde zum examen pro ministerio zugelassen sei und zwar auf den allernächsten, nur noch zwei Monate

entfernten Termin; dann ein Schreiben von Franz, daß ihm die Erzieherstelle beim Prinzen** unter den günstigsten Bedingungen zugesagt sei. Zugleich theilte er den Eltern nun die Geschichte seiner Verlobung mit und bat sie um ihren Segen für sich und Klotilde. „Nehmt sie," so schloß der Brief, „als eine neugeschenkte Tochter, die Euch mit voller Liebe entgegenkommt, in Eure Arme und in Eure Herzen auf, einen freundlichen Ersatz für so manches früh entrissene unvergeßliche Haupt; die seligen Geister meiner verklärten Geschwister sind der willkommenheißende Zug, der sie im Geiste in Euer Haus einführt. Diese Entscheidung meines Lebens, dieser Bund ruhet in Gott; möchten alle meine Thaten so in Gott gethan sein. Meine Klotilde ist mir unzertrennlich verbunden; wenn sie aber auf etwas eine Leib und Seele erquickende Hoffnung setzt, so ist es auf Euer zustimmendes Wort und entgegenkommendes Herz." Es bedurfte, um dasselbe den Eltern abzugewinnen, nicht meiner befürwortenden Unterstützung: Vater und Mutter, die jedem ihrer Söhne nicht eine reiche, sondern eine liebe und fromme Braut wünschten, nahmen Franzens Mittheilung mit reiner und hoher Freude auf und schrieben die herzlichsten Segensworte zurück. „Lieber Vater," antwortete Klotilde, „das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit Bewußtsein Vater sagen kann und darf. Wie viel ich dir, der du mir die Erlaubniß dazu gegeben und das Recht darauf zuerkannt hast, schuldig bin, das kann nur empfinden, wem es nie vergönnt war, einen irdischen Vater zu besitzen."

Die Familie war am ersten August nach Köpenik gezogen und als um die Mitte des Monats die Vorlesungen zu Ende gingen, miethete sich Franz am Bahnhof von Köpenik ein Zimmer, um die letzten vierzehn Tage ungestört mit seiner Braut zusammen zu sein. Zu seinem Geburtstag, den 6. August, hatten der Vater und ich ihm ein Kistchen guten Wein gesendet, den er in Berlin nicht hätte kaufen können; derselbe schmückte zugleich Klotildens Geburtstag, der zehn Tage später fallend mit auf Franzens Festtag vorausgenommen wurde. „In der fröhlichsten Stimmung," erzählt er, „kam ich Morgens zu ihr hinaus; sie hatte aber keine gute Nacht gehabt und wieder einmal einen Blutstropfen ausgehustet; nun mußte sie zu Bette bleiben und war betrübt über die Störung des Tages. Indeß bald heiterte sie sich auf und erzählte mir mit fröhlichem Lächeln: wie sie in der Nacht wach gelegen, da sei ihr plötzlich das Wort in den Sinn gekommen: „Der Wille des Herrn geschehe; der Name des Herrn sei

gelobt.“ Am Morgen habe sie sich gesagt, „der Herr wird dir's doch nicht schlimm gehen lassen an diesem Tag, und wie sie die Glocken habe läuten hören, da habe sie gedacht: die tragen es höher.“ So war's denn ein stiller, frommer, innerlich fröhlicher Tag. Beide wurden reich beschenkt; Franz brachte ihr außer seiner eigenen Bescherung und einem kleinen Geschenke von mir die ersten Briefe unserer Eltern; von ihr erhielt er ihre vielgebrauchte Confirmationsbibel, in die sie die Worte hineingeschrieben: „Der Wille des Herrn geschehe, der Name des Herrn sei gelobt,“ von Emmy ein schönes Neues Testament mit dem Wahlspruch: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe.“ Die Bibel hat er seitdem und bis zuletzt in seinem Amte täglich gebraucht, das Neue Testament ist ihm auf seinen Wunsch in's Grab mitgegeben worden. — Nun gingen die schönen, auch durch's Leid nur höher gehobenen Tage zu Ende; bis zum 1. September, bat Klotilde, sollte er bleiben; dieser erste Abschied fiel ihr ungemein schwer. „Nie kann ich,“ sagt Franz, „diese Augen voll Thränen vergessen.“ Sie bemerkte, obwohl man's ihr verbarg, daß zur Abreise gerüstet ward; „du täuschst mich nicht,“ sagte sie mit mühsam beherrschtem Schmerz. Als ich um zwei Uhr — noch nicht um zu gehen — in's Zimmer trat und mich zu ihr setzen wollte, streckte sie mir mit einem Lächeln, in dem ihre ganze Liebe lag, beide Hände entgegen, küßte mich heftig und sagte: „So, nun geh.“ Dann wandte sie sich und brach in heftiges Weinen aus. Ich ging.“

In Berlin trat er noch einmal in die verlassene Wohnung ein, in der er so viel unsägliches Liebesglück und Liebesleid erfahren: hier erst überfiel ihn die ganze Wucht der Trennung und er weinte sich satt. „Nun erst,“ schrieb er noch von hier an Klotilde, „nachdem ich gesehen habe, wie schwer es mir geworden ist, begreife ich, mit welcher Ueberwindung du seit gestern gekämpft hast. Liebe Klotilde, kämpfe weiter; wir müssen uns schicken, Gott will es. Ich rechne auf deine Stärke, deine Geduld, deine Ergebung; ich thue es, weil mein ganzes Leben auf dich rechnet. Klotilde, ich muß dich haben für meinen Lebensgang, ich kann dich nicht lassen, nicht missen; darum wirst du auch gesund werden, aber thu' doch auch Alles dafür. Du mußt dich beherrschen, mußt dich still und zufrieden geben, ich erwarte es ganz fest; du mußt es, wenn du mir die Trennung irgend erträglich machen willst. Ach, liebe Klotilde, ich will dir die Thränen, die ich dich jetzt koste, so weit ich kann, durch die unermüdlichste Liebe vergelten.“

Nach Frankfurt kam er auf meinen Geburtstag. Ich konnte ihm eben noch die rasch hingeworfenen Examensabhandlungen zur Beurtheilung vorlesen, die über meine Zukunft mit entscheiden sollten. Zum Repetiren für das kurz anberaumte Examen, sowie zur Vorbereitung auf seine Lehrerstelle blieb wenig Zeit; aber unsere Herzen gingen hoch und waren voll Zuversicht, denn die führende Hand Gottes war fühlbar. Nach den ersten mit den Eltern froh verlebten Tagen eilten wir Zwei nach Kreuznach, um unsere Schwester zu besuchen. Das freundliche Pfarrhaus nahm uns gastfrei auf; es ward uns unendlich wohl in der sorglosen Stille, unter lieben herzlichen Menschen, deren fröhliche Frömmigkeit all' ihr Thun und Lassen, Sinnen und Reden durchdrang. Wir plauderten Ernstes und Heitres mit den lieben Freunden, gaben ihren herzigen Kindern selbstgereimte Räthsel auf, ruderten uns in schwankem Kahne die stille Nahe hinauf und hinab, welche die reizend gelegene Stadt mitten durchfließt. Auf fröhlichen Ausflügen in die Umgegend wurden benachbarte Pfarrhäuser besucht, der prächtige steile Rheingrafenstein und die noch 300' höher liegende „Gans" bestiegen, von wo man auf die Ebernburg hinab und auf den jähen Rothenfels hinübersieht, Dörfer, Weinberge und das gewundene Flüßchen dazwischen. Zuletzt gewährte uns noch eine große Erquickung das Zusammentreffen mit dem rheinischen Missionar Hardeland, der uns mit der heiteren Lebendigkeit eines geistvollen und geistesfreien Mannes südafrikanische und bornesische Völker, Sitten und Zustände vor Augen malte. Es waren reiche prächtige Erholungstage vor ernster Arbeit; Franz schrieb seiner Braut über dieselben einen zehnseitigen Brief.

Schon nach drei Wochen mußte er uns wieder verlassen, um auf den 1. October sein neues Amt antreten zu können. Dasselbe rief ihn zunächst auf's Land, in einen freundlichen Ort der Wetterau, den Sommeraufenthalt der prinzlichen Familie. Drei Zöglinge, von denen der älteste binnen eines halben Jahres auf ein Cadettenhausexamen vorzubereiten war, warteten seiner, um von ihm in sämmtlichen wissenschaftlichen Unterrichtsfächern unterwiesen zu werden; außerdem sollte er Haltung und Wandel überwachen, mit den Knaben spazieren gehn und sonst in freierer Weise mit ihnen verkehren. Der Prinz bezeigte sich sehr zuvorkommend und freundlich und die Zöglinge erwiesen sich als gutgeartete Knaben, mit denen sich etwas anfangen ließ. Dennoch sollte diese Hauslehrerstelle für Franz mehr, als er meiner Vorhersagung hatte glauben wollen, eine Schule der

Prüfung und Selbstverleugnung werden. Der Uebergang aus der akademischen Freiheit, dem ungezwungensten Freundesverkehr, dem täglichen Liebesüberfluß in die pflichtmäßige Gebundenheit, die abgemessensten Verkehrsformen und die schweigsame Einsamkeit einer ganz fremden Umgebung war schon an sich nichts Geringes; doch war er auf diesen Abstand gefaßt und es fiel ihm nicht ein über denselben weichlich zu klagen. Aber er hatte sich nach den Eindrücken, die des Prinzen Briefe ihm machten, seine Stellung und Wirksamkeit gleichwohl etwas zu sehr idealisirt und mußte nun nach und nach manche kleine Enttäuschung erfahren. Hatte man ihm eine feste Stundenzahl und freie Nachmittage zum eigenen Studieren versprochen, so war seine wirklich freie Zeit nun doch sehr gering; von Morgens früh bis Abends spät war er an seine Schüler gebunden, mit alleiniger Ausnahme der Privatstunden, die sie nach Tische erhielten, und auch für diese Zeit mußte er das zum eigenen Arbeiten unentbehrliche Zimmer erst fordern. Große Eleganz der Einrichtung war er nicht gewöhnt, wohl aber war ihm eine gewisse Nettigkeit und Behaglichkeit ein Bedürfniß, und daß er dieselbe in Bezug auf seine Person mitunter sehr vermissen mußte, verletzte sein bürgerliches Selbstgefühl. Vor allen Dingen aber hatte er sich, je conservativer sich seine politischen Anschauungen gestalteten, eine um so höhere Vorstellung von dem Berufe eines „christlichen Adels deutscher Nation“ gebildet und es war ihm als eine schöne Aufgabe erschienen, das Gefühl dieses Berufes in einigen Sprößlingen eines hochadeligen Hauses zu wecken. Nun aber fand er, daß in diesen Kreisen der Gesellschaft die edelsten Grundsätze und Ansichten vorhanden sein können, ohne daß man irgend an die Verpflichtung denkt, auch für dieselben zu wirken, daß es nur wenigen Menschen gegeben ist, ohne eigentliche gebieterisch vorgezeichnete Lebensaufgabe sich vor einem planlosen Genuß- und Zerstreuungsleben zu hüten und daß Standesanschauungen und Standesgewohnheiten in der Regel mächtiger sind als die humansten allgemeinen Principien. Der Prinz war ein durchaus wohlwollender und wohlmeinender Herr; wollte aber der Erzieher mit Grundsätzen, von denen der Vater geschrieben, daß sie ihm aus der Seele gesprochen seien, den Kindern gegenüber Ernst machen, so war's sehr bald des Guten zu viel. Dabei wurde doch der Anspruch der Beschäftigung mit den Schülern außerhalb der Unterrichtsstunden zuweilen weiter getrieben, als Franz mit dem ausbedungenen und unveräußerlichen Rechte irgendwie auch sich selbst zu leben verträglich fand; er kam in die Lage,

die Grenzen seiner Verpflichtungen zu wahren, und that das in einer Weise, die ihm zwar die volle Achtung des Prinzen, zugleich aber zumal von Seiten der Prinzessin den stillen Vorwurf des Stolzes eintrug. An diesem Vorwurf war etwas Richtiges, zumal vom Standpunkt so hochgestellter Leute: der Prinz und noch mehr die Prinzessin, die ohnedies als strenge Katholikin dem evangelischen Theologen nichts zu Gute halten mochte, waren ein unterthäniges Betragen gewöhnt, während Franz sich durchaus nur zu einem höflichen herbeiließ und über die Grenze der conventionellen Gebote nicht hinausging. „Das ist nun einmal meine Art,“ heißt es in einem Briefe, „daß ich mich so hoch- und freigeboren fühle als irgend ein Fürst und ich meine, es wäre auch schlimm, wenn mir als einem Theologen die Gleichheit aller Menschen vor Gott nicht stets sollte gegenwärtig sein.“ Vielleicht hätten hundert Andere sich in seiner Stellung nicht unbehaglich gefühlt; seine Natur war zu selbständig und zugleich zu feinfühlend angelegt für ein solches nie herzlich werdendes Abhängigkeitsverhältniß.

Uebrigens fing er mit frischem Muthe an, gewann bei seinen Schülern schnell Respect und weiterhin auch Anhänglichkeit, die er nicht vorschnell suchte, sondern erst aus der empfundenen ernsten Sorge für ihr Bestes erwachsen lassen wollte, und erreichte denn auch binnen eines halben Jahres mit dem ältesten das gewünschte Ziel. Die Vorbereitung für den Unterricht nahm ihm schon ein gutes Theil seiner freien Zeit weg; es galt sich in mehreren durch das bevorstehende Cadettenhausexamen vorgezeichneten Compendien zu orientiren, sich in der Mathematik neu einzuarbeiten, auch Geographie und Geschichte aufzufrischen. Dabei fiel ein längerer Aufsatz ab „über die natürlichen Bedingungen des Werdens von Geschichte“, in welchem er sich klar zu machen suchte, was Geschichte sei und warum erst das seßhafte Völkerleben menschheitliche Geistesentfaltung hervorzubringen vermöge, — nämlich darum, weil erst in ihm Gemeinschaft, Recht und Sitte zur Entwickelung kämen. Franz hatte zum Unterrichten ein entschiedenes Geschick, ein klares, bestimmtes und lebendiges Wesen, und das machte ihm auch seine Aufgabe leicht; mit besonderer Lust ertheilte er den Religionsunterricht. Neben alledem wurde ein ernster Anlauf zum theologischen Fortarbeiten genommen. Außer dem Kapitel in der deutschen Bibel, das er jeden Morgen in der Frühe zu seiner Erbauung las, nahm er täglich eines aus dem Alten und eines aus dem Neuen Testament im Grundtext durch und schrieb außerdem im Lauf der ersten Wochen einen längeren Aufsatz über die Taufe Christi

durch Johannes, in welchem er die Bedeutung dieser bekanntlich von mancherlei Schwierigkeiten umgebenen Thatsache sich klar zu machen versuchte. Solche Arbeiten waren freilich nur vermittelst einer ziemlichen Anspannung der Kräfte auszuführen und gegen eine solche erhoben sich bald die nun erst recht hervortretenden Nachwehen der ununterbrochenen und tiefgreifenden Erschütterungen seines Berliner Lebens. Herzklopfen, ein localer Druck auf der Brust und ähnliche Vorboten späterer Kränklichkeit, die er freilich schon in Berlin zu fühlen angefangen, veranlaßten ihn an unsern Arzt zu schreiben und sich auf dessen Rath eine strenge körperliche und geistige Diät aufzuerlegen; Studieren, zumal am Abend, blieb einstweilen verboten. Um so wohlthuender waren die Spaziergänge, zu denen das neue Amt ihn verpflichtete, Gänge in ein sanftes, freundliches Thal, das ein Flüßchen durchschlängelte und hier Felder, dort Wälder erfüllten. Auf einem Ausflug nach Hünengräbern in ernster Hochwald-Einsamkeit entstanden jene „Waldsonette“, die in den „Haideröschen“ mitgetheilt sind.

Eine andere freundliche Zuthat der neuen Stellung war, daß wir beide uns nun soviel näher rücken konnten. Vierzehn Tage nach Franzens Abreise hatte auch ich das Elternhaus verlassen, um mir in Coblenz durch das erforderte oder vielmehr freundlich gewährte Examen das Heimathsrecht in der preußischen Landeskirche zu erwerben; die frohe Botschaft von dem ehrenvollen Ausfall desselben war das Erste, was ich ihm zu schreiben hatte. Zugleich ward ich unter Zustimmung des Consistoriums in Coblenz selbst von dem vielbeschäftigten Pfarrer Schütte als Vicar behalten und trat so unter den günstigsten und freundlichsten Verhältnissen in die langersehnte Laufbahn ein. Diese über Erwarten glücklichen Nachrichten ergriffen und bewegten Franz, als wenn sie sein eigenes Leben beträfen; ich aber faßte sogleich die Zuversicht, daß es mir in nicht zu ferner Zeit gelingen werde, die mir aufgethane Thür auch ihm zu öffnen. Bald darauf durften wir uns, wenn auch nur flüchtig, in meiner neuen Heimath begrüßen: die prinzliche Familie verließ ihren Sommeraufenthalt, um in eine größere niederrheinische Stadt überzusiedeln, und auf der Durchreise brachte Franz mit zweien seiner Zöglinge eine Nacht in Ehrenbreitstein zu. Wir gingen bis nach Mitternacht auf der einsamen Schiffbrücke mit einander auf und ab in herzlichem Geplauder, und der dunkle Rhein rauschte uns fröhliche Träume einer gemeinsamen Zukunft. Das Einzige schmerzte uns, daß unsere

lieben Eltern nun von allen ihren noch übrigen Kindern getrennt sein mußten; doch wußten wir, wie gern sie dieses Opfer brachten, um uns in unsrem Berufe glücklich zu wissen, und wir dachten an ferne Tage, an denen sie mit uns im eigenen Pfarrhause zusammenleben könnten; für jetzt ward beschlossen, um ihre Einsamkeit nach Kräften zu mildern, ihnen abwechselnd Woche um Woche zu schreiben. Unser eigener Briefwechsel nahm einen neuen Aufschwung; unsere brüderliche Gemeinschaft war wiederum erfüllter, vollkommener geworden, und im Gefühle dieser Gemeinschaft hofften wir, der Herr werde mit uns thun nach seiner alten Regel und uns senden wie einst seine Jünger, zu zweien, er werde uns vergönnen immer Hand in Hand zu gehen im Dienste seines Reiches auf Erden. Ich sprach diese Zuversicht in jenem Weihnachtsgedichte, das sich im Eingang der „Haideröschen" findet, ebendamals gegen Franz aus und er antwortete mir beim Jahreswechsel: „Ich fasse deine Hand auf's Neue, ja laß uns zusammengehn in Liebe und Leid, im Streit der Wissenschaft, im Dienst des Evangeliums, wie dein schönes Weihnachtsgedicht uns zeichnet. Ich bitte dich, mir stets von deinem Leben und deinen Erfahrungen mitzutheilen so viel als nur möglich; ich lerne und lebe mit und ersetze mir so die ungern entbehrte volle Gemeinschaft."

Insbesondere erreichte unser theologischer Austausch wieder die Lebhaftigkeit der alten Bonner Zeit, um sie von da an nicht wieder zu verlieren. Franz hatte sich bald von jenen Krankheitsspuren ziemlich erholt und seine Studien neu aufgenommen; das uns näher getretene praktische und ethische Interesse hatte unsren wissenschaftlichen Trieb erfrischt und belebt. Wir hatten einander immerfort wissenschaftliche Entwürfe und Entdeckungen mitzutheilen und uns stets von Neuem einer Einmüthigkeit zu freuen, die doch weit genug von Einerleiheit entfernt war, um stete Förderung und Ergänzung zu bieten. Es begann sich ebendamals, im Rückschlag des seitherigen Ueberwiegens theologischer Interessen, in der deutsch-evangelischen Kirche eine Geringschätzung der strengeren Wissenschaft zu Gunsten einer sogenannten praktischen Richtung fühlbar zu machen; uns graute vor diesem Practicismus, aus dem nur Fanatismus und Barbarei entspringen konnte. „Wir sind," schrieb mir Franz, „in einer Zeit wissenschaftlicher Erschlaffung; mag sie kurz oder lang sein — begonnen hat sie, und wir sind mitberufen, jeder nach seiner Kraft, die Wissenschaft durch diese Zeit hindurchzuretten. Es überläuft mich, wenn ich an die Zeit denke, wo ich das Geschlecht auf den Kanzeln wiedersehen werde,

das ich als großen Haufen in den Hörsälen gesehen habe." Die theologische Aufgabe, die uns beide damals ganz besonders beschäftigte, war die lebendige Anschauung der menschlichen Entwickelung des Heilandslebens unter Voraussetzung seiner wesenhaften Einheit mit dem himmlischen Vater. Wir müheten uns einmal an dem Problem ab, was für eine vorgeschichtliche, gottheitliche Existenz sich mit einer wahrhaft menschlichen Lebensgeschichte zusammendenken lasse; noch mehr aber kam es uns darauf an, diese Lebensgeschichte selbst als eine sich innerhalb der allgemeinen Formen des menschlichen Bewußtseins haltende und dennoch einzige, heilige und die Fülle der Gottheit offenbarende zu begreifen; erst mit der Durchführung eines solchen Lebens Jesu schienen uns die kritischen Einwände gegen die wesentliche Wahrheit der evangelischen Geschichte von innen heraus überwunden. In der Richtung bewegte sich auch der erwähnte Versuch Franzens über die Taufe im Jordan. Der in demselben freilich nicht ganz neu aufgestellte aber selbständig durchgeführte Gedanke war in Kürze dieser: „Es liegt hier ein Erlebniß nicht blos des Täufers, sondern Christi selbst vor. Der Inhalt dieses Erlebnisses kann nur der erst hier erfolgende Durchbruch des messianischen Berufes im Bewußtsein des Herrn sein. Wäre dies Bewußtsein schon vorher nach dieser Seite ausgeprägt gewesen, so hätte das unnatürliche Verhältniß bestanden, daß im inneren Leben des Herrn etwas ausgereift gewesen wäre, ohne den entsprechenden Drang es gleichzeitig nach Außen zu bethätigen. Andererseits kann Christus freilich nur im Bewußtsein seiner Sündlosigkeit zur Taufe gekommen sein und spricht auch vielmehr dieses als ein Schuldbewußtsein gegen den Täufer aus. Die auf Hesek. 36, 25 sich gründende Johannestaufe hatte neben und mit der Reinigungsbedeutung zugleich die einer Inauguration des messianischen Reiches. In dieser letzteren Beziehung sucht und begehrt sie Christus, dem das Eine jedenfalls fest steht, daß er an dem nahherbeigekommenen Himmelreich Antheil nehmen wolle und werde, während er über das Wie noch seines Vaters Offenbarung erwartet. Diese Offenbarung erfolgt in der Form des inneren Schauens, der höchsten Form geistigen Erfassens, eben in der Taufe, d. i. eben in dem Momente, in welchem er sich in vollkommener Demuth dem Vater zur Verfügung stellt; sie geschieht aber freilich nicht anders, als durch gottgewirktes Erwachen dessen, was vermöge seines ursprünglichen aber entwickelungsbedürftigen Einseins mit dem Vater bereits in ihm ruhte." —

Auch manche interessante neue Berührung ergab sich in dem

neuen Aufenthalt und Lebenskreis. Waren Franzens Vorstellungen vom Berufe des hohen Adels etwas gedämpft worden, so war es ihm um so erquicklicher, einen theologisch gebildeten und strebsamen Fürsten und eine wahrhaft christliche Fürstin kennen zu lernen, welche beide im eingehenden Austausch mit dem jungen Candidaten über dem gemeinsamen Interesse jede Erinnerung an den Standesunterschied zurücktreten ließen. Im Verkehr mit Leuten seines Standes dagegen hatte er nur zu oft das Gefühl, zwischen entgegengesetzten Verkehrtheiten einsam in einer für beide Seiten unverständlichen Mitte zu stehen. Geistliche, welche auf Schleiermacher lästerten und das Studium des Heidelberger Katechismus für hinreichende Vorbildung zum Pfarramte erklärten, thaten ihm nicht minder wehe, als Pädagogen, denen er entgegenhalten mußte, daß Freiligrath's Revolutionsgedichte nicht etwa nur die Grenzen der Anmuth und des Anstandes, sondern in rohester Gemeinheit jede sittliche Zucht und Schranke durchbrächen. So billig und freundlich er auch an beiderlei Leuten ihre tüchtigen Seiten anerkannte, so trieben ihn doch die meisten neuen Begegnungen mehr und mehr auf sich selbst zurück; „hätte ich auch mehr freie Zeit,“ schrieb er mir, „es zöge mich doch nicht zu neuem Umgang; mein individuelles Glück und Leid ist das Einzige, worin ich noch vollauf athme; die lebhafte Berührung mit den allgemeinen Fragen aber scheue ich, nicht aus Gleichgültigkeit oder Feigheit, sondern weil meine Wünsche und Anschauungen sich selten irgendwo wieder erkennen können und weil der Liebe so wenig geworden ist und des Streites so viel.“ Doch fehlte es an wahrhaft erquickenden Eindrücken nicht ganz, und namentlich lag es in unserer beiderseitigen Gemeinschaft begründet, daß auch unsere Freundschaften gemeinsame waren. So schloß Franz namentlich mit meinem lieben Freunde Albrecht, den er vor Jahren in unserm Elternhause kennen gelernt hatte und der nun in seiner Nähe als Hülfsprediger wirkte, von Neuem einen innigen Bund. „Der halbe Tag,“ schrieb er mir von einem Besuch bei ihm, „den ich in unaufhörlichem Gespräch und ernstester wie heiterster Erinnerung mit ihm zugebracht habe, ist mir so werth und wohlthuend, daß ich ihn als ein wahres Erlebniß betrachte; er ist mir von Neuem unendlich lieb geworden. Ich kann dir's mit Einem Worte sagen, warum er eben jetzt so prächtig ist: der Mensch ist ganz Ueberzeugung geworden: was er redet und denkt, das ist Alles — es ist gewiß das beste Wort dafür — überzeugt, innerlich, Leben. Die Art und Weise, wie er dabei Verschiedenes

und Verschiedene nicht allein duldet, sondern auch lieb haben kann, ist gewiß einer großen Seele Stempel.“

Natürlich wurde jedes andere Verhältniß des Umganges und Austausches von dem Briefwechsel mit der fernen Braut überwogen; soweit die Abende nicht durch den Verkehr mit seinen Zöglingen in Anspruch genommen waren, füllte er dieselben am Liebsten mit Briefschreiben an Klotilde aus. Beiden war der ununterbrochenste Verkehr schon insofern Lebensbedürfniß, als er bei Franz die Ruhe und Sammlung zur Arbeit, bei Klotilden die Geduld und Freudigkeit im Leiden wesentlich bedingte; aber er enthielt auch eine wirkliche Fortsetzung und Fortbildung des persönlichen Umgangs. Zwar auf Manches, was Franz gerne in den Briefwechsel hineingezogen hätte, mußte um Klotildens Schwachheit und Schonungsbedürftigkeit willen verzichtet werden; Lesen und Lernen, wozu er sie hätte anregen mögen, ausführliches Eingehn auf mancherlei Mittheilung, die er ihr machte, verbot ihr Befinden, und so beschränkte sich das geistige Gebiet des Austausches im Ganzen auf die innerlichsten Dinge, auf die immer neue Bestätigung unbegrenzter Liebe und auf die immer innigere Heiligung derselben in der Liebe Gottes und des Heilands. Es liegen mir von ihm etwa fünfzig bis sechzig längere Briefe an Klotilde vor, die in Jahresfrist geschrieben sind; von ihr natürlich wenigere und vor Allem viel kürzere, da ihr leidender Zustand ein anhaltendes Schreiben verbot. Ich wähle von beiden Seiten einige wenige Stellen aus, um eine Anschauung dieses Austausches zu geben.

Franz an Klotilde.

..... Deine Briefe haben ein wallend Meer heißer Empfindung in mir aufgeregt; Alles wogt durch einander. Du schreibst, daß du froh seiest, und giebst günstigen Bericht über dein Befinden: dennoch ward die aufgeregteste Sorge um deine Gesundheit in mir wach. Ich sage mir beständig vor, ich wollte ja noch viel einsamere Einsamkeit ertragen, wenn ich nur einmal von ihr geschrieben bekäme: „Nun fühl' ich mich wieder ganz wohl und frisch.“ Verzeih', daß ich so schwach bin dir das auszusprechen; ich sollte es nicht, weil es dich betrüben könnte; aber meine Liebe ist noch nicht selbstverleugnend genug: verzeih' mir's: Gott wird's verwalten! Ja, es ist mir heute einmal wieder zu Muthe wie einem Schiffer, der von stürmischen Wellen in den Abgrund geschleudert und dann wieder zum Himmel

emporgehoben wird; wie dir, so war auch mir das Herz voll Angst und Bangen und wieder voll Liebe und Lust. Meine Klotilde, meine unaussprechlich geliebte Braut, Herz mit der treuen, klaren, unvergänglichen Liebe, — wie verdien' ich dich denn? Heute mein' ich erst zu verstehen, warum ich von dir fort mußte; mir ist, als hätt' ich so noch nie in die selige Fülle hineingeblickt, die du mir bietest, die du in mir weckest, und so weiß ich mich doch wieder so überglücklich! In der Unruhe meines pochenden Herzens lehnt' ich mich vorhin zum Fenster hinaus; es war eine weiche, feuchte Nacht, fern rauschte das Wehr, der Himmel war ahnungsvoll schimmernd verhüllt, ich meinte, meine klopfende Brust müsse springen und meine Seele frei hinausstreben zu dir; ich suchte nach Worten, nach Versen und Klängen, um mit dir zu reden, es war mir Alles nicht werth genug, ich sprach mit Gott von dir. Ihn bat ich unsere Liebe zu segnen, ihn bat ich das Gelübde neu zu hören, daß ich dein sein wolle für immer; da ward ich ruhiger. Mein Engel, ich bin lange so gut nicht, als du mich hältst; aber das ist wahr, dich hab' ich unsagbar lieb, lieb, wie ich noch Niemanden lieb gehabt, wie ich Niemanden sonst mehr lieb haben will und kann. Dank meinem Heilande, der mir die Gnade gegeben hat so lieben zu können; Dank deiner Liebe, die mich allstündlich zum Danke hinaufweist. Liebe, liebe Klotilde, ich bitte dich, werde nie irre an mir, nicht einen Augenblick. Wie manchmal war ich hart und unfreundlich gegen dich, wie manchmal — fürcht' ich — werd' ich's noch sein. Daß du mir's vergiebst, daß du nie aufhörst mich zu lieben, das weiß ich ja wohl; aber du sollst auch nie an meiner Liebe irre werden. Siehe, so gewiß dies, was ich dir schreibe, aus der wahrsten, heiligsten Empfindung meiner Seele stammt, so gewiß ist meine Liebe beständig; an diese Worte erinnere mich, wenn ich sie je vergessen sollte; auf den Knieen will ich Gott danken alle Tage, wenn Er mir die Gnade schenkt, dich mein Leben lang pflegen, tragen und hüten zu können; es soll ja immer mein Liebstes sein. Weiß ich auch, was ich rede? O ja, ich weiß es! Komm, meine Klotilde, mein Herz ist weit, weit aufgethan für dich, du sollst darin gebettet und behütet sein, soweit ein menschlich Herz Stand hält. Wie weich ich dich betten kann im Leben — weiß ich's denn? Aber ich will dich auf Händen tragen, soweit ich's nur irgend vermag. —

* *
*

— Sieh', du hattest mir im letzten Briefe geschrieben, in den nächsten Tagen würdest du wieder schreiben. Ich harrte von Tag zu Tag, zuletzt mit solcher Sorge und Ungeduld, daß ich um die Poststunde unfähig war, etwas zu thun. Heute setz' ich mich an's Arbeiten und denke, du willst so die Briefstunde überdauern. Da fällt mir ein, daß ich heute morgen zu beten vergessen. Ich faltete die Hände und dachte zuerst an dich; ich befahl dich Gott und bat ihn meiner Unruhe zu steuern, wenn auch die Nachrichten von dir noch Tagelang ausblieben; du seiest ja immerdar in Seiner Hand und ohne Seinen Willen falle kein Haar von deinem Haupte. Da ward ich ruhig; ich arbeitete weiter; aber kaum nach einer Minute ward angeklopft, ward mir dein Brief gebracht. Das war Gebetserhörung!

* * *

— Mein liebes Herz, wenn ich die Tage her zu mir sagte, wann mag denn nur wieder ein Brief von ihr kommen, der mir sagt, wie es ihr geht, da mußte ich mir selbst immer wieder in einem unbegreiflich getrosten Gefühl antworten: sei doch stille, es geht ihr ja gewiß gut! Das Gefühl täuscht nicht und so warte ich diesmal zwar mit Verlangen, aber ohne Pein auf deinen lieben Brief. — Ganz stille, hinter Lehren und Lernen, hinter den kleinen und großen Dingen, die mir den Tag über und Tag für Tag an den Augen und an der Seele vorbei gehn, liegt mir im Herzen ein von alledem unberührtes Gebiet, ein schönes Heiligthum, ein trautes blühendes Frühlingsleben. Ein Heiligthum darf ich's nennen, denn — Gott sei's gedankt — oft scheint Seine Freundlichkeit hinein in das dunkle Herz und eine Opferflamme des Vertrauens und Gebetes brennt darin. Das ist der Ort, meine Liebe, wo ich dich in meinem Herzen bewahre, da red' ich mit dir, wann's Niemand denkt, da schau' ich dich an, deutlich und hell, mein geliebtes einziges Leben. Und in diesem Heiligthum bin ich still einkehrend in den letzten Tagen viel gewesen, da hab' ich ein heimlich verborgenes, helles und blühendes Leben geführt, in das des Tages Arbeit und Sturm, Schnee und Kälte nicht eindrang; da hab' ich dich gesehen, behütet von Vatergüte, des Herrn milde Hand ruhend auf deinem Haupte. Und wollt' ich mir's einmal aussprechen, wenn ich allein war, da sagte ich mir deines seligen Bruders Worte vor: „Das ist ein gut und groß Gefühl, Ist eine lichte

Gotteslust, Zu ruhen seinem ewigen Lieb An der lieben treuen Brust;" oder ich erinnerte mich an das, was ich im letzten Frühling in schlimmerer Zeit für dich gefühlt und geschrieben: „Und unser beider Herzen Die ruhn an Seiner Brust, Der ja von je die Schmerzen Der ganzen Welt gewußt." Wie glücklich, liebste Klotilde, wenn ich dich in derselben Stimmung wissen darf, wir beide hinausgehoben im Gemüthe über alle kleine irdische Noth, ruhend und schwebend auf Himmelsflügeln, Gottes und unser einander gewiß, im Geiste uns einander untrennbar umfassend. Und wie getrost, mit neuer Geduld und Liebe gerüstet, kehrt man aus solcher Erhebung zurück in die kleine Welt des flüchtigen Heut und sieht sie an mit Augen, die durch sie hindurch die Ewigkeit schauen . . . . Ach, mein theures Herz, was ist es doch für ein wunderschönes Geheimniß mit dem Zuge des Menschen zum Menschen. Geh' ich allein, so ist die Natur nicht halb so schön in aller ihrer Pracht, als wenn ich mit einem Andern in ihrem Glanze mich sonnen kann; die Gaben der Erde, Speise und Trank, haben wenig Reiz, wenn ich sie nicht fröhlich mit meinem Nächsten zusammen genießen darf; und so heißt uns ja unser eignes Herz wie das Wort des Heilandes auch Gotte nicht für uns alleine dienen, sondern in der Gemeinschaft der Brüder, und wären ihrer auch nur zwei oder dreie zusammen. O meine Klotilde, mit welch' frohem Gefühle sprech' ich dein Wort nach: „Daß wir uns gefunden haben!" Das ist's ja auch einzig, was dir meine Briefe so lieb machen kann; ich sage ja im Grunde nur immer: „Liebe, liebe Klotilde, meine liebe, liebe Braut!"

* * *

— Darauf bin ich stolz, liebes süßes Herz, oder vielmehr deß bin ich froh, daß unser Verhältniß, wie sehr es mich in Anspruch nehmen mochte, meinen Eifer und meine Lust an Wissenschaft und Beruf, weit entfernt sie zu dämpfen, nur angefeuert hat, dadurch daß meine ganze Kraft durch unsere Liebe gehoben und angespannt ist. Sieh', es sind keine Tage voll Rosen, die ich hier zu leben habe; mitten aus einem Leben, wie es inniger, wohlthuender Wenigen blühen kann, bin ich in den Umgang mit lauter Menschen versetzt, die wohl recht gut sein mögen, aber zu denen doch keine Neigung mich hingezogen hat. Was mich aber nächst dem Vertrauen auf Den, der mich noch nie verlassen und versäumt hat, stärkt und hebt, das

ist der Gedanke an die Aufgaben und Ziele, die vor mir liegen. Es muß gearbeitet, es muß etwas geleistet werden; ich kann es, und soll es darum auch. Dazu habe ich ein großes Verlangen, in dem, was meines Lebens Leben ist, thätig zu sein, und darf sagen, daß ich mich, ohne Nebenrücksichten, recht sehr nach dem geistlichen Amte sehne; Gott wird mich seiner werth machen. Natürlich besteht damit meine Hoffnung auf dich in ihrer ganzen Stärke; von deiner gläubigen Liebe gehoben, werde ich arbeiten und nicht müde werden, und du wirst, dich mitfreuend, mithoffend, mitbetend, die Genossin meines Berufes sein, eine treue Haushälterin Gottes, wenn auch im Kleinen. Dieser Zukunft freue und tröste ich mich, doch ohne Ungeduld; es wird kommen zu seiner Zeit. —

* * *

— Ja, mein Herz, bet' du für mich; das Gebet des Gerechten vermag viel. O wie schön ist's doch, in einem Herzen so sicher zu ruhen wie ich in deinem, so unvertreibbar, so für immer! Lieber Gott, das hast Du mir geschenkt, — solltest Du mir damit nicht Alles schenken? Ich bete auch für dich, alle Tage, alle Stunden, o mein Herz; ich habe beten gelernt durch dich, heiß, anhaltend beten, bis Trost in's Herz kommt. Seele meiner Seele, was trügen wir nicht, wenn wir so gesinnet sind? —

* * *

— Bist du doch wirklich mein guter Geist, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich dich so heiße, denn Alles, was gut, sanft, schlicht und innig in dir ist, tritt bändigend und mildernd meiner im Grunde ziemlich unbändigen, zornigen, wilden und wüsten Natur gegenüber. Darum mußt du freilich auch immer recht sanft und mild sein, das bezähmt die bösen Geister. Also, mein gutes Herz, bist du mir von Gott gegeben, damit ich an dir alle ungeordnete und trübe Kraft meiner Seele in reine, helle Liebe umwandle und aufgehn lasse, und dazu habe ich dich so nöthig, so unentbehrlich nöthig, weil Andere zwar vielleicht — nein, gewiß — noch besser, tiefer lieben können als ich, weil ich aber Niemanden je mehr lieben und lieben lernen könnte als dich. Und ich weiß wohl, daß auch ich dir gegeben bin, damit du mit mir und an mir wachsest und werdest. Das

ist ja so natürlich und allgemein menschlich; Gott und dem Heilande gegenüber freilich haben wir nur zu nehmen und Alles zu nehmen; alle Menschenliebe aber kann immer nur dadurch, wie sie soll, der höchsten Liebe Abbild sein, daß die Beiden von einander reichlich nehmen, was Jeder dem Andern ja doch nur durch Gottes Kraft zu geben vermag, daß einem Jeden, während er dem Andern in allem Möglichen wohlzuthun bestrebt ist, von dem Andern in allem Möglichen wohlgethan wird. So, liebstes Herz, soll es auch bei uns sein, nicht wahr?

* * *

— Hat sich jetzt nicht wieder (in einer unerwarteten Wendung ihres Befindens zum Besseren) das Wort an uns bewährt: „Da die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten?“ Aber so ist das menschliche Herz, daß es gleich, sobald es ihm wieder gut gehen will, das als ganz natürlich hinnimmt, als ob es gar nicht anders hätte sein können, und gar nicht so innig danken will, als es vorher gefleht hat. Das wollen wir nicht thun, liebe Klotilde; laß uns, wenn uns nun durch des Herrn Güte bessere Tage leuchten, doch immer mit derselben Inbrunst ihm danken und Alles nur im Lichte seines Willens betrachten, wie wir in den trübsten Tagen thaten und wodurch wir damals die Traurigkeit siegreich überwanden. Nichts haben zu wollen als was und wie wir es aus Seinen Händen empfangen können, vor Allem uns selber nur haben zu wollen, als die für einander zu einem heiligen Bunde bestimmt sind, die berufen sind mit einander für das Reich Gottes zu wachsen, das muß das Gesetz sein, das uns beständig vor Augen ist.

* * *

— Wie wenig erkennen wir doch im Grunde den Werth der treuen Liebe, die uns in unseren Angehörigen und Freunden täglich umgiebt, und wie leicht lassen wir uns durch unbedeutende und gleichgültige Dinge, die der Schaum des täglichen Lebensstromes mit sich führt, gegen sie verstimmen und für den Augenblick irre machen in unserer Liebe! Auch du, meine Liebe, bist von diesem Fehler nicht frei, so wenig ich von ihm frei bin; wir wollen beide um Kraft bitten, ihn zu überwinden. Welch' hohe Güter Gott uns in treff-

lichen Menschen schenkt, das fühlen und verdanken wir überhaupt selten genugsam; wir nehmen sie hin wie das tägliche Brod, und viel stärker als ihre Tugenden fallen uns zumeist ihre Fehler in die Augen. Nimm uns selbst zum Beispiel, liebe Klotilde, — ich habe in meinem kurzen Leben schon viele Menschen kennen gelernt und ich versichere dich, es ist ein seltenes Glück, von so viel trefflichen Menschen umgeben und geliebt zu sein wie wir es sind.

* * *

— „Wenn mir der Muth sinken will," schreibst du mir, „dann denk' ich immer, der liebe Gott will, daß du mich krank haben sollest." Gewiß, mein theures Herz, diese Krankheit kann, wenn wir sie recht verstehen und tragen, zum großen Segen für uns beide dienen. Zunächst für mich, und insofern hast du um meinetwillen gelitten. Denn sieh', ich weiß es wohl, mein Herz ist ein unbändiges Ding, das immer einen gewissen Druck, eine gewisse Sorgenlast haben muß, wenn es nicht ausschlagen und wilde Wege in seinem Innern gehen soll. Und oft thut es das trotzdem! Da hat nun der liebe Gott mir dich gegeben und zwar gerade im Anfang unserer Gemeinschaft als eine Schwache und Leidende. Wer weiß, wie oberflächlich, üppig, sinnlich und weltlich mein Herz geworden wäre, wenn der liebe Gott dich mir gelassen hätte in der Blüthe deiner Gesundheit; denn es ist das Alles auch so noch! Aber da ließ er dich krank werden, um mich zu lehren, daß Er, was Er uns schenke, uns nur dazu gebe, daß wir damit und dadurch näher zu Ihm herankommen, und daß das, was dem Menschen in aller Noth und Fährlichkeit der Krankheit, ja des Todes, Stich halte, nicht die vergängliche und irdische, sondern die innere von Ihm geweihte und im Himmel geschlossene Gemeinschaft sei. Dergleichen sagt sich Einer wohl auch in den Tagen des Glücks und Genießens, aber es bleibt doch ohne rechten Eindruck auf sein Gemüth. Aber sage, war eine Stunde unserer Liebe schöner und seliger, als jene Nachtstunde am zweiten Tage deiner Krankheit, wo ich an deinem Bette saß und du meine Hand nahmst und wir still lange, lange beteten, bis du mir gestandest, so habest du lange nicht gebetet? Und so ist auch für dich diese Krankheit eine tiefgehende Förderung gewesen: wir wissen ja wohl, daß wir immer sündhaft und untüchtig sind, aber wir dürfen doch dankbar die Gnade des

Herrn preisen, wenn er uns zu seinem wunderbaren Lichte näher herzugeführt hat. Und sage, urtheile ich falsch, wenn ich die Zustände deiner Seele so auffasse: vor deiner Krankheit glaubtest du wohl auch schon an den Erlöser, fürchtetest Gott, betetest, gingst zur Kirche; aber erfahren hast du den Heiland erst in deiner und durch deine Krankheit? Da hast du gelernt, was es werth sei sprechen zu können: „Wir haben einen Hohenpriester im Himmel, der da Mitleid hat mit unserer Schwachheit;" da ist er oft in den schwersten bängsten Stunden an dich herangetreten und hat gesprochen: „Ich will dich tragen und erretten, nicht blos leiblich, vielmehr geistlich," da hast du Jesum lieb gewonnen und er hat nach Paulus' Worten begonnen in dir Gestalt zu gewinnen, dein innerer Mensch hat begonnen sich in Sein Bild hineinzubilden. Ist's nicht so, liebe Klotilde? Und siehe, daher kommt es auch, daß du mir nun noch so ganz anders in der Seele ruhest wie vordem. Du weißt ja, ich habe dich immer lieb gehabt; wenn ich mir aber jetzt dein Bild aus dem Jahr 1848 vergegenwärtige, dann fühle ich, und fühl' es mit Freuden, es ist ein Unterschied zwischen der damaligen Erscheinung deines inneren Wesens und derjenigen, die sich seit und in der Krankheit herausgestellt hat; du bist durch Gottes Güte reifer, gesammelter, ernster und in der Tiefe fröhlicher, freudvoller geworden. —

* * *

Es hebt mich hoch empor, — so hoch, daß alle die kleinen Plagen, die mich jetzt umgeben, verschwinden, — daß mir Gott eine Braut geschenkt hat, die den Tag ihrer Krankheit selig preisen kann, daß Er dich in Gnaden gelehrt hat aus Trübsal solche Freudigkeit zu erndten. Gewiß, meine Liebe, unser gemeinsames Schicksal legt es uns nah, daß wir den Spruch zu unseres Lebens Wahlspruch nehmen: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Darin laß uns allezeit bleiben: wir können unser selbst nur recht innig und fröhlich gewiß werden, wenn wir Seiner recht selig gewiß sind. —

* * *

Klotilde an Franz.

— Wie wir froh waren, als am Sonntag Abend deine ersten Briefe ankamen! Die Thränen liefen mir während dem Lesen, ohne daß ich es wußte, und als ich schon lange fertig war, strömten sie

förmlich; aber warum, das war mir nicht klar. Da fiel mir ein, daß du gesagt hattest, jedes Gefühl und jeder Gedanke soll klar und offen vor einem liegen. Und was war leichter klar und natürlicher als dieses? Auf die Briefe hatte ich gehofft, von den Briefen erwartet, daß sie dich mir fast ganz ersetzen sollten, und wie sie da waren und das unmöglich konnten und sie die Sehnsucht nach dir durch den Eindruck deiner lieben geschriebenen Worte nur noch verstärkten und ich mir wieder so einsam und allein vorkam, da war ich so traurig, so unendlich traurig. Geht es dir nicht auch so im Anfang? Meinst du nicht auch zuerst unbewußt, die Briefe sollten das schmerzliche Sehnen stillen? Jetzt geht es mir sehr gut; einmal mußtest du doch fort, und hab ich dich nicht für immer? und denken wir nicht jetzt schon an die Zeit, wo du nicht mehr von mir fortgehst? Zuweilen hör' ich und seh' ich nichts; dann denk ich stundenlang nur immer an dich!

* * *

— Mein ewig lieber treuer Franz! Als ich gestern morgen auf einmal deinen lieben Brief in der Hand hatte, standen mir die Thränen in den Augen. Er war ja so schwer, ich wußte ja, es stand so viel darin und er kam von dir; ich hatte ihn so sehr ersehnt und nun war mir, als wärest du selbst gekommen. Ich hielt ihn noch lange in den Händen, eh' ich ihn aufmachen konnte. Lieber, lieber Franz, wie soll ich dir danken? Du hast so viel geschrieben, bis Mittag hab' ich immerfort gelesen. Ob es mich aufregt? Gesund macht es mich, Alles was du schreibst, Alles das macht mich nur gesund. Es kommt ja von dir, es ist ein Theil von dir und dich muß ich haben, wenn ich leben soll, wenn ich froh und gesund leben soll.

* * *

— Eben geht in der Kirche drüben die Orgel. Es ist Alles so feierlich still draußen und auch hier in der Stube; die Mutter schreibt jetzt dem Siegmund, der gestern Privatdocent an der Universität zu Berlin geworden ist, und Emmy schreibt dir und „dein Herz“ schreibt dir auch; in der Kirche singen sie „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Was für verschiedenartige Stimmungen und Gedanken

mir heute durch den Kopf gehen, wehmüthige und frohe, Alles so bunt durcheinander. Weißt du auch was heute für ein Tag ist? Heute würde unser Paulinchen neunzehn Jahre alt. Welch' ein Alter! fast kommt man in Versuchung sie zurückzuwünschen um sie in ihrer engelgleichen Schönheit und Lieblichkeit wieder zu sehn und zu haben. Aber selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Nicht mit dem leisesten Wunsche darf man das Kind zurückwünschen. Ein feste Burg ist unser Gott!

* * *

— Lieber guter Franz, bald seh' ich das hübsche Bouquetchen auf dem Papier an, bald deinen lieben Brief, der heute gekommen ist, und bald in den schönen Kirchhofgarten hinüber, wo die Sonne so herrlich auf die hohen Bäume scheint und der leise Wind mit allen Blättern spielt, gleichviel welche Farbe sie haben, braun, gelb oder grün, gleich als hätt' er sie alle eben lieb und wollte sie alle noch so oft als möglich vor ihrem Abfallen küssen. Und dann läßt er sie nicht, er spielt immer noch mit ihnen und hebt sie in die Luft und die Blätter wollen auch immer noch in die Höhe, da unten gefällt es ihnen nicht mehr und so quälen sie sich, bis sie nichts mehr sind. Aber so geht es mit Allem: nur was von Gott kommt, das bleibt ewiglich, und darum auch reine Liebe, denn die kommt ja von Gott, und daß sie von Gott kommt, davon ist ja wieder das Ewigdauernde das sicherste Zeichen. Ja, was hab' ich dir nun gesagt? Mein Herz ist so voll von Lust und Liebe und von Angst und Bangen. Sieh', zuweilen möcht ich mit aller Macht zu dir hin und dann mein' ich, dein Herz müßt' sich für mich aufschließen und ich könnt' mich mitten hineinlegen, dann ging's wieder zu; heimlich müßt' es mir dann sein wie einem kleinen Kindchen, so fest eingewickelt in dein Herz, wo ich nichts fühlte als dich und den lieben Gott, der seine Liebe und seine Gnadensonne so hell bis in dein Innerstes hineinleuchten läßt. Lieber, lieber Franz, der liebe Gott ist so gut; wenn ich's nur so recht erkennte. Aber gut will ich werden und werd' es ja recht, wenn ich erst bei dir bin; Er wird Geduld haben und uns gnädig sein!

* * *

Du meinst, ob es auch recht sei, mir von deines Vaters Eigenheiten gesagt zu haben. Lieber Franz, es war recht; sieh', es war ja nicht Neugierde von mir, davon zu wissen; ich wollte nur deinen Vater kennen lernen, um mich schon jetzt an ihn zu gewöhnen. Mein liebes Fränzchen, ich glaub' ich würde ganz gut mit deinem Vater fertig; ich mein' ich müßte die Art treffen, die ihm am Besten gefiele; wenigstens ruhen werd' ich nicht, das versprech' ich dir, bis er mich lieb hat. Einen Vater hab' ich früher nie vermißt, da ich ja nicht wußte, wie einem zu Muthe ist einem Vater gegenüber, und wir hatten ja ein Mütterchen wie es wenig Kindern zu Theil wird, die mir Alles ersetzen könnte, nur dich nicht. Aber seit ich weiß, du hast einen Vater, da muß ich bei jedem schönen alten Mann, den ich sehe, denken, wenn das Franzen's Vater wär', wie wolltest du ihn küssen und wie viel heimlicher müßt' es dir dann noch auf der Welt sein als es dir jetzt schon ist; dann fühl' ich, wie wohl es mir bei deinem Vater sein wird.

* * *

— Nun von Weihnachten. Was soll ich schenken, wenn ich nichts habe? Von der Mutter kann ich nichts verlangen, denn sie kann mir nichts geben, und du mein lieber Schatz hast mir schon Alles geschenkt, was du konntest. Nun darfst du mir auch nicht böse sein, wenn ich dir einen Vorschlag mache. Was von dir kommt und was du mir geschenkt hast, ist mir das Liebste, aber du weißt auch, daß ich besonders deinem Vater und deiner Mutter gern etwas recht Schönes schenken möchte. Darf ich um dein mir geschenktes Rehfell eine Borde sticken? Das würde ein schöner Teppich für die Eltern. Darf ich dem Willibald dein liebes schönes rothes Glas schenken? Liebster Franz, weißt du auch, daß ich eben so gern Nein wie Ja höre, daß ich hundertmal lieber thue was du willst, als das Schönste auf Erden verschenken? . . .

* * *

Wenn du irgend etwas Unangenehmes über deine Stellung schreibst, — übermäßig traurig bin ich deßhalb nicht, ich weiß ja, bei Fremden kann man sich nicht glücklich fühlen. Aber den lieben Gott bitte ich, mich so werden zu lassen, daß ich dich glücklich mache.

Lieber Franz, wenn ich dich durch meine Schuld einmal nicht glücklich machte! Aber der liebe Gott wird es nicht so kommen lassen. Nicht wahr, wir werden zusammen glücklich? Gleich geht die Sonne prächtig unter; in unserm Zimmerchen ist es so schön und traulich, ich sitze am Fenster und schreib' auf dem Bügelbrett; vor mir ist die schöne breite Spree, das kleine Boskettchen und der prachtvolle Himmel. Ich bin so vergnügt, hab' ich doch dich und du mich und der liebe Gott bewahrt uns beide und läßt auch dir die Sonne so schön untergehn, und der schöne Abend macht auch dir frischen Muth und du bist froh wie ich, nicht wahr?

Klotilde hatte sich die Herbstmonate hindurch in Köpenik recht wohl befunden; sie konnte an schönen Nachmittagen ausgehn, durfte sich ein wenig beschäftigen, sah blühend aus und war voll frohen Muthes. So lange die bessere Jahreszeit währte, war der Aufenthalt lieblich, nach der Straße hin der Blick auf die schöne gothische Kirche, die inmitten eines blühenden Kirchhofgartens lag, nach dem Garten hin die Aussicht auf den seeartig breiten umwaldeten Fluß. Dazu war sie von der treuesten Liebe umgeben, nicht nur im Hause, wo namentlich Emmy ganz in ihrer Pflege aufging, sondern auch weiterhin; die Berliner Freunde, besonders der treffliche Hugo H., kamen so oft sie konnten, zum Theil auf Franzens Bitten, um ihr die einsamen Stunden zu verkürzen.

Mit dem eintretenden Winter veränderte sich aber diese freundliche Lebensweise gar sehr. Die Freunde mußten ihre Besuche einstellen; Klotilde war in's Zimmer gebannt und auch hierhin verfolgte sie eine nicht zu überwindende furchtbare Kälte. Sie mußte Tagelang zu Bette liegen, und zugleich war mit dem wieder zunehmenden Husten eine ungemeine Schwäche und Ermattung über sie gekommen. So frisch ihr Muth bis dahin gewesen, so tiefe Entmuthigung überfiel sie nun; sie begann an ihrer Genesung zu verzagen, ihr Ende für nahe zu halten, sie vertheilte schon ihre kleine Habe zum Andenken unter die Ihrigen. Endlich konnte sie den dringenden Wunsch, daß Franz zurückkehren möchte, nicht länger verhalten. Ungeachtet der beruhigenden Versicherungen des Arztes glaubten die Nächststehenden diesen Wunsch an Franz mittheilen und dringend unterstützen zu sollen; man schlug ihm vor seine doch unbehagliche Stellung aufzugeben, in Berlin einigen Privatunterricht zu ertheilen, um den man sich bemühen

wollte, und dann so viel als möglich zu Klotilden herauszukommen. Mit einem solchen Schritt wäre freilich sein eben eröffneter und auf die rheinländische Kirche hinführender Lebensweg wieder verschüttet gewesen, zwar ein geringes Opfer, wenn es sich darum handelte die letzten Tage am Sterbebett einer lieben Braut zu erkaufen; aber im anderen glücklicheren Falle, der doch eher vorausgesetzt werden durfte, ein Entschluß von großer Verantwortlichkeit gegen den Lenker seiner Geschicke. So schnell entschlossen er war, sich seiner armen Braut nicht zu versagen, so schwer empfand er gleichwohl diese Verantwortlichkeit; und vor Allem erschien es ihm als eine Untreue, einen Mann, der ihm seine Kinder anvertraut — mochte es ihm in dessen Hause gefallen oder nicht — so bald und plötzlich wieder zu verlassen. Er theilte mir seine Noth mit und ich antwortete, daß ich ihm nie zugeben würde, sich durch ein solches zwischen Berlin und Köpenik inmitten des Winters hin- und hergezerrte Leben zu Grunde zu richten. Er möge um Urlaub bitten, und falls es, wie wir hofften, so schlimm nicht stehe, dahin wirken, daß die Familie im nahen Frühling nach ihrer Heimath, in seine Nähe zurückkehre, eine Aussicht, mit der sich Klotilde dann gewiß in eine neue Trennung finden werde; sei sie aber in der That ohne Hoffnung, dann solle er ruhig an ihrem Bette bleiben und sich in äußerlichen Dingen auf meine Hülfe verlassen. So that er denn auch, kündigte seinen Besuch auf das nahende Weihnachtsfest an, schickte mir noch für jedes der Unsern ein kleines Festgeschenk mit einem herzlichen Weihnachtsbrief an die Eltern, die, um am heiligen Abend unbesorgt zu sein, erst nach dem Feste von seiner Reise hören sollten, und fuhr dann durch Schnee und Kälte nach Berlin.

Am 24. December Morgens kam er in Köpenik an. „Klotilde,“ erzählt er, „saß kraftlos im Sessel und streckte mir mit dem wehmüthigsten Gesicht die Hände entgegen, die Lippen zusammenpressend, daß sie nicht huste. Ihre Stimme war bedeckt und weich, ganz wie des seligen Paulinchens Stimme in ihrer Krankheit. Sie wollte in Weinen ausbrechen, aber ich bat sie stille zu bleiben und nach wenigen Augenblicken verklärte ein befriedigtes Lächeln ihre thränenfeuchten Züge. Die Andern sagten mir hernach, sie hätten nie etwas Aehnliches gesehen wie diese völlige Veränderung und wahrhafte Verklärung ihrer Züge seit meiner Ankunft.“ — Ich hatte dafür gesorgt, daß unsere Bescherung, von jenem herzlichen Festgedicht begleitet, ihn am Abend in Köpenik überraschte; doch konnte dieser Weihnachtsabend an

den frohen vorigen, den er in den ersten Brautstandstagen mit Klotilden gefeiert, nur in Wehmuth erinnern. „Klotilde," erzählt er, „stand an mich angelehnt vor dem Lichterbaum und weinte still vor sich hin. Ich durfte sie nicht fragen, warum sie weine, ich wußte es wohl: sie gedachte des vergangenen Weihnachtsfestes, da sie froh und blühend so neben mir gestanden und des zukünftigen . . . . Klotilde, sagte ich leise, hast du's verlernt: „Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, denn Er sorget für Euch?" Nein, sagte sie, ich weiß es, du hast es mich gelehrt und nie werd' ich's vergessen."

In der That richtete sie sich von da an in einer wunderbaren Weise wieder auf, nicht nur geistig, sondern auch körperlich; ihr Befinden besserte sich während seiner Anwesenheit sichtlich von Tag zu Tag. Aber so glücklich auf diese Weise die Besuchstage sich gestalteten, so peinlich waren sie vorerst durch den mit jedem Tag brennender werdenden Widerstreit der Pflichten. Der Prinz erwartete Franz von Tag zu Tage zurück; Klotilde rechnete darauf, daß er nun bei ihr bliebe; „siehe, der zweite Abschied," sagte sie, „würde mir noch viel schwerer fallen als der erste." Wie gerne wär' er geblieben! „Aber," schrieb er mir, „der Prinz rechnet auf mich, ist ohne mich verlassen, und ich sollte sein Vertrauen täuschen? Die moralische Verpflichtung — und diese ist die stärkste, die ich kenne — welche ich habe, Erziehung und Unterricht dieser Kinder nicht im Stiche zu lassen, fällt mir mit jeder Minute schwerer auf die Seele. Ich weiß nicht aus noch ein. Daß es mir wäre, als ob ich in den Tod ginge, wenn ich von ihr wegginge, davon will ich nicht reden; aber sie! Lieber Gott, du willst ja nicht versuchen über Vermögen; zeige doch einen Weg!" In dieser Noth fuhr er nach Berlin zum Arzte und fragte um seinen Rath; dieser äußerte sich nochmals beruhigend, freute sich der guten Wirkung seines Besuches, widerrieth aber sein Bleiben, da dasselbe fortwährend mehr Aufregung mit sich führen müsse als der Kranken gut sei. Von der Uebersiedelung nach dem Rhein könne vorerst nicht die Rede sein, dagegen denke er im Sommer an eine Badereise nach Reinerz in Oberschlesien; danach lasse sich weiter reden. Und nun ergab sich Klotilde fromm und verständig auch in die gefürchtete neue Trennung.

Er blieb noch vierzehn Tage ins neue Jahr hinein, — in aller Schwachheit und Trübsal wieder reiche, herrliche Tage. Ein paar kleine Züge aus diesem kurzen und letzten Zusammensein hat er flüchtig aufgezeichnet. „Auf dem Hofe des Hauses, wo sie wohnten,

war eine arme Frau krank. So knapp die Familie leben mußte, so vergaß Klotilde doch keinen Tag daran zu mahnen, daß die Frau möchte Suppe geschickt bekommen, und nur mein Einspruch hielt sie ab, ihr die Hühnersuppe zu schicken, die ihr zur Stärkung verordnet war und ihre größte Erquickung bildete. — Ich äußerte einmal, wie schwer es mir zuweilen werde, in der Ferne bei meiner Sorge um sie allen meinen Verpflichtungen zu genügen. „Ach, daß ich dir so viel Kummer machen muß," sagte sie tief betrübt, und nur meine Bitte hielt sie ab, in Thränen auszubrechen. — Ein andermal sagte sie zu mir: „Ich habe einmal bei mir gedacht, wenn er etwas Unrechtes von mir verlangte, ob ich da auch die Kraft hätte zu sagen: Geh! Und da hab' ich zu Gott gebetet, daß er mir diese Kraft geben möchte." Dabei standen ihr die Thränen in den Augen und sie umarmte und küßte mich heftig. — Die Gewißheit des innigsten Verbundenseins unserer Lebensgänge war stark in ihr. „Das weiß ich," sagte sie mir in den letzten Tagen meines Aufenthalts, „wenn ich sterbe, dann lebst du auch nicht mehr lange." — Aus Liebe vermochte sie Alles. Als ich endlich von ihr mußte, da hatte sie während des Tages einigemal stark geweint, auf mein Bitten aber ihre Thränen getrocknet. „Du kommst ja wieder," sagte sie zu ihrem Troste. Mir nun fiel der Abschied entsetzlich schwer, als ob ich ahnte, ich würde sie nicht mehr sehen. Als sie nun sah, wie mir die Stimme fast versagen wollte, vergoß sie keine Thräne mehr, sondern sah mich lächelnd an und sagte: „Sei doch ruhig, lieber Franz, du siehst ja, ich bin ganz ruhig und werde auch ruhig bleiben, ich verspreche es dir." Und das blieb sie in der ganzen folgenden Zeit, so sehr ihr gewiß das Herz blutete, und weinte nie, obwohl sie oft die lieben Augen voll Thränen hatte." — „Es war halb sieben Uhr Abends," erzählt er von seinem eigenen Abschied, „ich stand noch einmal vor dem Hause still; wo die Fenster helle waren, da lag sie, und ich, nur wenige Schritte entfernt, konnte die geliebten Züge nicht mehr sehen. Es war noch dunkler in mir als ringsum. Ich rannte hinaus in das Schneefeld, die namenlose Beklemmung meiner Seele mit lauten Gebeten zu bannen trachtend — auf Nimmerwiedersehn!"

Die nächsten Monate gingen still und ohne äußeres Erlebniß in der Erfüllung täglicher Pflichten hin. Um so mehr war das jugendliche Herz von inneren Nöthen in Anspruch genommen. Zunächst quälte ihn die allezeit mögliche Wiederkehr der eben durch-

gemachten Bedrängniß. Der Widerstreit der Berufspflicht und der Liebespflicht hatte sich diesmal noch so ziemlich vermitteln lassen, aber er konnte sich bei Klotildens unsicherem Befinden in jedem Augenblick der Gefahr und Entmuthigung wiederholen, und so gerne Franz jederzeit auf den Wunsch seiner armen Braut hätte an ihr Krankenbette eilen mögen — er wäre ja nirgend lieber gewesen —, so mußte er sich doch sagen, daß solche plötzliche und unberechenbare Unterbrechungen sich mit keinem geordneten Pflicht- und Berufsverhältniß vertrügen. Es war ein hartes Ding für ihn, sich selbst und seiner Braut zu sagen, daß er schon jetzt, und wie viel mehr noch, wann er erst irgendwie im Dienst der Kirche stünde, sich aus einem solchen heiligen Berufsverhältnisse nicht dürfe herausreißen lassen; aber eine Braut wie Klotilde wußte ihren Bräutigam auch darin zu ehren; wie fest sie sich vorgenommen hatte, unter keinen Umständen wieder seine geordnete Wirksamkeit in Frage zu stellen, sollte noch ihre Todesstunde bezeugen. Eine kranke Braut in der Ferne zu wissen, ihr etwa Entmuthigung und Verzagen abzufühlen, über ihr Leben oder Sterben in quälender Ungewißheit zu sein, das konnte freilich, auch wenn Klotilde jeden Wunsch ihn zu sehen in ihrer Seele verhielt, eine unerträgliche Lage werden, und dem war vorgebeugt, falls Klotilde an den Rhein zog, in eine Nähe, die zu jeder Zeit ein kurzes Besuchen erlaubte. Es wäre darum für Franz eine große Beruhigung gewesen, für den Fall der ärztlichen Einwilligung die Zusage einer solchen Uebersiedelung schon jetzt zu erhalten, und er hatte damit natürlich bei Klotilden keine Schwierigkeit; sie wäre mit ihm, wie sie einmal sagte, nach Indien gegangen, wenn er im Vaterlande kein Plätzchen fände, wie vielmehr an den schönen heimathlichen Rhein. Aber die übrige Familie, die durch zwei theure Grabstätten, wie auch durch die Nähe ihrer treuesten und hülfreichsten Freunde an Berlin gebunden war, zeigte keine rechte Geneigtheit, darauf einzugehen, und so ließ Franz die Sache fallen. Er behielt dabei die Besorgniß im Herzen, eines Tages unter drängenden Umständen die Zumuthung erneuert zu sehen, daß er vielmehr nach Berlin zurückkehren und dort den Boden seiner Zukunft suchen möchte; aber die Versuchung, dergestalt seiner Verlobung einen falschen Einfluß auf seine Lebenswege einzuräumen, war jetzt überwunden. „Ich wünsche nur," schrieb er an Klotilde, „daß sich nicht sowohl du, — denn wir beiden sind uns wohl klar, — als die Anderen nicht täuschen über das, was mir möglich und nicht möglich ist. Als ich im December zusagte zu

kommen, da war mir Alles gleich, ich glaubte wenig zu hoffen zu haben. Jetzt, wo mein Herz wieder eine Zukunft hat und ein Glück, mit dir zu hoffen, lasse ich mich unter keiner Bedingung vom Rhein wegziehen; hier kann ich emporkommen, hier meinen Beruf erfüllen; an den Rhein knüpft sich, wie die Verhältnisse liegen, meine Zukunft in dem, was meinen Beruf angeht, und dahinein lasse ich mir nicht greifen."

Das war in der Zuversicht geschrieben, daß Klotilde gesund werden, in das zu hoffende rheinische Pfarrhaus mit einziehen werde. „Wie ich mich freuen werde," ruft er in einem Briefe an sie aus, „wenn du einmal wieder ganz frisch und kräftig vor mir stehest, — kannst du dir's denken? O Niemand sonst kann sich das vorstellen, aber du mußt es können, denn du hast mich so lieb, daß deine Freude dann so groß sein muß als die meine." Aber dasselbe Herz, aus dem solche Worte kamen, hielt sich gar wohl auch den andern Fall vor, auf den der Ernst und die Länge der Krankheit immer wieder hinwiesen, und es rang, auch diese dunkelste Möglichkeit im Lichte der ewigen Liebe betrachten zu lernen. „Darauf drängt mich," schrieb er mir schon im Herbst 1849, „wie mein ganzes Leben, so mein jetziges ganz besonders hin, daß ich mir des ewigen Goldkornes bewußt und besitzesgewiß werde mitten im Sande, den der Strom der Zeit vorbeispült. Lieber, theurer Bruder, meine Braut ist mir, das weiß ich, ein für immer unverlierbares Gut, Leiden gerade stellen diese Gewißheit erst recht fest; aber wie weit und in welchem Sinne werde ich mir diesen Trost aneignen dürfen? Möchtest du es nie erfahren: man kann auch im Hafen Sturm und Schiffbruch leiden, wenigstens für dieses Leben." In einem Selbstbekenntnisse aus dem Frühjahr 1850 sind diese Gedanken weiter ausgeführt. „Ich hab' ein Buch gelesen," heißt es dort, „die Geschichte einer Pfarrfamilie; da wird viel Liebe durch den Tod frühzeitig auseinandergerissen. Da dacht' ich nun, wenn mir's auch so ginge! Wenn ich dich, Geliebte meines Herzens, gewonnen hätte, dich einmal heimführte an den mühsam gegründeten Herd, und vielleicht nach einer kurzen Zeit unaussprechlichen Glückes würdest du mir genommen! Und was ist's nun, das mich diesen Gedanken ertragen läßt? Wehe dem, der ihn nicht ertrüge: entweder müßte er zu lieben aufhören oder er müßte, ein ärger gequälter Tantalus, mitten in seinem Glücke vor Weh verschmachten! Das ist's: giebt's keine Liebe, die auch den Tod überwindet, die ewig ist, so giebt's gar keine Liebe." Und nun führt

er aus, wie es im Wesen der Persönlichkeit liege, ewig zu sein, — und eben darum auch im Wesen der Liebe, die der Persönlichkeit persönlichste That sei, nämlich der echten Liebe, die nichts Anderes sei, als auch eine Form des Hinaufwerdens zu Gott. „Wer sich in der Vergänglichkeit des Augenblicks eines ewigen Inhaltes bewußt ist, eines unveränderlich beharrenden Lebens hinter allem Schein und Wechsel dieser irdischen Welt, mit einem Wort, wer da weiß, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen, der erst mag mit aller Kraft und Freudigkeit lieben. So soll es denn bei uns sein, Geliebte; wehe uns, wär' es je anders. Nicht umsonst sollen die bereits erfahrenen Leiden unsere Blicke gehoben haben; was uns damals hielt, das halte uns immer, die Gewißheit, daß der auf's Ewige gerichtete Sinn auch nur Ewiges ausprägen kann, daß die menschliche Liebe dem Gesetz der Vergänglichkeit nicht verfällt, die als in ihrem Lebenselemente in der Liebe Gottes daheim ist. Würdest du mir frühe genommen oder ich dir, — das wüßten wir doch und das könnte uns tröſten, daß unseres Bundes Innerstes nicht von dieser Welt noch für diese Welt war, sondern der Seelen Gemeinschaft unsterblich ist, wie sie selber." So schaut er ein lichtes blühendes Ufer auch für seine Liebe jenseits der dunklen Tiefe; aber das erspart freilich dem liebenden Herzen nicht vor dieser Tiefe zu beben. Die zeitliche Trennung war ihm dennoch der bitterste Kelch, den die Hand Gottes ihm vorhalten konnte und er bedurfte der ernstlichsten Zuflucht zu dem, der die Angst der Welt für uns überwunden hat, um den Anblick dieses Kelches zu ertragen. Ganz im Stillen, allein für sein eigenes Bedürfniß schrieb er in der Passionszeit 1850 eine nie gehaltene Predigt über den Kampf des Herrn in Gethsemane und stellte sich in derselben „Christum als den Leidenden, als den Dulder, als den Ueberwinder" vor Augen, um das Gebet: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," recht fest und tief in's eigene Herz zu prägen.

Aber das jugendliche Herz hatte noch dunklere Stunden durchzustehen als die, in denen all' sein irdischer Trost ihm in bange Frage gestellt war, Stunden, in welchen das himmlische Gnadenlicht selbst in der verlassenen Seele schien auslöschen zu wollen. Eine Zeit, wie er sie einst in Bonn, „inmitten von Lust und Leben", mehr als einmal durchgekostet, während ihm in der innerlichen Anspannung und Erhebung der folgenden Zeit dergleichen ferne geblieben war, eine

Zeit des Gottverlassens und daher der Gottverlassenheit, „da es im Herzen öde und leer wird, alle höheren Güter sich mit grauem Nebel umziehen und Gedanken, in denen man sich gerne selbst nicht erkennen möchte, in der Seele aufsteigen und uns nicht lassen wollen" — eine solche Zeit bekennt er in seinen Briefen nicht lange vor Ostern 1850 wieder durchlebt zu haben. „Du hast mir," schreibt er eben damals an Klotilde, „wieder einmal gesagt: „Keiner ist so gut wie du;" das hat mich heute gerade schmerzlich lächeln gemacht. Dein Brief ist an einem Tage angekommen, an dem die Wellen der inneren Arbeit und Seelenangst einmal wieder hoch gingen. Auf eine gewisse Stufe gehoben wird das Herz sicher; es vergißt im tieferen Sinne — und wenn's auch alle Tage betet — das „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach," und solch' Vergessen rächt sich bei mir immer schwer durch das Hereinbrechen eines trüben Herzenswetters, da Gott sein Licht von oben verbirgt und das von unten stammende dunkle sündige Trieb- und Gedankenleben sein Spiel treibt. Da droht all' mein höheres Leben seine Kraft zu verlieren und ganz zu versinken; der Schiffbruch erfüllt mich mit tiefem Weh und doch stehe ich dabei und weiß nicht zu helfen, bis denn Gott wieder emporhilft, der die, welche zu ihm rufen, doch nicht sinken läßt." Aber dieselben Briefe lassen zugleich erkennen, wie rasch und kräftig nun schon die Gnade Gottes solch' eine Zeit innerer Anfechtung überwindet. „Ich bin heute wieder ganz stille geworden," schreibt er am folgenden Tage weiter; „überhaupt haben mich diese letzten Tage in manchem Punkte meines Heilands gewisser gemacht, gelöster von Schein und Trug; Er wird mich auf dieser Straße halten. Auch mein Verzagen an mir selbst in Betreff meines Berufes, dessen Größe und Heiligkeit mir manchmal mahnend und schreckend vor die Seele tritt, weicht wieder dem seligen Gefühl, daß der nicht unfähig sein könne, die Gnade und Vergebung Gottes in Christo zu verkündigen, der selber, weil er ihrer so reichlich bedurft, sie so reichlich erfahren konnte und so Gott will beständig erfährt. Solche innere Prüfungen sind die eigenthümlichsten und gewichtigsten in meinem gegenwärtigen Leben; aber ich habe in diesen Tagen schon erfahren, wozu dergleichen gut ist; es lehrt Gott suchen und haben."

In dieser demüthigen Siegesstimmung findet ihn der Charfreitagmorgen; er sitzt allein im stillen Zimmer um zunächst einen Brief zu vollenden; „die liebe Sonne sieht durch die Morgenwolken herein,"

heißt es in diesem Briefe, „wie die Liebe Gottes durch die Sünde der Welt.“ „Ich hatte,“ schrieb er mir nachher, „eine von den hohen Stunden, wo man loser ist von der Welt und mehr im Heilande als leider oft sonst. Weißt du? „„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke Will ich, ein Pilger froh bereit, Betreten nur als eine Brücke Zu Dir, Herr, über'n Strom der Zeit.““ In dieser Stunde und Stimmung ward ihm das folgende aus innerstem Erleben hervorgegangene Lied zu Theil:

Charfreitag.

Nun hat dies Herze ausgeschlagen,
Dies Herz, das solche Liebe schlug,
Das eine Welt mit ihren Plagen,
Mit ihrer Sünde Lasten trug:
Hat sie bis in den Tod getragen, —
Und mein's, und meines kann noch schlagen?

Noch schlagen in der Welt Gedanken,
Noch schlagen in der Sünde Lust,
Noch fern von Deiner Liebe schwanken
Und Sterben achten für Verlust;
Derweil mit off'nen Kreuzesarmen
Im Tod Du rufst: Komm, hie Erbarmen!

O laß es ausgeschlagen haben
Den Pulsschlag dieser argen Welt,
Gestorben sein den Todesgaben,
Die lügend sie entgegenhält,
Gebrochen jedem sünd'gen Triebe,
Gebrochen, Herr, durch Deine Liebe!

An Deine Seite laß mich lehnen
Das lang von Dir entwöhnte Haupt;
Gieb mir ein durstig heißes Sehnen,
Gieb mir ein Herz, das liebt und glaubt;
Aus Deiner Gottesliebe Sterben
Laß Leben mich um Leben erben!

* * *

Das Osterfest endlich prägte dieser Herzensverfassung das Siegel auf in der Feier des heiligen Abendmahls. „Ich habe mich lange," schrieb er an Klotilde, „nach dieser Stiftung des Herrn gesehnt, die uns zu einem immer neuen Anfang des göttlichen Lebens in uns gesetzt ist. Gott behalte mir die Gnade, die er mir an diesem Tage in meinem Herzen neu kund gethan hat."

Und nun stand das Frankfurter erste Examen vor der Thür. Die freien Stunden der Wintermonate hatten zu einer letzten Durchsicht und Ergänzung der akademischen Kenntnisse eben hingereicht und mehr bedurfte es auch nicht. Franz klagte zwar sein Leben lang über die Geringfügigkeit und Lückenhaftigkeit seines Wissens und er besaß auch keine Gelehrsamkeit im engeren Sinne des Wortes, aber seine theologische Bildung war trotz der mannigfaltigen Störungen, die seine Studien gelitten, auf ein Hand in Hand gehendes Denken und Lernen so wohl begründet wie gewiß bei nicht Vielen in seinem Alter; „es ist schändlich," schrieb ihm Freund Albrecht, der ihn wohl zu beurtheilen vermochte, „daß du Zeit damit verdirbst, für ein Examen zu arbeiten." Da ein vierzehntägiger Aufenthalt in Frankfurt erforderlich war, so verabredeten wir Geschwister, diese Zeit im Elternhaus zusammen zu verbringen; Franz kam nach Coblenz, wo wir mit Albrecht zusammensein und schöne Stunden verleben durften; dann holten wir in Kreuznach unsere Schwester ab und überraschten die Eltern. Das Examen, schriftliches wie mündliches, ging denn auch trefflich von Statten, obwohl Franz nicht erwartet hatte in seinem Lieblingsfache, der Kirchengeschichte, vorzugsweise mit Fragen nach Büchertiteln und Monatsdaten behelligt zu werden; seine sämmtlichen Prädicate lauteteten „gut" oder „sehr gut". Ich hatte das nicht anders erwartet; was mich aber selbst überraschte, war die Examenpredigt über den freigewählten Text 1. Joh. 5, 12: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht." Auf eine solche Ruhe und Reife des Vortrags und eine solche Klarheit und Tiefe des Inhalts war ich doch nicht gefaßt gewesen, als ich ihn in die Sacristei begleitete, ihm den Chorrock anlegte und den herzlichsten Segenswunsch auf die Kanzel mitgab. „Das war keine Anfängerpredigt," äußerte der eine der anwesenden Examinatoren, während der andere freilich nur über die Anmaßung des jungen Mannes eine Bemerkung hatte, der es gewagt, in freiem Schlußgebet auch seiner Vaterstadt zu gedenken, die so viel habe von dem, worin das Leben nicht sei, und des wahren Lebens so wenig.

So war der Sommer glücklich angefangen und er sollte überhaupt durch Gottes Freundlichkeit eine Zeit des Aufathmens und der Erquickung werden. Das Pfingstfest erhielt seine besondere Freude durch einen Besuch in der Rettungsanstalt zu Düsselthal; auf die Einladung des Directors predigte Franz am zweiten Pfingsttag vor den Kindern, mit großer eigener Freude; „eine gelungene Predigt," schrieb er, „ist mir immer ein Gewinn an der eigenen Seele." Aber auch das Haus, seine Einrichtung und Leitung that ihm das Herz auf, dem die Lust an den Dingen der innern Mission inzwischen nicht schwächer geworden war. Gleich nach Pfingsten fiel unerwartet eine Ferienreise ab; der Prinz verreiste mit dem ältesten der Zöglinge, die beiden andern sollten das Bad in Kreuznach gebrauchen; man stellte Franz anheim, die so entstehenden freien Tage zu einem Besuche in Berlin zu verwenden. Er verzichtete indessen auf eine solche Freude, weil er das nöthige Reisegeld lieber der Hülfe hinzufügte, die er Klotilden für ihre bevorstehende Badecur in Reinerz leisten wollte, und übernahm es statt dessen seine beiden Schüler nach Kreuznach zu bringen. Da wir hier in dem gastfreundschaftlichen Hause, dem unsere Schwester angehörte, allezeit willkommen waren, so feierten wir in demselben auf Franzens Wunsch eine neue Familien-Zusammenkunft; die Eltern kamen von Frankfurt, ich von Coblenz herüber und wir hatten mit einander ein paar herrliche Tage. Reizende Ausflüge in's obere Nahethal wurden unternommen, unter anderm die Ebernburg, Franz von Sickingen's alte Veste, besucht, und als wir endlich nach verschiedenen Seiten wieder auseinander mußten, konnte Franz noch einige Tage bei mir in Coblenz bleiben. Den Sonntag nahm er mir die halbe Arbeit ab und hielt in der Arresthauscapelle eine vortreffliche Predigt, dann fuhren wir mit einander im Kahne nach dem schöngelegenen Vallendar hinunter, wo ich den Gottesdienst zu halten hatte. Den Nachmittag ward der prächtige Stolzenfels besucht, und der Kühkopf bestiegen, der höchste Punkt der Gegend, von dem aus man in's Rhein- und Moselthal zugleich hineinschaut und das erstere bis weit nach Andernach und Erpel überblickt. Den folgenden Tag endlich wanderte er allein, da ich beschäftigt war, über die Berge hinüber nach Ems und kam am späten Abend, nach genußreichem Tage in der fröhlichsten Stimmung, wieder zu Fuß zurück. Die frohen und freien Tage hatten ihm so wohl gethan, daß er sich frisch und kräftig fühlte wie lange nicht; ein von Zeit zu Zeit in der Brust herumziehendes Schmerzgefühl

schien nur von Erkältungen herzurühren und so wünschte er getrost seiner Braut nur ein solches Gefühl der Gesundheit, wie er es nun genieße. Auf der Heimreise den Rhein hinunter schrieb er das Gedicht „Auf dem Rhein", das in den „Haideröschen" mitgetheilt ist; nach so viel Freude wieder still und allein, flog sein Herz der fernen lieben Braut zu, die von Angesicht zu sehen er sich versagt hatte, um ihr desto thätigere Liebe zu erweisen.

Gleich darauf um dieselbe Zeit, in der Klotilde mit ihrer Mutter die oberschlesische Reise antrat, siedelte die prinzliche Familie nach Godesberg über, dem reizend gelegenen kleinen Luxusbad oberhalb Bonn. Hier in den lieblichen und großartigen Umgebungen seiner alten Universitätsstadt durfte sich Franz, wie er rühmte, von den Anspannungen der letzten zwei Jahre, die er allerdings deutlich empfunden, vollends erholen und war durch den Zauber der altvertrauten Landschaft, die er mit seinen Zöglingen reichlich durchstreifte, für manche zunehmende Peinlichkeit seiner Stellung im Hause schadlos gehalten. Mit neuer Lust gab er sich dem Landschaftzeichnen hin, mehrere prächtige Blätter wurden für Klotilde ausgeführt, eins auch für mich auf meinen kommenden Geburtstag, die Aussicht aus seinem Fenster, für die er aber den Standpunkt in dem erhöht gedachten davor liegenden Garten nahm. Ueber anmuthige Baumgruppen weg geht der Blick auf die reiche, fruchtbare Ebene, die von wogenden Saatfeldern und von Obstbaumalleen durchzogen sich bis zum Rhein dehnt; dann folgt der Spiegel des Stroms, auf dem ein Dampfschiff dahinrauscht, und dahinter das prachtvoll aufgerollte Siebengebirg vom Petersberg bis zum Drachenfels. Kein geringerer Reiz als die Spaziergänge in dieser Landschaft war die Nähe von Bonn; ging er Sonntags zur Kirche, so konnte er zugleich, zumal da man die Kinder nicht allzuoft zur Kirche mitgehn ließ, den einen oder andern von seinen alten Lehrern und Freunden, Bleek, Hasse, Simrock besuchen, die ihn im freundlichsten Gedächtniß hatten. Professor Hasse gedachte noch der Origenesarbeit im kirchengeschichtlichen Seminar und hätte ihn gern beredet, sich in Bonn für Kirchengeschichte zu habilitiren; Franz antwortete, es fehle ihm dazu nicht nur an Wissen und Geld, sondern er halte auch sein Talent dazu nicht für ausreichend, das vielmehr dahin gehe, die Schätze der Theologie für die Gemeinde flüssig zu machen; vor Allem aber ziehe er das Pfarramt aus innerster Neigung und aus Bedürfniß seines eigenen inneren Lebens vor. Simrock schenkte ihm sein eben herausgegebenes

Lauda Sion, jene ausgezeichnete Verdeutschung der schönsten lateinischen Kirchenlieder des Mittelalters, und bat ihn, derselben in einer theologischen Zeitschrift eine Anzeige zu widmen, ein Wunsch, den Franz auch in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", Jahrgang 1850, erfüllte. Neben Unterricht und pflichtmäßigen Spaziergängen wurden auch die Studien nicht vergessen. Schleiermacher studiert und unter Anderem Wichern's Denkschrift über innere Mission gelesen, „mit höchster Anregung," wie er mir schrieb, „und mit dem bestimmt empfundenen Drange in dieser Richtung selber bald etwas zu thun."

Die Sehnsucht nach dem geistlichen Amte — nicht nach dem selbständigen Pfarramte als der Grundlage einer idyllischen Existenz und eines eigenen Hausstandes, sondern nach irgend einem bescheidenen vorbildenden Hülfsamte wie das meinige, nach einer Gelegenheit seinem getreuen Heilande durch Wort und That zu dienen, war inzwischen bei ihm immer stärker geworden und spricht sich häufig in seinen Briefen aus. „Jedesmal, wenn ich in die Kirche gehe," schrieb er mir, „erwacht mir die Sehnsucht, selbst wieder einmal, und dann oft predigen zu dürfen." „Ich tröste mich der Zeit," heißt es ein andermal, „wo ich die Flügel regen darf, der Zeit, wo ich auf der heiligen Kanzel heimisch zu werden gedenke. Bleibt die Gnade von oben bei mir, so wird es dann gut gehn und ich meine, es müsse auch auf mich etwas von der Kraft kommen, welche die Herzen erfaßt." Zugleich war es ihm immer fühlbarer geworden, daß seine Kraft und Gabe zum geistlichen Beruf nirgends so fröhlich gedeihen werde als in der rheinischen Kirche. Hier stand die gläubige Union nicht nur auf dem Papier, sondern im Leben fest; die tiefeingelebten presbyterialen und synodalen Ordnungen erzeugten fortwährend in den Einzelgemeinden wie in der ganzen Provinzialkirche einen anderweit unerhörten Gemeinsinn; in freier, treuer Gesinnung schirmte und pflegte das Kirchenregiment den von unten aufsteigenden Organismus ohne alle Eifersüchtelei, und ging mit den Trägern desselben freundlich Hand in Hand; endlich ward durch eine Fülle von Anstalten und Werken der innern Mission, die mit den kirchlichen Ordnungen in lebendigem Zusammenhange standen, hier wirklich der ernste Versuch gemacht, die große Aufgabe der Zeit, die christliche Regeneration des Volkslebens und der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen. Das Alles wehte uns, die jungen Gastfreunde dieser Kirche, wie ein Frühlingshauch an und ließ uns ahnen, daß hier

alle Bedingungen für uns gegeben seien, um, was von Tüchtigkeit Gottes Gnade in uns angelegt hätte, zur Entfaltung zu bringen. Je mehr ich das in meiner Stellung tagtäglich empfand, um so glücklicher war ich, den lieben Bruder in dasselbe Erdreich pflanzen zu dürfen, in welchem ich nach langer dürrer Zeit fröhlich gedieh. Ich hatte seine Aufenthalte bei mir in Coblenz benutzt, um ihn mit meinem lieben Pfarrer Schütte, mit dem trefflichen alten Consistorialrath Groos und mit meinem Freunde Max Göbel, dem thätigen Hülfsarbeiter des Consistoriums und verdienstvollen Geschichtschreiber der rheinisch-westphälischen Kirche, bekannt zu machen, und so ward ihm die nachgesuchte Erlaubniß, in den Provinzen predigen zu dürfen, auf Grund seines Frankfurter Zeugnisses freundlich gewährt. Als bald darauf im Consistorium der Gedanke auftauchte, mir eine in Trier neu zu gründende Hülfspfarrstelle anzuvertrauen und ich meinem Pfarrer Schütte die freilich noch unsichere Möglichkeit mittheilte, schon so bald von ihm weggenommen zu werden, kam er mir mit dem Wunsche entgegen, in diesem Falle meinen Bruder zum Vicar zu bekommen, zu dem er sogleich ein herzliches Zutrauen gefaßt hatte.

Mir war dieser Wunsch aus der Seele und von den Lippen genommen: eine günstigere Gelegenheit, die weiteren Schwierigkeiten der kirchlichen Einbürgerung zu überwinden und zugleich ins geistliche Amt eingeführt zu werden, ließ sich nicht denken, und ich eilte an Franz über die freilich noch in Ungewißheit stehende Sache zu schreiben. Dieselbe bereitete ihm keinen geringen Kampf, so nahe hatte er sich einen solchen Antrag nicht gedacht. Seine Erzieherstelle konnte ihn innerlich nicht binden, er vermißte jeden Tag mehr die innerliche Uebereinstimmung der Eltern mit dem Erzieher, die den Erfolg des letzteren im tiefsten Grunde bedingt: was hätte dem gegenüber ihm erwünschter und erbetener sein können, als die eröffnete Aussicht? Allein er gedachte seiner armen kranken Braut; ihr konnte er jetzt von dem reichlichen Einkommen seiner Stelle zur Pflege ihrer Gesundheit einige Hülfe gewähren, woran bei dem dürftigen Ertrag einer Vicarstelle, wenn im folgenden Sommer die Badecur in Reinerz etwa wiederholt werden sollte, allerdings nicht zu denken war, und so fragte er sich, ob er nicht Klotilden zu Lieb' noch weiterhin, vielleicht noch ein volles zweites Jahr in der drückend gewordenen Stelle verbleiben solle. Ich beseitigte diese Bedenken, indem ich ihn an den treuen Gott erinnerte, der sich's vorbehalten habe für den folgenden Tag

zu sorgen, und an die Hülfsmittel, die mir in jenem Falle die neue Pfarrstelle an die Hand geben würde, und da Klotilde selbst ihn ermunterte, um ihretwillen fröhlich zuzugreifen, weil sie ihn nirgend lieber wisse als in seinem Amt und Beruf, so waren wir einig. Aber freilich, es schien ein unübersteigliches Hinderniß übrig: wie sollte er sich auf den erforderlichen Zeitpunkt frei machen, da er billigerweise dem Prinzen eine anständige Frist gönnen mußte, um einen Nachfolger zu suchen, und doch der Entscheid über meine noch immer fragliche Ernennung nicht lange vor jenem Zeitpunkte des nothwendigen Eintrittes in Coblenz zu erwarten stand? Ein unerwarteter Zwischenfall gab uns den Muth, diesen Knoten durchzuhauen. Die Verstimmung, welche sich im prinzlichen Hause bei großer und ausgesprochener Zufriedenheit mit Franzens Erfolgen gegen seine unabhängige Art und Weise angesammelt hatte, kam endlich in einem übereilten Augenblick zum Ausdruck. Eine Auseinandersetzung folgte, die zwar auf eine Ehrenerklärung für Franz hinauslief, ihm aber doch den lebhaften Wunsch zurückließ das Verhältniß zu lösen, und nur der Wunsch, sich durch meinen Rath vor Uebereilung zu bewahren, hielt ihn ab sofort seine Entlassung zu nehmen. Aber ich rieth ihm zu und nahm die Sache für einen Fingerzeig, daß wir in gutem Gottvertrauen der noch ungewissen Zukunft den Weg ebnen sollten, und so kündigte er auf den 1. October, den noch zwei Monate entfernten Jahrestag seines Eintritts.

Mitten in diese drängende Entwickelung unserer Lebensgeschicke fuhr uns beiden wie ein Blitzstrahl vom heiteren Himmel die Nachricht von dem Tode Neander's. Eine Säule der Kirche war gefallen; wir fühlten beide, was gerade seine geistesfreie, liebeszornige Stimme hätte bedeuten können gegenüber der eben jetzt sich immer breiter machenden engherzigen und veräußerlichten Kirchlichkeit, die vor ihm, dem auf keine Weise zu Verdächtigenden, immer eine Scheu getragen hatte; wir wußten wohl, daß er unersetzt bleiben werde. „Die Christenheit," schrieb Franz an die Eltern, „ist um einen großen Mann, das Reich Gottes auf Erden um einen Gläubigen von seltener Kraft und Tiefe ärmer geworden, und wer je mit ihm umgegangen ist, der fühlt sich einsamer, seit diese Geistesfülle, diese Liebe aus Christi Geist, diese demüthige evangelische Jugendkraft nicht mehr unter uns wirkt. Meine schönsten akademischen Erinnerungen knüpfen sich an Neander's Namen, unvergeßliche Stunden habe ich in seinem Hause, in seiner Gegenwart verlebt, und wer ihn nur einmal an seinem

Tische beten gesehen, der mußte einen heiligenden Einfluß von ihm erfahren.“ Wir widmeten ihm beide einen öffentlichen Nachruf, Franz einen kürzeren in der Rheinisch-Westphälischen Zeitung, ich hernach einen ausführlichen in der Bonner Monatsschrift. „Dieser Mann,“ heißt es am Schlusse des ersteren, „der früh und spät und bis zum letzten Athemzuge in Kraft der Demuth thätig war für das Reich Gottes, der fern von allem Gelehrtenstolz und aller Gelehrtenkleinlichkeit stets auf das eine und letzte Ziel, die Weihe der Welt durch das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo drang, dieser Mann gehört nicht der Wissenschaft, nicht Deutschland allein, er gehört der ganzen evangelischen Christenheit an. Sein Verlust öffnet eine menschlich gesagt unausfüllbare Lücke. Sein ungeheures Wissen kann wieder erworben werden, aber gepaart mit dieser Johannesseele voll heiliger Milde und voll heiligen Zorns wird es schwerlich so bald wieder gefunden werden. Möchte doch, statt an manchem Tageshelden, unser deutsches Volk an einem solchen Mann Gottes sich weiden, das auch hier wieder das Zeugniß sich muß ausstellen lassen, daß der Verklärte unter ihm schier weniger gekannt und geehrt war, als in der Fremde.“

Einen weniger plötzlichen, aber nicht weniger schmerzlichen Eindruck als dieser Verlust der Kirche und Wissenschaft machte uns der Gang der vaterländischen Dinge im Jahre 1850. Die Politik bildete fortwährend einen wesentlichen Theil unseres Austausches, aber nicht mehr die politische Streitverhandlung, denn wir waren jetzt sehr einig auch in dieser Beziehung, sondern das Klagen und Trösten, Trösten und Klagen über das Sinken der vaterländischen Hoffnung. Franz hatte das Idealistische und Liberalistische, das seiner akademischen Betrachtungsweise hin und wieder angehaftet, längst abgestreift und sich durchaus auf den Standpunkt einer ethisch-historischen Anschauung gestellt. Die abstracte Prätension einer öffentlichen Freiheit, zu deren vernünftigem Gebrauche das Volk offenbar unfähig war, die doctrinären Grundsätze, mit denen die unbegrenzte Theilbarkeit des Grundbesitzes vertheidigt, die Idee einer erblichen Pairie verketzert wurde, die rein formale Loyalität der französisch Constitutionellen, die dem Königthum in keinem Worte zu nahe treten, aber zugleich keinen Zoll breit persönliche Selbständigkeit gönnen wollte, der ganze herrschende politische Rationalismus, der seinen Zusammenhang mit 1789 so wenig verleugnen konnte, das Alles war ihm von Herzen zuwider. Ein ungenannter Freund veröffentlichte damals unter dem Titel

„Deutsche Weckstimmen“ ein Bändchen uns aus dem Herzen geschriebener vaterländischer Lieder und bat ihn um eine Anzeige derselben. „Wenn ein Volk,“ sagte Franz in dieser Anzeige, „einen neuen Anlauf nehmen soll, so geschieht das nicht, indem es bricht mit allen den Mächten, die es bis dahin getragen und groß gemacht haben, sondern indem es sich lebhafter auf sie zurückbesinnt und jener Kräfte eingedenk wird, durch die von je edles menschliches Gemeinleben gegründet und erhalten worden ist. Uns will es mit dem Verfasser dünken, als habe die Nation nicht allein vorwärts, sondern auch in sich zu gehen, als sei eine große innere Schuld zu lösen, an die bis jetzt viel zu wenig gedacht worden ist.“ Aber er verkannte über dieser Forderung an das Volk auch nicht die Verpflichtung der Regierungen, einem neuen Leben die Bahnen zu ebnen und die Formen vorzubereiten: es stand uns beiden fest, daß eine große vaterländische Einigung, die der Nation mit den Ehren ihrer Vergangenheit die große Aufgabe ihrer Zukunft in entsprechenden Lebensformen vor Augen stelle, eines der mächtigsten und unentbehrlichsten Motive sei zu ihrer sittlichen Erhebung und Erneuerung. Wir blickten darum mit immer bängerer Spannung auf den Gang der preußischen Politik, deren providentieller Beruf jene Einigung herbeizuführen uns nicht zweifelhaft war und von der wir nicht mehr verlangten, als daß sie zur Verwirklichung dessen, was sie selbst als dringendes vaterländisches Bedürfniß so laut anerkannt und so bestimmt zu befriedigen verheißen, einen bescheidenen, entwickelungsfähigen Anfang mache. Aber wir sahen nur Schwanken statt Thatkraft, nur Rücksichten statt großer Entschlüsse, bis denn zuletzt die Dinge auf den Punkt gediehen waren, wo auch Thatkraft und Entschluß nicht mehr hätten helfen können. Die Verhandlungen des Erfurter Parlaments und des Berliner Fürstentags, die zaghafte Unthätigkeit der preußischen Regierung gegenüber dem herausfordernden Uebermuth ihrer Gegner, ihre offenbare Unlust, sich auf den besseren Geist des Volkes zu stützen und wortbrüchige Bundesgenossen beim Wort zu halten, die Art und Weise wie die schleswig-holsteinische Sache betrieben und fallen gelassen ward, zuletzt die matten Schachzüge in Kurhessen rissen ein Stück um das andere von der zähen Hoffnung aus unsern Herzen, zu der wir uns fast gewaltsam immer wieder ermahnten. „So sehr meine persönlichen Angelegenheiten meine Sorge erregen,“ schrieb mir Franz im Herbst 1850, als das Befinden seiner Braut ihn wieder auf's Tiefste erschütterte, „so sehr lebt mein Gemüth doch die allgemeine Noth

mit, nicht mit der Aengstlichkeit, mit welcher sie der mitleben müßte, der an Gottes Macht und Christi Sieg in unsrer deutschen Geschichte nicht glaubte, aber mit dem lebendigen Schmerzgefühl dennoch, wie schwere Wege nicht ohne eigene Verschuldung uns jetzt zu gehn auferlegt sind. Gott hüte Preußen, sonst möcht' es vorerst heißen: finis Germaniae." Zuletzt fiel der volle Schiffbruch aller vaterländischen Hoffnungen, wie wir ihn so trostlos nicht für möglich gehalten, in eine Zeit, wo unsere Herzen schon ohnedies schwer genug belastet waren, um auch das noch hinnehmen zu können.

Nicht viel anders als die schwanke vaterländische Hoffnung fluthete und ebbte im Sommer 1850 die Hoffnung auf Klotildens Genesung. Nach dem leidlichen aber wechselnden Frühjahrsbefinden hatte man sich die endliche entschiedene Wendung zum Guten von jener Badecur in Reinerz versprochen und der glückliche Verlauf der weiten und ermüdenden Reise sowie die ersten erregenden Wirkungen des Aufenthaltes schienen diese Erwartung bestätigen zu wollen. Aber bald trat ein Rückschlag ein, welcher die Kranke in einen bis dahin ungekannten Zustand von Schwäche versetzte; Beschwerden, welche Franz längst verschwunden geglaubt, quälten die in's Zimmer gebannte Leidende heftiger als zuvor und Franz begann die Lage der Dinge im trübsten Lichte zu sehen. „Es sind jetzt anderthalb Jahre," schrieb er mir, „daß meine Braut krank ist; es ist nicht viel länger, daß ich verlobt bin. Nächst dem Leiden, das aus der Sache selbst entsprang, war mir immer das das Peinlichste, wieviel Schmerz ich mit meinen Geschicken denen bereitete, die Freude von mir haben sollten, Eltern und Geschwistern, und vor allem dir, der genauer als alle Andern dem Gang meiner Tage mit dem Herzen gefolgt ist. Dieser Schmerz will sich mir jetzt erneuern, denn es scheint, daß mein Lebensweg doch ein anderer sein soll als wir meinten und planten. Ich mag die letzten Briefe lesen so oft ich will, sie machen mir immer denselben Eindruck; nicht ein erster flüchtiger ist es, dem ich folge. Auch bin ich ruhig und hoffe nur, daß diese Ruhe von Gott sei und in Gott daure. Es giebt Dinge, für welche Klagen und Thränen auch viel zu gering sind. Doch halt', ich greife zu weit, denn bis dahin sind wir noch nicht. Das aber steht fest, daß Klotilde nie so schwach war wie jetzt. Auch ist der Husten noch da, und ist der jetzt noch da, so wird er auch vor Herbst nicht schwinden. Und wenn der vorige Winter auf den noch stärkeren Körper so gewirkt hat, so wird, wenn zwischen jetzt und dem Herbst nicht eine rasche,

zuverlässige, erstaunliche Besserung eintritt, der kommende Winter wahrscheinlich der verhängnißvoll entscheidende sein. Es ist eine furchtbare Berechnung, die ich da kaum verhüllt mit klopfendem Herzen ausspreche, aber glaube mir, es ist kein Mangel an Vertrauen zum himmlischen Vater, was mich so reden läßt; Gott ist's, der mich hält. Anderthalb Jahre voll Furcht und Sorgen der Hoffnung haben mich gelehrt, weder sanguinisch zu hoffen, noch sanguinisch zu fürchten: noch mehr, sie haben mich vertrauen und beten gelehrt. Wenn aber durch all' mein Wünschen und Hoffen immer ein trauriges Kopfschütteln wider meinen Willen hindurchgeht, wenn meine Hoffnung, sobald sie sich hoch aufrichtet, doch immer eben dann fühlt, daß sie an einer, sie weiß nicht woher empfangenen Wunde blutet, — was soll ich dann sagen?"

Doch ward die bedenkliche Wendung durch die unvermeidliche Wirkungsweise der Cur, durch den etwas zu raschen Anlauf, den man genommen, und durch eingetretene Ungunst des Wetters leidlich erklärt; der Rückschritt schien sich allmählich wieder auszugleichen und die mit größerer Zurückhaltung wieder aufgenommene Cur zuletzt doch gute Wirkung zu thun. Klotilde hoffte aus Liebe zu Franz um so fester, und ihre zuversichtlichere Stimmung, sowie die günstigeren Berichte der Mutter richteten auch in seinem Herzen die gesenkte Blume der Hoffnung wieder auf. Der Austausch der beiden war gerade damals, da die weiteste irdische Entfernung sie trennte und eine weitere leise heranzog, inniger denn je und auf dem Gipfelpunkt seiner Verklärung. „Täglich am Morgen," schreibt Franz, „um die Zeit wenn du zur Cur gehst, steigt mein Gebet für dich zum Himmel empor, daß Gott dir diese Wochen recht segnen möge." Und nicht anders beschließt er den Tag: „ich habe eben noch ein wenig zum Fenster hinausgesehen," heißt es wieder; „der Abendhimmel ist so mild umzogen von durchglänzten Wolken: ich habe dir über die sieben Berge hin, weit in die Ferne im Herzen eine Gute Nacht zugerufen: mein Herz ist voll Morgenahnung, voll freudiger Zuversicht; ich bete, daß ich recht danken möchte, und danke, daß ich recht danken kann." Umschwebt von solchen Grüßen und Gebeten sitzt Klotilde indeß fern zwischen den schlesischen Bergen im warmen Sonnenschein, ein schwaches, müdes, wunderliebes Bild, das ohne Worte dem Arzt, den Leidensgenossen das Herz abgewinnt, und ihre Seele schwebt über Berg und Thal hinüber nach dem Rhein, dann auch noch weiter und hoch empor, lautlos, stundenlang. „Zuweilen," schreibt sie, „bin ich so

stillvergnügt, fortwährend so — wie soll ich mich ausdrücken? das Wort heiter oder froh paßt nicht, denn ich bin mehr als das und doch auch wieder weniger, — den richtigen Ausdruck will ich bei mir nicht anwenden. Also zuweilen ziehen eine lange Zeit die frühesten Kinderlieder mit Melodie und Worten langsam an mir vorüber; ich singe sie nicht, aber mein Herz singt sie, ruhig, aber unendlich heiter. Ach lieber Franz, ich glaube, auch du hast zuweilen solche Stimmungen; du mußt sie haben, sind sie nicht köstlich? Ich will es sagen, sind sie nicht göttlichen Ursprungs? Ich kann wieder beten, wie ich mit dir gebetet habe: Gestern Abend hab' ich gebetet, das hat der liebe Gott gehört." „Ich verstehe dich wohl, wie ich denke," antwortet Franz, „denn freilich sind mir solche glückliche Stimmungen nicht fremd. Zwar sie haben sich mir nicht in ungestörtem Zusammenhang aus der Zeit der Kindheit erhalten; nicht so wie mit dir, du beste Seele, sind sie hinaufgewachsen in die Zeit der Reife, — mir ist das Alles einmal fremd gewesen und erst neugeschenkt im Wort von der Wiedergeburt. Dieses seligen Geheimnisses Tiefe hat mich die Gnade in etwas kosten lassen, denn in der Umkehr des Herzens zu Gott ist mir eine neue Kraft herzlicher Kindlichkeit, eine neue Innigkeit und Alles, was von Liedes- und Jugend- und Liebeslust Gesundes in mir lebt, neugeschenkt worden auf göttlichem Grunde; soweit es gesund ist, ist es von dort. Und damit hab' ich's schon ausgesprochen, daß solche Stimmungen, in denen des herzlichen Lebens süßeste Kraft sich gleichsam zusammenzieht in Ein seliges Gefühl und dann ausströmt in Liedern und Worten und doch unsagbar bleibt, göttlichen Ursprungs sind, wie du sagst. Wir sind nicht heiter in solchen Augenblicken, auch nicht ernst, auch nicht andächtig, sondern das Alles zusammen. Das sind die Weihe- und Feierstunden, von denen die Welt nichts ahnt, und sagte man ihr davon, sie hielte es für Thorheit; denen aber, welchen die Kräfte einer unsichtbaren Welt nicht fremd sind, sind sie die höchste Lust. Dem Einen gehn sie in ein Lied aus, dem Andern in Thränen, dem Dritten in Gebet; aber das Lied wird ein Gebet, das Gebet wird ein frohes Weinen sein, Alles ist nur das glückselige Ueberschwellen des vollen Gemüthes."

Ihre Geburtstage nahten, seiner am 6., der ihre am 16. August. Franz machte seine schönsten Zeichnungen fertig und schrieb seine an Klotilde gedichteten Lieder, alte und neue, in ein zierliches Heft; indessen sie die besten Viertelstunden, die sie hat, auf einen langen

Geburtstagsbrief wendet. „Weißt du noch," heißt es in demselben, „wie du im vorigen Jahr am 6. August Morgens nach Berlin kamst, wie du die ersten Briefe von deinen Eltern an mich mitbrachtest? Das war ein schöner Tag. Der diesjährige sechste August soll ihm nicht nachstehen. Die Trennung thut mir nicht weh, im Herzen besteht bei uns keine Trennung, im Geiste bin ich immer bei dir, aber an diesem Tage mehr als je. Heut seh' ich dir in die Augen, heut bemerke ich den kleinsten, den heimlichsten, trüben oder sorgenvollen Gedanken, der in deiner lieben, treuen Seele entsteht. Erinnerst du dich noch, daß ich dir Alles am Gesicht absehe, wenn du es noch so sehr beherrschen kannst, daß ich weiß, ob Frohes oder Trauriges in deinem Herzen vorgeht? Heute, lieber Franz, heute thu mir den Gefallen und laß dich durch nichts stören; heute sei froh, daß ich es auch sein kann; ich ahne Alles. Heut laß mir dein liebes treues Plätzchen, an das ich hingehöre, in deinem warmen Herzen recht sonnig offenstehn; ich will mich heute entschädigen für die Zeit der äußerlichen Trennung von dir, ich will bei dir wohnen, nur bei dir sein, zusammen wollen wir dann bei Gott sein. Er wird dir diesen Tag segnen und mir ihn wieder segnen durch dich; des Herrn Gnade wache immerdar über uns. Ich habe mich noch nie auf einen Geburtstag so gefreut, wie in diesem Jahr auf deinen, ich leb' in lauter Freude schon Tage, schon Wochen lang. Lieber Franz, ich habe in der letzten Zeit nicht um Gesundheit gebeten, ich weiß nicht, was mich davon abhielt, ich glaub' es war ein Gefühl, daß wenn der liebe Gott sie mir zugedacht, Er sie mir doch schenken würde. Betete ich einmal darum, dann folgte „Herr, Dein Wille geschehe!" Gestern Abend betete ich für dich, da betete ich herzinnig „mach' mich gesund für ihn"; im Augenblick hielt ich es nicht für Unrecht, denn ich dachte, ich könne ja vom lieben Gott nichts Besseres zu deinem Geburtstag erbitten. Da fiel mir ein „mach uns gut und fromm, das geht über Gesundsein"; das hab' ich gebetet! Lieber Franz, nicht wahr, das Letzte geht über Alles; man kann in allem Leid glücklich sein und eigentlich soll ja kein Leid sein."

Diesem Briefe gegenüber stehe hier das letzte, ebendamals gedichtete Lied aus jener Sammlung, die Klotilden an ihrem Geburtstag unaussprechlich glücklich machen sollte; mich dünkt, es ist ein unvergängliches Denkmal der bisher geschilderten bräutlichen Liebe.

Ich schau' dich an in deiner Güte,
In deinem Lächeln, sanft und mild,
Wie dir tiefeigen im Gemüthe
Ein Born von klarem Frieden quillt.

Sonst glühten wohl die heißen Gluthen
Auf deines Herzens Flammenherd;
Nun aber will es mich gemuthen,
Zum Altar wär' er fast verklärt.

Sonst mochten wohl die Wellen steigen,
Im See des Busens ruhlos ziehn; —
Nun schwebt der Engel stiller Reigen
Ob seinem klaren Spiegel hin.

Es kam ein Jüngling einst gegangen,
Von Ruhe selbst und Frieden fern,
Doch mußte still und stetig hangen
Sein Aug' an deines Auges Stern.

Du weißt es, wie in dunklen Nächten
Des Lebens oft er sich verlor, —
Du aber zogest ihn mit Mächten
Zum Finden seiner selbst empor.

Sein Auge lernt' des Lichtes Helle
Im Abglanz deines Blicks bestehn;
An deiner Hand zur ew'gen Quelle
Des Lebens lernt' er froher gehn.

Für dich nun ist er stark geworden,
Und du wardst friedvoll still für ihn;
So in der Liebe heil'gem Orden
Ziehn beide hochgehoben hin.

Ja, selig, wenn an's Manneherze
Ein Fraungemüthe treu sich schmiegt,
Weß Arm in Leid, in holdem Scherze
Traut um geliebtes Leben liegt.

Leidlos schaut in die Zeit zurücke
Er aus der Gegenwart voll Klang,
Es wölbt sich licht ihm eine Brücke
Der Zukunft dunklen Raum entlang.

Und dreimal selig, wessen Minnen
In Sternenschrift geschrieben steht,
Wem treulich wachend ob den Zinnen
Der Himmelsburg ein Hüter geht.

Ja, selig, wem in Vaterhänden
Je heiß're Lieb' so sichrer ruht,
Geweiht zum Lieben ohne Enden: —
Die Lieb' ist echt, die Lieb' ist gut!

* *
*

So leuchtete der Stern der bräutlichen Liebe noch einmal heller, schöner denn je am Lebenshimmel auf. „Man kann Sturm und Schiffbruch leiden auch noch im Hafen," hatte Franz mir geschrieben: eben jetzt bekam er den Hafen seines irdischen Lebens wenigstens in Sicht, das geistliche Amt. Am zweiten September hielt ich meine Probepredigt in Trier und am selben Tag erfolgte die Zustimmung der Gemeinde zu meiner Ernennung. So war auch Franzens Lebensgang entschieden, mit meinem und durch meinen. Ich schrieb ihm auf der Stelle; — „obwohl ich den Hauptinhalt deines Briefes nicht anders erwartet hatte," antwortete er, „so hat er mich doch auf's Allertiefste bewegt. Zuerst zum Danke gegen Gott, dann zur Bitte um seinen Beistand, denn jedesmal, wenn ich die Größe der vor mir stehenden Aufgabe erwäge, erfüllt mich ein bei mir noch weit mehr als bei dir berechtigtes Bangen, das nur durch die Zuversicht auf den Beistand des Herrn, der mich ohne mein Zuthun zu dieser Stelle geführt, überwunden wird. Vor der Arbeit zwar erschrecke ich nicht; ich erschrecke aber vor dem Mangel der Uebung und vor meiner Unwürdigkeit; ja ich erschrecke davor, daß ich mich nicht stark genug wissen kann jeden Augenblick die Verantwortung eines solchen Amtes ganz zu ermessen. Nun aber den Dank dieses bangen und doch wieder fröhlich vertrauenden Herzens dir, lieber Bruder, der mittelbar und unmittelbar, innerlich und äußerlich mir den Weg dahin geöffnet hat. Es soll uns Alles gemeinsam sein, lieber Willibald: auch unsere Arbeit im Reiche Gottes soll in einander schlagen, das will der Herr. So wird denn auch diese neue wundervolle Fügung unserer Lebens- und Berufsgeschicke eine neue Ineinanderkettung unsrer Liebe werden und Bürgschaft und Grundlage künftiger gegenseitiger Förderung in Arbeit und Gebet. Möchte ich doch noch recht viel Glück und Segen mit dir zu theilen haben! — Es ist ein neuer Muth, eine neue Zuversicht

in mich gekommen mit dieser Entscheidung; ich sehe einen gewiesenen Pfad, ich sehe meinen Beruf nahe und bestimmt vor mir, das läßt mich meine Lebensgeschicke in einem sicheren scharfen Licht erblicken, das giebt mir Frieden für Alles. Vorwärts denn mit Gott: ich will diesem Geleiter nie vorauseilen in vergessener Eitelkeit, nie ihm zurückbleiben in vergessener Trägheit; — Er lenke meine Füße!"

Sechstes Kapitel.

Die Coblenzer evangelische Gemeinde konnte in mancherlei Hinsicht eine blühende heißen. In der Napoleonischen Zeit mit hundert- und fünfzig Seelen begründet, war sie in einem halben Jahrhundert auf drei- bis viertausend gewachsen und stand sowohl was Bildung als was Wohlstand anging zu der etwa sechsfach zahlreicheren katholischen Bevölkerung in einem sehr günstigen Verhältniß. Als Sitz der Provinzialregierung hatte die Stadt eine große Anzahl höherer Beamten herbeigezogen, unter denen sich allezeit warme und tüchtige Freunde der evangelischen Kirche fanden; die vortreffliche Handelslage hatte trotz der Festungsmauern auch Kaufleute herzugeführt; daneben fehlte es freilich nicht an einem zahlreichen in jeder Weise hülfsbedürftigen Proletariat. Die Zugehörigkeit des gleichfalls in Coblenz befindlichen rheinischen Consistoriums gab der Gemeinde einen nicht geringen kirchlichen Halt; nicht minder ihr Presbyterium, für welches eine seltene Auswahl gediegener Kräfte vorhanden war; besonders aber hatte kirchliches Bewußtsein und Leben sich unter der Amtsführung des dermaligen Pfarrers entwickelt, der aber auch in der großen, zusammengewehten, in ihren vornehmen wie geringen Gliedern anspruchsvollen Gemeinde keine leichte und alltägliche Aufgabe zu lösen hatte. Die schöne große im Verein mit der evangelischen Militärgemeinde benutzte Kirche war jeden Sonntag überfüllt; Bedürfniß und Verlangen der Seelsorge war beim größern Theil der Gemeindeglieder geweckt; das Pfarrhaus wurde den ganzen Tag nicht leer von Besuchern, die in allen möglichen Angelegenheiten Rath und Hülfe begehrten. Die Gemeinde besaß, mit der evangelischen Garnison zusammen, ihr eigenes blühendes Schulwesen; außer der eifrig gepflegten vierklassigen Elementarschule hatte man noch eine sechsklassige höhere Anstalt für Knaben und Mädchen gestiftet. Freithätigkeit aller Art

kam überhaupt jedem Gemeindebedürfniß reichlich entgegen. Eine kirchliche Armenpflege wurde in umfassendem Maaßstabe von einer an Pfarramt und Presbyterium angeschlossenen freiwilligen Diakonie betrieben; daneben bestand ein Frauenverein und die vielfältigste großentheils durch den Pfarrer vermittelte Privatwohlthätigkeit. Neben den nicht geringen Lasten, welche die junge und daher fast vermögenslose Gemeinde für Kirchen-, Schul- und Armenbedürfnisse trug, fand nicht nur ein Missions- und Bibelverein, sowie ein Localverein der Gustav-Adolph-Stiftung, sondern auch jede der vielen kirchlichen Collecten aus Nähe und Ferne offene Hände. Eine besondere Zierde der Gemeinde war aber das aufblühende „evangelische Stift zu St. Martin", damals gewöhnlich „das Waisenhaus" genannt, weil dies der zuerst entwickelte Zweig war. Ein einfaches Gemeindeglied, der Buchhändler Kehr, hatte, zunächst angetrieben durch die häufigen Verluste, welche die evangelische Kirche bei dem Tode protestantischer Väter in gemischten Ehen an den hinterlassenen Kindern erlitt, mit von Haus zu Haus gesammelten Beiträgen eine kleine Waisenanstalt begründet und vom Könige ein der Militärverwaltung gehöriges ehemaliges St. Martinshaus dazu erbeten. Durch die Hingebung des Stifters, der zuletzt sein blühendes Geschäft ganz fahren ließ, um als Director die allein von freien Gaben unterhaltene Stiftung zu leiten, und durch die große Hülfe, welche derselben aus der Gemeinde fortwährend geschah, nahm der bescheidene Anfang immer größere Maaßstäbe an; es wurde angebaut, hinzugekauft, ein Kranken- und Versorgungshaus zum Waisenhaus in Aussicht genommen und dabei das Ganze in vortrefflichem Geiste und großem Segen verwaltet.

Das Pfarramt in einer so großen und in solcher Entwickelung begriffenen Gemeinde, deren Verhältnisse zudem durch die zahlreichen Berührungen mit einem ungemein eifrigen Katholicismus ganz besonders verwickelt waren, überstieg die Kräfte Eines Mannes bei Weitem, zumal wenn derselbe, wie es der Fall war, noch den Gottesdienst und die Seelsorge im Gefängniß und den evangelischen Religionsunterricht am Gymnasium mitzuversehen hatte. Gegenwärtig haben zwei Pfarrer und ein Hülfsprediger vollauf zu thun; damals mußte Pastor Schütte sich mit einem Vicar behelfen, den er in seinem Hause und aus seinem Einkommen unterhielt. Derselbe hatte das Gefängniß zu besorgen, den Katechumenenunterricht zu ertheilen, die evangelischen Kranken im städtischen Hospital zu besuchen und außerdem mit Armen- und Krankenbesuchen in der Gemeinde nach Kräften

zu helfen. Dazu kam noch in der Regel und auch für Franz der Gottesdienst in dem benachbarten Vallendar, wo mit Hülfe der Gustav-Adolph-Vereine ein kleines evangelisches Häuflein sich zur Gemeinde zu bilden bemüht war.

Als mich Franz zu Anfang October in diesen Arbeiten ablösen kam, war Schütte zur Erholung auf's Land gegangen und ich hatte meinen Nachfolger selbst einzuweisen. Ich konnte dem noch ganz Unerfahrenen nur flüchtig das Dringendste übertragen, weil ich vor meiner Uebersiedelung noch eilends nach Frankfurt mußte; als ich nach einigen Tagen zurückkam, hatte er die erste Grabrede gehalten und sich mannhaft durch allerlei Amtsgeschäfte durchgeschlagen. Wir machten unsere Besuche mit einander, versahen noch einen Sonntag gemeinsam die sämmtlichen Gottesdienste, dann fuhr ich moselaufwärts und er zog in mein kleines nach dem Garten gelegenes Studierstübchen ein. Mit Macht überfielen ihn, den Ungeübten, bei noch währender Abwesenheit des Pfarrers die zu haltenden Predigten; aber er faßte diese und alle neue Arbeit mit bewundernswerther Frische und Reife an. Zum Schreiben der Predigt behielt er von Anfang nur den Sonnabend übrig; aber da er Vorrath genug besaß, der zur Gestaltung drängte, so erfuhr er von den gewöhnlichen Nöthen des Anfängers wenig. „Die Katechumenenstunden," schrieb er mir bald, „machen mir Freude; nach den ersten Stunden hatte ich mich in der Disciplin durchgesetzt und beherrsche jetzt die Klassen ohne Mühe; ich wollte, es fiele mir Alles so leicht wie das." „Ich habe," heißt es in einem gleichzeitigen Brief an die Eltern, „in diesen vierzehn Tagen schon mehr Noth und Elend gesehen als sonst in Jahren und bin ganz anders als seither überhäuft mit Arbeit, die nicht immer erquicklich ist, aber immer anregt zur Freudigkeit in Gott. Bei alledem fühle ich mich hier so wohl, als ich mich vorher gar nicht fühlen konnte."

Und nun achtete ihn der Herr stark genug, um auch das Schwerste in Seinem Namen zu tragen. Klotilde war Anfangs September von Reinerz zurückgekehrt, frohen Muthes, aber schon damals von denen, die schärfer sahen, nur mit Bangen betrachtet. Sie war immerfort unendlich matt; man tröstete sie und sich selbst damit, daß das nach frisch vollendeter Cur so sein müsse und daß die stärkenden Wirkungen derselben erst nach Wochen sich fühlbar machen könnten. Zuweilen glaubte sie davon einen Anfang zu spüren; aber die Rückschritte ihres Befindens waren immer viel größer als die scheinbaren

Fortschritte dazwischen. Ihre Schwäche steigerte sich noch, als erst die kältere Jahreszeit eintrat. Um der entmuthigenden Einsamkeit zu entgehen und in die Nähe des trefflichen, treuen Arztes zu kommen, zog man Anfangs November wieder zurück nach Berlin. Nur je und dann konnte sie noch ein kleines Briefchen schreiben. „Lieber theurer Franz," heißt es in dem ausführlichsten, „wie geht es dir? bist du tapfer im Amt? Ich denke öfter an dich, als ich an dich schreibe; ich habe dich und Alle lieber als es scheinen mag; du glaubst es mir. Du willst wissen, wie ich aussehe und was ich anziehe? Ein hübsches schwarzes Kamelotkleid, ein schönes gewirktes von Siegmund geschenktes Tuch und ein blaues Häubchen. Ich könnte immerhin eine ganz reputirliche Pastorsfrau vorstellen, zwar nur eine geistige, wie hier die Leute sagen, d. h. eine bleiche; ich bin jetzt immer, ausgenommen wenn ich lebhaft bin, ganz bleich. Ich habe, seit ich von Reinerz zurück bin, eine furchtbar schlechte Zeit verlebt; jetzt geht es aber wieder, die Kräfte werden auch schon kommen." Dieser Brief und ein gleichzeitiger von Freund Hugo zeigten Franz, nachdem man ihn so lange auf die erst nachkommenden Erfolge der Cur vertröstet hatte, von Neuem und bestimmter als zuvor den wirklichen Stand der Dinge. „Bin ich es ja doch," schrieb der treue Freund, „der sich selber dazu bestimmt und verpflichtet hat, dir, wenn es sein müßte, das schneidende Schwert der schmerzlichsten trostlosesten Wahrheit in die Brust zu stoßen, — wie sollte ich jetzt zu schwach sein es anzufassen und dir seine Schneide, seine scharfe Spitze zu zeigen?"

So hoch die frohen Wendungen unsrer gemeinsamen Geschicke Franzens Herz gehoben hatten, jetzt ward seine Seele „müde bis zum Tode". „Den ganzen Freitag," schrieb er mir, „rang ich fast vergeblich im Gebet um Frieden. Den Samstag sammelte ich mich gewaltsam, um meine Predigt zu schreiben und bis tief in die Nacht zu lernen, dazwischen mehr als einmal aufseufzend aus tiefster Brust. Es war mir als könne und könne ich nicht predigen; mein Kopf war dumpf, meine Gedanken lagen wie zerstreute Splitter um mich her, so ging ich mit Schreien zu Gott auf die Kanzel. Mühsam ging es hindurch, aber es ging, Gott sei's gedankt. Ach, liebster Bruder, möchtest du nie solche Tage durchzumachen haben, wo alles Ringen und Flehen doch keinen Frieden herbeibringt, wo alle Trostverheißungen der Schrift, die das bedrängte Herz in der Angst durchwandert, ihre lösende Kraft verloren zu haben scheinen; und in dieser

Verfassung predigen, lehren, trösten zu sollen! O Willibald, du bist der erste, wenn mich dies Unglück denn treffen sollte, an dessen Herzen ich mich erholen könnte; ich wende mich jetzt an dieses Herz, gieb mir Rath und Trost; sage mir, denn ich bin wie ein unwissend Kind geworden, sage mir wie ich denken muß, wie ich mir helfen soll . . . O stehe mir bei in dieser Noth, es ist gar hart, wenn's so scharf an's Herz herangeht, als sollte es zum Brechen kommen. Plötzlich aus seinem Glück gerissen werden, das ist hart, aber noch härter ist's doch, Monate, Jahre lang sein Glück hinsterben zu sehen, und noch nicht einmal zu *sehen*. Gott, der Du gnädig und barmherzig bist und nicht über Vermögen versuchst, hilf mir und mache mich stark!"

„Es fällt so schwer, die Hoffnung eines Lebens aufzugeben, daß man sich immer wieder dagegen wehrt. Wenn ich mich so umgeben sehe von ihren Geschenken, ihren Briefen, allen den Zeichen ihrer Liebe, von der ganzen schönen Gegenwärtigkeit dieser Liebe; wenn ich einen Augenblick mein eigen Lebensgefühl durchschaue und mir bewußt werde, wie es ein Stück von meinem eigenen Leben geworden ist, daß ich in ihr lebe und sie in mir und wie sich überall mein Leben auf sie bezieht, wie sie miterscheint, mitdenkt, mitfühlt in jedem Gedanken und jeder Empfindung, die in mir aufgeht, — da mein' ich freilich, das könne gar nicht aufhören und ich kann mir das so wenig nahe bringen, als ich der Lebendige mir meines eigenen Leibes Tod vergegenwärtigen kann. Und ich bin auch nicht ungläubig, sondern ich weiß, daß Gott ein Gott großer Wunder ist und daß er jeden Augenblick die Krankheit wenden kann. Aber vielleicht war es unrecht, daß weil ich's nicht entrathen kann von der treuesten Liebe gehegt und erquickt zu werden, weil ich fühle, daß ich ohne das halb und stumpf sein müsse, ich meinte, der liebe Gott *müsse* sie ja um deßwillen gesund machen . . ."

Noch einmal kamen günstigere Nachrichten und ließen den verglimmenden Docht der Hoffnung wieder ein wenig aufleuchten. Am 6. November schrieb Klotilde aus dem Bette, mit mühsamen Zügen: „ich bin jetzt heiter, sogar froh gestimmt, obwohl ich oft den halben Tag alleine liege, während die Mutter zu thun hat. Die Mutter mußte viel umhergehen, um eine passende Wohnung zu finden, und die Schwestern haben den Umzug in Köpenik besorgt. Ich habe mir Arnd's wahres Christenthum gekauft und lese darin so viel ich kann; sieh', ich hatt' es herzlich nöthig; es paßt so ganz für meinen Zustand."

Noch ein Briefchen fing sie an: „Lieber, lieber Franz, dein Brief hat mich ganz glücklich gemacht,“ — weiter kam sie nicht. Am 18. November dictirt sie der Emmy ein Blättchen an Franz und bittet ihn um ein kleines, äußerst bescheidenes Geschenk, nur daß es von ihm sei. In seinen Briefen, die mir aus dieser Zeit nicht vorliegen, berührte er die Hoffnung oder Besorgniß, die ihr leibliches Befinden einflößte, gar nicht, sondern suchte allein auf ihr inneres Leben zu wirken und ihre Seele in Gott zu befestigen. Er wählte ihr Schriftabschnitte aus, die sie täglich lesen oder sich lesen lassen sollte; der treue Hugo H. kam und legte sie ihr aus. Ihre Seele war zum Abschied wohlbereitet. „Wenn ich noch daran denke,“ sagte sie, „wie mir im vorigen Jahre zu Muthe war, als ich dachte, daß ich vielleicht sterben würde und den Franz dann zurücklassen müßte; jetzt ist das doch ganz anders, jetzt könnt' ich darüber ruhig sterben, denn wie schnell vergeht das Leben und dann käme er mir ja nach.“ Am 25. November endlich kam ein Brief von Siegmund, der auch die letzte wieder aufgeglommene Hoffnung hinwegnahm. „Das liebe Mädchen,“ hieß es hier, „ist zum Schemen geschwunden, von Husten und anderen Beschwerden anhaltend heimgesucht und kraftlos im höchsten Maaße. Lieber, lieber Freund, versteh' mich ohne Worte; — meine Augen werden bald keine Thränen mehr haben.“

„Es ist nun,“ schrieb mir Franz, indem er mir diesen Brief sandte, „es ist nun entschieden, — soweit noch ein Schmerz dafür übrig ist, schmerzt es mich, dich mit dieser Nachricht betrüben zu müssen, — Klotilde, meine Braut, wird — nach menschlichem Wissen — sterben. Gestern ist der beifolgende Brief an mich gekommen, am Todtenfest, zwischen meinen zwei Predigten; ich hatte Philipper 1, 21*) zum Text, das hielt mich oben. In welchen Stimmungen ich schwanke, begreifst du. Ich bin Keiner von den Schwachen und kämpfe mit aller Kraft dagegen mich hängen zu lassen im Schmerz, denn ich weiß, auch das berechtigt mich nicht, auch nur einen Tag früher aus der Kampflinie des heiligsten Berufes weichen zu wollen; aber es kommen nun doch meines Lebens herbste Tage. Bin ich ruhig, so werfe ich mir vor, wie ich nur so ruhig sein könne bei solchem Leid; bin ich unruhig, so ringe ich mühselig nach Ruhe; von den wunderlichsten Anfechtungen wird das in der Tiefe verwundete heimlich blutende Seelenleben hin- und hergestoßen. Gott wolle helfen, was

*) „Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“

ich in diesem Falle für meine nächste Pflicht halten müsse, darüber sind wir ja schon übereingekommen; ich darf an ihrem Sterbebette nicht fehlen. Ich habe aber dabei eine dreifache Rücksicht zu nehmen: zuerst auf Schütte, den ich nicht in Verlegenheit setzen dürfte; dann hat Gott mir ja so viele Seelen auf's Herz gelegt, welche dem ersten Besten zu überlassen mir gegen das Gewissen geht, und endlich achte ich ja, daß mich Gott deßhalb hierhergeführt hat, damit ich in der thätigen Nachfolge des Herrn die schwerste Pein leichter überwinde. Ich kann mich, je mehr mein irdisches Leben nach einer Seite hin wird zugeschlossen und ausgelebt sein müssen, um so weniger ohne meinen Beruf denken und ich könnte es gewiß auch ohne ihn nicht aushalten. Hier ist mir der Weg gebahnt, mich in diesem Berufe auf dauernde Weise zu befestigen; ich fühle mich unfähig, darauf zu verzichten. Die Umstände haben mich gedrängt, in meiner Antwort an Siegmund eine furchtbare Wahrscheinlichkeitsrechnung zu fordern. Der Arzt soll mir sagen, wieviel Zeit er im schlimmsten Falle Klotilden noch giebt. Ich stehe ja leider so, daß das zu wissen mir eine Beruhigung sein muß, denn ich bin fern. Wenn ich dann komme, das weiß sie, so komme ich, weil keine Hoffnung mehr ist. Gott wolle ihr helfen sich in Seinen Frieden zu bergen. Meinen Schmerz wird mir Gott tragen helfen; ihr und der Ihrigen Schmerz, wenn er ungestillt wäre durch Gottes Gnade, bräche mir das Herz."

Ich antwortete ihm, was brüderliche Liebe in so ohnmächtiger Lage vermag. Auch auf mir lastete ein schwerer Sorgenstein, den Franz nicht weniger mittrug: in Köln lag unser Freund Albrecht am Nervenfieber todtkrank danieder. Es war, als sollte in jenen Tagen unter den einstürzenden Trümmern der vaterländischen Hoffnung auch alles uns persönlich Liebe und Theure mitbegraben werden. Doch kam von dorther nach angstvollen Tagen bessere Nachricht; mein Freund richtete sich aus der Todesgefahr wieder auf; ich sehnte mich ihn zu sehen und zugleich meinen armen Bruder an's Herz zu schließen, und da ich zur Erlangung einer Lehrberechtigung im Laufe des Winters doch nach Bonn mußte, so nahm ich mir den nöthigen Urlaub gleich jetzt und eilte Anfangs December dem Rheine zu. Inzwischen glaubte Franz, Klotildens schwindendes Leben werde noch bis zum Frühjahr hin zögern. Ebenso dachten die Freunde in Berlin, und Mutter und Schwestern hatten noch nicht aufgehört zu hoffen. So eilte man nicht mit der Antwort auf seine Frage, und doch wäre auch die eiligste Antwort zu spät gekommen, um ihn zu rufen. Der

Herr wollte ihn nicht über Vermögen versuchen wie er gebetet; er wollte ihm das monatelange Mitsterben in der Ferne ersparen, und Klotilde bedurfte auch der liebsten menschlichen Nähe und Hülfe zum fröhlichen seligen Scheiden nicht mehr.

Am 30. November frühe äußerte sie gegen ihre Mutter, daß sie kaum glaube wieder besser zu werden und willigte ein, daß man an Franz schreibe, er möge kommen. Gleich darauf aber äußerte sie, daß man ihn nicht drängen solle; er werde ja kommen, sobald er könne; auch jetzt noch wollte sie ihn um keinen Preis störend herausreißen aus Amt und Beruf. Doch ging der Brief ab, wie er gefaßt war. Der Arzt kam; sie bat ihn um ein Pulver zum Schlafen; als sie zum zweiten Male davon genommen hatte, überfiel sie ein Krampf im Hals, der ihr die Sprache nehmen wollte; derselbe löste sich aber bald, und sie sagte: „Mutter, es ist wohl aus mit mir" und nannte noch einmal den Namen, der ihr der theuerste auf Erden gewesen. „Ja mein Engel," antwortete die Mutter, „du gehst nun zum lieben Gott." Da sah sie die Mutter an, lächelte selig, hob ihre lieben Augen und die gefalteten Hände hoch empor, schlug dann die Hände wie zum Ausdruck einer unsagbaren Freude zusammen, faltete sie wieder, rückte sich mit einem letzten Blick auf die Ihrigen zum Schlafen zurecht — und war hinüber. Es war ein Scheiden, auf welches Franz das Wort des Herrn Joh. 8, 51 anwenden durfte: „Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich."

Am Abend des folgenden Tages — es war Sonntag, — saß Franz allein in seinem Stübchen; seine Seele war ferne bei der todtkranken Braut, die er noch unter den Lebenden wähnte. Aber nicht matt und krank stand sie vor seinem inneren Auge, sondern ihm war, als ob die Schönheit und Verklärung, welche ihr inwendiger Mensch durch's Leiden gewonnen, durchleuchtete nach Außen und ihre ganze Erscheinung eintauchte in ein überirdisches Licht; und wie er in sehnsüchtigem Betrachten bei dem lieben Anblick verweilte trat ein herrliches seliges Bild vor seine Seele. Er nahm die Feder und schrieb:

Wie mir im tiefsten Herzensgrunde
Dein süßes Bild lebendig steht,
Wie mir's in dieser stillen Stunde
Klar vor dem Geist vorübergeht, —

Wie lieblich ist es doch geschmücket,
Das treue theure kranke Haupt,
Und alles Leid hinweggerücket
Dem Herzen, das so treu geglaubt.

Die Lippen, stets so freundlich offen
Zum Kusse süß, zur Rede traut, —
Ein unvergänglich selig Hoffen
Schwebt nun auf ihnen ohne Laut.

Von Leidensschönheit übergossen,
Von Friedensbalsam überthaut,
Von Gottesliebe überflossen —
So sah ich nie dich schön, o Braut!

Das ist kein Schein von ird'schem Lichte,
Das ist kein Frieden dieser Welt,
Der mir dein liebes Angesichte
So wunderhehr und -licht erhellt.

Und wie ich jetzt mit Sehnsuchtsgrüßen
Zu dir die Blicke lasse ziehn —
Schau' ich Maria zu den Füßen
Des Auferstand'nen betend knien. —

Tags darauf erreichte ihn, zugleich mit jenem dringenden Ruf zu kommen, die Botschaft ihres Todes. —

Trotz aller Vorbereitung war die Wucht dieses Augenblickes zu schwer, als daß er ihn allein hätte tragen können. Er flüchtete sich zunächst zu Schütte, der wie ein Freund und Bruder mit dem Weinenden weinte; dann kam er zu mir herüber nach Bonn. Draußen im herbstlichen Hofgarten hatten wir den ersten ungestörten Augenblick; hier gab er mir den Brief zu lesen; hier strömten seine Thränen an meinem Halse. Es war im bittersten Leide fühlbare Freundlichkeit des Herrn, daß wir auch jetzt zusammenstehen durften. Wir sprachen viel von der Verklärten; der Vorhang des Jenseits erschien uns durchsichtig nah, Vergangenes auch jetzt noch und Zukünftiges auch jetzt schon ahnungsvolle Gegenwart. Wir fuhren mit einander nach Köln hinüber; an dem vom Krankenbette sich aufrichtenden Freund richtete sich die tiefverwundete Seele für den Augenblick mit auf. In sternloser Nacht ging's dann rheinaufwärts; der Nebel nöthigte das Schiff zwischen Andernach und Coblenz anzulegen; wir stiegen aus und gingen zu Fuße durch die Finsterniß mit einander nach Coblenz zurück. Er wollte nun sofort nach Berlin, an's frische Grab, in's verödete Haus, aber im Tiefsten erschüttert wie er war, hätte er eine solche Reise, im beginnenden Winter, nicht ohne große

Gefahr gemacht. Wir drangen darum in ihn dieselbe auf das Frühjahr zu verschieben; dann, wann erst der herbste Schmerz einer friedlicheren und mittheilsameren Erinnerung Raum gegeben, werde sein Besuch auch für die Angehörigen werthvoller und wohlthuender sein. So blieb er denn, gerade darum, wie er Klotildens Mutter gestand, weil ihm die Versuchung so nahe lag, seinem armen Leben Gefahr und Schaden zu wünschen.

Ich wäre gern noch bei ihm geblieben, aber ich durfte nicht. Ich wußte wohl, daß nach unserer Trennung, nach dem ersten jähen Schmerz die Traurigkeit noch tiefer, dunkler sich auf seine Seele legen werde. „Seit du fort bist,“ heißt es in den nächsten Briefen, „ist mir mein Leid noch viel schwerer geworden. Von meiner Verklärten reden kann ich ja hier mit Niemandem, weil Niemand sie gekannt hat, Niemand schätzen kann, was ich verloren habe. Und da empfind' ich denn von Tag zu Tage mehr, wie grau ein Leben sei, das so lange von der treuesten Liebe getragen nun auf einmal allen Halt verliert, der darin liegt, sich in einem uns ganz angehörigen Herzen gebettet zu wissen. Gott weiß es, ich schlage alle Liebe, welche für mich lebt, nicht zu gering an; ich weiß ja gerade jetzt, was ich daran habe; Klotilde aber war mein wie kein anderer Mensch mein sein kann, und mit welch' einer Liebe! Wie schlug mir das Herz hoch, wie hob es die edelsten Kräfte in mir, als ich noch denken durfte, das beste, treueste, innigste, demüthigste Herz hofft auf dich, stützt sich auf dich.“

„Was sie mir hätte sein können, wenn es Gottes Wille also gewesen wäre, das habe ich hier in Coblenz erst recht empfunden. Es ist Lebensarznei, wenn man den Tag über so viel Verzerrung des göttlichen Ebenbildes gesehn hat, daheim ein liebes, stillwaltendes Bild anschauen zu können, an dem man unentstellter, deutlicher die göttlichen Züge wahrnimmt. Und nun das Alles vorbei! Ich weiß wohl, sie lebt und die ganze Lieblichkeit ihres von Liebe und Frömmigkeit durchweiheten Wesens entfaltet sich nun erst recht; aber mir äußert sich doch weiter nichts davon; ich kann nicht mehr an diesem Herzen ausruhen, das alle meine kleinen und großen Sorgen als seine eigenen Sorgen trug; nicht mehr an der Hoffnung mich erquicken, in der innigsten Gemeinschaft mit ihr Lebenskräfte der Seele für das Leben des Berufes zu gewinnen. Wenn ich mir so vergegenwärtige, was sie mir Alles war, wie mein Leben mit hundert Fäden an ihrem hängt, dann kann ich mir's oft minutenlang gar

nicht denken, daß sie nicht mehr da sein soll, und wenn ich mir's denke, meine ich so gar nicht weiterleben zu können."

„Die gute Frau Pfarrer R . . . ., die mir heute Morgen ein herzlich theilnehmendes Briefchen hat zukommen lassen, meint, es sei dies Leid, wie ich einst erkennen werde, mir heilsam, weil ja auch Christen in Gefahr seien, über dem Geschöpf den Schöpfer, wenn nicht zu vergessen, doch zurückzusetzen. Aber wie unser Bund beschaffen war, will dieser Trostgrund bei mir nicht recht verfangen, denn gerade in meiner Liebe und durch sie habe ich Gott im Heilande mehr und inniger suchen lernen als je zuvor; und ebenso Klotilde, — sie hat es mir oft bezeugt, wie sie erst durch unser gemeinsames inneres Leben in diesem eigentlich christlichen Glauben lebendig geworden. Freilich, wär' unser Leben nicht sobald ein Leidensleben geworden, so hätte vielleicht jene Gefahr näher gestanden."

„Aber freilich, das weiß ich wohl, der Herr nimmt uns unsere Liebsten, nicht damit wir sie weniger, sondern damit wir Ihn mehr und über Alles lieben sollen. Denn der Heiland, welcher die beiden Gebote der Gottes- und der Nächstenliebe nebeneinander gestellt hat, der will durch solche Trennung keine Menschenliebe aufheben, sondern sie im Lichte seiner Liebe verklären und als so verklärte befestigen; das ist meine Zuversicht. Das gewisse Füreinanderbestimmtsein, an das auch sie geglaubt hat, kann ja nun nicht mehr für falsche Ueberschwänglichkeit gehalten werden, nachdem unsere Liebe eine Geschichte gewonnen hat und diese Geschichte ein unentreißbares Theil unseres Wesens geworden ist. Wir sind ja Beide durch so viel gemeinsames Leben, Lieben und Leiden erst wir selbst geworden; Keins von uns könnte von dieser Liebe lassen ohne sich selbst aufzugeben. Das ist gewißlich wahr, mag's die Welt verstehen oder nicht. Die Gewißheit dieser Seelengemeinschaft, — versteh' mich wohl, dieser realen Seelengemeinschaft macht mich jetzt viele Zeit friedlich und still. Mir ist immer, als stünde Jemand neben mir, als begleite mich Jemand auf meinen Gängen, und das ist sie. Ich habe das Gefühl, daß sie mir näher, ihr geistiger Rapport mit mir inniger, ungehemmter ist, als da sie noch lebte. Wozu freilich die beständige Liebe und das Bleiben derselben in der Liebe Gottes das unerläßliche Band ist."

„Das aber ist himmlische Gnade, wenn mich zuweilen ein Strahl des Trostes durchzuckt, darüber, daß sie nun allem Weh und Leiden enthoben ein seliger Engel geworden ist. Ach, wie schön muß sie sein, wenn diese Seele voll Schönheit sich erst recht aus-

prägt in einem verklärten Leib ohne die Widerspenstigkeit des spröden irdischen Stoffes; war doch so schon ihr Angesicht ihrer Seele liebliches Abbild. Wüßt' ich auch das nicht, daß sie bei Gott ist, dann wüßt' ich nicht weiter zu leben. Und in der That, wie ich's trage bis an's Ende, ich weiß es nicht; Gott schenke mir Frieden. Ich ringe mit dem Verlangen frühe zu scheiden, lieber Bruder. Aber ich ringe damit, aus dem Gefühl der Pflicht. Und doch wär's so schön! Aber ich soll nicht eher gehen, als bis das mein erstes Verlangen ist, bei Christo zu sein; das weiß ich wohl, und so stille muß ich noch werden." —

Weihnachten kam: wir suchten es ihm nach Kräften zu schmücken; alle Wünsche, die man ihm abgewinnen konnte, wurden erfüllt. „Heut' sei nicht traurig," schrieb ich ihm, „„Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll."" Der heute geboren ist, der ist nicht in die Welt gekommen, daß er hätte mögen Freude haben, sondern daß wir Freudigkeit hätten in allem Leid." Mitten im Bescherungsjubel der Kinder suchte ihn mehr denn einmal Schütte's treuer mitleidender Blick, und das herzliche Gebet nach der Bescherung galt ihm, dem Leidtragenden, ganz besonders. Unter der reichen Bescherung aber standen auch die letzten Gaben der seligen Braut, noch von ihr selbst gekauft von dem Ertrage einer kleinen literarischen Arbeit, den ihr Franz zu ihrem eigenen Vergnügen geschenkt hatte; dazu eine Haarlocke von ihr, ihre Briefmappe und der letzte angefangene Brief: er mußte sich hinaus schleichen, um sich von Neuem satt zu weinen. „Rede ein freundlich Wort in meine Trauer hinein", schrieb er mir am folgenden Tag, „in die Trauer, die sich mir nur immer noch dunkler auf's Gemüth lagert, so wenig ich's kund geben mag und darf. Im Anfang war's der Gedanke, jetzt ist's die Erfahrung, daß sie mir fehlt. Ach, ich habe keinen Brief mehr an sie zu schreiben, sie nicht mehr zu ermuntern, zu trösten, keine Freude mehr für sie zu ersinnen. Und je klarer ihr irdisches Bild in seiner ganzen Lieblichkeit auf dem Grund meiner Seele hervortritt, desto mehr Trauer und Thränen weckt das Gefühl, das immer wiederkehrende, — das ist nun Alles vorbei. Ach, man muß so geliebt haben und geliebt worden sein, um fassen zu können, was da sagen will, daß die Augen nicht mehr offen stehen, in denen mit jedem Blick rückhaltslos eine herrliche Seele zu mir sagte: „ich bin dein!" Ich kann wohl sagen, daß das Beste und Herrlichste, was man unter Menschenliebe versteht, mir in Klotildens Liebe zu Theil

geworden ist; so daß, wenn ich überdenke, was für Zeiten das waren als ich sie hatte, ich noch immer nicht weiß, wie gerade mir solche Lieblichkeit, an der ich hoch hinaufsehe, die ich nicht verdient zu haben fühle, zu Theil werden mochte. Es wird ja in der heutigen Welt wenig mehr so geliebt, und ich gönn' es den Leuten hier, wenn sie mich in Amt und Leben thun und schaffen sehen wie immer und mich auch einmal heiter sehen, daß sie vielleicht denken, dem geht's auch nicht tiefer wie gewöhnlich; denn meine Heiligthümer sind mir viel zu herrlich, als daß ich viel davon reden könnte außer mit den Vertrautesten. „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Dir aber darf ich's gestehen, daß während ich vor Anderen kühl und ruhig erscheine, sich mir inwendig zuweilen die Seele vor Noth umwendet.“

War ihm die Berufsarbeit vorher schon eine Lust gewesen, so ward sie nun seine eigentliche Zuflucht. Er hatte dieselbe reichlich genug; jeden Sonntag zweimal zu predigen, jede Woche zwei Andachten im Arresthaus und vier Katechumenenstunden; daneben Krankenbesuche im Hospital und in der Gemeinde, Missionsstunden, Grabreden, Armensachen, Vereinsgeschäfte; aber er begnügte sich nicht das Alles gewissenhaft zu thun, sondern er dehnte den Umfang jeder Pflicht möglichst aus und schuf sich immer weitere Arbeit, und an jede setzte er dann das volle angespannteste Vermögen Leibes und der Seele. „Auf der Kanzel,“ schrieb er, „habe ich jetzt meine liebsten, hellsten Stunden, ich predige aus der ganzen Kraft meines Wesens heraus und es ist mir bei jeder Predigt, als hätt' ich vielleicht keine Gelegenheit mehr, den Leuten das gerade an's Herz zu legen.“ „Es ist mir auch das Beste,“ meint er, „den ganzen Tag den Kopf voller Arbeit zu haben und am Abend vor Müdigkeit in einen festen Schlaf zu fallen, in den dann zuweilen meines seligen Engels süßes Bild hineinblickt.“ Blieb aber am späten Abend eine stille Stunde übrig, so war er am liebsten allein und schrieb an den Erinnerungen seines Brautstandes weiter, die er für Klotilde angefangen hatte; außer vereinzelten Aufzeichnungen über die späteren Zeiten ward so die Geschichte desselben von der Verlobung an bis zu Klotildens Erkrankung „in dunkler thränenvoller Einsamkeit“ zusammenhangend beschrieben. Zugleich hat ein kleines Gedenkbüchlein aus dieser Zeit die einzigen frohen Augenblicke festgehalten, die wie Sterne in jene Nacht leuchteten, die Traumerscheinungen der seligen Braut. Bald sieht er sie gesund und blühend, wie in den ersten Tagen ihres Brautstandes, bald

schwach und bleich auf dem Krankenbette; — sie legt ihr Haupt an seine Brust und sagt ihm, wie unaussprechlich lieb sie ihn habe. Einmal überrascht sie ihn auf hohem Berge, wo er vor einer herrlichen Landschaft sitzt und zeichnet; sie betrachtet seine Arbeit und lohnt sie mit innigen Küssen. Wiederum sitzen sie zusammen in traulichem Geplauder; da sieht sie ihn auf einmal ernsthaft an und sagt ihm die bedeutungsvollen Worte: „man kann auch früh sterben;“ er weiß nicht, gilt es ihr oder ihm? Ein andermal hat er die Bibel in der Hand, die sie ihm geschenkt hat; man will sie ihm streitig machen, da tritt Klotilde herein, er fragt, hast du mir nicht diese Bibel geschenkt? ja, sagt sie ruhig, ich habe sie ihm gegeben. Aber in der wunderbarsten Vertauschung hat die Liebe das Fremde zum Eigenen und das Eigene zu dem des Andern gemacht in folgendem Traumbild: „ich hatte einen Blutsturz, ich fühlte, wie des Lebens Tiefen verletzt waren; das ging aus der Lunge, dacht' ich, davon komm' ich nicht wieder auf; ich fühlte mich matt wie niemals. Und mitten durch diese Zustände hindurch zog sich ihr Bild, so lieb, so innig, so freundlich und treu. Sie saß bei mir, sie umschlang mich, sie tröstete mich, sie trug meine Schwachheit mit . . .“

So zuckte und blutete das im innersten Leben verwundete Herz Wochen und Monate fort, ohne daß die umgebende Welt davon etwas gewahrte; aber der Tröster der Mühseligen und Beladenen wußte darum und er hielt sein Wort: „komm her zu mir, ich will dich erquicken.“ Aus dem tiefsten Weh sprudelte fühlbar und reichlich der Quell himmlischen Segens. Gerade an dem, was sie so ganz daniedergeschlagen hatte, durfte die trauernde Seele sich auch wieder hoch aufrichten, an dem Tod der Geliebten. Franz ward nicht müde, sich in die letzten Augenblicke der Seligen zu versenken, in denen der Tod so sichtbar verschlungen war in den Sieg, in denen die reichste heißeste irdische Liebe, bis zum letzten Athemzug lebendig und gegenwärtig, doch nicht vermocht hatte etwas abzuthun an der Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. In einem rührenden Trostbrief, den der am schwersten Betroffene der Mutter und den Geschwistern seiner Braut schreibt, legt er die Herrlichkeit dieses Scheidens aus, um auch den Mittrauernden aus der zeitlichen Trübsal den Strahl himmlischer Freude hervorzulocken, der ihm aus derselben inmitten des tiefsten Wehs in das Herz glänzt. „Beschämt und betrübt,“ schrieb er mir, „stehe ich solch' einer todüberwindenden Freudigkeit des Glaubens gegenüber, — und doch wie unaussprechlich froh, daß sie die Probe

des Wortes bestanden hat: „wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth;“ daß keine menschliche Liebe in ihr von der Gottesliebe so losgetrennt war, um in der Todesstunde die Freudigkeit ihres Aufschwungs zu hemmen. Gott, wie arm bin ich doch, und wie reich muß ich durch meine Armuth noch werden, bis ich so sterben kann. Noch immer ist mir am wohlsten, wenn ich weinen mag. Aber Gott hilft auch; Er helfe uns zu Seinem himmlischen Reiche.“

In dieser Weihe und Verklärung senkte sich denn dies schwerste Erlebniß seiner irdischen Wallfahrt allgemach in die Tiefe der Seele hinunter und fügte sich auf bleibende Weise ein in ihren innersten Grund. Als erst die lang nachblutende Wunde sich zu schließen und irdischer Lebensmuth, irdische Lebenshoffnung leise wieder zu keimen begann, trat auch der unvergängliche Segen der in Gott getragenen Trübsal an ihm deutlich hervor. In der tiefsten Seelennoth war er früh zum Manne gereift; fortan war ihm naturgemäß, was bei Anderen im besten Falle erst als Mitgift eines reiferen Alters erscheint, ein heiliger Ernst als bleibender Grundton seines Wesens, dem, weil er echt war, auch der zuweilen über ihn hinspielende Scherz nicht widerstritt; eine Lebensbetrachtung, der die ewigen Güter so nahe vor Augen standen, daß sie das Sichtbare mühelos als das Eitle und Wesenlose, das Unsichtbare als das wahrhaft Wirkliche erkannte. Bald empfand er selbst in seinen besten Stunden, wie ihn die Liebe Gottes reicher gemacht im schmerzlichsten Nehmen und ihm im größten Wehethun noch größere Wohlthat erwiesen. „Klotilde ist mein Athemzug Tag und Nacht,“ schrieb er mir in den ersten Frühlingstagen des neuen Jahres, „wenn auch stiller und mit weniger Worten und Klagen als sonst. In den besten und höchsten Momenten war unser Bund ein gemeinsam Gebet: so hoffe ich, werden wir dereinst auch mit einander den Herrn schauen. Wie mir zu Muthe sei, was ich vom Gewittersegen Gottes in diesen Stürmen erfahren habe, wie das hülfelose Händeausstrecken einer unsäglichen Armuth nicht ohne die Ahnung, ja die Gewißheit einer unsäglichen tiefen Befriedigung gewesen sei und beständig sei, das könnte ich — wenn irgendwem, nur ihr selbst, der Verklärten, verständlich machen, die in der Art wie Frauen verstehen — auf dem Wege sympathetischer Anschauung, bei der die Liebe der Conductor ist, — mein Leben nachzuleben verstand. Die Sonne funkelt so hell heute, und wenn ich auf den Ring an meinem Finger blicke und daran denke, daß

nun bald die Blumen blühen auf ihrem Grab, da ist mir's wie einem Kinde, das, wenn es des Vaters Reden lange gelauscht hat und zuletzt nicht mehr fassen kann, was er in freundlichem Ernste zu ihm spricht, mit Weinen und Freuen zugleich in die Arme seiner Liebe sinkt. So viel Leben und Lust, so viel heißblutender Schmerz; so viel lautklopfendes Weh und doch der überquellenden Gottesliebe in dem Allen so viel: — mir ist, als flösse Alles zusammen in ein einziges weites Meer und darüber ständen zwei große, große Sterne, die zögen mich hinauf — so fest hingen meine Augen an ihnen, — den Augen des himmlischen Vaters."

Die ernste thränenvolle Schule, in welche der Herr ihn überhaupt genommen, wurde für ihn insonderheit auch die hohe Schule der Predigt. Er hatte etwa vier- bis fünfmal die Kanzel betreten und nicht viel öfter Predigten ausgearbeitet, als er in die Lage kam, allsonntäglich zu predigen und außerdem von Advent bis Ostern eine wöchentliche Abendkirche mitzuversehen. Da erstaunt mich denn in der Erinnerung eigener mühseliger Anfänge zunächst die Leichtigkeit, mit der ihm das möglich wird, die Inhaltsfülle, die ihm jedesmal zu Gebote steht, die Durchsichtigkeit der Anlage und die Lebendigkeit der Ausführung, welche jedesmal in der — in Einem Zuge sofort reingeschriebenen — Predigt hervortritt. Mit raschen Schritten geht der junge Prediger innerhalb weniger Wochen dem Höhepunkt der Vollendung entgegen, zu dem er überhaupt angelegt ist; trefflicher und gediegener als in jenen Zeiten des tiefsten Leides vor und nach Weihnachten 1850, hätte er zeitlebens nicht predigen können. „Wenn das Herz blutet, so steht's ja offen," schrieb er mir treffend in schmerzlicher Freude an diesem Gelingen. Der hervortretendste Zug dieser so rasch entwickelten Eigenthümlichkeit ist die durch und durch ethische Haltung der Predigt, natürlich nicht im Sinne eines moralisirenden Christenthums, sondern eines praktisch-lebendigen; nirgend wird theoretisch gelehrt und erklärt, wie es zumal dem theologisch tüchtigen Anfänger so nahe liegt, sondern das Evangelium erscheint überall als Thatsache und Leben, als heilige Liebesfülle, deren Verkündigung mit jedem Wort einen Angelhaken hineinwerfen will in das von dieser Liebe ferne und in dieser Ferne unselige Herz. Die Herrlichkeit der in Christo erschienenen Gnade und Wahrheit und die Schmach einer nach ihr nicht fragenden Welt, die Seligkeit des Lebens in Gott durch Christum und die Armseligkeit des Lebens, das ihn nicht hat noch kennt, — das sind die Pole, zwischen denen sich seine Predigt be-

wegt. Einige Beispiele mögen die Wahl und Behandlung der Gegenstände veranschaulichen und zugleich eine Probe geben von der Form seiner Verkündigung.

Jene Todtenfestpredigt über Phil. 1, 21, gehalten an dem Tage, an welchem ihm die letzte Lebenshoffnung für Klotilde hinweggenommen ward, bahnt sich durch die Betrachtung, wie werthlos bloße Rührungen beim Gedanken an den Tod seien, den Weg zu dem Thema: „Wem gilt das kühne, angstfreie Wort, daß Sterben Gewinn sei?“ Sie betrachtet dann 1) das Sterben des natürlichen Menschen, 2) das Leben des Christenmenschen, und 3) den Triumph dieses Lebens über das Sterben. So gewiß der Tod ist, so gerne wird er vergessen, denn der Welt dünkt Sterben nicht Gewinn, sondern Verlust, weil sie ihr Leben im Vergänglichen hat. Oder auch der Tod ist ihr gleichgültig; etliche meinen ruhig sterben zu können auch ohne Christenthum: „freilich ja, das kann man; das liebe Vieh stirbt ja auch ruhig und weiß nichts vom Herrn, denn es hat keine Seele, welche der Erlösung werth oder fähig wäre. Die vollkommene Abstumpfung gegen das Gewicht des Augenblickes, welcher die Pforte ist entweder zum Paradiese oder zum Gericht, ist wahrlich keine höhere, viel eher eine tiefere Stufe als die Gemüthsverfassung, für welche Sterben ein Verlust ist.“ Ein Sterben aber, das Gewinn sei, ein seliges Sterben ist bedingt durch ein seliges Leben, ein Leben, das Christus heißt. Es ist ein Wahn, Sterben für Gewinn zu achten, ohne daß Christus dein Leben ist; wiederum ist es ein Wahn, Christum dein Leben zu nennen, wenn Sterben dir noch nicht Gewinn dünkt. Christus ist mein Leben, das heißt aber: Er ist an die Stelle getreten des Eitlen und Vergänglichen, darin die Welt ihr Leben sucht, in Wahrheit aber den Tod, den geistlichen Tod hat. Und nun wird das Letzte, die todüberwindende Kraft des Lebens in Christo in die lebendige Schilderung eines christlichen Sterbebettes gefaßt. „Da liegt er, der Christ und soll sterben; er, der den Tod nicht sehen soll ewiglich nach des Herrn untrüglichem Worte. Aber wo ist denn auch hier Angst und Schrecken des Todes, wo ist denn hier das wildverzerrte Angesicht eines Menschen, welcher sich widerwillig bäumt unter der gewaltigen Hand Gottes, die ihn gefaßt hat? Da ist Frieden bei allem Schauer des geängstet sich krümmenden leiblichen Lebens, da ist Stille und Freudigkeit bei aller Pein. Das Angesicht ist verklärt, — ja, das haben schon die Engel gegrüßt, das hat schon ein Wehen angehaucht von der zukünftigen Welt her. Woher der Friede

im Sturm, woher die Seligkeit in der Pein? Christus ist mein Leben, flüstert eine matte Stimme, aber ein starkes Herz“ u. s. w.

Am folgenden ersten Advent predigt er über Jesaias 57, 15 bis 21. „Advent, du Friedensgruß, Advent, du Himmelsleuchten,“ heißt es im Eingang, „in wie vielen Herzen findest du denn ein Echo, wie viele Herzen thun sich denn deinem süßen Scheine auf? Unbeachtet, unverstanden, m. F., rollt ja diese Zeit an Unzähligen vorüber wie jeder andere Tag: ihr Herz schlägt nicht höher, ihr Geist ist nicht mehr bereitet, als zu jeder anderen Zeit, d. h. er ist gar nicht bereitet. Lasset uns von den Kindern die rechte Adventsstimmung lernen. Sehet einmal ein Kind an in dieser Zeit des herannahenden Weihnachtsfestes: seine ganze Seele lebt in der Erwartung der Dinge die da kommen sollen; es zählt die Tage, die Stunden in unverwandter Sehnsucht; ja dies Kind kann sich noch herzlich freuen auf's Christkind! Ihr lächelt und sprecht: „es freut sich ja nur auf irdische Dinge, auf die Geschenke und kleinen Genüsse, die seiner warten;“ — ja, aber das gerade dient ja zu unserer Beschämung; wenn diese Kinder sich also mit ganzer Seele freuen auf irdische und geringfügige Dinge, wie viel mehr Sehnsucht müßten wir an den Tag legen, die wir ja wissen, daß durch Christi Geburt uns eine Gabe zu Theil geworden ist und immer wieder von Neuem zu Theil werden soll, welche köstlicher ist als alles Glück und Gut der Erde, nämlich Gottes lieber Sohn, der Welt aus Liebe zum Heil dahingegeben.“ — Und nun wird 1) gehandelt von der Sünde, oder von der Heiligkeit Gottes und der Nothwendigkeit der Erlösung, 2) von der Gnade, oder von der Liebe Gottes und dem Rathschluß der Erlösung und 3) vom Frieden, oder von der Kraft Gottes und dem Ziel der Erlösung. Besonders trefflich ist im ersten Theile die Behandlung des Wortes: „die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer, das nicht stille sein kann und dessen Wellen Koth und Unflath auswerfen.“ „Es giebt,“ heißt es da unter anderm, „zwei Hauptproben für ein Herz, ob es stille sein könne; sie heißen Freude und Leid. Bei dem Christen muß immer stille Freude und stilles Leid sein; der Gottlose vermag Solches nicht. Seine Freude ist laut und lärmend, seine Feste sind rauschend, seine Lustigkeit ras't, sein Jubel ist ein Getümmel; und das kommt nur daher, daß er einer tieferen und darum auch friedlicheren Freude unfähig sein Herz gewaltsam aufstacheln und mit den heftigsten Mitteln erregen muß, daß es springe und fröhlich sei . . . . Und nun gar im Leid, da wird's am klarsten, daß „die Gottlosen nicht Frieden

haben," wie der Herr sagt. O wie da geschrieen und gejammert, wie da gezürnt und gemurrt wird, wie da der Mund überströmt von Selbstverwünschungen und Verwünschungen Anderer, von Anklagen gegen die Menschen und Anklagen gegen Gott . . . ."

Am Neujahrstage wählt er zum Text das Gleichniß vom Feigenbaum Luc. 13, 6—9. Nachdem er die Ungewißheit des Ausgangs hervorgehoben, der dem heutigen Eingang entspreche, fährt er fort: „und es ist uns gut, daß uns die Pforte der Zukunft also verschlossen ist. Wir sollen nichts wissen, als: „wirket so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand fürder wirken kann." Der Mensch aber, das unruhige, begierige, gestachelte Herz, faßt dennoch mit seinen Wünschen, Hoffnungen, Plänen wie mit sicheren Händen in die Zukunft hinein, als wäre das ein Boden, der nicht wanken und weichen könnte. Und so hat's sicherlich Mancher auch diesmal wieder gemacht, der Warnung des Jacobus uneingedenk: „wohlan, die ihr nun saget: heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und ein Jahr daliegen und hantieren und gewinnen; — die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet er." Denn so stolz ist der Mensch, und er läßt sich schwer davon heilen. Er vermag ja so viel, wie sollt' er nicht stolz sein? Was widerstände seinem Geist; was bliebe seiner Klugheit auf die Dauer verborgen? Die Natur überlistet er und macht sie sich dienstbar, und so überlistet er ja auch seinen Bruder. Ja, er ist so klug geworden, daß er sich für Gott und den Heiland viel zu klug hält. Fürwahr, man muß dich bewundern, o Mensch! Schade nur, daß du zwei Dinge nicht vermagst, dann wäre dein Ruhm vollkommen. Du kannst dich nicht selbst schaffen und du kannst dich nicht selbst erhalten; das müßtest du noch lernen. Dünkt euch das wahnsinnig? Wohlan, ich sage euch, es hat sich schon manches frevelmüthige Herz im Zorn dagegen empört, daß es so ohne seinen Willen sei auf die Welt gekommen, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei schon im Mutterleibe zu sagen: Ich mag das Licht nicht sehen, und so aller der Peinigung, welche der allsehende Gott mit seinen Geboten und Strafen, mit Gewissen und Gesetz ihm anthut, von vornherein zu entgehen durch Versenkung in das ewige Nichts. Das ist der Haß der empörten Creatur, weil sie mit aller Gottlosigkeit nicht loskommen kann von Gott . . . Und dich selber erhalten! Das wäre dir eine Lust. Denn das ist ein Grimm,

wenn von oben ein gewaltiger Odem dein Lebenslicht zittern und flackern macht und du kannst es nicht wehren, wie ängstlich du die Hände darum legen und Oel zugießen und in deiner Pein schreien magst: „es ist das Licht süß und den Augen lieblich die Sonne zu schauen.“ Das Licht erlischt doch einmal und deine Augen fallen dennoch zu.“ — Und nun wird dem Menschen vorgehalten, daß er nicht wild gewachsen, sondern gepflanzt ist, damit er Frucht bringe, und nicht in's wüste Erdreich, sondern in den Weinberg der Christenheit. Dann wird Rechenschaft mit ihm gehalten über die erforderlichen Früchte und einmal das sittliche Gesammtbild der christlichen Welt durchgenommen, dann den Hörern persönlich zu Leibe gegangen und ihre angeblichen Früchte geprüft, als Frucht aller Früchte aber vorgehalten, daß man zum Herrn sagen könne: „Du bist mein und ich bin Dein.“ Endlich wird die auf unser Fruchtbringen hinzielende Arbeit des himmlischen Gärtners dargestellt, mit der es möglicherweise in diesem Jahre zu Ende gehen solle. „Weißt du denn, ob du dies Jahr ausleben wirst? Und wenn du's auslebst — das sind dreihundert und etliche Tage und Nächte, — und dann? Jede Stunde, jede Minute ein Schritt näher zum letzten Tage — und dann? Und am letzten Tage — wie werden da die Secunden hastig rollen — und dann? — Und was uns nun begegnen mag in diesem Jahre, es ist ein um uns Graben und Bedüngen, ob wir wollten Frucht bringen, rechte Frucht des Glaubens an den Herrn Jesum. Der winkt und ruft uns zu sich hin durch Alles, was uns geschickt wird und schon durch die Gnadenfrist selber. Darum soll ich jeden Morgen denken: Siehe, der Herr schenkt dir wieder einen Tag, er gräbt um dich und bedüngt dich, o bringe Frucht. Und will mir's sonderlich gut gehen in diesem Jahre, so soll ich nicht denken: Wohlher und lasset uns wohlleben, sondern ich soll sprechen: Siehe doch, rings um mich her hat er nun Wasser gegossen mich zu nähren und zu erfrischen, denn es bedarf besonderer Freundlichkeit und Erquickung, daß ich gewonnen und fruchtbar gemacht werde, und das soll mich demüthig machen, daß ich Frucht bringe in Beschämung und Dank. Und will mir's sonderlich schwer gehen in diesem Jahre, dann soll ich denken, der Herr gräbt um mich, mich zu bedüngen, ob ich wollte Frucht bringen, und bei diesem Graben muß manche Wurzel meines Lebensbaumes, die sich recht fest und tief in diese Erde hineingeklammert hat, bloßgelegt und verletzt werden; und das ist mir gut, damit ich Frucht bringe in Schmerzen. Besser doch, er versucht noch einmal

seinen eingebornen Sohn für ihn dahingab . . . und der Mensch kann dennoch sagen: Ich mag nicht. Er kann das Alles wissen und kann das Alles für wahr halten und kann dennoch sagen: Ich mag nicht." Und nun, nachdem die Größe eines solchen Frevels hervorgehoben worden, wird das Werden der Gotteskindschaft durch das Aufnehmen des Herrn, das Aufnehmen durch das Glauben an seinen Namen erläutert. „Und dann möchten wir gerne sogleich weiterschließen, dann bin ich ein Kind Gottes;" aber das geht so schnell nicht, dann hast du erst Macht empfangen, eines zu werden; denn „wir können niemals in dem Sinne sagen, wir seien es, daß wir aufgehört hätten es zu werden." — Zuletzt wird dann nach V. 13 die unterscheidende Art der Gotteskinder trefflich geschildert.

In dieser einfachen und mächtigen Weise geht der Prediger vor Allem darauf aus, das menschliche Herz zu fassen, daß es nicht rechts noch links ausweichen könne, sondern dem Wort Stand halten müsse, das wie ein Schwert durch die Seele geht. Oft ist die ganze Predigt Eine große überraschende und beschämende Wendung. So beschreibt er im ersten Theil einer Predigt über den zwölfjährigen Jesus in lebendigster Weise nichts Anderes als den unwiderstehlichen Zug des Jesuskindes zu dem, „was seines Vaters ist," das heilige „Ich muß," das durch sein ganzes Verhalten hindurchgeht; um dann demselben im zweiten Theil das ganz andere „Ich muß" des natürlichen Menschen, die unwiderstehliche Knechtschaft der Welt und Sünde Zug für Zug gegenüberzustellen und so die Nothwendigkeit des völligen Neuwerdens in Christo sich erweisen zu lassen. Auf ähnliche Weise stellt er dem Text: „Also hat Gott die Welt geliebt" das Wort: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist" gegenüber und läßt nun in großartigem Contrast unsere sündige Weltliebe und Gottes heilige Weltliebe sich gegenseitig beleuchten und aus diesem Gegensatz die Forderung und Schilderung einer geheiligten Weltliebe der Kinder Gottes hervorgehn. Aber um nichts minder kommt bei dieser freien und großen Behandlung die Schrift zu ihrem vollen Rechte; der Text wird in seinem Herzpunkt gefaßt und dann in seine feinsten Adern verfolgt; nur daß dieser Herzpunkt und dies Geäder dem Auslegenden fortwährend mit dem Herzpunkt und Geäder des menschlichen Lebens in eins fällt. Auch den schwersten Textabschnitten geht der junge Prediger nicht aus dem Wege, sondern bewältigt sie gerade durch diese seine praktische Behandlung. So betrachtet er das Evangelium von der Hochzeit zu Cana unter dem Gesichtspunkt, wie der

Herr durch die Weihe des natürlichen Lebens und Lebensgenusses die menschliche Gemeinschaft verkläre und hinaufhebe zum Genusse Seines eigenen heiligen Lebens. Es wird zuerst bei der Theilnahme des Herrn an dem Feste verweilt. „Nur eben angeführt soll hier jene „erbärmliche Denkart" sein, welche um dieses Freudenfestes willen, das der Herr durch seine Theilnahme verklärte, sich meint jeden Genuß gestatten zu dürfen, zu welchem weder der Herr seine Gegenwart hergeben, noch der Genießende sie herbeiwünschen möchte. Im Gegentheil ist vielmehr das in diesem Zug der Geschichte das Vorbildliche, dem „Alles ist euer," immer das „Ihr aber seid Christi" zur Seite zu stellen und keine Freude feiern zu wollen, zu der wir den Heiland nicht bitten und laden könnten. Dem gegenüber ist es „ein Gedanke der tiefsten Wehmuth voll," daß wir dem Herrn in guten und frohen Tagen zumeist nicht näher kommen. „So nimm ihn doch ja auf, o Mensch, wenn er zu dir kommt in den guten Tagen, denn du weißt nicht, wie lange deine Freude währen wird. Mir wenigstens wird es immer bange dabei, wenn ich einen Menschen in Freude und Wohlbehagen dahinleben sehe, ohne daß sein Herz mild und weich und dankbar gegen Gott wird und sich um so mehr hinaufrichtet gen Himmel, je mehr es gute Gabe von oben empfängt; denn ich fürchte — und wollte Gott, er selbst lernte so fürchten, — ich fürchte jeden Tag, das möchte nun der letzte sein, an dem Gott Geduld mit ihm hat, und nun möchte er's mit der Strenge versuchen." — Und nun kommt der weitere Gesichtspunkt, daß Christus nicht nur theilnimmt, sondern auch selber mittheilt. Die eigenen menschlichen Mittel zehren sich auf; Er giebt andere, edlere, und deren Fülle jeden neuen Mangel ausschließt. Nicht als ob er etwas gänzlich Neues schüfe, sondern er giebt, indem er die natürlichen Güter weiht und veredelt. So in Cana und so immerfort in mancherlei Weise. „Z. B. es hat ein Mensch üppig und schwelgerisch gelebt. Und nun ist ihm dieses Lebens innere Armseligkeit auf die Seele gefallen. Er schaut bittend auf den Herrn. Nun kann aber ein Reicher schwerlich in's Himmelreich kommen. Warum? weil die Herzen zu leicht beschwert werden mit Fressen und Saufen und aller Lust und Ueppigkeit dieser Welt. Das also muß er fahren lassen. Der Herr führt das genußmüde Herz zurück in die größte Einfachheit des Lebens. Er lebt seine Tage in Stille, Nüchternheit, Keuschheit dahin. Das hat ihm früher, wenn er Andere so leben sah, ein gar fades, ich möchte sagen um an unsern Text zu erinnern, ein gar wässeriges Leben geschienen,

ohne Würze und Geschmack. Nun aber ist der Herr mit seiner Kraft darinnen; der ist sein Tischgenosse und Busenfreund geworden; dessen Liebe ist seine Freude und Wonne. Nun sucht nicht mehr das unstät irrende Auge vergängliche Lust, sondern in stillem Frieden ist es wandellos auf den Grund gerichtet, den es gefunden hat; nun pocht das Herz nicht mehr im Genuß nach Begierde, verschmachtet nicht mehr in der Begierde nach Genuß, sondern es schlägt still und fröhlich, erfüllt von Gottesliebe, welche überströmt auch auf den Nächsten; sein irdisch Gut dient nun nicht mehr nur ihm selbst, sondern es dient Gotte in Thaten der Menschenliebe. Was ist mit solch' einem Menschen geschehen? Der Herr ist gekommen und hat ihm ein unansehnliches Leben in ein herrliches geweihtes, hat ihm Wasser in Wein verwandelt." — Endlich wird aus dem Schlusse des Textes entwickelt, wie der Herr die Leute in Cana und alle Menschen „nicht glücklich, aber selig" machen wolle, wie das Ziel seines Wunders und aller seiner Wunder sei, seine Herrlichkeit zu offenbaren und durch den Glauben zu Ihm zu ziehen.

Ebenso hat er den Muth im Anfang der Fastenzeit die Versuchungsgeschichte zu behandeln, und zwar als Passionstext, als Zeugniß freiwilliger Leidensübernahme schon beim Beginne des Wirkens. Mit großer Kunst, d. h. mit großer Einfachheit wird die buchstäbliche Fassung der Erzählung in die symbolische übergeleitet, ohne daß der Gegensatz zwischen beiden irgendwie hervorträte. „Es hungerte Ihn, heißt es, — das ist also die ganz gewöhnliche menschliche Noth . . . Wozu aber, fragen wir, trägt Er solche Entbehrung? Der fünftausend Menschen speisen konnte mit fünf Broden und zwei Fischen, konnte der nicht —, nun ja, konnte der nicht aus Steinen Brod machen? O ja, mein Freund; das meint ja der Teufel auch: bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Und sein Vorschlag geht noch weiter: er redet nicht allein davon, daß es ihm ein Leichtes sein müsse sich auf wunderbare Weise zu sättigen; er legt ihm in dem leise zweifelnden Wort: „bist du Gottes Sohn" auch vor Augen, daß er damit seine göttliche Abkunft deutlich erproben könne. Denn die hier dem Herrn in die Seele tretende Frage, ob er *hier* die gemeine irdische Noth von sich abwenden solle durch seine Wundermacht, die schließt ja zugleich die ganze Frage in sich, ob er *überhaupt* auf seinem Messiaswege sich den Menschen darstellen solle als den, an welchen die gewöhnliche Erdennoth nicht heran darf. Diesen, der dann gleichsam leicht hingeschwebt wäre über die Dornen des Erden-

pfades, mußten die Menschen doch als einen Göttlichen anerkennen, und wenn er, wie an sich, so an ihnen überall zuerst die äußere Noth weggethan hätte, es wäre dann ja wohl auch die Willigkeit gekommen, von der inwendigen Noth sich helfen zu lassen. Das wäre ein Weg des unmittelbaren, hemmungslosen Offenbarwerdens der Herrlichkeit des Herrn gewesen. Wenn er aber so schon, als er die Fünftausend gespeist hat, ihnen sagen muß, ihr suchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brode gegessen habt und seid satt geworden: wieviel mehr würde das Suchen des Herrn aus bloßem sinnlichem Triebe überhand genommen haben, wenn er aufgetreten wäre als einer, für den selbst es kein Entbehren gab, vor dessen Blick und Wort auch jede Armuth und Noth in Luft zerrann? Dann aber ist es ja ein bekannt Ding, daß die Menschen an die rechte herzliche Liebe der Reichen nicht glauben, solange diese nur vom Ueberfluß ihrer Güter geben: erst wenn dieselben etwas selber thun, etwas opfern, etwas tragen für die Armen, gleichsam selbst mit ihnen arm werden, dann glauben sie daran. Darum durfte auch der Sohn Gottes seine göttliche Macht und Pracht nur leise hindurchleuchten lassen durch seine Armuth. Darum sagt er: ich will's nicht besser haben für mich als alle Menschen es haben und will keine andere Hülfe haben wider Armuth und Noth als Alle haben, nämlich das Vertrauen auf den himmlischen Vater, der ja auch die Israeliten mit Manna speisen konnte durch das kräftige Gebot seines Wortes und der durch dasselbige Wort auch meinen Leib erhält. Denn „der Mensch lebet nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht“ u. s. w.

Ungern versage ich mir's, in diesen Auszügen noch weiter fortzufahren und namentlich aus den Passionsbetrachtungen des Frühlings 1851 einige Proben zu geben. Indeß auch schon das Mitgetheilte wird eine Anschauung davon gegeben haben, in welch' vollem Sinne diese Predigten in Franzens Lebensgeschichte gehören. In sie drängte sich in der schwersten Zeit die ganze Lebenskraft seiner Seele zusammen; und wenn er die Feder niederlegte und wohl einmal mit dem letzten Federzug unter eine besonders gelungene Predigt ein S. D. G. (Soli deo gloria, Gott allein die Ehre) setzte, oder wenn er von der Kanzel herunterkam und den Hörern den Eindruck des erschütternden Wortes abfühlte, so war er hoch hinausgehoben über alle persönliche Trübsal durch die Erquickung eines Berufes, zu dem der Herr sich also bekannte. Sein Vortrag entsprach schon damals vollständig dem

Gehalt und Nachdruck der Predigt selbst; er war frisch, lebendig, von natürlichem Adel und ohne jede Manier und falsche Angewöhnung; freilich auch von einer Energie, vor deren aufreibenden Wirkungen ich ihn glaubte warnen zu sollen.

Nächst der Kanzelthätigkeit war die Seelsorge, in und außer dem Arresthaus, im Hospital und bei Armen und Kranken überhaupt, seine vornehmste Arbeit; eine Arbeit, die bekanntlich für den jugendlichen und unerfahrenen Geistlichen noch ganz andere Schwierigkeiten bietet als die Predigt. Aber was ihn zu dem einen tüchtig gemacht, das half ihm auch bei dem andern, die eigene Trübsalsschule, die ihn erzogen hatte, auch Anderen die Zucht der Trübsal auslegen und zumuthen zu können. Zunächst fiel ihm nicht ein, was hier gerade für den Anfänger so verführerisch ist, sich das Schwere leicht zu machen: kein Besuch, kein Gespräch währte ihm zu lang oder kam ihm zu oft, wenn nur wirkliche Seelsorge dabei zu üben war. Und es dahin zu bringen, was bei dem Ausweichen der Leute oft so schwer ist, dazu half ihm seine entschiedene, unerbittliche Art, jener strenge heilige Ernst der Liebe, der durch seine persönlichen Erlebnisse entwickelt und gestählt worden war. Ein scharfer Blick Leibes und der Seele verrieth ihm leicht den faulen Fleck, der zu treffen war, und hatte er den, so that er der schwertesscharfen, zweischneidigen Natur des Wortes Gottes gewiß keinen Abbruch. Mancherlei Erfahrungen aus seinen wöchentlichen Besprechungen mit den Gefangenen, die er mir gelegentlich erzählte und die ich nun nicht mehr nachzuerzählen vermag, erwiesen seinen entschiedenen seelsorgerischen Beruf und Erfolg. Im Gedächtniß geblieben ist mir, wie er noch in den paar Tagen unseres Zusammenseins in Coblenz, also fast beim ersten Schritt in die Seelsorge, einen heuchlerischen alten Sünder, den ich nie zum Eingeständniß hatte bringen können, durch scharfen Angriff zum Bekenntniß seiner Schuld zwang. Natürlich galt seine Art und Weise, — außerhalb des Gefängnisses keine wesentlich andere als in demselben, — leicht für eine scharfe und herbe, und ein treuer Freund hatte Recht, ihn später am Ende seines Wirkens unter die „Donnerskinder“ zu zählen (Marc. 3, 17); die gewöhnlichen Almosenempfänger hielt er in strenger Zucht und den Kranken scheute er sich nicht vom nahen Tode zu reden: aber seiner Strenge und Schärfe fehlte die Liebe nicht, ja sie war wesentlich Eingebung der rechten, herzhaften, auf das wahre und ewige Beste der Menschen gerichteten Liebe. „Gott hat mich gelehrt,“ schrieb er mir darüber einmal, „daß das der schlech-

teste Trost sei, sich und Andere zu bedauern, der beste aber, statt dessen immer wieder hinzuweisen auf die züchtigende Liebe Gottes, die nur Gutes mit uns vorhat." Wo aber diese züchtigende Liebe Gottes erkannt war, da ließ er es auch an der Sanftmuth und Geduld des barmherzigen Hohenpriesters nicht fehlen; wahrhaft fromme Kranke hatten ein besonderes, großes Vertrauen zu ihm. „Ich habe in diesen Tagen," schrieb er mir vor seiner Frühjahrsreise, „von Frau U. Abschied genommen — auf Wiedersehen in der Ewigkeit; es ist mir öfters zu einem Troste über mein eigenes Heil geworden, daß mich Gott hat gebrauchen wollen, dieser frommen Seele Trost zu spenden." Als ein Jahr nach Klotildens Tod ein Bruder derselben nach eben vollendeten Studien an der gleichen Krankheit dem Tod entgegen ging, schrieb Franz an diesen, der ihm nie sonderlich nahe gestanden, den folgenden Brief, der in Ermangelung anderer mittheilbarer Beispiele seine seelsorgerische Art von dieser ihrer milden Seite veranschaulichen mag.

„Gott zum Gruß, lieber Theo, den Gott, der die Schwachen stark macht und der Müden Kniee aufrichtet! Es hat mich herzlich gefreut, daß du so freundlich meiner gedenkst und mich eben so gern zu dir wünschst, als ich, wenn es möglich wäre, bei dir sein möchte. Ich tröste mich aber meinerseits mit dem Gefühl der Geister- und Herzensgemeinschaft, welche auch die Getrennten in einem Sinne fröhlich zu verbinden vermag, und habe nur danach ein herzlich Verlangen, daß wir auch, wie wir Eines Gottes Geschöpfe sind, Eines Heilandes Jünger sein möchten, seine Erlösten und seine Vertrauten. Du weißt ja, lieber Theo, welch' ein gut und selig Gefühl es ist, auszuruhen in der Liebe eines geliebten Herzens, sich mit der Seele hineinzuathmen in einer anderen Seele innerste, heiligste, beste Gedanken, sich an ihr mit seinem besseren Theil emporzuranken und emporzurichten. Wenn schon in irdischer Liebe bei solcher Hingabe unser eigen Herz sich selbst am meisten und im schönsten Sinne wiedergewinnt und hoch emporgehoben wird, — welch' ein selig Ausruhn, welch' ein Friede sei in der Versenkung in das heilig vollendete, liebestrahlende Bild dessen, der vom Heilen Heiland heißt, und Arzt, weil Er kranke Herzen gesund macht, o daß ich dir das genugsam erzählen, daß ich dir's deutlich in's Herz hineinbeschreiben könnte! So aber Ihn sehnsuchtskräftig und erfüllungsgewiß anschauen, das heißt an Ihn glauben. Und nun hat Er ein köstlich Wort gesprochen: wer an Mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Ich weiß es ja, und du

weißt es auch, wie deine Krankheit mich veranlaßt, gerade auf dieses Wort dich, mein lieber Theo, hinzuweisen. Laß mich dir das Wort nicht erklären, nicht auseinanderziehen und begreiflich machen; das innere Erleben begreift's doch am Ende allein; laß mich, als auf die beste Erklärung, dich hinweisen auf die Leidenstage unsrer verklärten Klotilde, der gerade im Feuer der Schmerzen das Herz fest geworden ist in der Hingabe an den freundlichen Gottessohn, die jenes sein Wort in dem fröhlichen Händeklatschen und Händefalten, mit dem sie aus dieser armen Welt hinausging, besiegelt hat. Dies Ende war ja kein Ende, sondern ein fröhlicher Anfang; dieser Tod kein Tod, sondern ein Triumph über den Tod.

„Es ist jetzt eben die Passionszeit, die Zeit, da Jesu irdisch Leben auf seiner Höhe steht, da seine Gotteskraft in der Leidenstapferkeit, im Heldenthum der Geduld sich am mächtigsten kund thut. Wie er aber göttlich majestätisch erscheint, so doch zugleich so menschlich nah und menschlich verständlich; göttliche Liebe ist es in menschlicher Form, in menschlicher That, in menschlichem Verhältniß, und so verstehen wir da am besten die Tiefe der Gottesliebe, da sie gleichsam unsere Sprache redet, da sie unser Leiden leidet, unsere menschlichen Schmerzen trägt. Er hat sie aus Liebe getragen, mein lieber Theo, aus Liebe zu Allen, auch zu mir und dir. Und von dieser Leidens- und Liebesgestalt des himmlischen Erlösers fließt auf die Herzen eine kräftige Lust über an einem neuen, heiligen, seligen Leben, und eine kräftige Unlust an Allem, was diesem Bilde in uns nicht gemäß ist. Im hellen Lichte dieser Liebe sehen wir um so schwärzere Nacht in uns, die Nacht alles dessen, was wir, weil es Gott mißfällig ist, mit dem Namen Sünde bezeichnen. Die wollen wir los sein. O, wer sie los wäre! Weil wir sie aber anschauen in Seinem Lichte, weil Er es ja ist, der in uns mit dem Trost seiner Liebe zugleich den Ernst erweckt, welcher die Sünde erkennt als das Häßliche, das sie ist, so haben wir zugleich in der Hingabe an Ihn, in Seiner Gemeinschaft die Bürgschaft ihrer Vergebung und den Beginn ihrer Ueberwindung.

„Lieber, lieber Theo! Was red' ich dir die Gedanken der Erlösung vor? Sie sind unaussagbar; aber einem einfältigen, demüthigen Herzen, das Frieden sucht und den Ernst seiner schweren Tage erkennt, sind sie durch und durch verständlich. Laß alle alten Erinnerungen, alle friedlichen Eindrücke der Kindheit, welche an den Namen des Heilandes sich anschließen, in dir wach werden, gieb den unter den

Leidensstürmen hervorstrebenden Keimen Raum, daß sie sich zum Lichte entfalten. Wir fühlen's in solchen Tagen lebendig, welch' ein unendlich ernstes Ding es sei für ein Menschenherz mit der rasch sich abspinnenden Zeit des irdischen Daseins; dies zeitliche Dasein soll ausgefüllt sein mit ewigem Inhalt. Ich bitte dich, aus Grund meiner Seele bitte ich dich, bete und lerne beten; ich fasse dich hinein mit aller Wärme, deren ich armes schwaches Menschenkind fähig bin, in mein Gebet, in das Gebet, daß die Erkenntniß der gnädigen Liebe Gottes, die uns den Heiland geschenkt hat, als ein Licht des Trostes und Friedens dein krankes, mir theures und deinem Herrn noch unendlich viel theureres Herz erleuchten und erwärmen möge. Ich umarme dich im Geiste mit aller herzlichen Liebe, aber ein Größerer denn ich breitet freundlich seine Arme nach dir aus; die Liebe, die ich dir aussprechen kann, siehe an als ein klein Bächlein von der Liebe, die Jesus Christus den Menschen erzeigt und schenkt: möchte die Sehnsucht in dir stark werden, diese Liebe selbst zu erfahren.

„Ich höre auf zu schreiben, lieber kranker Theo; aber mein Herz redet weiter mit dir; der Friede Gottes, welcher alle Vernunft übersteigt, bewahre dir Herz und Sinn in Christo Jesu. Amen."

Neben der eigentlichen Amtsarbeit sollte auch der nach Coblenz mitgebrachte Drang nach Thätigkeit im Werke der inneren Mission reichliche Befriedigung finden. Fast allzureichliche, denn die freiwillige Arbeitslast ward neben der amtlichen bald so groß, daß für leibliche und geistige Erholung kein Raum bleiben wollte. Zunächst wandte sich Franz mit voller Liebe dem evangelischen Waisenhaus zu. Der Stifter desselben hatte, trotz der größten persönlichen Opfer für diese Unternehmung, von Seiten Solcher, welche die eigene Engherzigkeit und Selbstsucht unfähig machte einen selbstverleugnenden Sinn zu verstehen, mancherlei Verdächtigung zu erleiden und nahm sich im Stolz eines guten Gewissens zuweilen wohl zu wenig Mühe, um dieser Verdächtigung jeden Schein zu benehmen. Franz gewann das Vertrauen des trefflichen Mannes schnell, ging ihm wo er konnte zur Hand, vertrat ihn kräftig vor den Leuten und vermochte dafür auch Manches an dessen Verhalten vorsichtiger und milder zu machen. Der im Frühling 1851 veröffentlichte erste Bericht der „evangelischen Stiftung zu Coblenz" wurde von ihm verfaßt; er enthält die Entstehungsgeschichte sowie die Beschreibung der Einrichtungen und Ordnungen der Anstalt und legt neben der großen Liebe zur Sache überall zugleich jenen praktischen Blick auch für das Kleinste und Aeußerlichste

an den Tag, ohne welchen auch der beste Wille auf diesem Gebiete nichts zu leisten im Stande ist.

Zu einem weiteren und selbständigen Handanlegen gab ihm die kleine evangelische Gemeinde in Vallendar Anlaß, deren Besorgung mit seinem Vicariat in Verbindung gesetzt war. Hier, eine Stunde von Coblenz auf dem rechten Rheinufer abwärts, fanden sich in einem katholischen Fabrikstädtchen etwa 100 bis 150 Evangelische, welche mit Hülfe der Gustav-Adolph-Vereine ein Bet- und Schulhaus erworben, einen Gottesdienst eingerichtet und einen Schullehrer angestellt hatten. Den immer von Coblenz aus versehenen Gottesdienst hatte Franz neben seiner Gefängnißpredigt als regelmäßige Sonntagsarbeit übernommen und hielt sich dadurch überhaupt zu jeder kirchlichen Pflege der kleinen Gemeinde verpflichtet. Um das schwache Häuflein zum Theil nicht einmal ansässiger Protestanten kräftiger zusammenzuhalten und auch außer dem Gottesdienste christlich anzuregen, errichtete er für die Sonntagsnachmittage einen Leseverein. Nachdem er eine Anzahl guter christlicher Volksschriften zusammengebracht, lud er die Gemeindeglieder auf den Nachmittag ein; man sang einen Liedervers, dann erzählte er zuerst etwas oder las aus einem guten Buche vor, danach las jeder für sich, während der Prediger mit einem oder dem Andern ein stilles Gespräch weiter führte; mit einem „Unsern Ausgang segne Gott!“ ging man zuletzt auseinander. Allerdings waren die Sonntagsnachmittage für Franz nicht nur kostspielig, indem er in Vallendar seinen Mittagstisch aus seiner eigenen schmalen Kasse bestreiten mußte, sondern auch nach doppelter Predigt sehr ermüdend und mit der Aufopferung jeder Sonntagserholung verbunden. Aber ihm that es wohl, so viel zu arbeiten als er irgend vermochte; „ich muß wirken solange es Tag ist,“ schrieb er mir, als ich ihn warnte sich nicht zu überlasten.

Ein ähnliches aber viel umfassenderes Unternehmen wurde im nämlichen Winter in Coblenz selbst aus schwachen Anfängen zu vollem Dasein gebracht, und zwar wesentlich mit durch Franzens umsichtige und thatkräftige Betheiligung. Die treffliche Idee der inneren Mission, den demokratisch-atheistischen Gesellen- und Arbeitervereinen gegenüber einen christlich-volksthümlichen Jünglingsbund zu schaffen und so zu einer sittlichen Wiedergeburt des Handwerkerstandes den Grund zu legen, begann ebendamals sich über die größeren Stadtgemeinden Rheinlands und Westphalens auszubreiten. Es entwickelte sich der „Rheinisch-Westphälische Jünglingsbund,“ der sogar die Nacheiferung der katholischen

Kirche erregt hat; und nun sollte auch Coblenz in dem lieblichen Kranze nicht fehlen. Ein vorhandener Leseverein wurde zum förmlichen Jünglingsverein ausgebildet; ein zwiefacher Vorstand trat in's Leben, der eine aus Geistlichen, Lehrern und älteren Bürgern bestehend führte das Patronat der Sache, der andere aus den jungen Leuten selbst bildete die unmittelbare Aufsichtsbehörde und das Ehrengericht. Das Vereinslokal war jeden Abend geöffnet; Unterricht, Vorträge, Gesang, Lesen, Briefschreiben, Zeichnen füllten die Stunden aus: daneben ward auch dem geselligen Austausch sein Recht gegönnt. Die Mitglieder verpflichteten sich zu einem sittlichen und kirchlichen Wandel und wurden, wenn sie die Stadt in Ehren verließen, an alle gleichgesinnten Vereine empfohlen. Franz nahm sich dieses Vereins mit großem Eifer an und zwar im Sinne nicht eines einseitig erbaulichen, sondern eines christlich-volksthümlichen Wesens; während er selbst an einem Wochenabend den jungen Leuten die Schrift auslegte, nahm er neben dem Kirchenlied das weltliche Volkslied für die Gesangübungen entschieden in Schutz und wählte für die Vorträge, die er abwechselnd mit anderen Freunden an den Sonntagsabenden hielt, durchweg allgemeinere und nicht eigentlich religiöse Gegenstände. So sprach er in diesem und dem folgenden Winter über einzelne Parthieen der deutschen Geschichte, wie über die Völkerwanderung oder Karl den Großen; am 10. November über Luthers Leben; ferner über Gesellenvereine, über die revolutionären und atheistischen Handwerkerbünde, über Communismus, über Hans Sachs und die Meistersänger, über das Innungswesen des Mittelalters, endlich über das rechte Verhältniß zwischen Meister, Geselle und Lehrling. War er einst als Knabe in einer Werkstätte wie zu Hause gewesen und hatte vom Leben und Arbeiten der Handwerker allerlei gesehn und gehört, so kam ihm das jetzt vortrefflich zu statten. Um den geselligen Charakter der Gemeinschaft weiter auszubilden, wurden im folgenden Winter der Weihnachts- und Sylvesterabend festlich ausgezeichnet, am ersteren eine Bescherung veranstaltet und beide mit einem kleinen Festmahl und mit passenden Liedern und Ansprachen verherrlicht; frohe, schöne Abende, von denen Franzens Briefe mit Wärme erzählten. Er selbst hatte die Bundeslieder gedichtet, die bei solchen Gelegenheiten nach bekannten Volksmelodieen gesungen wurden und war durch seine herzliche Theilnahme und sein praktisches Geschick fortwährend die Seele des segensreich blühenden Vereins.

Neben den Werken der inneren Mission wurde auch die Sache

der äußeren in der Gemeinde gepflegt. Es bestand ein Hülfsverein der Rheinischen Missionsgesellschaft, der sich zugleich der Bibelverbreitung annahm; monatliche Missionsstunden wurden in der Kirche gehalten, auch arbeitete ein Frauenverein für die Rheinische Mission. Am Epiphanientag 1851 ward zum erstenmal versucht, ein Jahresfest in der Gemeinde zu feiern; Franz bekam die Predigt und hielt sie über Matth. 9, 36—38, dann wurden im Schulsaal von Mehreren, auch von Laien, Ansprachen gehalten. Es entstand eine große Anregung. Ein fünfzehnjähriges Mädchen verkaufte den einzigen Goldschmuck, den es hatte, zum Opfer für die Mission. Neben dem bestehenden Frauenverein, der sich nicht nach Wunsch und Bedürfniß erweitern ließ, bildete sich mit Franzens Hülfe ein zweiter, umfassenderer, und in diesem trug er von nun an die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in freier Erzählung vor, indem er zugleich das Anziehendste aus der Kirchengeschichte herbeizog. — Die öffentlichen Missionsstunden hatte er schon von Anfang aus meinen Händen übernommen; auch in ihnen folgte er nicht der verbreiteten Unsitte des Vorlesens, das die oft ermüdenden Detailberichte nur noch langweiliger macht, sondern führte in freier anziehender Darstellung lebendige Bilder aus der evangelischen Missionsgeschichte vor Augen, indem er bald einzelne Missionsgebiete, bald die Lebensläufe großer Missionare beschrieb. Solche Vorträge erforderten freilich eine gründliche Vorbereitung, wenn auch gerade keine buchstäbliche Aufzeichnung; denn nach einem wohldurchdachten Entwurf frei zu sprechen und nöthigenfalls zu predigen vermochte er schon nach wenigen Wochen.

Eine so mannigfaltige und auf jedem Punkt mit höchster Anspannung aller Kräfte betriebene Arbeit überstieg indeß auf die Dauer das Vermögen nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele, wenn ihr nicht irgend ein Gegengewicht von Lebensfreude und gemüthlicher Erquickung zu Theil ward. Es fehlte in dem näher an's Pfarrhaus angeschlossenen Kreise nicht an freundlicher und geistig belebter Geselligkeit, in die man Franz auch gerne hineinzog; aber das konnte ihm für jetzt nichts helfen und bieten. „Ich bin zu arm," schrieb er mir wohl, „um Anderen etwas sein zu können; alle Kraft geht mir in meinen Beruf auf. Was soll ich mittheilen als die Monotonie meiner Traurigkeit, die nur der ertragen kann, dem sie sich gründet auf die Mannigfaltigkeit eines selbsterlebten Reichthums?" Er konnte theilnehmen, aufmerken, auch wohl plaudern und scherzen, aber er konnte es am besten, wo sein Herz am fernsten davon war,

wo ihm der gesellige Verkehr ein bloßes Spiel blieb, das gar keinen Anspruch auf seine innere Betheiligung machte. Unbemerkt von Anderen und nur mir, dem Vertrautesten, eingestanden durchzog eine tiefe Schwermuth jeden nicht durch besondere Anstrengung und Zusammenfassung gehobenen Augenblick. „Es ist mir manchmal, als müsse ich eilen, um in meinem Leben etwas Gutes zu schaffen," schrieb er mir wohl; und als ich ihm solche Stimmungen freundlich verweisen wollte, antwortete er: „an meiner Willigkeit zu leben und freudig zu arbeiten sei außer Zweifel; daß ich mit aller Kraft arbeite und seit Klotilde heimgegangen ist mit doppelter Kraft, das weißt du ja. Hat sie, die mich unaussprechlich liebte, meinethalb ruhig sterben können, so muß ich ihrethalb ruhig leben können und das thue ich auch; aber mehr verlangt nicht." Flüchtete er sich in solcher Stimmung geflissentlich immer mehr in die Berufsarbeit, so kam er selbst in dieser nicht zu der inneren Befriedigung, die von verkehrter Selbstzufriedenheit weit entfernt dem treuen Arbeiter als ein bescheidener Lohn gebührte. Während er an Tüchtigkeit und Thätigkeit alle seine Vorgänger übertraf, Schütte in herzlicher Liebe vielmehr ihn zu schonen als anzuspornen bedacht war, und seine Predigten auf empfängliche Gemüther den tiefsten Eindruck machten, konnte er sich ganz verzagt gegen mich äußern. „Viel ist mir," schrieb er, „in diesen Tagen die Gesammtheit meines Lebens, das Trümmerhafte meiner Bildung und die Mangelhaftigkeit meines Fleißes durch die Seele gegangen. Ich bin mir weder der Pflicht noch des Rechtes bewußt, mich zu den mittelmäßigen Köpfen zu rechnen; dennoch verzweifle ich zuweilen daran, ob ich auch nur, menschlich geredet, irgend einer Seite meines Berufes genug thue, — und ob Schütte mit dem was ich schaffe irgend zufrieden sein könne, das beschäftigt mich mehr als du glauben magst." Als die Osterzeit herankam, fühlte er selbst das dringende Bedürfniß, seiner durch die Arbeiten und Leiden dieses Winters innerlich versehrten Gesundheit eine Erholung zu gönnen; er nahm drei Wochen Urlaub, um sich endlich an das nun schon grünende Grab seiner Braut und in den Kreis ihrer in großer Liebe an ihm hangenden Hinterbliebenen zu flüchten. Es waren stille, geweihte Tage, verlebt nach der apostolischen Regel „als die Traurigen und doch allezeit fröhlich"; neben dem wehmuthvollen Wiederbesuchen aller Stätten und Trümmer einer untergegangenen hohen Lebenszeit verwandte er sie besonders darauf, die Berliner Anstalten für innere Mission kennen zu lernen. Was er zunächst bedurfte, ein wenig neue Lebensfreude

und Lebenshoffnung als irdisches Gegengewicht seiner Arbeits- und Trübsalslast, konnte er freilich hier, am Grabe eines unaussprechlichen Lebens- und Liebesglückes nicht finden.

Doch sollte ihm das durch Gottes Freundlichkeit jetzt eben von anderswoher zufallen. Eine Fügung meines Lebens, die ich eben deßhalb nicht ganz unerzählt lassen darf, sollte den ersten hellen Schein wieder hineinwerfen in sein Herz, das mir zu innig verbunden war, um nicht durch mein Gewinnen über sein eigenes Verlieren getröstet zu werden. Während Franz in Berlin war, hatte mich mein Freund Albrecht nach Coblenz gerufen, ein altes Versprechen zu lösen und ihm die Traurede zu halten. Als ich kam, war der Hochzeitstag durch die Versäumniß eines bürgerlichen Aufgebots um anderthalb Wochen hinausgeschoben, mein Freund abwesend und ich im alten lieben Pfarrhaus mir selbst überlassen; es waren nach Gottes Willen die Tage, in denen ich in der auf Besuch anwesenden Schwestertochter unseres Pfarrers Schütte, Marie, meine Braut, kennen lernen sollte. Kurz vor des Freundes Hochzeit kam Franz zurück; er wurde sogleich der Vertraute meiner Herzensgedanken und wir feierten jene Hochzeit schon mit der geheimen Hoffnung auf eine andre.

Aber als er nun nach meiner Abreise wieder anfangen wollte mit vollen Segeln der Arbeit zu fahren, brach endlich hervor, was die Berliner Reise nur verzögert; die längst schon leise anklopfenden Geister der Krankheit überfielen ihn in der bedrohlichsten Weise. Heftige Bruststiche, Beschwerden des Athems, eine tiefe Angegriffenheit des ganzen Organismus stellten sich ein und nachdem er bei alledem aus Noth und im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe nochmals gepredigt, mußte er sich ärztlicher Behandlung und längerer Unthätigkeit unterwerfen. „Ich weiß mich in Gottes Händen," fügte er den ersten ängstigenden Nachrichten an mich hinzu, „und habe eine solche Freudigkeit mit meiner schwachen Kraft im Weinberg des Herrn zu arbeiten, daß mir das die Bürgschaft langen kräftigen Wirkens bieten könnte, wenn ich mich nicht immer wieder mit der Frage demüthigte, armer Mensch, bedarf der Herr etwa deiner?" Auf die angewandten Mittel gab sich der Bruſtschmerz und statt dessen trat ein mit Auswurf verbundener Husten ein; der geschickte und sorgfältige Arzt, dem Franz sich anvertraut hatte, erklärte indeß die genau untersuchte Lunge für ganz gesund, nur den Herzschlag für etwas zu stark und das ganze Leiden für Rheumatismus, für den eine große Empfänglichkeit da sei; seine allseitig zutreffenden Fragen gaben dem Kranken ein großes Vertrauen.

Diese Tage unfreiwilliger Muße wurden ihm nun durch den häuslichen Verkehr mit Marie, an deren Wesen er große Freude hatte, und die ihm mit schwesterlichem Zutrauen entgegenkam, nach so schwerem Erleben wieder die erste stillfröhliche und herzerquickende Zeit. Der Frühling hatte eben all' seinen Schmuck über die herrliche Coblenzer Landschaft ausgegossen; derselben ward er jetzt auf kleinen Ausflügen in so lieber Gesellschaft zum erstenmal froh, und als Marie das Pfarrhaus verließ, um in Honnef am Siebengebirg bei vertrauten Freunden Schütte's noch einige Wochen zuzubringen, schickte der Pfarrer seinen Gehülfen mit, um ihn dort in der erquickenden Stille der freien Natur sich vollends erholen zu lassen. Ein liebliches in Blumen und Reben reizend verstecktes Landhaus empfing die willkommenen Gäste; aus dem Garten vor den Fenstern wuchsen die Rosen hinauf bis zum Balkon, an dem sie zu hunderten blühten; trat man hinaus, so hatte man rechts kaum eine Viertelstunde weit den majestätischen Drachenfels, links den Blick in das offene Rheinthal bis Unkel, vor sich wogende Felder, den Rhein mit seinen gewaltigen Fluthen und rauschenden Dampfern, die Insel Nonnenwerth und das schöne Rolandseck. Und was das Alles noch gar sehr erhöhte und verschönerte, das war der erquickliche Verkehr mit lieben, gleichgesinnten, christlich gebildeten Menschen, namentlich mit der trefflichen Frau vom Hause, an der Franz für Lebenszeit eine treue mütterliche Freundin gewann. Eine freundliche Einladung gestattete auch mir, diesen prächtigen Aufenthalt acht Tage lang zu theilen und in so festlichen Umgebungen meine Verlobung zu feiern. An derselben Stelle vor'm Thor in Bonn, wo mir Franz im vorigen Spätherbst mit der Todesnachricht seiner Braut entgegengekommen war, holte er mich jetzt zu meiner Braut ab; seine große Liebe zu mir empfand meine Freude so ganz als die seine, daß ihm dieselbe seine eigene Trübsal und Traurigkeit, anstatt sie neu hervorzurufen, vielmehr zurückzudrängen vermochte. Ebenso fühlten wir Beiden, Marie und ich, uns in dieser brüderlichen Liebe so reich, daß es uns Herzensdrang war, ihn so viel als nur möglich hineinzuziehen in die frohe Ausbeute dieser sonnenhellen unvergeßlichen Tage. Seine Gesundheit hatte sich inzwischen wieder gefestigt; er sah wohl aus und fühlte sich frisch, ohne Schaden konnte er mit uns weite Spaziergänge unternehmen und den Drachenfels von der steilsten Seite erklimmen. Wenn wir beiden Brüder uns des Abends spät im gemeinsamen Schlafzimmer alleine fanden, in das die Rosen durch's Fenster dufteten und der im Rheine

wiederglänzende Mond hereinschien, dann schweiften im fröhlichen Geplauder ernste und heitere Gedanken durch Vergangenheit und Zukunft, durch Wissenschaft und Leben; eine reiche Lebensrechnung stellte jeder mit auf den andern. Des ernsten Hintergrundes seiner Seele unbeschadet, waren auch für Franz die Stimmungen der Jugend wiedergekehrt; er hatte sein Zeichenheft wieder hervorgeholt, um aus jenen schönen Tagen manch' liebliches Landschaftsbild zu seiner und unserer Freude festzuhalten; dazu war auch die Lust der Lieder ihm neu lebendig geworden. Außer dem in den „Haideröschen“ mitgetheilten „Lob der Thränen“, mit dem er den vorgefundenen kläglichen Text einer schönen Schubert'schen Composition ersetzte, ward in Honnef das nachfolgende Gedicht geschrieben, welches das innere Erlebniß jener Tage so vollkommen zum Ausdruck bringt, daß ihm auch hier in der Lebensbeschreibung eine Stelle gebührt.

Aufrichtung.

Voll Ahnung auf den Staub der Erden
Senkst du den Blick hernieder lang, —
O wolle noch nicht müde werden;
O sei nicht matt, o sei nicht bang!

Weht grüßend doch aus jeder Blüthe
Am hellen Tag, in heil'ger Nacht
Aus Gottes eigenstem Gemüthe
Ein süßer Hauch um's Herze sacht.

Sieh' wie mit Lust sich Alles reget:
Es steht die Knospe süß erglüht,
Wie, leis vom Liebeshauch beweget,
Ein kindlich träumerisch Gemüth.

Sieh' wie mit Kraft die Berge streben,
Wie Manneslherzen stolz und stark,
Zum Himmel hoch die Gipfel heben,
Fest gründend in der Erde Mark.

Und sieh' der Reben froh Gelände
Sich an die Berge schmiegen an;
So schlingt das Weib die treuen Hände
Demüthig liebend um den Mann.

Und sieh' den Strom so ruhig fließen
In alter Lust, in alter Pracht,
Froh die vertrauten Ufer grüßen
Und Lasten tragen, stolz, mit Macht.

Und sieh' die Wolken langsam schreiten:
Die ernste Stirn gekrönt mit Licht
Durchwandeln sie des Himmels Weiten: —
Hebt sich dir mit die Seele nicht?

O wohl! im schier erstorbnen Herzen
Ein neuer Frühlingsschmuck erglänzt!
Es wächst aus still verkühlten Schmerzen
Des Muthes Fels, den Milde kränzt.

Aus Thränen ist ein Strom geworden,
Drin spiegelt sich ein göttlich Licht,
Und aus den hohen Wolkenpforten
Schaut Gottes Vaterangesicht.

Denn all' das Regen, all' das Grüßen,
All' Lust und Leben in der Flur
Ist Segenträufeln von den Füßen
Der Engel meines Heilands nur;

Und all' der Lenz im Herzen drinne,
Der immer wieder aufwärts ringt
Und über's Grab so mancher Minne
Stets wieder neue Blüthen schlingt, —

Von Einer Lieb nur kann er stammen,
Die einzig ist und nimmer weicht,
Vom Herrn nur, der mit Liebesflammen
Um's ganze Weltgewichte reicht.

O Lieb', allüberall ergossen,
O Liebe meines einz'gen Herrn,
Lieb', die im Tod für mich geflossen,
Sei du mein Quell, sei du mein Stern!

Mein Quell, daraus ich mich erquicke
Mit frischem Muth, mit heil'ger Kraft,
Bis daß ich jenen Lenz erblicke,
Den droben deine Hand erschafft;

Mein Stern, den ich in's Auge fassen,
Nach dem ich rastlos steuern will
Und nie mein Ziel verrücken lassen,
Bis ich im Hafen ruhe still. —

* * *

„Ich bin nun gar still und zufrieden," schrieb er mir im ersten Briefe nach unserer Trennung, „daß die Gestaltung deines Lebens nun nichts Unfertiges und Schwankendes mehr hat, sondern ein fester Boden ist, auf dem man Fuß fassen kann, das bringt auch mir viel Segen und wirkliche innere Frische. Habe ich im Leid die Liebe meines Gottes und Heilandes nicht verkannt, so darf ich sie nun auch in der Freude ergreifen, in eurer Freude, die ich aus tiefster Seele mitlebe. Nun habe ich auch neue Lust zu arbeiten und zu schaffen, und hoffe, es soll in Coblenz wieder recht mit neuen Segeln gehen. Daß ich Euch beide habe, das hat mein Leben wieder frisch und hell gemacht."

Einen schönen Nachtrag erhielten die lieblichen Honnefer Tage gleich nach seiner Rückkehr nach Coblenz durch einen Besuch von Vater, Mutter und Schwester. Es war ein herzliches Wiedersehn und eine innige Erneuerung der ältesten Liebesbande nach so ernstem Erleben. „Das verwaiste Herz," heißt es in einem Briefe an die Eltern aus dieser Zeit, „sucht nun mit doppelter Sehnsucht die Elternliebe wieder, die nimmer aufhört und müde wird, und es findet sie ja auch noch." Die viele Freundlichkeit, die den Eltern in und außer dem Pfarrhause um ihres Sohnes willen entgegenkam, that ihnen zwiefach wohl; sie freuten sich der Anschauung seiner frischen, tüchtigen Wirksamkeit und der warmen Anerkennung, welche dieselbe fand. Einfach herzliche Geselligkeit und mancher Ausflug in die herrlichen Umgebungen von Coblenz machte die Tage ihres Aufenthaltes zu einer Reihe von Festtagen, und als sie wieder scheiden mußten, durfte Franz die langentbehrte Schwester noch auf eine Woche zurückbehalten; sie wenigstens sollte seinen Geburtstag noch mitfeiern, dem es nun doch an mancherlei Liebe nicht fehlte. Schütte umarmte ihn herzlich an diesem Tag und sagte: „Gott gebe Ihnen ein trostreiches Jahr und uns viel Segen mit einander; denn beisammen müssen wir doch bleiben;" er hatte wohl nie mit einem seiner jungen Gehülfen in einem solchen Verhältniß wirklicher Freundschaft gestanden.

An die Arbeit war Franz mit neuer Lust zurückgekehrt, und der Arzt hatte ihm dazu uneingeschränkte Freiheit gegeben; denn Sprechen weite die Brust. Nur die Vallendarer Gänge blieben auf unseren dringenden Rath aufgegeben, da dieselben unmittelbar nach der Frühkanzel sowohl im Sommer als im Winter zu viele Gefahr der Erkältung mit sich brachten und das zweite Predigen unmittelbar nach einstündigem Marsch allzusehr angriff. Franz opferte mit diesem

Nebenamt freilich die größere Hälfte seines ohnedies bescheidenen Baargehaltes und kam dadurch, so sehr sein guter Pfarrer das Mögliche für ihn that, allmählich in eine ungewohnt knappe und peinliche Lage, zumal er weder von mir noch von den Eltern eine wesentliche Beihülfe annehmen wollte. Doch hob ihn die Lust an seinem Berufe, die ihn, wenn es möglich gewesen, ebenso gern hätte ganz umsonst arbeiten lassen, hinweg über ein Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erwerb, das in unserer Zeit wohl nirgends so schreiend ist, wie hin und wieder im geistlichen Stande. Einen kleinen Ersatz erhielt er durch einige Geschichtsstunden, die er an einem mit der höheren Gemeindeschule verbundenen Pensionat übernahm. Diese Stunden machten ihm große Freude, theils durch die Lehrthätigkeit selbst, die an gereifteren Schülerinnen zu üben war, theils durch die Studien, welche die Vorbereitung mit sich führte. Eine Reihe von Heften, mit Excerpten angefüllt, liegen als Zeugnisse der Gründlichkeit vor mir, mit welcher der vielbeschäftigte Geistliche die neuere Geschichte von Karl dem Großen an bei diesem Anlaß durcharbeitete. Gerne wäre er noch tiefer, in's Gebiet der eigentlichen Forschung gegangen und trug sich namentlich mit dem Gedanken, die Persönlichkeit Gerberts, des Lehrers Kaiser Otto III., zum Ausgangspunkt einiger Streifzüge in die Staats-, Kirchen- und Culturgeschichte des früheren Mittelalters zu machen, aber der Drang seiner Berufsgeschäfte ließ es nicht dazu kommen.

Bei dem nun eingetretenen geebneteren Verlauf unseres persönlichen Lebens traten uns Beiden die öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten wieder mehr in den Vordergrund. Das Mitgefühl des vaterländischen Elends hatte uns zwar auch vorher nicht verlassen. „Zu allem Andern," hatte mir Franz noch im Winter geschrieben, „nagt an mir die unbeschreiblich öde Zeit, in der keinerlei großes gemeinsames Leben das Leben des Einzelnen trägt, ja in der, was uns von begeisternden Dingen geblieben ist, im Widerspruch steht mit den Strömungen des geistigen Gemeinschaftslebens; so daß wir die Aussicht haben, zwar halb unter Trümmern im Kleinen wieder ein Steinlein herbeizutragen zum Bau des Reiches Gottes, halb aber zugleich unter den mehr und mehr einstürzenden Trümmern begraben zu werden." In Preußen begann ebendamals die aristokratische Reaction jenen maßlosen Lauf, der ihre wirklichen Verdienste und Berechtigungen, die sie der Demokratie und dem Liberalismus gegenüber besaß, so sehr verdunkelt hat; vom Parteiinteresse verblendet, erröthete

sie nicht, über die Demüthigung Preußens und den Bankerott Deutschlands zu jubeln. Wir standen beide, und Franz noch mehr als ich, vielen Grundanschauungen der Kreuzzeitung weit näher als den Ansichten der doctrinär-Constitutionellen; wären nur die gesundesten Principien dort nicht so vielfach zum Deckmantel der puren Standesselbstsucht gemacht und die erhabensten Losungsworte nicht in steter Verbindung mit dem gemeinsten Schmutz aufgetischt worden. Eine tiefe Entmuthigung hatte sich derer bemächtigt, denen kein Parteisieg die Augen über die sittliche Gesammtlage der Dinge zu blenden vermochte. Bei seinem Aufenthalt in Berlin hatte Franz Gelegenheit auch einige andere als Zeitungsstimmen zu hören. Ein ehrwürdiger unbedingt über aller Parteileidenschaft stehender Mann hatte ihm gesagt: „Ich habe zwar das Vertrauen, daß der Herr Sein Reich nicht verlassen werde, aber den Weg, wie wir aus der Noth herauskommen sollen, kann ich mir nicht denken. Eine neue Revolution würde nothwendig zu barbarischen Zuständen führen. Aber was ist zu hoffen, wenn das Recht von denen, die es schützen und handhaben sollen, auf diese Weise gebeugt wird?" Ein strenggesinnter, aber unabhängiger Geistlicher äußerte: „Man hat gesagt, die Revolution habe eine Luftreinigung hervorgebracht; — die Luft war nie verpesteter als jetzt; man hat gesagt, die Revolution habe die höheren Stände gebessert; — sie waren nie verderbter als jetzt." Dagegen fand er bei einer vornehmen und geistreichen Dame von der „kleinen aber mächtigen Partei" eine großartige Gleichgültigkeit über die tiefe Niedergeschlagenheit des Bürgerthums, zumal in der verachteten Rheinprovinz, aber auch in den alten Provinzen, „so lange nur der Adel noch unangesteckt sei." —

Indeß wir trugen zuviel Jugendfrische und Vaterlandsliebe im Herzen, um uns auch solchen Zeiten gegenüber in verbitterter Verneinung halten zu können; im Gegentheil, die verbitterte Verneinung, so berechtigt sie in vielem Betracht war, erschien uns als die allergrößte und dringendste Gefahr. Etwas Erhebliches und Unmittelbares gegen eine solche Gefahr zu thun, war uns natürlich nicht vergönnt; doch sollte es mindestens an unserm Scherflein nicht fehlen, an dem Hinausstreuen einer Handvoll frischer Liedesblumen in das tiefverstimmte und tiefverstummte Vaterland. In unserm gemeinsamen Schlafstübchen zu Honnef hatte Franz zuerst den mit einander ausgebrüteten Gedanken angegeben, „das Frischeste, was einem jeden von uns die freundliche Gabe der Dichtung, ernstere Lebensarbeit bescheiden be-

gleitend, auf dem eigenthümlichen Gang seiner Tage geboten" in Einen Strauß zusammenzufassen und als jugendliches Lebenszeichen inmitten der eingetretenen Entgeisterung, als „Haideröschen, gewachsen in der Dürre dieser Zeiten," ohne Namen in die Welt gehen zu lassen. „Diese Gedichte," hieß es in dem von Franz entworfenen Vorwort, „sollen und wollen keinen Rang gewinnen im Reiche der deutschen Dichtung; sie sollen und wollen keine Lorbeeren einbringen für Menschen, die nach Lebensernst und Lebensstellung keinen Trieb fühlen vom großen Publikum als Poeten gekannt zu sein, und die deßhalb ihre Namen dem Büchlein nicht an die Stirne schreiben. Sie sollen aber und wollen nicht nur allen frischen Herzen dieser Zeit einen Beweis liefern, daß auch in diesen sang- und klanglosen Tagen aus der Tiefe glaubender Gemüther noch ein Ton gesunder Dichtung hervorklingen kann, sondern womöglich auch einigen tiefer lebenden Seelen die Erquickung mittheilen, welche sie ihren Verfassern selbst gewährt haben als vorläufige und vorahnende Lösung der Räthsel und Schmerzen des eigenen und des allgemeinen Lebens. Eine Lösung, sagen wir; — nicht als ob die Dichtung der Trost- und Heilsquell der Herzen und Zeiten wäre, sondern nur in dem Sinne, daß sie das Hinweisen und Hinstreben auf das Eine, das noth ist, in sehnsüchtiger Vorbefriedigung darstellt." Die Auswahl, Durchsicht und Anordnung der kleinen Sammlung war uns im Sommer und Herbst 1851 ein Hauptgegenstand angelegentlichen Austausches. Mit vieler Freude sahen wir in dem Büchlein unser Beider klare Eigenthümlichkeit und volle Einmüthigkeit wiedergespiegelt, und einsichtige Freunde, denen das Manuscript mitgetheilt ward, munterten zur Veröffentlichung auf. Aber nachdem es mißlungen war dieselbe noch vor Weihnachten 1851 zu bewirken, blieb die Unternehmung liegen, zum Theil durch meine Scheu vor der Mißdeutung, die uns bei der doch nicht zu bewahrenden Anonymität seitens der täglich zunehmenden kirchlichen Engherzigkeit für unsere harmlosen Jugendergüsse bevorstünde; bis später der Heimgang des einen Verfassers wenigstens für dessen Antheil diese Rücksicht hinwegthat.

Mehr als die trostlose und — zumal für uns — jedes helfende Handanlegen ausschließende Politik nahm uns die Entwickelung der kirchlichen Dinge in Anspruch, auf deren Gebiet die auf politischem Felde unterdrückte Lebensbewegung und Krankheitserscheinung sich alsbald wieder verpflanzte. Hatte sich die evangelische Kirche inmitten der Noth und Zerrüttung des Vaterlandes zu kräftigerem Dienen er-

mannt, zum Werke der inneren Mission, so hatte die römische ganz charakteristisch in denselben Verhältnissen vor Allem Gelegenheit und Aufforderung zu unumschränkterem Herrschen gefunden. Sie war's, die aus dem Einsturz aller vaterländischen Hoffnungen, an dem ihre specifischen Vertreter so wesentlich mitgeholfen, als der einzig gewinnende Theil hervorging. Die Zuchtlosigkeiten der Revolution hatten in den ohnmächtigen Kreisen, die von ihnen zunächst bedroht wurden, ein klägliches Hülfegeschrei nach äußerlich bindender Autorität hervorgerufen; der maßlosen und verblendeten Reactionsstimmung erschien die evangelische Vermittelung von Freiheit und Ordnung durch die Idee einer innerlichen sittlichen Zucht als bloße Halbheit, als ein Accordiren mit der Willkür; dagegen schien in dem Autoritätsprincip der römischen Kirche die rechte Hülfe für den zu Schanden gewordenen Beamten- und Polizeistaat zu liegen. Es ward nicht nur laut genug gepredigt, sondern auch blind genug geglaubt, selbst in höheren protestantischen Kreisen, die Reformation sei mit der Revolution ebenso innig verschwistert, wie der Katholicismus mit der politischen Zucht und Ordnung, und die Vorkämpfer des letzteren wußten von der Gunst dieser Sachlage vortrefflich Gebrauch zu machen. Neue umfassende Freiheiten wurden gefordert und großentheils erlangt, neue Unternehmungen begannen das Volksleben dichter zu umspannen und eingreifender zu bewegen; die Jesuiten mit ihren Abarten und ihren Missionen traten voll Zuversicht und Rührigkeit allenthalben hervor. Mit einigen picanten Conversionen, wie die der Gräfin Hahn-Hahn, eröffnete sich ein Feldzug gegen den Protestantismus, für den die Eroberung Englands bereits in Aussicht gestellt und als Schlachtfeld des letzten Kampfes der brandenburger Sand prophezeit war, und wer als Geistlicher inmitten des eigentlichen Volkslebens stand, der konnte zwar an dem Ernst solcher Prahlereien, aber nicht mehr am Ernst der Sache überhaupt zweifeln, denn es blieb auf den Vorposten unserer Kirche kaum ein armes vereinzeltes Dienstmädchen ohne Zumuthung des Abfalls von ihrem Glauben. Dieser ungeheuren planmäßigen Angriffsbewegung gegenüber war die evangelische Kirche in jedem größeren oder kleineren Territorium eingepfercht, meistentheils ohne jede kirchliche Organisation, hinsichtlich der auch ihr verheißenen Selbstständigkeit mit leeren Worten hingehalten, ja hin und wieder um so eifriger bevormundet, je weniger die Bureaukratie die katholische Kirche festzuhalten vermochte; — zu schweigen von den traurigen Spaltungen und verdächtigen Kundgebungen im eigenen Lager.

Wir Brüder standen beide auf eigentlichen Vorposten der evangelischen Kirche, in jungen Gemeinden, die aus mannigfach zusammengewürfelten Bestandtheilen erst recht in eins zu wachsen hatten, inmitten übermächtiger altbegründeter katholischer Metropolen, in denen auch die Laienwelt großentheils von der aggressiven Rührigkeit der Geistlichen entzündet war. Bekehrungsversuche aller Art, zuweilen nicht ohne äußeren Erfolg, kamen in den evangelischen Gemeinden von Coblenz und Trier alle Tage vor; die gemischten Ehen zählten nach Hunderten, und die Gleichgültigkeit, mit welcher in den mehreren derselben der protestantische Theil die Kinder dem eigenen Bekenntniß entzog und dem gegnerischen Lager zuführte, war für den, der die äußere und innere Bedeutung des großen Geisterkampfes lebendig empfand, oft wahrhaft empörend. Zuletzt wagte es der Bischof von Trier öffentlich, in Fällen gemischter Ehe von dem protestantischen Theil sogar die eidliche Verzichtleistung auf seine Kinder zu fordern und selbst dann einer solchen Ehe jede Einsegnung zu verweigern. Unter solchen Umständen vergingen uns die gutmüthigen und friedfertigen Ansichten bald, die wir aus Jugendeindrücken und wissenschaftlicher Betrachtung über das Verhältniß der beiden Kirchen gehegt, und wir hätten es für Verrath gehalten, nicht mit jedem ehrlichen Mittel das protestantische Bewußtsein zu wecken und zu stärken. Ich schrieb damals gegen die religiös-kirchlichen Anschauungen, die Herr v. Radowitz in seinen älteren und „Neuen Gesprächen über Staat und Kirche" ausgesprochen hatte, die „Evangelischen Beiträge", welche mir ein Jahr hernach in Trier eine öffentliche Verfolgung zuziehen sollten; sie gingen zuerst in Franzens Hände und mit seiner freudigsten Zustimmung in die Welt. In Reformationspredigten ward manches kühne und scharfe Wort ausgesprochen, das uns nicht nur den Haß unserer Gegner eintrug, sondern auch die Abneigung solcher Glieder der eigenen Gemeinde, die da „Friede, Friede" rufen wollten, wo kein Frieden ist. So stellte Franz am Reformationstage 1852 unter dem frischen Eindruck des Madiaischen Processes in Florenz nach Matth. 16, 24 die evangelische Kirche als die Nachfolgerin des kreuztragenden Heilandes dar, indem er 1) die im Kreuz nothwendig liegende Niedrigkeit, 2) die vom Kreuz unabtrennbare Selbstverleugnung, 3) die mit dem Kreuz sicher verbundene Herrlichkeit an ihr nachwies, die erstere an ihrer Knechtsgestalt und erlittenen Verfolgungen, gegenüber der Weltherrschaft und Gewaltthätigkeit des Katholicismus, die zweite an dem Ernst der evangelischen Buße, gegenüber dem

Pelagianismus der römischen Kirche, die dritte an der innerlichen Macht evangelischen Glaubens und Liebens, gegenüber den sinnlichen Bürgschaften und äußerlichen Werken auf römischer Seite. Ebendamals wurden im städtischen Hospital zu Coblenz von den barmherzigen Schwestern, welchen die alleinige Pflege auch der protestantischen Kranken übergeben war, einige von Franz regelmäßig besuchte Patienten in der Todesstunde convertirt und es fiel auf diese Conversionen ein um so zweideutigeres Licht, als wenigstens der eine Sterbende vorher gegen ihn über die Anfechtungen geklagt hatte, denen sein Glaube im Hause ausgesetzt sei. Franz veröffentlichte die Fälle in der „Elberfelder Zeitung"; gleichwohl trug sich die Sache, welche bei der ausgeprägt katholischen Einrichtung des von Rechtswegen paritätischen Hauses keine große Kunst erforderte, bald darauf abermals zu und es mußte eine förmliche städtische Untersuchung herbeigeführt werden, welche eine ganze Reihe von Beeinträchtigungen und Bearbeitungen evangelischer Pfleglinge im Hospital ergab. Wie peinlich unter solchen Umständen die wöchentlichen Hospitalbesuche waren, läßt sich denken; andererseits hatte Franz auch die Freude, mancher aufrichtigen Seele, welche sich im Pfarrhaus zum Uebertritt in die evangelische Kirche meldete, den Vorbereitungsunterricht zu ertheilen.

Schmerzlicher als diese widerwärtigen Vorpostenkämpfe waren doch die in unserer eigenen Kirche auftauchenden katholisirenden Gelüste. Die kirchliche, confessionelle Reaction fuhr mit denselben vollen Segeln wie die politische, aristokratische. Auch sie nicht ohne unverkennbare und weitgehende Berechtigung: sie wollte die traurigen Nachwehen des Rationalismus, in dessen Todesbanden sie die evangelischen Gemeinden noch weit und breit erblickte, gründlicher und praktischer überwinden, als es der von Schleiermacher ausgegangenen vermittelnden Theologie bis dahin gelungen war. Aber nach dem gewöhnlichen Verhängniß reactionärer Strömungen vergaß sie, daß dem vorhandenen Verfall nicht durch einfachen Rückgang auf das Verfallene abgeholfen werden könne, daß das Gottesgericht des Rationalismus über die reformatorische Kirche nicht dazu ergangen sei, daß sie in ihm nichts lerne und nichts vergesse, sondern, daß sie in einer geläuterten, verjüngten Gestalt aus ihm hervorgehe. Anstatt in der vollzogenen Union der beiden evangelischen Confessionen den gottgegebenen Ausgangspunkt dieser verjüngten Entwickelung zu erkennen und in Geduld an die alleinige neuschaffende Kraft des Wortes Gottes zu glauben, vermeinte man das deutsche Volk vielmehr verkirchlichen als verchrist-

lichen zu sollen, entbrannte in einem blinden Eifer für formulirtes Bekenntniß, als wäre dasselbe nicht die Frucht, sondern die Wurzel des lebendigen Glaubens, und schuf sich in hartnäckiger Verwechselung des göttlichen und des menschlichen „Von oben her" die Idee einer Autoritätskirche, in welcher Institution und Amt alles, Gemeinschaft und Gemeinde so ziemlich nichts ausmachen sollte. Die schon reichlich vorhandene und in Deutschland so wohlberechtigte lutherische Neigung und Richtung wurde diesem neuen Versuche, das Reich Gottes mit äußerlichen Geberden kommen zu machen, in immer weiterem Umfange dienstbar, mußte sich freilich dabei vor allem jene hierarchische Ausbildung des Amtsbegriffs anthun lassen, die bekanntlich den persönlichen Anschauungen Luthers so stark als möglich widerspricht; dagegen war und blieb die reformirte Art und Weise dem neuen Hochkirchenthum fremd und wurde mit ungerechten, übertriebenen Vorwürfen überhäuft. Aber die volle Last des Hasses und der bösen Nachrede empfing der vorhandene Ansatz zur gegenseitigen Durchdringung der beiden reformatorischen Sondergebilde, die Union; allerdings nicht ohne durch mannigfaltigen Makel ihrer Einführung und durch manche Unklarheit ihrer Entwickelung, die es bekenntnißflüchtigen Parteien erlaubte sich hinter sie zu verstecken, das Fegefeuer einigermaßen verdient zu haben, das sich in steigender Gehässigkeit nun über sie ausgoß. Vor allem lieh die „Evangelische Kirchenzeitung" jenem autoritätssüchtigen Objectivismus und der Sturmläuferei wider die Union ihre bekannten Waffen; aber auch sie konnte nicht schnell und völlig genug mit ihrer Vergangenheit brechen, um die neue Richtung so klassisch auszuprägen, wie etwa das „Volksblatt für Stadt und Land" es für seine Kreise zu leisten verstand. Bei seinem Besuch in Berlin hörte Franz in vornehmer Gesellschaft von den angesehensten Parteihäuptern Hengstenberg des „reformirten Spiritualismus" und seine Kirchenzeitung der „Unkirchlichkeit" bezichtigen, dagegen einen Geistlichen wörtlich um seiner „katholischen Richtung" willen rühmen und empfehlen. Bald darauf wurde in Coblenz glaubhaft erzählt, wie ein namhafter Berliner Geistlicher auf seiner Durchreise am Sonntag lieber in Ehrenbreitstein in die katholische Messe, als in Coblenz in den evangelischen Gottesdienst gegangen sei und darüber zur Rede gestellt, sich damit entschuldigt habe, daß er gefürchtet „hier am Rhein doch nur eine rationalistische Predigt zu treffen." Aus solchen Kreisen gingen dann die schnödesten Bezeichnungen der rheinischen Presbyterial- und Synodalkirche hervor, in welcher innerhalb der preußischen Landes-

kirche die Union, allerdings dem historischen Stande gemäß in vorwiegend reformirter Färbung, sich am tiefsten eingelebt hatte. Zugleich wußte man in den alten Provinzen auf stillem administrativem Wege die wichtigsten Kirchenämter mit Unionsgegnern zu besetzen und dem Könige gegen seine eigentliche Meinung und Ueberzeugung, die sich vor- und nachher klar genug aussprach, jene unglückliche Cabinetsordre vom März 1852 abzugewinnen, welche die in der Lehre, im Cultus, im Sacrament bereits geleugnete evangelische Kircheneinheit nun innerhalb des Kirchenregiments, wo ihr Rechtsbestand am unleugbarsten war, leise aufheben sollte.

In diesen bösen Zeiten waren wir glücklich genug, eben jener als „Pöbelkirche" verachteten rheinischen Kirche anzugehören und an ihr die trüben Wogen kirchlicher Reaction sich brechen zu sehen. Zwar wurden derselben ebendamals auch die begründetsten und bescheidensten Fortbildungsversuche ihrer eigenthümlichen Ordnungen verkümmert und verwehrt; aber sie ertrug das mit der nämlichen würdigen Fassung, mit der sie es im Jahre 1848 verschmäht hatte, der Noth und Schwäche des Kirchenregimentes viel weitergehende Zugeständnisse mühelos abzudringen. Dagegen war es gewiß, daß sie sich auch nicht würde nehmen lassen was sie hatte. Als jene confessionelle itio in partes den Consistorien vorgeschrieben ward, hatte das rheinische von allen allein den Muth, gestützt auf die Gesinnung der Provinz, die Gliederung in eine lutherische und eine reformirte Section von sich abzulehnen. Zugleich erhoben die Kreissynoden einmüthig ihre Stimmen für die in dieser Theilung todtgetheilte Union und es war ein schönes Zeugniß für die hier trotz der Verschiedenheit des Bekenntnißstandes waltende Gerechtigkeit und Eintracht, daß auch die Vertreter nichtunirter Gemeinden sich wider das Unrecht erklärten, das den unirten angethan werden sollte. Dabei machte eine solche unvermeidliche Abwehr nicht irre und müde in dem praktisch-kirchlichen Aufbau; unablässig ward mit Hülfe jener vielgeschmähten trefflichen Organisation an der Pflege des christlichen und kirchlichen Lebens gearbeitet und immer neue Triebe desselben hervorgelockt. Die Werke der inneren Mission mehrten sich, wuchsen und blühten, in der lieblichsten Weise reichten Consistorium, Synode und freie Vereinsthätigkeit einander die Hand und wer immer in der Kirche Jesu Christi nicht zu herrschen, sondern zu dienen begehrte, mußte sich gehoben und herangezogen fühlen und den allgemein ausgegossenen Segen an seiner Person insbesondere erfahren.

Coblenz mit seiner nicht wenige tüchtige Kräfte umfassenden evangelischen Einwohnerschaft war einer der Mittelpunkte dieses frischen auch in böser Zeit ungeirrt weiter pulsirenden Lebens und Franz hatte das Glück, hier den trefflichen Männern, welche im Consistorium saßen und die Kirche nicht minder dem Regimente als das Regiment der Kirche gegenüber vertraten, persönlich nahe zu stehen. Eine regelmäßige „Conferenz“ vereinigte alle vierzehn Tage im Waisenhaus die Theologen und Theologenfreunde von Coblenz vom Generalsuperintendenten an bis zum Candidaten, und auch sonst ließ ein brüderlicheres Beiseitesetzen der Rangunterschiede um des einen gemeinsamen Berufes willen sich nicht denken, als wir Beiden es im Umgange mit unseren geistlichen Vorgesetzten erfuhren. Ich muß unter denselben hier Eines Mannes um so mehr gedenken, als derselbe jetzt, in seinem Alter an Leib und Seele gelähmt, den Mitlebenden kaum mehr beizuzählen ist*), des alten Consistorialraths Groos, desselben, der als Student und Freiwilliger im Jahre 1813 zu Schenkendorfs schönem Liede: „Freiheit, die ich meine“ die nicht minder schöne Melodie gesetzt hat. Ehrwürdigere und liebenswerthere Persönlichkeiten als dieser jugendliche Greis sind uns im Leben kaum begegnet. Er war eine anima candida, eine für alles Edle und Heilige und wider alles Gottlose und Gemeine erglühende Nathanaelsseele, und dafür kannten und liebten ihn Alle. Ein selbständig weiterschreitender Schüler Schleiermacher's, verband er mit der innigsten Frömmigkeit eine hohe wissenschaftliche Durchbildung und geistige Freiheit. Seit Jahren schwerhörig, trug er in sich eine unerschöpfliche Quelle frischen Geisteslebens, die in den halbverstandnen Zusammenhang der Unterhaltung oft um so wirksamer hineinsprudelte; denn unverdrossen durch jene Mühsal nahm er an allen des Interesses würdigen Dingen mit Fröhlichkeit und Wohlwollen Theil. Auch der Gang der Zeitgeschichte, der ihn tief bewegte und betrübte, hatte die christliche Freudigkeit seines Hoffens und Wirkens nicht zu dämpfen vermocht. Uns beide hatte er mit großer Innigkeit in's Herz geschlossen und ich erinnere mich, wie er bei einem Spaziergang nach längerer Trennung jeden von uns Arm in Arm nahm, übersprudelnd in feinem Scherz und herzlichem Ernst. „Die Freundlichkeit, ja die väterliche Liebe,“ schrieb mir Franz einmal, „die der alte Groos zunehmend gegen mich an den Tag legt, thut mir so wohl, daß mir zuweilen vor Freude darüber die Thränen

*) Nun auch schon den Vollendeten zugezählt.

in die Augen treten;" — und welch' schöneres Zeugniß als die still und unbewußt erworbene Liebe eines solchen Mannes hätte dem jungen Mitarbeiter im Reiche Gottes zu Theil werden können?

Die theologisch-kirchlichen Zeitfragen wurden auch jetzt in altgewohnter Weise brieflich zwischen uns verhandelt; nur hatte sich unser früheres Verhältniß dabei durch Franzens energisches Eingehn in's kirchliche Leben dahin umgekehrt, daß ich nun zumeist die theoretische und kritische, er vielmehr die praktische und positive Seite der Frage vertrat. Zunächst veranlaßte uns die steigende Werthlegung auf den Begriff des geistlichen Amtes demselben näher nachzudenken und Franz forderte mich auf, ihm meine Anschauung in kurzen Sätzen darzulegen. Ich ging von der allgemeinen und wesentlichen Gleichheit der Christen als der Träger des h. Geistes aus. Innerhalb der einen allgemeinen Geistesgabe entfaltet sich dann die Mehrheit der besonderen, nach der von Gott im Organismus der Gemeinde angelegten Mannigfaltigkeit. Nicht alle besonderen Geistesgaben begründen auf gleiche Weise eine amtliche Ausprägung; zu allermeist, wiewohl nicht ausschließlich, ist es die Lehrgabe, die eine solche erfordert. Indem die Lehrgabe eines Einzelnen seitens der Gemeinde anerkannt und beauftragt wird, entsteht das kirchliche Lehramt, welches vermöge der Art und Weise seiner Ausübung mit Nothwendigkeit auch einen besonderen Stand hervorbringt. Allerdings wird das Lehramt noch von einem höheren Auftrage bevollmächtigt, von der durch Christum gegebenen Verordnung das Evangelium zu verkündigen: aber diesen Auftrag, das in diesem Sinne göttlich eingesetzte Predigtamt hat der Hausvater im Hause nicht minder wie der Geistliche in der Gemeinde: allerdings nicht nach menschlicher Willkür, aber auch nach keinem theokratischen Gesetze, sondern nach einer von Gott geordneten praktischen Nothwendigkeit und Natur der Dinge überträgt sich dieser in's Allgemeine gegebene göttliche Auftrag in besonderer Weise auf einen eigenen Stand. Von besonderer apostolischer Nachfolge kann dabei keine Rede sein, denn das Amt der persönlich erwählten Augen- und Ohrenzeugen ist seiner Natur nach unübertragbar. — Dieser Ausführung stimmte nun Franz vollkommen zu; da er aber nicht sowohl die ideale, als die empirische Gemeinde vor Augen hatte, die ohne das besondere Amt gar nicht Gemeinde wäre, so ging er lieber von der göttlichen Einsetzung des Predigtamtes aus, das freilich der ganzen Gemeinde der Idee nach aufgetragen sei, aber in seiner persönlichen Verwirklichung durch den inneren von der Kirche anzuerkennenden Ruf

des Herrn, die Gemeinde in Wirklichkeit erst in's Dasein rufe. Es war das Oscilliren des evangelischen Kirchenbegriffes zwischen der Idee der Gemeinschaft und der Idee der Anstalt, worauf unsere Debatte hinauslief. Dabei warf Franz nach seiner praktischen Art die Nebenfrage auf, wer denn nun auf dem entscheidenden Punkt zu handeln und die individuell vorhandene Gabe mit dem allgemein vorhandenen Auftrag zum persönlichen Kirchenamte zu verbinden, — mit anderen Worten, wer den Geistlichen zu berufen habe, die Kirche oder die Gemeinde? Doch wohl diejenige von beiden, in welcher größere Bürgschaft sei, daß sie ihrer Idee entspreche, Trägerin des h. Geistes zu sein. Eine wahrhaft kirchliche Organisation vorausgesetzt, müsse sich da die Wagschale entschieden zu Gunsten der Kirche gegenüber der Einzelgemeinde neigen.

Aber freilich, welches ist eine wahrhaft kirchliche Organisation? Wir kamen bei einem andern Anlaß auf diese gewichtige Zeitfrage zurück. Ich hatte mich in jenem Aufsatz gegen die Radowitz'schen Gespräche über Staat und Kirche zwar wider die doctrinäre Verfassungs-Vergötterung und Urwahlensehnsucht der sogenannten Schleiermacherianer, aber nicht minder gegen die scholastischen Rechtfertigungen des landesherrlichen Bischofsamtes erklärt und das letztere nur als einen vorübergehenden Nothbehelf der evangelischen Kirche gelten lassen, welcher die Entwickelung einer rein kirchlichen, mit politischen Institutionen unvermischten Organisation von unten auf nicht behindern dürfe. Einwendungen, die von befreundeter Seite gegen diese Anschauungen geäußert wurden, führten uns Beide zu einer längeren Verhandlung über das landesherrliche Kirchenregiment. Die handgreiflichen Fesseln, welche dieses der Entwickelung unserer Kirche in einer Zeit anlegte, in welcher der katholischen die freieste Bewegung eingeräumt ward, hatten mich gegen dasselbe allerdings so verstimmt, daß ich die Frage nach seiner Entbehrlichkeit viel zu wenig anschlug. Getrieben von dem Wunsche, die evangelische Kirche die Idee einer organisch gegliederten Gemeinschaft verwirklichen und hiedurch alle ihr innewohnenden Lebenskräfte frei entfalten zu sehen, warf ich jener Institution vor, daß sie aus dem kirchlichen Organismus in keiner Weise herzuleiten sei, ja daß sie unserer Kirche das Bedürfniß einer ihrem Wesen entsprechenden Organisation nur zu sehr abgewöhnt habe. Wer der evangelischen Kirche die Fähigkeit abspreche, ohne landesherrliches Kirchenregiment zu bestehen, der leugne ihre Lebensfähigkeit überhaupt; denn lebensfähig könne eine Kirche nicht sein, die ihr Regi-

ment dem politischen Organismus entlehnen und folgerichtig auch einen andersgläubigen Fürsten zu ihrem Bischof erklären müsse. Franz wollte nicht minder eine organisirte Gemeinde, Aelteste und Diaconen als Gehülfen des Pfarramts, und eine von da aufsteigende kirchliche Organisation in immer weiteren Kreisen; aber er hielt das landesherrliche Kirchenregiment für damit wohl vereinbar und daneben kaum zu entbehren, und versuchte dasselbe als Band eines ungestraft nie zu verleugnenden positiven Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auch zu rechtfertigen. Seine Mißstände könne man durch Herstellung rein kirchlicher Organe, durch die es ausgeübt werde, vermeiden; aber wie solle die evangelische Kirche ohne Kirchengewalt des Landesherrn regiert werden? Eine reine Synodalverfassung vermöge kein hinlänglich starkes Regiment hervorzubringen, und wenn auch, so fehle einem solchen ohne den Staat die Executive. Ich konnte einwenden, daß das landesherrliche Episcopat eine Darstellung des Bandes zwischen Staat und Kirche darum nicht sein könne, weil der Staat längst kein confessioneller mehr, sondern ein paritätischer sei, daß eine Ausübung desselben durch ganz abhängige Kirchenbehörden keine Bürgschaft für wahrhaft kirchliche Gesichtspunkte gebe und daß ein Consistorium als relativ selbständige Verwaltungsbehörde wohl auch aus einer Synode hervorgehen könne, während freilich der Staat fortfahren müsse, den Schutz und Nachdruck, den er der katholischen Kirche leiste, auch der evangelischen zu gewähren. Aber Franz hatte auch nicht Unrecht, wenn er darauf zurückkam, daß ein rein kirchliches Regiment schwerlich dem Dilemma entgegen möchte, entweder ohnmächtig oder päpstisch zu sein, und daß meine ganze Anschauung viel zu idealistisch sei und der Wirklichkeit viel zu wenig Rechnung trage. Am Ende wirke doch die Kirche viel durchgreifender auf's Regiment, als das Regiment auf die Kirche. — So mühten wir uns an dem Problem einer folgerichtigen evangelischen Kirchenverfassung ab, mit dem mehr oder weniger klaren Gefühl, daß die Wirklichkeit einer solchen durch einen innerlichen Zustand der Gemeinden bedingt sei, wie er leider in Deutschland im Großen und Ganzen in's Gebiet der frommen Wünsche gehört.

Eine verwandte Frage, an der theologische Einsicht und kirchliche Gesinnung zu bewähren war, wurde Franz behufs seines zweiten Examens zur Bearbeitung aufgegeben, die Frage nach dem Rechte der Separation von der evangelischen Kirche. Die Secessionen in so manchen reformirten Nationalkirchen, wie im Waadt und in Schottland, die altlutherische Separation und ähnliche Versuche und Stim-

mungen in Deutschland hatten auch dieses Thema zu einer Zeitfrage gemacht. In seiner Abhandlung über dasselbe, deren Entwurf mir vorliegt, bewährte Franz seinen echt lutherischen, aller Zertrennung abgeneigten Sinn. Er unterscheidet zuvörderst Separation von Apostasie; während die Entstehung der sogenannten freien Gemeinden ihm unter den Begriff der letzteren fällt, ist Separation eine solche Lossagung von der empirischen evangelischen Kirche, die geschieht, um die Idee der evangelischen Kirche desto reiner festhalten zu können. Solche Separationen sind auf lutherischem Boden mehr um der persönlichen Heilsbewahrung, auf reformirtem mehr um der Darstellung reinerer Gemeinschaft willen vorgekommen; ihre Anlässe finden sich entweder in Mißständen, die den idealen Grund der kirchlichen Gemeinschaft, die Lehre, betreffen, oder in Mißständen der praktischen Bethätigung dieses idealen Grundes in Cultus, Disciplin und Verfassung. Aber berechtigt kann eine Separation nur sein, wenn durch solche Mißstände der Beruf der Kirche, durch Wort und Sacrament zur Seligkeit anzuleiten, illusorisch gemacht wird und die aus ihnen entspringende Gefahr für das Seelenheil die Förderung, welche dasselbe etwa noch zu hoffen hat, überwiegt. Wenn, wie in der Reformationszeit, die Kirche so entartet wäre, daß man nur „mit ungemeiner Gefahr der Seele" in ihr verbleiben könnte, dann — aber auch nur dann besteht ein Recht, die von dem Herrn der Kirche gewollte Einheit derselben wieder um eine neue Zertrennung ferner zu rücken.

Nach diesem Grundsatz werden nun die einzelnen Separationsanlässe beurtheilt. Die evangelische Kirche hat in ihrer Entstehungszeit ihre Lehre niedergelegt in ihren Bekenntnissen, an deren wesentlichem Inhalt sie nie irre werden kann, ohne sich selbst aufzugeben, die sie aber auch nie für absolut vollkommen halten darf, ohne mit dem Princip des allein entscheidenden Ansehens der h. Schrift in Widerspruch zu treten. Nun kann einer Partei das Bekenntniß nicht bestimmt genug sein, wie z. B. den Altlutheranern. Aber sofern dieselben den von der Union gemachten Unterschied des Fundamentalen und Nichtfundamentalen leugnen, verletzen sie das evangelische Princip und setzen das Bekenntniß der Schrift gleich. Gleichwohl muß ihre engere Weise als eine historisch berechtigte anerkannt und innerhalb der weiteren getragen werden. Geschieht das aber, so ist es von ihrem eigenen Standpunkt aus vielmehr sittliche Pflicht, die in ihren Augen unentwickeltere weitere Bekenntnißgemeinschaft als Sauerteig zu durchdringen, als sich aus ihr herauszuziehen und sie unbrüderlich zu

verlassen. Der entgegengesetzte Fall, daß die zu eng gezogene Bekenntnißnorm den Anlaß der Lossagung bildete, hat bei den Lichtfreunden nur angeblich vorgelegen, die — wenn sie über Symbolzwang schrieen, vielmehr die evangelische Schriftlehre selbst meinten; indeß ließe sich der Fall denken, daß eine unbedingte Verpflichtung auf den Buchstaben der Symbole eine evangelische Separation hervortriebe. Doch müßte einer solchen, wenn sie gerechtfertigt sein sollte, erst jeder mögliche Versuch, den freieren evangelischen Grundsätzen Raum zu schaffen, vorhergegangen sein, und besser wäre es, sich nach solchen vergeblichen Versuchen ausschließen zu lassen, als mit eigenem Willen loszusagen. Eine andere Möglichkeit wäre die, daß die gesunde Lehre zwar zu Recht bestünde, aber durch den auf den Kanzeln herrschenden Unglauben thatsächlich abgeschafft wäre. In diesem Falle kann die Sorge für die eigene Seele und die Seelen der Angehörigen allerdings zur Separation berechtigen, aber erst dann, wann jeder Versuch dem Uebel, sei's abzuhelfen, sei's durch aushülflich verschaffte gläubige Predigt und Unterweisung, die Gefährlichkeit zu benehmen gescheitert wäre, und auch dann nur so, daß die Wiedervereinigung mit der Kirche vorbehalten bliebe für den Tag, da das Verderbniß beseitigt wird.

Auch um des Cultus willen ist Separation gedenkbar, sei's weil derselbe dem Lutheraner die historische Fülle, oder weil er dem Reformirten die herkömmliche Enthaltsamkeit seiner Confession nicht hinlänglich ausprägt. Aber so gewiß beiden Cultusformen nach Möglichkeit Raum zu geben ist, so gewiß dürfte der Lutheraner das für ihn Unentwickelt-evangelische nicht zu verdammen, der Reformirte das ihm nach seiner Auslegung des zweiten Gebotes Anstößige als Unwissenheitssünde zu ertragen haben. — Wichtiger sind die Anlässe der Kirchenzucht. Kirchenzucht, d. h. eine solche sittliche Anleitung, die obwohl von der Kirche ausgehend doch das Moment der Strafe in sich schließt, ist an sich evangelisch, weil auch unter dem Evangelium das Gesetz nicht aufhört ein Recht zu haben über Alles was dem alten Menschen angehört. Mangel an Zucht kann ein gerechter Anlaß zur Separation werden, wenn der Pfarrer selbst der Gemeinde Aergerniß gäbe und jeder andere Versuch vergeblich bliebe der verderblichen Wirkung dieses Aergernisses zu entgehen. Anders steht die Sache bei ungestraftem Aergernißgeben von Gemeindegliedern, denn ein solches beweist vielmehr, daß das sittliche Gemeindegefühl, welches durch die Kirchenzucht bewahrt werden soll, erst recht zu wecken wäre; und dies, nicht das Austreten, wäre dann die Pflicht. Gemein-

schaften, die sich um der Zucht willen losgesagt haben, wie die Baptisten und andere, haben einmal die gewollte Gemeinde der Heiligen doch nie verwirklichen können, zugleich aber sind sie in die Sünde eines geistlichen Egoismus verfallen, der den vom Herrn ertheilten Beruf, das Salz der Erde zu sein, eigenmächtig darangab. Es ließe sich auch der entgegengesetzte Fall allzustrenger Disciplin denken, zumal wo dieselbe auf unevangelische Weise ganz in geistlichen Händen läge, aber auch da wäre die Ausschließung dem freiwilligen Austritt vorzuziehen.

Endlich können Secessionen um der Verfassung willen geschehen. Es kann sich dabei um die rein kirchliche Organisation handeln, oder auch um den Einfluß der weltlichen Obrigkeit auf die Kirche. Was die erstere angeht, so braucht sie in der evangelischen Kirche nicht überall dieselbe zu sein; aber zwei wesentliche Momente werden überall gewahrt werden müssen, die lebendige Gliedschaft und die lebendige Gliederung, mit anderen Worten die Anerkennung des allgemeinen Priesterthums und des besonderen Amtes. Ein pfäffisches Princip kann jede Laienthätigkeit in der Kirche verwehren und hat sie bis zum Verbot von Missionsvereinen und Conventikeln verwehrt; ein radicales Princip kann das geistliche Amt herabwürdigen, z. B. durch Anstellung auf Kündigung und auf ähnliche Weise. In beiden Fällen läßt sich ein Aeußerstes denken, wo mit der Aufhebung der wesentlichen Verfassungsgrundlagen auch der Heilszweck, dem sie dienen, gefährdet wird; aber dies Aeußerste ist abzuwarten und bis dahin vielmehr gegen die herrschende Verkehrung nach Kräften zu reagiren. Was den Einfluß des weltlichen Armes angeht, so kann derselbe nicht auf einem göttlichen Rechte beruhen, denn ein solches könnte seinen Grund nur finden in der wesentlich kirchlichen, geistlichen Bedeutung eines Gliedes der Gemeinschaft, und eine solche hat der Fürst als Fürst noch nicht, — wohl aber auf einem menschlichen Rechte, indem die evangelische Kirche sich den Schutz und die Pflege des evangelischen Fürsten in freier Weise aneignen kann. Freilich darf dies Verhältniß die Kirche nicht hindern — muß sie vielmehr dabei schirmen und fördern — sich in innerer Selbständigkeit nach ihren eigensten Lebensgesetzen zu bewegen, und diese innere Selbständigkeit ist in Waadt und in Schottland allerdings beeinträchtigt worden. Aber so gewiß in beiden Fällen von den Ausscheidenden gewissenhaft und in subjectiv frommer Weise gehandelt und im letzteren auch ein großer Erfolg erzielt worden ist, so wäre doch ein in rechter Weise durch-

geführtes Dulden des augenblicklichen Unrechts das Bessere und Richtigere gewesen, vor allem um der nun zerrissenen und großentheils ihren gewissenhaften Hirten entzogenen Gemeinden willen. —

Das examen pro ministerio, für welches Franz diese Abhandlung schrieb, war gegen seinen Wunsch bis in den Frühling 1852 hinausgeschoben worden. Außer der Arbeit über die Separation war noch eine zweite Abhandlung für dasselbe zu schreiben, auf die ich später zurückkommen werde, „über das sittliche Recht der Union"; außerdem eine ausgeführte Predigt und Katechisation und ein Bericht über einen sechswöchentlichen Besuch der Elementarschule, den man anstatt des gesetzlichen sechswöchentlichen Aufenthalts in einem Schullehrerseminar dem schwer entbehrlichen Vicar gestattet hatte. Das Alles nahm neben den amtlichen Verpflichtungen den Winter hindurch stark in Anspruch. Von sonderlicher Vorbereitung auf die mündliche Prüfung konnte nicht die Rede sein; schon diese schriftlichen Arbeiten kamen nur nebenher, mühsam und stückweise zu Stande. Pfarrer und Pfarrgehülfe konnten sich leider nie genug thun, auch wo sie am Rande ihrer Zeit und Kraft waren; so begannen sie im Herbst 1851 mit einander eine kirchliche Bibelstunde als regelmäßigen Sonntagabend-Gottesdienst; hatte Franz nun des Morgens im Gefängniß gepredigt und dann eine solche Bibelstunde in der großen Kirche gehalten, so war es offenbar zu viel, wenn er sich etwa zum Tagesschluß noch zumuthete, fünfviertel Stunden lang im Jünglingsverein deutsche Geschichte zu erzählen. Auch ging der Herbst und Winter wieder nicht ohne einige Krankheitsunterbrechungen hin; Belästigungen des Athems und Stiche in der Brust trieben ihn mehrmals zum Arzt, der wiederholt die Lunge gesund fand, aber eine kleine Herzerweiterung vermuthete. „Ich muß mich schon darein ergeben," schrieb mir Franz nach dieser Eröffnung, „auch macht mir's keine Mühe, denn ich bin so gewiß, daß bei allen Menschen zwischen Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod nur ein ganz dünner Faden ist, aber eine starke Wand doch, solange Gott seine Hand dazwischenlegt, — daß ich während des Behorchens der Brust nicht einmal stärkeres Herzklopfen bekam und auch nicht erschrocken wäre, wenn mir der Arzt ohne Umstände gesagt hätte, die Lunge ist krank. Was ich vom Leben hoffe, ist Hoffnung in Gott und kann leicht aufgegeben werden, wenn Gott will." Kaltes Waschen und Bürsten der Brust, ein wollenes Wamms auf bloßer Haut und allerlei diätetische Beobachtungen wurden ihm auferlegt; reden und predigen sollte er getrost, das weite die Brust.

Es ward auch immer wieder besser, aber das volle Gefühl der Gesundheit, klagte der Vielbeschäftigte, habe er nur zuweilen. Dabei erzeugten Arbeitslast und körperliche Leiden nach und nach eine psychische Reizbarkeit, die ihm, so ernstlich er sie zu beherrschen suchte, sein schweres Tagewerk noch aufreibender machte.

Ich bat ihn wiederholt, die erregte, alle Kraft Leibes und der Seele anspannende Art und Weise zu mäßigen, in der ich ihn im Frühling 1851 hatte predigen hören. „Ich kann nicht leugnen," antwortete er mir, „daß jemehr das Predigen mir aufgehört hat ein Exercitium zu sein und eine sittliche That geworden ist, jede Predigt mir auch leiblich eine gewaltige Erschütterung ist. Nicht eine rhetorische Erhitzung erfaßt mich, sondern eine freilich mit Segen für mich selbst begleitete Bewegung des inwendigen Menschen, unter der ich wohl einmal auf der Kanzel leiblich erzittern kann und gleichsam unter Geburtswehen die Predigt hervorringe. Ich gehe selten ohne den Vorwurf auf die Kanzel, daß mein Herz viel zu kalt für Gottes Ehre, mein Eifer für sein Reich viel zu matt und der Eitelkeit viel zu viel in mir ist, als daß ich's werth wäre, sein heilig Wort zu verkünden; wenn mich dann aber auf der Kanzel der Strom des Wortes und des Geistes trägt, wird er mir selbst zu einem Bad der Wiedergeburt. Soll ich, darf ich das anders wollen? Es steht auch in der Schrift und ist auch zu merken: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Wär's nur einmal wahr an uns, — die Flamme, die uns verzehrte, wäre die Flamme, darin wir gen Himmel führen wie Elias." — „Ich bitte Gott und meinen Heiland," schreibt er ein andermal, „vor jeder Predigt, daß Er mir's möge gelingen lassen, nicht um meinetwillen, sondern um Seiner Ehre willen, daß er meinem schwachen, einfältigen Worte Kraft und Nachdruck geben wolle, nicht meinethalb, sondern um der Seelen der Hörer willen; mehr oder weniger kann ich nicht thun. So viel nun Gottes Geist Sturm athmet, so viel giebt er auch Kraft ihn zu ertragen. Wie soll ich's nur machen? wenn ich nicht bewegt werde, wie denn soll ich bewegen? Der aufregende und aufreibende Eifer, der heut und morgen die widrige Welt zu Gottes Füßen werfen will, ist immer ein menschlicher: kann ich mehr thun, als mich vor dem hüten?" — Die äußere Predigtarbeit war ihm leichter geworden; was er aufschrieb, war der ganze wohldurchdachte und wohlgeordnete Stoff der Rede, aber nicht mehr ihre ausgebildete Gestalt; die entstand erst bei der lebendigen Reproduction auf der Kanzel und zwar in einer Weise, die sich von wörtlicher Aus-

arbeitung nur durch größere Frische und Kraft, nicht durch geringere Schönheit und Vollendung des Ausdrucks unterschied. „Aber," schrieb er mir, „mit dieser äußeren Fertigkeit nimmt meine innere Unzufriedenheit zu. Seit ich in die Tiefe des göttlichen Wortes ein wenig hineingesehn und mich vor ihm beugen gelernt habe, fühle ich freilich, daß hier alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß liegen; aber ich scheine mir immer noch im äußersten Vorhof zu stehen, meine Predigten scheinen mir eintönig und nicht genug eindringend in die eigentliche strömende Fülle des göttlichen Wortes; ein paar Punkte scheine ich mir gefaßt zu haben, damit mich herumzuschlagen und den Leuten zu sagen „Das ist das Evangelium": — es ist aber nur ein Stück davon."

Gewiß ein bei jedem Prediger berechtigtes Gefühl; dennoch muß ich, wenn ich heute seine Predigtconcepte aus den Jahren 1851 und 52 durchblättere, vielmehr die Vielseitigkeit seiner Verkündigung bewundern. Allerdings wird immer wieder das eine Evangelium, daß der Mensch ohne den Heiland im Elend, aber durch dessen Gnade erlöst sei, damit nun diese Gnade sich an ihm in einem neuen Leben erweise, in durchgehend erwecklicher Art und Weise gepredigt. Aber dasselbe gestaltet sich jedesmal individuell; es wird nirgends ein allgemeiner christlicher Gedankenstoff nur wieder nothdürftig umgeformt, um nun an ein anderes Textwort angehängt zu werden, sondern die Predigt entwickelt sich eigenthümlich aus jedem Textworte heraus und dringt aus jedem eigenthümlich auf das Herz und Leben des Hörers ein. Allerdings werden auch die gebildeten Zuhörer in der Stadtgemeinde und die armen Sünder im Gefängniß nicht wesentlich verschieden behandelt; jenen wird der Ernst Gottes nicht leiser vorgehalten als diesen, und diesen ohne Verwechselung von Strenge und Härte die Liebe Christi nicht blässer vor Augen gemalt als jenen; auch ist die Predigt für die Gefangenen jedesmal mit derselben Sorgfalt durchdacht und ausgeführt wie die für den städtischen Hauptgottesdienst: dennoch hängt Textwahl und Gedankengang immer fühlbar mit der Gemeinde zusammen, für die zu predigen ist. Manchmal sind auf Einen Tag zwei ganz verschiedene, gleich ausgearbeitete Predigten gekommen; so am Reformationstag Morgens für die Gefangenen eine überwiegend historische, über „Gedenket an eure Lehrer 2c." (Hebr. 13, 7), Nachmittags für die Stadtgemeinde eine Auslegung von Eph. 4, 23 („Erneuert euch im Geiste eures Gemüthes") über die von innen heraus stets fortzusetzende Reformation. Oder am Sonntag

vor Pfingsten redet er zu den Gefangenen nach Luc. 11, 10—13 vom Gebet um den h. Geist, Nachmittags zu den Neuconfirmirten über 2. Tim. 2, 8 („Halt im Gedächtniß Jesum Christum"). Kam er hin und wieder auf die Vormittagskanzel in der Stadt oder bei anderweitiger Versorgung des Arresthauses in seine alte Gemeinde Vallendar, die ihn jedesmal mit großer Freude aufnahm, so war seine Predigt, ungeachtet sie bloße Gastpredigt war, nie ohne lebendigen Bezug auf das Bedürfniß der Gemeinde. Bei solchen Gelegenheiten legt er das Gleichniß vom ungerechten Haushalter aus („Wie wir den Segen des irdischen Gutes zum Heil unserer Seelen gebrauchen sollen"), oder er redet nach dem Evangelium von den zehn Aussätzigen (Luc. 17) „vom Unchristenthum inmitten der Christenheit," oder er knüpft an die Heilung des Taubstummen (Marc. 7) den Gedanken an, daß der Herr Beides in uns wirken müsse, Wollen und Vollbringen (dem Hören und Reden entsprechend) nach seinem Wohlgefallen u. s. w. Im Gefängniß, wo ihm ein planmäßigeres Predigen möglich ist, folgt er gerne den Sonntagsevangelien, aber zuweilen sucht er sich auch die Texte nach einem inneren Zusammenhang. So hält er den Werth des Himmelreiches vor nach Matth. 13, 44 (Schatz im Acker), dann das rechte Suchen nach ihm, nach dem folgenden Gleichniß (von der Perle), dann in drei Predigten über Joh. 14, 6 Den, in dem es zu finden ist, Christum den Weg, — die Wahrheit — das Leben. In der Adventszeit zeigt er nach Jes. 40, 9—11 das Bedürfniß der menschlichen Natur nach einem Heiland, nach Röm. 15, 8—13 das auf Jesum hingehende Verlangen aller Welt, nach Off. Joh. 3, 20 die Liebe des uns zuvorkommenden Heilandes. Auf Weihnachten stellt er nach Johannes 8, 12 Christum dar als Licht der Welt, als Licht in der Finsterniß, als Licht des Lebens. Am Jahresschluß wird das Wort des Täufers (Joh. 3, 30) „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen," als Gesetz unseres inneren Lebens ausgelegt. Am ersten Sonntag nach Neujahr hält er den Gefangenen und Gefangenwärtern das Wort 1. Petr. 4, 10—11 („Dienet einander, ein jeglicher ꝛc.") vor und stellt ihnen nach demselben 1) die Gaben Gottes und ihre Verwendung überhaupt, 2) die Gabe der Rede oder den gemeinschaftlichen Verkehr, 3) die Gabe des Amtes oder die Leitung des Verkehrs in's Licht. Besonders warm und häufig kommt er auf's Gebet zurück und führt namentlich in einer Predigt über das Beten im Namen Jesu (Joh. 16, 23—30) vortrefflich aus, wie das Gebet in seinen Gegenständen äußerlich unbeschränkt sei, wie aber nur

die Sinneseinheit mit Jesu ihm die Bürgschaft der Erhörung zu geben vermöge. Zwei mehr äußerliche Charakterzüge seiner Predigtweise, welche Erwähnung verdienen, sind die durchgängige Berücksichtigung des Kirchenjahres und der reichliche und glückliche Gebrauch, den er von den schönsten Stellen der Kirchenlieder macht. Beide echt volksthümliche Eigenheiten verdankte er der herzlichen Anhänglichkeit an die eigenthümlichen Schätze der lutherischen Kirche, einer Anhänglichkeit, die ohne die Vorzüge der reformirten zu verkennen und nicht nur ungeachtet, sondern recht eigentlich im Namen der Union, die ja sprechen darf „Alles ist euer“, immer mehr bei ihm hervortrat. Demselben Zuge folgend, führte er im Gefängniß auch die Liturgie, welche bis dahin nur gelesen worden war, vollständig durch und brachte ohne große Mühe die Gefangenen dahin, die Responsorien zu singen.

Ueberhaupt war dem Gefängniß neben allem Andern, was ihn in Anspruch nahm, doch seine volle Kraft und Liebe fortwährend zugewandt. Er ging hier gern „mit seinen armen Sündern“ zum Abendmahl, zum Bekenntniß vor ihnen, daß er sich selbst vor Gott für nichts Besseres halte. Dabei stand seine Arbeit unter denselben, was die Einrichtung des Gefängnisses anging, unter den ungünstigsten Bedingungen und hätte wohl ermüden und entmuthigen können. Er hatte bald und vielfältig erfahren, daß bei freigegebenem Verkehr der verschiedensten Sträflinge unter einander das Gefängniß eine Hochschule des Lasters und die Einwirkung des Seelsorgers im Großen und Ganzen eine vergebliche sei. Absonderung nach dem Alter sowie nach den Stufen des Verbrechens und Vereinzelung oder doch strenge Beaufsichtigung zur Nachtzeit erschienen ihm als die allerdringlichsten Maaßregeln, wenn das Gefängniß zum Segen und nicht zum Verderben wirken solle; weiter hielt er confessionelle Trennung, und bei den Weibern den Zutritt ernster christlicher Besucherinnen für heilsam; allein ungeachtet Pfarrer Schütte über diese Dinge damals ernstlich verhandelte, blieben sie vor der Hand fromme Wünsche. Freier vermochte sich die Kirche in der Fürsorge für die Entlassenen zu bewegen. Je treuer sich Franz derselben anzunehmen suchte, desto mehr überzeugte er sich, daß die mehreren und namentlich weiblichen Entlassenen, an denen die seelsorgerische Arbeit nicht ganz vergeblich geblieben, aus materieller und moralischer Hülfslosigkeit an der neuen Freiheit abermals scheiterten und daß auch christliche Familien zumeist nicht so viel Glauben und Liebe besäßen, um ein aus dem Gefängniß entlassenes Mädchen in ihre Dienste zu nehmen und so vielleicht für

Zeit und Ewigkeit zu erretten. Diese Erfahrung erwärmte ihn für einen Gedanken, den Schütte längst auf dem Herzen trug und anzuregen bemüht war, den Gedanken eines oberrheinischen Asyls für weibliche Entlassene, ähnlich dem niederrheinischen zu Kaiserswerth, einer Uebergangsanstalt aus dem Gefängniß zur Freiheit, in welcher unter der alleinigen Zucht des Evangeliums die Mängel und Schäden des Gefängnisses gut gemacht und so die Rückkehr zur bürgerlichen Ehre und Arbeit vermittelt werden sollte. In Schütte's Auftrag arbeitete er über diese Sache eine Denkschrift aus, welche im rheinischen Oberland verbreitet ward, um zugleich die Bildung der nöthigen Vereine anzuregen, die dann die Unterbringung und Ueberwachung der aus dem Asyl Austretenden übernehmen mußten. Nachdem ihn diese Angelegenheit im Winter 1851—52 nicht wenig beschäftigt, vertrat er sie im folgenden Sommer im Namen seines kranken Pfarrers mit jugendlicher Wärme auf der Bonner Conferenz, welche in jährlicher Wiederkehr die besten kirchlichen Kräfte der Provinz zu theologischen und praktischen Berathungen vereinigt, und hatte von da an die Freude, jenen Liebesgedanken allmählich der Verwirklichung entgegenreifen zu sehen. Auch nach seiner späteren Abberufung von Coblenz blieb er Mitglied des inzwischen gebildeten Ausschusses und die Eröffnung des von mehreren Seiten großartig geförderten Asyls war eines der letzten frohen Erlebnisse seiner irdischen Laufbahn.

Das zweite theologische Examen, durch welches Franz erst das Bürgerrecht und die Anstellungsfähigkeit in der Landeskirche zu erwerben hatte, wurde endlich im Frühling 1852 bestanden und zwar mit dem für den Ausländer erforderlichen „Sehr gut“. Die Examinatoren, zu denen außer dem Generalsuperintendenten Schmidtborn und Consistorialrath Groos auch Professor Dorner und Synodalpräses Wiesmann gehörten, bezeugten ihm ihre besondere Freude, daß er bei so vieler praktischen Arbeit und Uebung zugleich eine so große wissenschaftliche Tüchtigkeit erworben und bewahrt habe, und der freundliche Tadel, den man aus Anlaß seiner Examenpredigt gegen seine zu gedankenreiche und hochgehaltene Predigtweise aussprach, beschämte fast mehr als ein unverhohlenes Lob. Ein ruhiges Aufathmen that dem Müdegearbeiteten nun um so wohler: ich hatte auf den glücklichen Ausfall des Examens gewartet, um den lieben Bruder und mit ihm die Eltern wieder zu sehen und zugleich meine Braut zum erstenmal in's Elternhaus zu führen; Franz holte auch unsere Schwester herbei und so fuhren wir mit einander in der glücklichsten Stimmung den

schönen Rhein hinauf in die alte freundliche Heimath. Sonnenhelle Tage des Zusammenlebens im Elternhause wurden uns zu Theil; mit Vater und Mutter suchten wir die Schauplätze unserer Kindheit wieder auf und durchstreiften wie einst vor Jahren den schönen waldigen Taunus; zugleich wurden die vorhandenen Anstalten der inneren Mission besucht und im Frankfurter Gesellenverein von Franz ein frischer, anregender Vortrag gehalten. Uns Brüdern insonderheit that der langentbehrte mündliche Austausch wohl; fröhlich tauchten wir immer wieder in die Tiefe der göttlichen Gedanken, um immer von neuem in dieser Tiefe einander zu begegnen und uns unserer Einmüthigkeit zu versichern. „Die Freude, die ich an unserem letzten Zusammensein hatte," schrieb mir Franz hernach im ersten Briefe, „war so groß, daß ich mich anfangs kaum wieder in die alte Frische und Freudigkeit meines hiesigen Lebens zurückfinden konnte."

In mancher Hinsicht eine Wohlthat, aber auch eine neue Arbeitslast war es ihm, daß unsere Schwester von nun an in Coblenz bei ihm verblieb. Da wir wünschten, sie zur Lehrerin vollständiger vorzubilden, als es in ihrem bisherigen Aufenthalt möglich war, so hatten wir es von den Eltern erlangt sie nach Coblenz in Verhältnisse zu versetzen, über welche Franz einen Einfluß besaß. Sie konnte hier in den Mädchenklassen der höheren Gemeindeschule sich im Unterrichten üben, an einigen Lehrstunden selbst noch theilnehmen, und im Uebrigen wollte Franz, dessen anerkanntem pädagogischem Geschick ohnedies schon eine Schul-Aspirantin anvertraut war, die Vorbereitung auf ein Examen für höhere Schulen übernehmen, eine Aufgabe, die er im Laufe des Sommers 1852 auch mit großer Treue und bestem Erfolge gelöst hat. Es war eine Anerkennung seiner entschiedenen Lehr- und Leitungsgabe, daß man ihm ebendamals das Rectorat jener höheren Gemeindeschule antrug, welches ihm eine feste und auskömmliche Stellung gegeben haben würde; er lehnte es indeß ungeachtet seiner so sehr bescheidenen und beschränkten Verhältnisse ab, weil er einsah dann der Gemeinde nebenher nichts Durchgreifendes mehr leisten zu können. Ohnedies wurde er als Lehrer bald noch anderweit in Anspruch genommen: Pfarrer Schütte, der in Folge übergroßer Arbeitslast nach der Confirmation von 1852 so völlig erschöpft und nervenzerrüttet war, daß eine Zeit fast völliger Arbeitsunfähigkeit eintrat, sah sich genöthigt, ihm den Religionsunterricht zuerst in den unteren, dann auch in den oberen Klassen des Gymnasiums zu übertragen. So befand sich Franz in einer Lage, in welcher er bereits bei aller An-

strengung an einem Ende versäumen mußte, um an dem anderen zu genügen. Er ward im Sommer abermals krank, hustete, fühlte sich sehr abgespannt, sollte zur Erholung auf's Land und konnte doch bei dem noch leidenderen Zustande seines Pfarrers daran nicht denken. „Ich habe nun einmal meinen Pfahl im Fleisch" (2. Kor. 12, 7), schrieb er mir, „und muß mich unter des Herrn Wort beugen: „„Laß dir an meiner Gnade genügen."" Daß ich Ruhe haben muß, daß Coblenz mich auch geistig aufreibt, weil es mich zu keiner Sammlung, zu keinem Studieren kommen läßt, fühle ich nur zu deutlich. Dazu ist es mir ein Jammer, daß ich die Seelsorge im Arresthause fast schon den ganzen Sommer liegen lassen muß. Wo man seine Stelle nicht ganz ausfüllen kann, da sollte man gar nicht sein. Ich habe den lieben Gott so oft gebeten mich gesund zu machen, nicht meinetwegen, sondern dessentwegen, was auf mir liegt; es scheint aber noch nicht sein zu sollen." Er erholte sich zwar auch jetzt wieder ohne große Umstände und war bald von neuem in voller Arbeit, klagte jedoch, daß ihn Alles viel müder mache als sonst und daß er eine große Sehnsucht nach Ruhe empfinde.

Ich fürchtete unter solchen Umständen jede weitere Ausbildung und Befestigung seines Coblenzer Amtes, von der jetzt nach bestandenem Examen die Rede war, und wünschte sehr, daß er bald in ein selbständiges Pfarramt von mäßigem Umfang versetzt werden möchte. Daran dachte auch bereits das Consistorium, welches ihn zu sehr schätzte und liebte, um ihn vor seinen Augen sich aufreiben zu lassen. Eine Zeitlang war er für eine Divisionspredigerstelle in's Auge gefaßt, die zur Erledigung zu kommen schien; aber hernach schob sich diese Erledigung weiter hinaus. Dann sollte in den neuerworbenen hohenzollernschen Landen ein Pfarramt für die dort zerstreuten 800 bis 1000 Evangelischen gegründet werden und das Consistorium hätte Niemanden lieber hingeschickt als ihn; er aber fürchtete bei seiner reizbaren Gesundheit die mit jenem Amte verbundenen unaufhörlichen Reisen und sein Arzt bestätigte diese Besorgniß, sodaß er keine Freudigkeit zur Annahme gewinnen konnte. Inzwischen that sich unerwartet eine anmuthige Aussicht auf; warme Empfehlungen veranlaßten das Presbyterium zu Bergisch-Gladbach ihn zu einer Probepredigt aufzufordern. Man wußte und sagte ihm zwar in Coblenz, daß die einflußreichsten Gemeindeglieder bereits einem anderen Candidaten ihr Wort gegeben und daß die Probepredigt darum eine vergebliche sei; doch wollte er sie mit Recht nicht ablehnen und genoß

in einem gebildeten christlichen Kreise, der ihn mit vieler und zunehmender Liebe umgab, einige schöne Tage, die ihm den ganzen Reiz der äußerlich geringen, aber durch mäßigen Umfang und christliche Bildung der Gemeinde anziehenden Stelle recht fühlbar machten. Die Wahl fiel aus wie vorhergesagt; er erhielt nur fünf Stimmen gegen fünfzehn; mit einem leisen Anflug von Wehmuth theilte er mir es mit. Wenige Tage darauf lehnte er mit meiner vollen Zustimmung die hohenzollernsche Stelle entschieden ab, in der festen Zuversicht, daß ihm Gott den rechten Weg schon zeigen werde. Ich drang wiederholt in ihn, sein Coblenzer Amt aufzugeben, sich ein halbes Jahr in meinem Hause auszuruhen und dann sich vom Consistorium irgend eine geeignete Stelle zu erbitten, die ihm im Voraus sicher war; allein so ermüdet und ruhebedürftig wollte er durchaus nicht sein und auch seinen leidenden Pfarrer nicht aus eigener Wahl und Entscheidung verlassen.

Im Spätsommer wußte ihm Schütte, der väterlich um ihn besorgt war, doch einige Ruhe und Erholung zu ermöglichen. Mein Hochzeitstag rückte heran, und ich holte Bruder und Schwester in Coblenz ab nach der westphälischen Heimath meiner Braut. Wir sahen mit einander die gewerbreichen Städte und fruchtbaren Felder Westphalens und die lieblichen Ufer der Ruhr und verbrachten einen schönen Tag unter dem Dach des trefflichen älteren Pastors Schütte in Herdecke, dem Stammort der Schütte'schen Familie, in welchem durch Wahl der Gemeinde Vater, Sohn und Enkel bereits über ein Jahrhundert das Pfarramt geführt und in lebendigem Bekenntniß desselben Glaubens auch durch die Zeit des Unglaubens hindurchgeführt hatten. Den Bremer Kirchentag, den ich vor meiner Hochzeit noch besuchte, scheute er sich mitzumachen; ruhebedürftig wie er war, blieb er in Lemgo im Hause meiner Schwiegereltern zurück und durchstreifte einstweilen mit Schwester und Schwägerin den Teutoburger Wald. Als ich zurückkam, hatte man ihn dennoch gedrängt einmal zu predigen; ich vergesse die mächtige, nach Form und Inhalt gleich vollendete Predigt nicht, die er über den Fischzug des Petrus (Luc. 5, 1—11) hielt: „ach, könnt' ich predigen wie du," sagte unser trefflicher Freund Albrecht, der gekommen war, um mir die Traurede zu halten. Mit welcher Liebe er den hohen Tag meines Lebens mitfeierte, läßt sich nicht sagen: „wie Vieles hätt' ich euch doch sagen mögen," schrieb er im ersten Briefe, „in der Hochzeitsstunde und hernach beim Abschied, aber eben weil mir das Herz so voll war, konnt'

ich nicht reden; alle Worte, alle Lieder, die ich vorher gedacht hatte, fielen dahin als unwerthe Schalen einer unaussprechlichen Empfindung.“ Doch fand sein treues brüderliches Herz einen doppelten unvergeßlichen Ausdruck, einmal in dem Hochzeitsgeschenk, dessen Hauptstück eine prächtige Hausbibel war mit unvergänglichen Worten der Widmung, und in dem Tischgebet am Hochzeitstage, das er aus der Fülle seines Herzens hielt um Segen für unsern neugegründeten Hausstand.

Die fröhliche Heimreise mit Eltern und Schwester, auf der wir am Siebengebirg noch einmal alle zusammentrafen und bis Coblenz beisammenblieben, war der letzte Athemzug der Erholung vor einem Winter, in welchem sich alle bisherige Mühe und Arbeit noch einmal und fast zu unbezwinglicher Höhe steigern sollte. Pastor Schütte hatte vergeblich gesucht sich zu erholen; seine Nervenzerrüttung war derart, daß die Aerzte ihm erklärten, er müsse den ganzen Winter feiern und von der Gemeinde entfernt in völliger Ruhe zubringen, wenn er überhaupt wieder arbeitsfähig werden wolle. Franz wollte und konnte ihn und die Gemeinde jetzt nicht verlassen. Man suchte einen zweiten Candidaten zur Hülfe; Franz aber sollte ordinirt werden und als Hülfsprediger das eigentliche Pfarramt führen. Einer solchen Stellung entsprach freilich sein Einkommen sehr wenig, indem die Gemeinde, die den Gehalt des neuen Candidaten hergab, es ihrem kranken Pfarrer allein überließ, für den Hülfsprediger Opfer zu bringen. Der Geldpunkt freilich hätte diesen zu allerletzt beschwert, wäre er nur im Stande gewesen, eine Anzahl drückender kleiner Schulden zu tilgen, die ihm während seines Vicariats aufgelaufen waren; so nahm er auch diese Last seufzend, doch in Gottes Namen noch zu den andern hinzu. „Ich weiß,“ schrieb er mir, „daß ich meine Gesundheit daran setze, auch wenn ich einen Candidaten zur Hülfe habe, aber dann hat sie mein Gott von mir gefordert und mein Gewissen ist frei. Aber ich hoffe auch, Er werde Kraft geben, und vielleicht — noch eine fröhliche Zukunft. Ich weiß nicht — meine Natur scheint auf's Arbeiten, Schaffen, Kämpfen angelegt, aber mächtig bricht dazwischen zuweilen das Bedürfniß nach stiller von der Welt abgekehrter Ruhe hervor. Vorgestern faßte mich's wunderlich; ich war in einem Hause, wo ich für Arme zu betteln hatte und wartete allein im Zimmer. Da hängt ein Bild, ein einsames Waldschloß, von hohen Alleen und grünen Bergen umgeben: da dacht' ich, ach nur vier Wochen einmal auf solch' einem Schloß allein, etwa mit einem alten Kastellan so ganz allein, und wenn der Morgendampf über den Waldthälern liegt,

von hohen Fenstern die blitzende Sonne hinaufsteigen zu sehen, oder am Mittag in den hohen Baumgängen zu wandeln, oder am Abend am schilfigen Teich zu sitzen, den Homer oder das Neue Testament in der Hand, — das wäre ein Leben, in dem das Herz sich einmal recht frisch und hell baden könnte. Es ist nicht so und soll nicht so sein; es muß also auch gut sein, wie es ist. Wahr ist's, von den drei Wintern, die ich nun in Coblenz verlebe, faßt jeder mich mit neuen Mühen an."

Es war in mehr als einer Hinsicht ein schwerer Gang, den er antrat. Schütte, an dem er im Hause seinen besten Trost und seine tägliche Erquickung gehabt, ging nun für längere Zeit. Auch unsere Schwester, deren Umgang ihm täglich ein Stündchen gemüthlicher Erholung gewährt, die seine einsamen Spaziergänge begleitet hatte, mußte er nun, nachdem er sie zur ehrenvollen Prüfung vorbereitet, wieder von sich lassen, da sich in meinem Berufskreise plötzlich die erwünschte Gelegenheit bot sie als Lehrerin zu verwenden, ohne sie von der Familie zu trennen. So blieb er in völliger Vereinsamung seinem Beruf gegenüber; „Gieb dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens," schrieb er mir wehmüthig beim Abschied der Schwester, die er uns mit treuer Liebe auf die Seele band. Auch die Erquickung wissenschaftlicher Muße, auf die er sich, wann erst das Examen vorbei sei, so sehr gefreut, war ihm nun weniger denn je gegönnt. „Wie gerne," schrieb er mir, „würde ich mancherlei Wissenschaftliches, das ich in mir bewege, mit dir, lieber Bruder, besprechen, aber es fehlt die Zeit. Hätte ich einige Muße, nur einige, so viel jeder ehrliche Mensch braucht, so würde eine Reihe kleiner wissenschaftlicher Aufsätze entstehen, die mir und vielleicht auch Anderen nützlich wären; so wird nichts, garnichts." Ein schwermüthiger Zug lagerte sich dunkel und dunkler über das ruhe- und liebebedürftige Herz, das zu jung war, um auf alle Wünsche zu verzichten und doch zuviel erfahren hatte, um noch den Muth des Wünschens zu finden. „Sehnsuchtsvoll," schrieb er, „beugt sich meine Seele zuweilen zurück nach einem Glücke, dessen erste Blüthe für dieses Leben verblüht ist, sehnsuchtsvoll vorwärts nach einer zweiten, die ich nicht zu finden weiß." Zuweilen wollten die Fittige der Seele sich wieder regen zu einem neuen Hoffen und Lieben; ein paar zarte, schwermüthige Lieder in den „Haideröschen" geben Zeugniß von solchen Anflügen; aber es fehlte der rechte Muth, die Frische der Zuversicht, und so erging es ihm, wie er in einem späteren Liede sagt:

„Seit mein Herz ein Grab geworden,
„Bergend Einen lieben Namen,
„Sind verwelkt die Blumen alle,
„Die auf diesen Boden kamen.“

„Die Ansprüche, die ich persönlich an's Leben mache,“ schrieb er mir im Herbst 1852, „werden immer geringer. Mein innerlich Leben mit seinen Wünschen nach persönlicher, privater Glückseligkeit macht Anläufe, sich mehr und mehr in eine Passivität zu hüllen, mit der ich ganz zufrieden wäre, wenn es nicht einen Punkt gäbe, von dem an diese Bedürfnißlosigkeit und damit verbundene Armuth des privaten Lebens ebenso auch die Energie der Amtsführung lähmen müßte, in welche alle Kraft aufgeht. Ihr beklagt mich, daß ich so viel arbeiten muß, — was kann ich denn Besseres thun? Habe ich denn noch irgend Jemanden hier, an dem meine Seele sich erholen könnte in einer freien Stunde? Meine Seele wird nur lebendig, wo sie sich aufreibt, im Amte.“

Es kam hinzu, daß ihm selbst diese aus dem aufreibenden Amte quellende Seelenerquickung verbittert ward. Es war schon längst in der Gemeinde die Rede davon gewesen, er predige zu scharf; „ich kann nichts dazu thun,“ hatte er sich darüber gegen mich geäußert, „denn ich achte mich meinem Herrn verpflichtet, von der Schärfe des Evangeliums nichts abzuthun und bin der Ueberzeugung, daß lange nicht scharf genug gepredigt wird; sollen die, welche das erkennen, es um der Anderen willen lassen?“ Es wäre nun nicht zu verwundern, vielmehr in geduldiger Liebe zu tragen gewesen, wenn Temperament und körperliche Reizbarkeit, wenn der Ernst seines Lebensganges und der Eifer seiner Amtsführung dem jungen Prediger, dem Jedermann die innere Wahrheit seines Thuns und Redens abfühlte, auch einmal ein allzuschneidiges Wort auf die Lippen gelegt hätte; doch kann ich ein solches in seinen Coblenzer Predigten überhaupt und insonderheit in denen, welche er im Winter 1852 auf 53 als stellvertretender Pfarrer im Hauptgottesdienst gehalten, nicht finden. Diese Predigten sind ferne nicht nur von jeder individuellen Anspielung, sondern auch von allem falsch gesetzlichen Wesen; der Ernst und die Strenge, die sie durchdringt, ist nichts anderes als der Ernst und die Strenge des Evangeliums selbst, dessen Forderungen der Prediger allerdings nie zu verhüllen oder zu verkleinern, sondern in ihrer ganzen Schärfe herauszustellen bemüht ist; dabei legt er den Hörern die Anwendung zwar so nahe als möglich, überläßt aber dieselbe doch zuletzt immer ihrem

eigenen Gewissen. Gerade um ihres eindringenden Ernstes, um ihrer geheiligten Strenge willen wurden diese Predigten Vielen zum Segen und von Vielen, Hochgebildeten und Geringen, dem Prediger in der Stille und ausdrücklich verdankt. Dagegen fehlte es natürlich in der Gemeinde auch nicht an jenem vornehmen Christenthum, das sich nur erbaut fühlt, wenn es gestreichelt wird, das von jenen Rührungen lebt, von denen Franz einmal sagte, sie glichen dem Wind, der die Gasse nicht fege, sondern was er aufgehoben gleich wieder fallen lasse, und von solcher Seite her hängte man sich an die Jugendlichkeit des Predigers und bemerkte, da man gegen den Inhalt seiner Predigten unmittelbar nichts aufbringen konnte, es komme ihm noch nicht zu, so zu predigen; sein Ton sei für einen so jungen Menschen anmaßend und meisternd. So willig und dankbar Franz allezeit eine brüderliche oder väterliche Zurechtweisung angenommen hätte, — dies Gerede von Leuten, die ihn und seine Wirksamkeit besser kennen konnten, als um von Unreife zu reden, verletzte ihn tief, wohl tiefer als es dasselbe verdiente. „Ich weiß vor meinem Gott," schrieb er mir damals, — „Unbescheidenheit ist nie mein Fehler gewesen und von Herzen demüthiger bin ich nie als gerade beim Predigen. Und nun, während ich wahrhaftig das Herzblut meiner Seele an meine Predigten setze, nur die schnöden Aeußerungen zu hören „„Das kommt dir nicht zu, dazu mußt du warten bis du älter bist"" — das drückt mich zuweilen fast zu Boden."

Unter diesen Umständen kam der Tag seiner Ordination, der 13. December 1852. Der Vater reiste zu derselben nach Coblenz, was Franz eine große Freude war; mir war es nicht möglich. Schütte schrieb aus betrübter Ferne einen innigen Brief und wies ihn, wohl nicht ohne besondere Beziehung, auf den Spruch: „Der Herr richte eure Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geduld Jesu Christi." „Noch ist mir im Gedächtniß," erzählt nach Jahren ein zugegen gewesener Freund, „welch' ungemeinen Eindruck die paar Worte auf mich machten, die Franz am Altar auf die feierliche Frage zu erwidern hatte „Ja, von ganzem Herzen": diese Worte wurden so weihevoll gesprochen, daß sie mir klangen wie Töne aus einer höheren Welt." „Was ich innerlich bei der Ordination erlebte," schrieb Franz mir, „war das Gefühl, daß in der That im Reiche Gottes der Herr nirgends eine Aufgabe giebt, ohne eine Gabe hinzuzufügen, und obwohl ich auch hier wie immer mein Herz anklagen mußte, nicht warm und dankbar genug zu schlagen, steigerte und concentrirte sich dies

Gefühl doch, je mehr der Moment der Handauflegung herannahte. Kein Wort ging mir da mit tieferem Geistesschauer in die Seele, denn als der alte Groos mit leiser priesterlich geweihter Stimme sprach: „„Heilige ihn in Deiner Wahrheit."" Wie denn auch hernach in der Sakristei bei der Beglückwünschung mir Keiner mehr sagte, als er mir ohne Worte gesagt hat; er trat zuletzt heran, faßte meine Hände mit beiden Händen, küßte mich zweimal, und Thränen standen in seinen Augen. Nach der Ordination predigte ich über Joh. 21, 15—17 (Simon Johanna, hast du mich lieb?) unter der tiefsten Erschütterung meiner selbst und auch zu großer Bewegung der Gemeinde; mein Gedanke war: „Die Liebe zum Herrn des evangelischen Predigtamtes vornehmste Bedingung, gutes Recht und richtiger Maaßstab." — Die Liebe der Mitglieder des Consistoriums und einiger anderen treuen Freunde umgab ihn in der Stille den Rest des Tages und am Abend sangen ihm die Waisenkinder, die Freund Kehr geschickt hatte, noch einen Choral.

Die nächste Folge der Ordination war, daß dem neuen Hülfsprediger nun auch die sämmtlichen Casualien einer Gemeinde von viertehalbtausend Seelen oblagen; die Predigt und Seelsorge hatte er seit Schütte's Erkrankung ohnedies schon fast allein. Gern hätte sein treuer und besorgter Pfarrer ihm wenigstens den jetzt zu beginnenden Confirmandenunterricht erspart; allein es erwies sich unausführbar, die siebenundvierzig Confirmanden mit denen der Militairgemeinde zu vereinigen, und so mußte Franz zu seinen acht Gymnasialstunden noch acht, bald zwölf Confirmandenstunden in der Woche ertheilen. Zwar auf der anderen Seite war es ihm eine Lust, die Kinder, die er vom Vorbereitungsunterricht her kannte und lieb hatte, nun auch zum Ziele führen zu dürfen; der vor mir liegende Entwurf des Unterrichts, der nun auch erst neu auszuarbeiten war, bezeugt auf jeder Seite die Frische und die Treue, mit der er sein Werk anfaßte und durchführte. Es war der in der Gemeinde eingeführte kleine lutherische Katechismus zu Grunde zu legen. Diesen vor Kindesaugen so auseinanderzufalten, daß die ganze Fülle christlicher Heilswahrheit einfach und praktisch sich aus ihm ergebe, ist die Aufgabe, die der junge Katechet in jenem zu einem artigen Büchlein ausgeführten Grundriß vortrefflich gelöst hat. Wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines auf die Anordnung des kleinen lutherischen Katechismus gebauten systematischen Unterrichts kennt, wird namentlich nach den Zusammenhängen der fünf Hauptstücke fragen. Dem ersten schickt er die alten Einleitungsfragen: „Mein Kind, was

bist du u. s. w." voraus, knüpft sogleich an Taufe und Glaube praktisch an, um die Liebe zur Mission anzufachen, geht vom Begriff des Katechismus auf den der h. Schrift zurück, um Inhalt, Werth und Gebrauch derselben auseinanderzusetzen und bahnt dann durch eine Zergliederung des Begriffs „Gesetz" den Uebergang zu den Geboten. Zwischen dem zweiten und den drei letzten Hauptstücken erkünstelt er keinen Uebergang, sondern behandelt Gebet und Sacramente richtig als ausführende Nachträge zum dritten Glaubensartikel; zwischen Gesetz und Glaube aber ist der Uebergang — damit ich eine Probe der Behandlung gebe — in Kürze dieser: „Warum fügt Gott den Geboten eine so nachdrückliche Drohung und Verheißung hinzu? Antwort: weil er Uebertretung erwartet;" und nun folgt die Lehre von Sünde und Tod, schließend mit dem Verhältniß von Sünde und Gesetz, aus dem wiederum die Forderung des Glaubens als des Heilsweges hervorgeht. Nach einer historischen Einleitung über die Glaubensbekenntnisse der alten und der evangelischen Kirche wird vom Bekennen auf's Glauben zurückgegangen und auf die Frage: was heißt glauben? geantwortet: nicht „meinen" (unsichere Erkenntniß), nicht „sehen" (sinnliche Erkenntniß), nicht „wissen" (mathematische oder logische Erkenntniß); sondern — eine unmittelbare Gewißheit des fühlenden, erkennenden, wollenden, des ganzen persönlichen Menschen. Daher ist der christliche Glaube persönliches Verhältniß zu einem persönlichen Wesen; man glaubt an Gott, an Christum (nicht: an den Teufel, an Gespenster). Wesentliche Momente sind also: a) Erkenntniß (durch Schrift und Predigt), b) Zustimmung (Annahme des Erkannten), c) Aneignung (Gemeinschaft mit dem Angenommenen). Der Glaube geht dem Wissen voraus, wird aber zum Wissen (1. Joh. 5, 20); er ist das Werk des h. Geistes (nicht eignes, nicht Jedermanns Ding), hat zum Gegenstande Gott (den nicht Alle glauben, Ps. 14) und zwar den geoffenbarten; die Offenbarung muß dem Glauben seinen Gegenstand vermitteln. Die Offenbarung Gottes liegt in Natur und Schrift vor, für den Christen offenbart sich Gott insonderheit in seinen Heilsthaten, also als Vater, Sohn und Geist. Dreieinigkeit: alles Leben geht vom Vater aus, durch den Sohn, im h. Geiste, als Schöpfung, Erlösung, Heiligung." Und nun geht's in's Einzelne der drei Artikel.

Neben der von Franz vollständig übernommenen Arbeit des Pfarrers sollte der neu berufene Candidat in den vollen Umfang der Gehülfenarbeit eintreten. Allein derselbe war zwar ein fähiger und wohl-

meinender junger Mann, dessen persönlicher Umgang dem vereinsamten Hülfsprediger herzlich willkommen war, aber von einem Arbeiten, wie es die Coblenzer Gemeinde erheischte, hatte er keinen Begriff. Er verbrauchte seinen Eifer für vereinzelte Dinge, die ihn gerade anzogen, und ließ Franz der Gemeindearbeit gegenüber so gut wie allein. Eine wirkliche Hülfe dagegen hatte der Ueberlastete an seinem väterlichen Freunde Groos, der ihm, zumal wenn er ihn angegriffen und unwohl sah, abnahm was er irgend vermochte. Mit seiner Gesundheit ging es in diesem arbeitsvollsten Coblenzer Winter im Ganzen unerwartet gut; die in seinem Organismus versteckte Krankheit hatte sich von Brust und Lunge weg und in die Verdauungsorgane gezogen, sodaß ihm jede Erkältung Magenschmerzen brachte; aber von solchen Anfällen war er immer wieder rasch hergestellt und am Predigen und Unterrichten nie länger gehindert. „Ich leugne nicht," schrieb er im beginnenden Frühling, „daß ich die Anstrengungen dieses Winters spüre, aber Gott hat mir wunderbare Kraft gegeben, so daß ich gesunder bin als je." So erleichternd freilich jene Wendung seiner Kränklichkeit war, so wurde doch durch sie die ohnedies in seinem Wesen liegende Reizbarkeit noch gesteigert; er trug schwerer an allen Vorkommnissen seines Amtes als ein andrer; alle Widerwärtigkeiten und üblen Erfahrungen, von denen die Amtsführung eines Geistlichen, je treuer er ist, um so mehr zu sagen weiß, verletzten und schmerzten ihn tief und er hatte viel zu wachen und zu kämpfen, um eine unter solchen Umständen sehr entschuldbare, aber von ihm selbst angeklagte Schärfe und Heftigkeit zu beherrschen. Doch schrieb er auch in der schwersten Zeit, wenn er zuweilen auch sein Amt mit Seufzen thue, es geschehe doch viel öfter mit Freuden. Und klagte er einmal eine trübe Stimmung, die ihn mit Macht überfiel, gegen mich, den einzigen Vertrauten solcher Dinge aus, so geschah auch das nicht ohne einen mildernden Zug des Scherzes, damit er mich mit seiner Trübseligkeit doch nicht zu sehr mitbetrübe. So heißt es einmal in einem Briefe aus jenem Winter: „ich weiß wirklich nicht, ob ich nicht in Gefahr bin, einmal wieder sentimental zu werden, oder ob die Eitelkeit, die auch unter dem Märtyrerthum als Falle liegt, mit im Spiele ist: aber manchmal muß ich denken, meine ganze Bestimmung wäre vielleicht, noch ein paar Jahre hier in Coblenz still und allein zu arbeiten und dann der Welt Ade zu sagen. Ich denke manchmal so, wenn ich des Abends, etwa durch Gesellschaft oder sonst etwas aufgeregt, beim Auskleiden mein eigenes Herz schlagen höre wie rauschendes

Wasser. Du mußt das aber nur nicht schlimm nehmen, lieber Bruder: du weißt, daß ich ein Hypochonder bin."

Die einzige gemüthliche Erquickung in dieser Zeit, da er sich selbst wohl in halbem Scherz „ein einsames Lastthier" nennt, war der Briefwechsel mit Frankfurt und Trier. Zu größeren Mittheilungen, zu gegenseitigen Erörterungen fehlte es zwar jetzt an aller Muße; die mit hastig gewordener Handschrift hingeworfenen Briefe kommen zwar nicht seltener, aber unregelmäßiger als zuvor, immer jedoch aus der Fülle eines Herzens, das in all' seinen Mühen das Leben der fernen Angehörigen mit stets zunehmender, Alles durchdringender Innigkeit mitlebt. „Diese Tage," schreibt er auf die Geburtstage der Eltern, „sind mir jedes Jahr mehr ernste, feierliche, heilige Tage. Ich kann wohl sagen, jedes Jahr mehr. Denn während man anzunehmen pflegt, daß die Herzen der erwachsenden und erwachsenen Kinder in der Regel schwächer werden in ihrem Kindesgefühl, darf ich wohl, und bin glücklich, daß ich es kann — von mir das Gegentheil sagen. Während ich mich in der Jugend nach meinem trotzigen und verkehrten Herzen vielfältig gegen meine kindliche Stellung versündigt habe, wird jetzt, da ich erwachsen und selbständig bin, durch die Gnade Gottes, welche mich „verkündigen lehrt die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht," immer mehr Kindesgefühl und kindliche Freude an meiner kindlichen Stellung in meinem Herzen einheimisch. Ich bin erst recht meiner Eltern Kind geworden, da Gott anfing mich zu Seinem Kinde zu machen." Und so war denn auch unsere geschwisterliche Liebe immerfort im Zunehmen, sie, von der man sonst sagt, sie trete zurück, wann erst eins oder das andere seinen eigenen Hausstand besitze. „Die Ankunft der Trierer Briefe," sagt er wohl einmal, „gehört zu den größten Privatfreuden meines jetzigen Lebens." „Ich hoffe, ihr schreibt mir bald," bittet er gleich nach Weihnachten, „ihr wißt nicht, was mir Briefe von euch werth sind. Meine einzige Ruhe ist, daß ich in eurer Liebe ausruhe, die ich am Feste wieder so deutlich am Herzen gespürt und mit Augen geschaut habe. In der That, wenn ich im Hinblick auf andere Dinge einmal trübe gestimmt bin, so erfrischt mich wieder der Gedanke an euch." Und diese immerfort wachsende und sich vertiefende Liebe war in der That eine Liebe im Herrn, es ging auch ein seelsorgerlicher Zug durch sie hindurch. Wo ihm in irgend einer Sache die Herzensstellung seiner Nächsten nicht die rechte schien, da wußte er mit einer Zartheit und Anspruchslosigkeit auf das Noththuende hinzuweisen, die

nicht verletzen, sondern nur beschämen und gewinnen konnte. Bei aller mitempfindenden und miterlebenden Innigkeit war seine Theilnahme von aller Weichlichkeit fern. Es hatte sich ebendamals ein Wetter über meinem Haupte zusammengezogen: unter verschiedenen gleichzeitigen Versuchen, einen etwas unvorsichtig gefaßten Paragraphen des neuen Strafgesetzbuchs zur Unterdrückung jedes entschieden protestantischen Zeugnisses gegen die römischen Irrthümer zu benutzen, figurirte auch ein in Trier vom bischöflichen Seminar aus gegen mich angestifteter Preßproceß. Ich ward verklagt in meinen vor Jahresfrist erschienenen „Evangelischen Beiträgen zu den (Radowitz'schen) Gesprächen über Staat und Kirche" die katholische Kirche „dem Haß und der Verachtung" preisgegeben zu haben und ungeachtet mein edler Gegner selbst mir bezeugen ließ, daß er eine billigere Weise des confessionellen Streites als die meine nicht kenne, von einem befangenen Gerichte zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt. Einige Monate später hob freilich eine freisprechende zweite Instanz dieses Urtheil wieder auf, aber die Sache hatte inzwischen bei dem Zusammenhange, in dem sie mit anderen Zeichen der Zeit stand, meine Freunde nah und fern lebhaft in Anspruch genommen und um niederträchtiger Intriguen willen, die gleichzeitig von Trier ausgingen, um eine etwaige Begnadigung im Voraus zu hintertreiben, namentlich meinen Bruder, der in Coblenz mehr erfuhr als ich selbst, auf's Tiefste bewegt. Aber keinen Augenblick verlor er den Anspruch aus dem Auge, den die evangelische Kirche nöthigenfalls auch auf mein Strafleiden habe und befestigte mich mit aller Kraft in dem Vorsatz, um keine Begnadigung nachzusuchen, da das evangelische Bekenntniß sich nicht begnadigen zu lassen habe. „Wenn ich," schrieb er mir auf die Anzeige meiner Verurtheilung zurück, „in diesem Augenblick ruhiger bin als die Meisten, welchen die von dir empfangene Nachricht zu Ohren kommt, so liegt das nicht blos daran, daß ich die Verurtheilung erwartet habe, sondern zugleich daran, daß der Blick auf das, was nach diesem Zeichen der Zeit der evangelischen Kirche noch bevorsteht, es zur Erbitterung nicht kommen läßt. Soweit das sündige Herz des schnell aus der sittlichen Fassung kommenden Menschen es zuläßt, — ein wenig auch daran, daß ich mit dir und in dein Gemüth hinein ergeben bin, des Wortes unseres Herrn eingedenk „der Jünger ist nicht über den Meister." Laß uns die Sache ruhig bereden und glaube mir, daß dennoch jetzt keine Gemüthsbewegung euch alle dort durchzittert, die nicht auch in

mir nachbebte. Aber der Herr gebietet dem Sturm Ruhe, und „da ward eine große Stille.“

Unsererseits war natürlich ein Hauptgegenstand des brieflichen Austausches mit ihm die angelegentliche Bitte, sich im Uebermaaß der Amtsarbeit nicht aufzureiben, sondern das Seinige zu thun, um möglichst bald in einen anderen, für seine Gesundheit weniger bedrohlichen Wirkungskreis zu gelangen. So wenig Franz das Recht und den Grund solcher Bitten bestritt, so kümmerte ihn doch auch unter jener auf die Dauer nicht zu tragenden Last vielmehr sein inneres als sein äußeres Leben. In allen Briefen aus jenem Winter finde ich doch eigentlich nirgends eine Klage über die Arbeit selbst, wohl aber darüber, ob dieselbe auch so von ihm gethan werde wie sie solle. „Ich erschrecke,“ schreibt er, „bei der Arbeit und dem Kampfe, bei welchem ich, wie Schütte sagt, noch nicht einmal die Zeit dazu habe mir den Schweiß abzuwischen (was aber doch eine Hyperbel ist), am meisten vor der Gefahr der Handwerksmäßigkeit, denn ich finde selbst die Zeit nicht, täglich in der Schrift zu lesen.“ „Herzlichen Dank für deinen Brief,“ heißt es ein andermal; „sein Anblick richtet mich immer wieder auf und erquickt meine Seele. Indessen bedarf ich immer nur ein klein wenig Luft und Licht, um wieder hoch und frisch aufzuathmen. Das Jahr geht ja voran und ich sehe Licht hinter der Arbeit von einigen Monaten. Daß man nur innerlich so recht wachsen könnte und nicht so viel unnütz lebte! Die Confirmanden machen mir neben vieler Arbeit doch auch viel Freude; sie hängen jetzt sehr an mir und lieben meinen Unterricht: — daß ich nur die unendlich wichtige Arbeit, das Evangelium in diese jungen und meist in schöner Empfänglichkeit geöffneten Herzen zu pflanzen, recht verstünde und vor Allem in der Fürbitte treuer und mächtiger wäre! Der Herr helfe meiner Armuth aus mit der Fülle seines unaussprechlichen Reichthums.“ „Wenn ihr Alles gethan habt, so seid ihr doch unnütze Knechte!“ — „Ach, lieber Willibald,“ heißt es wieder, „wie elend ist doch all' unser Wirken, das Wälzen einer Riesenlast mit Kindesarmen; meines wenigstens kommt mir oft so nichtig vor; mein Arbeiten versinkt meist fast spurlos und verdient auch wohl nicht mehr. Betet doch für mich; ich fange an es gar nicht mehr zu verstehen, warum mir eine solche Last auf die Schultern gelegt ist. Am äußeren Arbeiten verzage ich nicht; es läßt sich wirklich mit Ruhe und Umsicht etwas Ziemliches wegarbeiten, — aber das innere will oft nicht recht mit. Ich tauge zu wenig; ihr müßt mich gar nicht so viel beklagen. Der Heiland hat

zu viel an meinem eigenen Herzen zu thun, als daß ich viel an Anderen thun könnte, ich weiß es wohl. Wenn der Doctor krank ist, kann er seine Patienten nicht gesund machen. Nein, das sind keine hypochondrischen Launen, gewiß und wahrhaftig nicht; es ist ein Stück Sündenbekenntniß . . . .“

Aber eben weil es ein Stück Sündenbekenntniß war, der ernste Ausdruck eines aufrichtigen und vor Allem die eigene Seligkeit schaffenden Herzens, so paßte auch auf solche Zustände seines inneren Lebens das apostolische Wort: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ Von den ärmsten Stunden seiner Seele mochte er mir, dem Vertrautesten, wohl reden, von den reichsten schwieg er in vollkommener Keuschheit des inneren Lebens auch gegen mich, und so ist mir auch ein Lied, wie das in den „Haideröschen“ S. 101 mitgetheilte, zu seinen Lebzeiten nicht zu Gesichte gekommen, das von einer solchen Feierstunde seiner Seele und nicht nur von dieser, sondern recht eigentlich von dem innersten Leben derselben Zeugniß giebt. Dasselbe ist eben in jener Zeit, und wie ich nach meiner Kenntniß wohl sagen darf, mit seinem Herzblute geschrieben und so darf es ja wohl auch an dieser Stelle nicht fehlen.

Nur Ihn!

Nur Ihn, nur Ihn will ich umfassen,
Wann schwer und bang das Herze schlägt;
Nur Ihn, nur Ihn will ich nicht lassen,
Wann's schwer an seinen Sünden trägt.

Nur Ihn allein im Herzen hegen
Mit seiner namenlosen Huld;
Nur Ihn, der mich auf irren Wegen
Gesucht mit göttlicher Geduld!

Ihn, der allein aus dunklen Gründen
Zu seinem Licht mich hob empor;
Der mich, das wilde Kind der Sünden,
Aus Gnaden sich zum Freund erkor.

Drum will nur Ihn zum Freund ich haben,
Nur Ihn allein zu sel'ger Lust,
Der hoch geschmückt mit seinen Gaben
Die arme, die verwaiste Brust.

Geschmückt allein mit Deiner Gnade
Sei sie nun auch, mein süßes Licht;
Mit andrer Lust, o Herr, belade
Von heut an sich die Seele nicht.

Der Du so viele ludst der Gäste,
O zieh' auch mich noch mehr heran,
Und halte Du mich selber feste,
Weil ich Dich sonst nicht halten kann.

*   *
*

Und nun sollte auch seine irdische Lebensfrage sich lösen. Seit Anbeginn des Jahres 1853 verlautete, daß Mitglieder der jüngeren evangelischen Gemeinde in Neuwied nach Coblenz in seine Predigten herüberkämen, um ihn für ihre Pfarrstelle näher kennen zu lernen. In dieser Gemeinde, die kaum ein Drittel der Coblenzer Seelenzahl betrug und sowohl hiedurch als vermöge ihres städtischen Charakters und altbegründeten Bestandes uns für Franz hocherwünscht war, hatte man soeben einen vierundsiebzigjährigen Mann in Ruhestand versetzt und war nun um der neuen Wahl willen, die neues Leben bringen sollte, in ungewöhnlicher Bewegung. Da man nur aus einer vom Kirchenregiment vorzuschlagenden Dreizahl zu wählen das Recht hatte, so wurde Franz gebeten, sich beim Consistorium zu melden. Er wollte es nicht thun, ohne sich vorher seinem lieben Pfarrer Schütte noch einmal zur Verfügung zu stellen; aber dieser nahm ein längeres Opfer nicht an und gab ihn in der liebevollsten Weise frei. Es waren zwar noch andre nicht aussichtslose Bewerber im Vorschlag, doch sprach Alles, was man in Coblenz sah und hörte, so sehr zu Franzens Gunsten, daß seine Aufnahme in die Dreizahl seitens des Consistoriums auch seine Erwählung in der Gemeinde verbürgte. Er hatte eben am Himmelfahrtstag, dem 5. Mai, seine lieben Confirmanden unter großer Anerkennung des Presbyteriums und der Eltern geprüft, um sie am folgenden Sonntag einzusegnen, da erschienen am Freitag Mittag fünfzehn Abgeordnete von Neuwied, um ihm die eben mit 26 von 28 Stimmen erfolgte Erwählung anzuzeigen und ihn um die Annahme derselben zu bitten. Da er in tiefer Bewegung ihnen sogleich seine Zusage gab, umringte ihn ein unbeschreiblicher Jubel; die Versicherungen des Vertrauens und der Liebe, Händedrücken und Freudenthränen wollten kein Ende nehmen; es war ein Augenblick, der viel schwere bange Lebenstage aufwog.

Zwar vorerst freute ihn an der neuen Gemeinde nichts mehr, als daß sie der alten so nahe war, denn sein Herz hing eben jetzt mit den allerstärksten Banden an dieser. Was einem jungen Geistlichen, der zu seinem Amte recht steht, insonderheit die erste Confirmation bedeute, weiß nur wer es selbst erlebt hat. „Bittet für mich in diesen Tagen,“ hatte er uns geschrieben; „ich weiß, sie werden mich segensreich aber auch furchtbar erschüttern. Ich habe die Kinder lieb, manche sehr lieb; aller ewiges Schicksal zittert mir auf der Seele; ich möchte sie in meinen Sorgen nicht lassen und mit Augen geleiten auch die künftigen Tage entlang.“ Gegen die gewöhnliche Sitte, aber nach einem wie mich dünkt richtigen Gefühle richtete er eine zwiefache kürzere Ansprache an die festliche Schaar: vor der Einsegnung ein rückblickendes Wort über Jerem. 31, 3: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte;“ nach derselben ein vorschauendes und die ganze Gemeinde mit anfassendes über 1. Johannes 2, 28: „Und nun Kindlein bleibet bei Ihm, auf daß, wenn Er geoffenbaret wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor Ihm in Seiner Zukunft.“ „Lieben Kinder,“ schloß diese erst nachträglich aufgezeichnete Ansprache, „so wie jetzt werden wir bald nicht mehr zusammen sein. Aber wie weit auch unseres irdischen Lebens Pfade auseinandergehen mögen, — einst versammeln wir uns wieder Alle und noch viel Mehrere um uns her, und das wird sein, wann Er geoffenbaret wird in Seiner Zukunft, da Er kommen wird, ein Richter der Lebendigen und der Todten, kommen in den Wolken des Himmels und alle heiligen Engel mit ihm. Was mich betrifft, Geliebte, ich hoffe alsdann durch meines Herrn und Heilandes unverdiente Gnade gestellt zu werden zu denen zu seiner Rechten. Dann aber werd' ich mich umsehen, und Viele, die hier versammelt sind, werden's mit mir thun, ob ihr auch Alle da seid? Ja, dann will ich fragen nach meinen Confirmanden! Und wenn dann ein einziges von euch fehlen sollte, ach Geliebte, — das wäre doch ein Weh, das auch Ströme von Seligkeit verbittern könnte! Doch — was red' ich von *meiner*, was red' ich von *unserer* Liebe? Ist nicht über uns Allen der Herr, von dessen unaussprechlicher Liebe all' unser menschlich Lieben nur ein armes Flämmchen ist, ein empfangener Strahl, ein geliehener Schein? Was ist unsere Sorge gegen seine; was wäre unser Weh gegen sein Weh? Auf daß Keinem von euch sein weltdurchleuchtender Liebesblick strahlen müsse in der Gluth des Zorns, vor dem Augen

und Herzen zu Boden sinken — darum, ja darum „Kindlein, bleibet bei Ihm, auf daß, wenn Er geoffenbaret wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor Ihm in Seiner Zukunft! Amen."

Ich weiß aus mehr als einem lange nachher vernommenen Zeugniß, wie in der That das Band irdisch-himmlischer Liebe, das diese Unterweisung und Einsegnung knüpfte, manchem jugendlichen Herzen ein unzerreißbares geblieben ist und stärker erfunden ward auch als der Tod: damals war die überströmende Liebe der Kinder eine allgemeine und unbegrenzte. „Sie hängen," schrieb Franz, „vom ersten bis zum letzten mit einer Liebe an mir, die mich nur zuweilen besorgt macht, daß sie der Liebe zu ihrem Heiland, zu dem sie doch allein sollten hingeführt werden, Eintrag thun möchte." Die Woche, die zwischen der Erneuerung des Taufbundes und der ersten Abendmahlsfeier lag, war eine Woche ernsten, seelsorgerischen Umgangs. Nachdem er die Confirmanden gemeinsam auf das h. Abendmahl vorbereitet, forderte er sie auf, auch einzeln zu ihm zu kommen und ihr Herz gegen ihn auszuschütten; manche schöne Aeußerung des neugeweckten höheren Lebens steht aus diesen Tagen hinten in seinem Unterrichtshefte verzeichnet. Als Sinnbild und Andenken ihrer Dankbarkeit brachten ihm die Knaben für's künftige Pfarrhaus einen kostbaren gedrechselten Tisch von Maserholz und eine schöne Kugellampe, die Mädchen einen prächtigen von ihnen selbst gestickten Sessel; dazu hatten sich Alle in zwei wohlgelungenen Gruppen für ihn daguerreotypiren lassen.

Und nun ward nach acht athemlosen Monaten dem müden Leibe die erste Ruhe gegönnt. Begleitet von einem lieben Freunde, dessen vertrauter Umgang ihm schon seit einiger Zeit eine Erquickung geworden war, dem Rector Andrä von der höheren Gemeindeschule, reiste er gleich nach Pfingsten rheinaufwärts, sah unter großer gegenseitiger Bewegung seinen lieben in der Genesung begriffenen Pfarrer Schütte wieder und kam dann zum erstenmal als Gast nach Trier in unser neugegründetes Haus. Wie froh wir waren, uns nach so ernsten, aber durch Gottes Treue so reich gesegneten und herrlich hinausgeführten Kampfeszeiten wieder zu haben, läßt sich nicht sagen. Sein Aussehen war besser, als wir befürchtet. In alter Jugendfrische wurden die Wälder durchstreift und die Berge erstiegen, das von Trier aufwärts gelegene Saarburg und Castell besucht, dabei der Schatz des Geistes und Herzens von den höchsten theologischen Problemen an bis zu den

schlichtesten häuslichen Angelegenheiten ausgeschüttet, und an Leib und Seele erfrischt kehrte Franz nach zehn Tagen nach Coblenz zurück, wo ihn freilich die Arbeit noch einmal „stromweise“ überfiel. Sein Gehülfe war inzwischen ausgeschieden und er hatte die letzten fünf Wochen die ganze Gemeinde allein. Doch wurde diese letzte Coblenzer Sturm- und Drangzeit nun je mehr und mehr zu Einem zusammenhangenden Abschiedsfeste. Ueberall wo er hinkam begegnete ihm der Ausdruck des Bedauerns, daß er weggehe, und der Freude, daß er doch wenigstens in der Nähe bleibe; namentlich durch die Confirmation hatte er die Gemeinde gleichsam von Neuem erobert. Zur vorläufigen Ausstattung seines leeren Pfarrhauses in Neuwied strömten nicht nur von seinen nächsten Angehörigen und Freunden, sondern auch aus der alten und neuen Gemeinde Geschenke aller Art zusammen, deren größtes und kleinstes ihn nach seinem lauteren und innigen Gemüth gleich glücklich machte. Am 26. Juni feierte er noch das fünfzigjährige Jubiläum der Coblenzer Gemeinde mit, an welchem Groos eine herrliche Festpredigt hielt und beim nachfolgenden Festmahl aus der Mitte des Presbyteriums Regierungsrath Landfermann der beiden Geistlichen, des fernen und kranken und des gegenwärtigen aber wegziehenden, mit gewichtigen Worten der Anerkennung gedachte. Am 3. Juli hielt er die Abschiedspredigt über Phil. 1, 27: „Wandelt nur würdiglich dem Evangelio Christi, auf daß, ob ich komme und sehe euch, oder abwesend von euch höre, — ihr stehet in Einem Geist und Einer Seele und sammt uns kämpfet für den Glauben des Evangelii.“ Noch einmal hielt er in ernster Liebe der Gemeinde alle Seiten eines christlichen Gemeindelebens vor, nach denen sie noch zu wachsen habe, legte ihr insonderheit ihren treuen Pfarrer an's Herz und empfahl sich ihren fortdauernden Gebeten. Es war viel Bewegung in der Gemeinde über die Predigt; Manche, auch Solche die um seiner Schärfe willen früher wider ihn gewesen, kamen und dankten ihm mit Augen voll Thränen.

Den Donnerstag darauf waren die nächsten Freunde zu einem kleinen Abschiedsmahl im Pfarrhause beisammen. Während desselben öffneten sich auf einmal die Flügelthüren, die Waisenkinder erschienen in langer Reihe und sangen: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren;“ dann überreichten sie, aus ihren Sparpfennigen angeschafft, eine sinnbildliche Abschiedsgabe, ein Salzfäßchen und einen Handleuchter, die ein Festgedicht von Freund Kehr auf Matth. 5, 13. 14 auslegte („Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt“).

Noch war man über die sinnige Gabe der liebreichen Armuth in erster Freude, so ward's unten im Hofe lebendig und helle. Der Jünglingsverein begann ein Abschiedsständchen mit dem 23. Ps. („Der Herr ist mein Hirte"). Tief bewegt trat Franz in die Mitte des von ihm mit so vieler Liebe gepflegten Kreises und legte ihm Sinn und Werth der Vereinssache noch einmal an's Herz. Am Freitag endlich trat das Presbyterium zu einer Abschiedssitzung zusammen, deren Beschreibung ich einem kindlich berichtenden Briefe an die Eltern entnehme. Consistorialrath Groos, der seit Schütte's Erkrankung den Vorsitz führte, richtete im Namen des feierlich aufgestandenen Collegiums eine Ansprache an den Scheidenden. „Sie haben," sagte er, „unter schwierigen Verhältnissen dies schwierige Amt so geführt, wie es kaum ein Anderer hätte führen können. Man hat Ihnen hie und da vorgeworfen, Sie hätten zu viel gethan, seien zu streng aufgetreten; darüber wollen wir das Urtheil dem Herrn überlassen. Leicht hüten sich diejenigen vor allem Anstoß, die überhaupt nur darauf ausgehen sich ihr Amt so bequem als möglich zu machen; aber wer sich nimmer genug thun kann, wer es ernst nimmt mit seinem Amte, der wird es unmöglich Allen recht machen. Wir wissen, daß Alles, was Sie gethan haben, aus der Liebe zu Ihrem Amte und zu der Gemeinde hervorging, wir wissen, daß der Herr Ihr Arbeiten an der Gemeinde mit Seinem Segen begleitet hat," u. s. w. Zuletzt legte der ehrwürdige Mann die Gemeinde und ihren scheidenden Prediger im Gebet an das Herz Gottes. Franz erwiderte, er habe nicht blos Gotte, sondern auch den Menschen in dieser Gemeinde viel zu danken. Er habe es in Allem treu gemeint, aber er sei ferne davon zu wähnen, daß er nirgends einen Mißgriff begangen. Er habe in der Gemeinde auch viel duldende, tragende, fördernde Liebe erfahren und bitte die Aeltesten, ihm dieselbe auch nach Lösung des amtlichen Bandes zu bewahren, denn dem Geistlichen liege besonders die Gefahr des Hochmuths nahe, — treuer Freunde Rath und Gebet müsse ihn davor bewahren helfen und auch darin bestehe ein Theil der Köstlichkeit des Aeltestenamtes. — Alle schüttelten ihm die Hand und küßten ihn; manche hielten die Thränen nicht zurück. Um von dem Dank der Gemeinde auch ein sichtliches und bleibendes Zeugniß zu geben, wurde ihm später noch durch Schütte im Namen einer Anzahl der angesehensten Gemeindeglieder Neander's Kirchengeschichte und Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation als Geschenk überreicht. Den letzten Abend behielt ihn, da Schütte noch fern war, der väterlich

liebreiche alte Groos in seinem Hause. In einem heiteren herzlichen Trinkspruch redete er von „allerlei Pfarrhäusern", von alten und rissigen, worunter er sich darstellte, von neuen noch nicht ganz eingerichteten, denen besonders Ein Gegenstand noch fehle, um sie behaglich zu machen; er wolle ihn nicht nennen, er sei leicht zu errathen. Franz antwortete, alte Häuser pflegten nach seinem Geschmack wohnlicher zu sein als die neuen, die oft eng und knapp seien wie die heutige Menschheit. Und da er sich selbst mit solch' einem alten Hause vergleiche, so wolle er bitten, daß ihm ein warmes Wohnplätzchen bleibe in seinem Herzen.

Am folgenden Morgen fuhr er, begleitet von den lieben Freunden Kehr und Andrä, nach der neuen Gemeinde hinüber. Viel Ernstes und Schweres lag hinter ihm, als die Thürme von Coblenz hinter dem rauschenden Dampfer versanken, und daß ihm auch Ernstes und Schweres bevorstehe in der neuen irdischen Stadt, in der er fortan die zukünftige suchen sollte, ahnte er wohl. Doch ging nur Ein Gefühl durch seine erfüllte Seele: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast." —

Siebentes Kapitel.

Das durch seine herrnhutische Sauberkeit und Regelmäßigkeit von den alterthümlichen winklichten Städtchen des anderen Rheinufers abstechende Neuwied verdankt bekanntlich seine Entstehung den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg und wurde, um in der menschenarmen Zeit und Gegend rasch zu gedeihen, von seinem Fürsten mit dem Privilegium einer damals unerhörten Toleranz ausgestattet. Dieselbe führte alle im deutschen Reiche möglichen Religionsgesellschaften hier zusammen: neben der herrschenden reformirten Gemeinde bildete sich eine lutherische, herrnhutische, mennonitische, inspirirte, römisch-katholische, und diese alle befinden sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch die Taufgesinnten und Inspirirten nur in schwachen Ueberresten, noch neben einander. Die reformirte und lutherische Gemeinde sind beide der Union beigetreten und haben ihre Namen amtlich mit denen einer „älteren und jüngeren evangelischen" Gemeinde vertauscht; eine Verschmelzung aber, die auch nur eine unzuträgliche Massengemeinde ergeben haben würde, da die jüngere Gemeinde etwa zwölfhundert, die ältere wohl drittehalbtausend Seelen zählt, ist nicht zu Stande gekommen. Theils die Ungleichheit des Vermögens, theils die Nachklänge der etwas gedrückten Stellung, in der sich trotz aller Toleranz die Lutheraner gegenüber den Reformirten befanden, waren einer solchen Vereinigung im Wege; und so sind auch die Namen „lutherisch" und „reformirt" im Leben noch in voller Kraft geblieben, und der confessionelle Typus, zumal bei der reformirten Gemeinde, unverwischt. Die kleinere und ärmere lutherische Gemeinde, der übrigens die freundliche, dem Rheinreisenden sogleich in's Auge fallende Kirche mit dem weißen Thurme gehört, hatte über ein Menschenalter lang unter der Leitung eines Mannes aus rationalistischer Schule gestanden und sich namentlich in den letzten zehn altersschwachen Jahren desselben

völlig zerstreut. Die kirchlichen Gemeindeglieder hatten lieber die reformirte oder die Herrnhuter-Kirche besucht und dort auch ihre Kinder confirmiren lassen; mit Wehmuth war man an der angestammten leeren Kirche vorübergegangen. Als endlich das treue Presbyterium die Emeritirung des alten Herrn durchgesetzt hatte, der auf Annahme eines Gehülfen sich nicht hatte einlassen wollen, war jene erwartungsvolle Spannung und Bewegung eingetreten, die sich schon bei Franzens Erwählung fühlbar gemacht hatte.

Als der neue Pfarrer an's Land stieg, standen die Aeltesten der Gemeinde auf der Landungsbrücke, um ihn nach dem am Marktplatze gelegenen Pfarrhause zu geleiten. Vor demselben waren, umgeben von vielen Erwachsenen, die Schulkinder aufgestellt und begrüßten ihn mit Gesang. Nachdem er von der Treppe herab ein paar freundliche Worte an sie gerichtet, trat er in seine künftige Wohnung und wurde hier von der versammelten größeren Gemeindevertretung, dem Collegium, das ihn gewählt hatte, empfangen. An ihrer Spitze richtete der Seminardirektor Bühring, Aeltester der Gemeinde, an ihn das Wort und legte ihm die Erwartungen, die die Gemeinde von ihm hege, an's Herz. Franz antwortete was der Augenblick ihm gab; demüthig bekannte er, wie bange das große Vertrauen ihn mache, das man ihm entgegenbringe, doch müsse er sagen, was sie von ihm erwarteten, das müßten sie von ihrem Seelsorger erwarten; so möchten sie selber durch Rath und That und Gebet dazu helfen, daß er ihre Erwartung nicht täusche. Das große Besuchzimmer, in dem der Empfang geschah, hatte die Gemeinde mit Vorhängen, Spiegeln, Consolen und Blumenvasen, mit sechs feinen Stühlen und einem gepolsterten Sessel ausgestattet; auch alles Uebrige, was das Zimmer schmückte, war von Angehörigen und Freunden neu geschenkt; eine ganze Wolke von Liebeserweisungen umgab ihn. Auf dem Tische stand Wein und Kuchen bereit; ein kleinerer Kreis blieb traulich beisammen; am Abend lud eine schlichte, liebe Familie Franz zu Gaste und erst am späten Tagesschlusse war er im einsamen Pfarrhaus allein.

Am folgenden Sonntag-Morgen holte der Pfarrer der andern Gemeinde ihn mit beiden Presbyterien ab, um als Superintendent ihn feierlich einzuführen. In der reformirten Kirche war der Gottesdienst ausgesetzt; beide Gemeinden füllten die geräumige und doch nicht ausreichende Kirche; von Coblenz waren dreißig bis vierzig liebe Freunde und Schülerinnen herübergekommen. Nach einer würdigen Einführungsrede des Superintendenten predigte Franz über 2. Kor.

12, 14: „Ich suche nicht das Eure, sondern euch;“ nach der Predigt reichte ihm einer von den beiden Repräsentanten, die ihm bei der Wahl ihre Stimme nicht gegeben, die Hand mit den Worten: „Hätte ich Sie vorher einmal so gehört, ich hätte meine Stimme keinem Andern gegeben.“ Sowohl die Coblenzer Abschieds- als diese Neuwieder Antrittspredigt wurden zum Druck begehrt und mit einander für die Armen beider Gemeinden herausgegeben. Tags darauf hatte die Gemeindeschule ihr jährliches ländliches Fest; viele Eltern waren mit hinausgegangen nach dem nahen Nodhausen und die Aeltesten führten den neuen Pfarrer mitten in den Jubel der unmündigen und erwachsenen Gemeinde. Die Kinder bekränzten ihm den Hut; die Eltern begrüßten ihn mit herzlichen Worten; er fühlte überall den herzlichen guten Willen, sich in neuem Gefühl der Zugehörigkeit um ihn als den Mittelpunkt der Gemeinde zu schaaren.

Die nächsten Tage gingen hin mit häuslichem Einrichten und Ordnen. Die äußeren Verhältnisse der neuen Stelle waren nicht eben glänzend; das ganze Einkommen bestand in 500 Thlrn. Gehalt, den etwa 100 Thlr. betragenden Accidentien, der freien Wohnung und einem um die Kirche gelegenen wenig nutzbaren Garten. Hiervon aber bezog der Emeritus noch 200 Thlr., sodaß dem neuen Pfarrer nächst der Wohnung knapp vierhundert Thaler blieben: also ein Jahreseinkommen, das zumal bei den neueren Geldverhältnissen der gesellschaftlichen Stellung eines Gelehrten wenig entsprach, auf dem aber die noch unempfundene Unbilligkeit unserer anderweit so massenhaft erwerbenden und vergeudenden Zeit im Rheinland bis heute die große Mehrzahl der Geistlichen belassen hat, um dadurch allerdings die haushälterische Ordnung, die Gastfreiheit und Mildthätigkeit der evangelischen Pfarrhäuser um so bewundernswerther in's Licht zu stellen. Franz, der sein neues Amt ohne Vermögen und mit einigen Schulden antrat und trotz aller Geschenke natürlich nicht unbedeutende Anschaffungen in's leere Haus zu machen hatte, empfing dazu seinen Gehalt immer erst nach Ablauf des betreffenden Vierteljahres und war daher, da auch Eltern und Geschwister ohne überschüssige Mittel waren, vorab in der wenig tröstlichen Lage, neue Schulden zu machen. Indeß hatte er in Wahrheit sagen können: „Ich suche nicht das Eure, sondern euch;“ der Geldpunkt hatte ihn bei der ganzen Wahlfrage wenig gekümmert, ja aus pastoralem Grundsatz hatte er alle neuen Anschaffungen, auch wenn er sie anderswo billiger hätte bewirken können, in der Gemeinde gemacht. Durch haushälterische Einschränkung,

sowie durch ein paar Privatstunden, die er in einem Pensionat übernahm, kam er dennoch allmählich mit seinen Finanzen in leidliche Ordnung. In dem alten und unansehnlichen aber geräumigen Pfarrhaus zu einer Art eigenen Haushaltes genöthigt, nahm er eine verwittwete Person aus der Gemeinde zur Bedienung an und hatte dabei freilich neben manchen Verdrießlichkeiten diejenige Pflege nicht, deren seine empfindliche Gesundheit bedurfte.

In der Gemeinde war er sehr bald in voller Arbeit. „Der Kopf," schrieb er, „wird mir wirre von allen den neuen Verhältnissen, in denen es gilt sich von Anfang mit Geschick und Haltung zu bewegen. Dabei fühle ich jetzt erst die Folgen der großen Coblenzer Anstrengungen, die zu athemlos fortgingen, als daß ich Zeit gehabt hätte, die Erschöpfung zu empfinden; eine große nervöse Abspannung überfällt mich von Zeit zu Zeit." Noch müde von dem Coblenzer Confirmandenunterricht hatte er denselben hier sogleich wieder zu beginnen; man hatte die Confirmanden auf den neuen Pfarrer warten lassen, der sie nun bis zum September, wo wieder ein neuer Cursus zu beginnen war, zur Einsegnung vorzubereiten hatte. Daneben war das Pfarrarchiv zu ordnen, das Franz in Form eines wüst durcheinander geschütteten Bergs von Papieren empfing; die mühselige Durchsicht gewährte wenigstens manchen Einblick in die seitherige Geschichte der Gemeinde. Vor Allem waren sämmtliche Gemeindeglieder zu besuchen und kennen zu lernen; ein Gang, auf dem bereits der Eindruck gewonnen ward, daß die Kirchlichkeit in Neuwied die Christlichkeit stark überwiege: „entgegenkommendes Vertrauen," schrieb Franz, „finde ich reichlich; inneres Verständniß dessen, was einer Gemeinde noth thut, nur bei Wenigen, — wie überall. Viele wollen gut lutherisch sein, eine bestimmte Vorstellung aber verbinden sie damit nicht, außer daß sie nicht zur reformirten Gemeinde gehören." Indeß war auch schon dieser gute Wille etwas werth; die bis dahin fast verlassene Kirche füllte sich wieder und blieb gefüllt; die mit großer Freudigkeit gehaltenen Predigten zogen auch ganz Unkirchliche wieder heran, und das vorher fast null gewesene Almosen gab jetzt die Mittel her, die presbyteriale Armenpflege in der Gemeinde neu zu beleben.

Das eigenthümliche Verhältniß zweier evangelischen Gemeinden am selben Ort, die weder local unterschieden waren noch confessionell verschieden sein sollten, erforderte eine große und eigenthümliche Weisheit. Da beide Gemeinden der Union zugetreten waren, so war ein

Uebertritt aus einer in die andere nicht gestattet und so gehörte in vielen Familien die Frau der einen, der Mann und die Kinder der andern Gemeinde an, ein für die Seelsorge und das kirchliche Familienleben unerfreulicher Umstand. Es kam hinzu, daß die größere Gemeinde durch sociale und finanzielle Ueberlegenheit die meisten Neuheranziehenden für sich gewann und so die kleinere, die nicht unbedeutende Lasten trug, einem allmählichen Hinsiechen ausgesetzt war. Franz bemühte sich wiederholt, in diese Verhältnisse eine entsprechende Ordnung zu bringen und namentlich in Heirathsfällen zwischen beiden Gemeinden einen Uebergang hinüber oder herüber gesetzlich möglich zu machen, allein das Consistorium bestand darauf, einen solchen zwischen zwei bekenntnißgleichen Gemeinden nicht gestatten zu können. Nun wäre nichts leichter gewesen als das lutherische Gefühl der Gemeinde zur Leugnung dieser Bekenntnißgleichheit zu stimmen, die im vollen Sinne nicht einmal da war; allein Franz wollte mit seiner Gemeinde lieber Unrecht leiden als Unrecht thun und sich durch nichts auf die Bahn unionsfeindlicher confessioneller Erregungen drängen lassen. Eben so wenig aber scheute er sich den in der Union zu Recht bestehenden lutherischen Typus, dem er selbst bei seiner entschiedenen Unionsgesinnung von Herzen zugethan war, zu erhalten und zu pflegen. Während in der älteren Gemeinde der Heidelberger Katechismus galt, führte er in der seinigen den kleinen lutherischen wieder ein. Den etwas reicheren liturgischen Bestand, den die Gemeinde besaß, aber wenig zu schätzen wußte, suchte er zu stärken und ihr lieb zu machen. Auch die überlieferte Anhänglichkeit an Luther's Namen pflegte und benutzte er gern; er liebte es die Gemeinde nicht blos als die jüngere evangelische, sondern erklärend als die „unirt-lutherische" zu bezeichnen. Das Alles hielt ihn nicht ab, derselben scharf genug zu sagen, es gelte zuerst christlich zu sein, ehe man lutherisch sein wolle.

Das Verhältniß zu der reformirten Gemeinde konnte unter diesen Umständen kein eigentlich inniges werden; aber ein freundliches war und blieb es doch durch der Geistlichen beiderseitiges Verdienst. Was die anderen Gemeinden anging, so blieb Franz der katholischen natürlich am fernsten; ja er konnte einmal sogar eine feindliche Berührung nicht vermeiden, als der katholische Geistliche ein Confirmandenheft aus seinem Unterricht in die Hände bekam und auf die in Neuwied wie anderswo waltende vage Toleranz rechnend ihn im Tagblatt über hier sich findende antikatholische Aeußerungen angriff und zur

Abwehr nöthigte. „Diese Anfeindung," schrieb er mir darüber, „und das unverständige Geschwätz auch von Evangelischen thut dem natürlichen Menschen weh; aber ich bin meines Herrn gewiß." Um so freundlicher ward das Verhältniß zur Herrnhuter-Gemeinde, deren Bischof, Dober, ihm bald mit brüderlicher Freundlichkeit entgegenkam. Auf seine Einladung hielt Franz beim Missionsfest der Brüder-Gemeinde Ansprache und Gebet, nahm Theil an einem ihrer Liebesmahle und erbaute sich öfters an ihren Gottesdiensten, namentlich an dem sanften, zarten, innigen Gesang, wiewohl ihm das Nebeneinander männlicher und weiblicher Singchöre und die Instrumentalbegleitung nicht in den Sinn wollte. Auch mit einigen der benachbarten Geistlichen bildete sich ein herzliches Verhältniß und auf der Kreissynode ein ernster muthiger Zusammenhalt; vor Allem aber fand er im eigenen Presbyterium brüderliche Mitarbeiter und berathende Freunde, die sich seines frischen immer voranstrebenden Glaubensmuthes freuten und ihm bei Allem, was das Wohl der Gemeinde anging, hülfreiche Hand boten. Da das Neuwieder Lehrerseminar der lutherischen Gemeinde angehörte und an deren Elementarschule seine Uebungsschule hatte, so war man so glücklich in dem Director Bühring einen Theologen im Presbyterium zu haben und dieser treffliche Mann, der sich täglich mehr freute, zu Franzens Wahl das Seine gethan zu haben, schloß mit ihm einen herzlichen Freundesbund, der der Gemeinde vielfach zu gute kam. Ebenso trat Franz zu einem anderen Mitgliede des Presbyteriums bald in ein herzliches Freundschaftsverhältniß, zu dem Seminarlehrer Terlinden, in dessen Hause er zuerst für die mangelnde eigene Häuslichkeit einen Ersatz fand und durch den er wiederum mit einem weiteren christlichen Verwandtschaftskreise näher bekannt ward, unter Anderen mit dem ehrwürdigen gewesenen Bürgermeister Maruhn, dem Hauptträger des christlichen Lebens in der Gemeinde während der Zeiten der schlimmsten Dürre.

Auf den September hatten wir alle, Eltern und Geschwister, ihm unsern Besuch in seiner neuen Heimath zugesagt und empfingen von seinen amtlichen und persönlichen Verhältnissen den wohlthuendsten Eindruck. Mehr als eine schlichte, treffliche Familie nahm uns um seinetwillen mit großer Herzlichkeit auf; zugleich hatte es ihm die Aushülfe solcher Freunde möglich gemacht, was ihn besonders freute, uns alle im Pfarrhause herbergen zu können. Wie glücklich saß er nun einmal inmitten seiner ganzen Familie am eigenen Tische! Die gute Hälfte seiner Zeit ging freilich auch jetzt in's Amt auf,

doch blieb Muße genug, die schönen Neuwied in weitem Bogen umspannenden Höhen zu ersteigen, auch ein ganzer Tag, um den zauberhaften Laacher See mit seiner herrlichen Abtei zu besuchen. Es war gerade die Zeit jener nachträglichen Confirmation; mit großer Befriedigung hörten wir ihn prüfen, Beichte halten, die mit der Abendmahlsfeier verbundene Einsegnung vollziehen; die Schlußpredigt des Tages am Nachmittag hatte ich ihm abgenommen und beim Abendmahl theilten wir Eine Hostie miteinander. Wissenschaftliches und Kirchliches ward zu hoher Erfrischung unter uns von Neuem durchgesprochen und für den erhofften Fall, daß ich einmal näher an den Rhein rückte, der Gedanke gefaßt, dann miteinander ein Kirchenblatt zu kräftiger Vertretung des evangelischen Rheinlandes zu gründen. Je schöner diese festlichen Familientage, desto schwerer ward ihm freilich in Coblenz, wohin er uns noch begleitete, der Abschied und die einsame Rückkehr. „Ich wage nicht ganz zu entscheiden," schrieb er an die geliebte Schwester, „ob es das tiefer und feiner fühlende oder das ängstlicher und schwächer gewordene Leben ist, was mir das Scheiden schwerer werden läßt als sonst. Der trübe Gedanke, „wenn's nun das letzte Mal gewesen wäre," legt sich mir wie ein Nebel auf die Seele." Er beschreibt dann, wie wehmüthig ihn die mit uns besuchten blauen Berge um Neuwied bei seiner Rückfahrt angeschaut; nur seine Kirche habe ihm freundlich und tröstlich entgegen geschienen. Die Oede der wieder ausgeräumten Zimmer, das nun wieder einsame Tischgebet „Komm, Herr Jesu, und sei mein Gast" —, bei dem ihm einfiel, ja nun hast du auch sonst keinen Gast mehr. Ein Begräbniß, mit dem er jetzt wieder, wie bei seinem Amtsantritte schon, den Anfang seiner Thätigkeit zu machen hatte, bewegten ihn eigen und erst die Sonntagspredigt über Joh. 14, 6: „Christus der Weg zum Vater," gab ihm seine volle Freudigkeit zurück. „Es war eine freundliche Gabe Gottes," erzählte er uns, „daß er diese Predigt meinem gedrückten und zerstreuten Gemüthe so gelingen ließ, daß sie für mich selbst ein Trost ward. Ich sprach von der Sehnsucht nach der ewigen Heimath, und mir selber zur Erquickung konnt' ich sagen: O wenn's die Menschen nur wüßten, wie selig solch ein Heimathssehnen ist, wie selig die Pilgrimschaft, die das Auge nach oben richtet; wie das hinaushebt über allen Schmerz der Trennungen, über alle Noth der Entbehrungen, wenn man weiß, es giebt was Bess'res auf der Welt, als all' ihr Schmerz und Lust; und wie es doch wieder lehrt, auch der kleinsten Gottesgabe sich menschlich zu freuen:

Beides, — weil man Beides im Lichte des ewigen Zieles, des unvergänglichen Heiles anschaut."

So fand er für alles persönliche Entsagen und Entbehren Trost und Zuflucht in seinem Amte. In der That nahm ihn dasselbe nach der Weise, wie er seinen Beruf zu erfüllen gewohnt war, schon äußerlich vollständig in Anspruch. War die Seelenzahl der Gemeinde eine mäßige, so stand er dafür allen ihren Anforderungen, die ja in städtischen Verhältnissen ungleich höhere und mehrere sind als auf dem Lande, ganz allein gegenüber. Jeden Sonntag waren zwei Gottesdienste zu halten, Vormittags Predigt und Liturgie, Nachmittags Kinderlehre oder an Fest- und Abendmahlstagen abermals Predigt, und in Festzeiten drängte sich die Predigtarbeit auf eine kaum bezwinglich scheinende Weise zusammen; so war in der Osterzeit nicht weniger als siebenmal innerhalb fünf Tagen zu reden, dazu an beiden Haupttagen an Hunderte das Abendmahl allein zu spenden. Zu der eigentlich geistlichen Amtsarbeit in Predigt, Unterricht, Casualien und Seelsorge kam dann noch eine nicht unbedeutende Geschäftsführung, wie sie sich am Rhein bei dem Vorsitzenden eines städtischen Presbyteriums schon aus der Correspondenz mit kirchlichen und weltlichen Behörden, auf dem rechten Rheinufer zudem aus den Schreibereien, die dem Geistlichen als Civilstandsbeamten obliegen, ergiebt. Auch außerhalb der Gemeinde gab es manche unausweichliche Arbeit, gemeinsame Missionsstunden, Andachten im städtischen Armenhause, oft sehr schwere Aushülfgänge in benachbarte verwaiste Pfarreien, unentfliehbare Predigten auf Missions-, Bibel- und Gustav-Adolph-Festen, zu denen Franz von nun an öfters herangezogen ward u. s. w.

Gleichwohl konnte er es, ungeachtet seiner schonungbedürftigen Gesundheit und seiner Sehnsucht nach theologischer Muße, nicht unterlassen, sich freiwillig neue Arbeit in seiner Gemeinde zu schaffen; denn wo er etwas in ihr fehlen sah, das er ihr irgend zu leisten vermochte, da zweifelte er nicht, Leib und Seele einsetzen zu sollen. So begann er gleich im ersten Winter eine Vermehrung der öffentlichen Gottesdienste. Die Gemeinde schien ihm wöchentliche Abendkirchen behufs zusammenhangender Schrifterklärung nicht entbehren zu dürfen; so wurde die Kirche beleuchtbar gemacht und von Advent bis Ostern das Marcus-Evangelium durchgepredigt, desgleichen der Sylvesterabend mit einem neuen Predigtgottesdienst geschmückt. Um aber auch das Element der Feier und Anbetung im Gottesdienst in seinem selbständigen Werthe der Gemeinde fühlbar zu machen, bereitete

er auf die Frühe des ersten Weinachtstages eine „Christmette“ vor, einen liturgischen Gottesdienst, in welchem nach seiner eigenen Auswahl und Anordnung die prophetische, evangelische und epistolische Verkündigung der Weihnachtsthatsache von Wechselgesängen des Kinderchors und der Gemeinde sinnig durchflochten war. Als die Gemeinde in der Festtagsfrühe um 6 Uhr in die Kirche kam, strahlte ihr, gleichsam als Weihnachtsbescherung, ein neu beschaffter Kronleuchter entgegen, der die Beleuchtung vervollständigte und die Umschrift trug: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt;“ der rein feiernde, predigtlose Gottesdienst, so ungewohnt er war und so bedenklich katholisch der Name „Christmette“ klang, machte einen so entschiedenen Eindruck, daß er auch in den folgenden Jahren trotz der fast noch nächtlichen Stunde eine gedrängt volle Kirche fand. Nächst den Gottesdiensten suchte Franz auch das Schulwesen der Gemeinde zu vervollständigen. Als Inspector der vorhandenen trefflichen Elementarschule konnte er sich im Ganzen darauf beschränken, dieselbe den Eltern gegenüber zu vertreten und namentlich den leichtfertigen Versäumnissen entgegenzuwirken, indem er die Erlaubniß für jede voraussichtliche Versäumniß in seine Hand nahm und unerbittlich für kein Vergnügen gewährte. Dagegen fehlte es der Gemeinde und der Stadt überhaupt an einer höheren Töchterschule; nur Privatanstalten existirten, und da eine derselben sich eben auflöste, so bot Franz mit seinem Presbyterium den Vertretern der reformirten Gemeinde die Hand zur Begründung einer an die Elementarschulen anschließenden höheren Anstalt. Es mußte klein angefangen werden, mit einer Klasse von zwölf Kindern; Franz gab ein Zimmer in seinem Hause umsonst dazu her und übernahm das Directorium sammt vier bis sechs wöchentlichen Stunden, einstweilen gleichfalls unentgeltlich. Nach einem Jahr hatte sich unter seiner Pflege und Leitung die kleine Schule erweitert, verdoppelt und lebensfähig erwiesen.

In Alledem war es ihm unveräußerlicher Grundsatz, ja zur andern Natur geworden, weder das Größte noch das Kleinste anders als recht und ganz, mit vollem Ernst, mit aller Kraft Leibes und der Seele zu thun. So mußte ich die Ordnung seiner ausgedehnten Geschäftsführung bewundern, in der ihm nun sein einstmaliger Kaufmannsstand zu Gute kam; seine Kirchenbücher, Protokolle, Acten, Correspondenzen waren in musterhafter Ordnung, die mannigfaltigen losen Papiere nach ihrem Inhalt in verschiedene, saubere, wohlgeordnete Convolute gesichtet. Nichts lag seiner innerlichen und raschen

Natur ferner, als ein pedantischer Geschäftsstyl, aber er erkannte auch in diesen äußerlichen Dingen einen Zusammenhang mit dem Herzschlag des Amtes und wußte die bedeutsame sociale Stellung wohl zu schätzen, die dem Geistlichen durch jene zuweilen lästigen Geschäfte gewährt war. Wieviel ernster war erst seine Treue in innerlicheren Dingen; keine Tauf- oder Grabrede war ihm handwerksmäßig, kein Besuch ward flüchtig abgethan, keine Stunde unvorbereitet gegeben, kein Text zum zweitenmale ohne neue tiefere Erfassung benutzt. Als die Gemeinde durchbesucht war, fingen die regelmäßigen seelsorgerischen Hausbesuche erst recht an; Tag für Tag wurden, wenn nicht etwas Besonderes abhielt, solche Gänge gemacht und über jeden Besuch Notiz geführt, um zu wissen, seit wann er in diesem und jenem Haus nicht gewesen. Am innerlichsten und tiefsten nahm er's mit der Predigt. Der Text ward die ganze Woche über im Herzen bewegt, dann am Sonnabend die Predigt im Geiste fertig gemacht und schließlich in zwei bis drei Stunden nach ihren Grundzügen aufgezeichnet, nicht wörtlich, damit nichts die freie aus dem Innersten gehende Wiedererzeugung auf der Kanzel befange. „Die Conception der Predigt,“ schrieb er in den ersten Neuwieder Zeiten, „wird mir manchmal schwerer als sonst. Ich ringe tiefer zu schöpfen und habe viel Segen; doch bin ich oft schon vorher so erschüttert, daß ich's theilweise doch dem armen Leibe zuschreiben muß. Jeder Predigt geht ein Seelenkampf vorher, während die äußere Sicherheit wächst.“ Der Gang seiner Predigten war in den ersten Monaten dieser: Nach der Antrittspredigt ward nach 2. Kor. 5, 20 (So sind wir nun Botschafter ꝛc.) von des evangelischen Predigtamtes Ursprung, Charakter und Endzweck gehandelt; dann nach Ap.-G. 4, 32 (Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz ꝛc.) die Frage: „Was ist eine christliche Gemeinde?“ erörtert. Nach einer dazwischen fallenden Abendmahlspredigt handelte die dritte Betrachtung nach Ps. 43, 3—4: „von dem Zweck unserer gottesdienstlichen Zusammenkünfte,“ die vierte nach Ap.-G. 16, 30—31 über: „das Evangelium im Hause,“ die fünfte nach Gal. 6, 1—3 über das Werk der innern Mission. Nun ging's tiefer in's Innere des Evangeliums, zuerst mit einer Predigt über Luc. 13, 24: „Ja, wer kann dann selig werden,“ und mit drei Betrachtungen über Joh. 14, 6: „Christus der Weg, Christus die Wahrheit, Christus das Leben.“ Das Verhalten der Menschen zu dem in Christo dargebotenen Heil wurde hierauf nach einer Reihe von Gleichnissen erörtert, zuerst die Aufnahme, welche die Heilsbotschaft finde, nach dem

Gleichniß vom Hochzeitsmahl, das Suchen des Reiches Gottes nach dem Gleichniß von Kaufmann und Perle, das göttliche Findenlassen desselben nach dem vom Schatz im Acker, das Verhältniß göttlichen und menschlichen Erbarmens nach dem vom Schalksknecht, die Pflicht der Bereitschaft auf's Kommen des Herrn nach dem von den zehn Jungfrauen. Hiermit war zugleich, nachdem inzwischen die Confirmation und das Reformationsfest eingefallen, zum Todtenfeste, dem Schlußtag des Kirchenjahres übergeleitet, an welchem er über Röm. 14, 8 (Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn ꝛc.) die Frage behandelte: „Wie gedenken wir als Christen unserer Todten?“ Antwort: „1) dankend, daß Gott sie uns gegeben und daß Gott sie uns genommen hat; 2) Buße thuend, daß wir ihnen so viel schuldig geblieben sind in der Liebe überhaupt und insonderheit in der größten Liebeserweisung sie zum Herrn zu führen.“ Eine nachträglich aufgeschriebene Stelle aus dem zweiten Theil dieser Predigt möge hier als Probe seiner damaligen Art und Weise Aufnahme finden. „Was ist aber die größte Liebe, die wir Einem erweisen können? Nicht daß wir alle Schätze der Welt auf ihn häuften, nicht daß wir unser eigen rothes Blut für ihn gäben, wo es nöthig wäre, — sondern daß wir ihn hinführen zum Quell des Lebens, der da sprudelt am Herzen dessen, der sein Blut vergossen hat für unsere Sünde, nicht allein aber für unsere, sondern für die der ganzen Welt. Und wo wir das etwa versäumt hätten bei unseren Lieben, — wer irgend in seiner Seele ein Gefühl davon hat, was es werth sei einen Herrn zu haben, dem man leben und sterben kann, der bekennt auch, daß nichts schwerer auf die Seele zu fallen vermag ....“ „Und wann sie dann kalt daliegen und wir's uns sagen müssen, und unser Herz es uns zuflüstert auch wenn wir's nicht hören wollen, „du bist ein Dieb geworden an seiner Seligkeit, wo nicht Gott mit seinen Gnaden den Mangel zudeckt, den du gelassen,“ — Herr Gott, wie ist das bitter! Und dennoch, meine Geliebten, geschieht's hundert und tausendmal in der Christenheit, daß selbst da, wo einer krank liegt und also der Tod schon angeklopft hat — denn jede Krankheit ist ja ein Anklopfen des Todes —, ja wo der Tod schon ganz deutlich sein Kreuz an die Thür geschrieben hat — Alles, was an den Tod erinnern könnte, und damit auch jede Mahnung zur Buße, und damit auch das Sacrament der Sündenvergebung, und damit auch der Ernst des heiligen Sterbestündleins, dessen Minuten — wer weiß! — vielleicht Ewigkeiten aufwiegen, sorgfältig

ferngehalten und damit der Sterbende so recht in seinen Tod hineingetäuscht und hineingelogen wird! Sie sagen, es gehe nicht anders; man müsse ihn schonen, man dürfe ihn nicht erschrecken. Ja es ist wahr, es geht nicht anders, wo das Wort nicht in den Herzen ist: „Leben wir, so leben wir dem Herrn 2c.“, es geht nicht anders, wo nicht bei Zeiten dafür gesorgt worden ist, daß von des Kranken Lippen wiedertönen könne: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben, dieses weiß ich, sollt' ich nicht darum mich zufrieden geben?“ Aber, Geliebte, wo das Wort nicht lebt und geglaubt wird, ist da Christus, sind da Christen?“ . . . .

Der starke Beweggrund dieser bis ins Innerste getreuen, Leib und Seele hingebenden Pflichterfüllung war ihm ein — wie er es selber mehr denn einmal nannte — priesterliches Gefühl, das stete Gefühl, daß ihm und ihm allein die ganze Gemeinde auf's Herz gelegt sei. Mit voller Stärke war dies Gefühl in ihm erst erwacht, seit er im vollen und ausschließlichen Sinne eine eigene Gemeinde hatte; er pries eben darum trotz aller damit verbundenen Mühen sein Loos, das ein ungetheiltes persönliches Verhältniß zur ganzen Gemeinde zulasse und fordere. In aller Demuth erhob es ihn hoch, sich sagen zu müssen: „Siehe, diese Alle kommen versammelt zu dir;“ „erst hier,“ bekannte er, „habe ich recht gelernt, das Gebet für die ganze Gemeinde zu meinem tagtäglichen Gebete zu machen.“ Allerdings verlieh ihm dies Gefühl priesterlicher Verpflichtung auch ein entsprechendes Bewußtsein amtlicher Berechtigung; er hielt Recht und Ehre seines Amtes jedem Versuch der Geringschätzung und des Mißbrauchs gegenüber nachdrücklich aufrecht, und manchmal fiel mir, dem anders gearteten und geführten, sein hohes Amtsbewußtsein auf. Aber bei näherer Betrachtung verwandelte sich mir der Tadel in ein Gefühl, das dem Bruder vor dem Bruder sonst fremd ist, in das Gefühl der Ehrfurcht; so sehr war das innerste Wesen dieses Amtsbewußtseins doch wieder nur die höchste Steigerung des allgemeinen Priesterthums, der betenden und arbeitenden Hingebung und Aufopferung des eigenen Lebens für die Brüder. Darum war, was seine Seele erfüllte, auch nicht, wie jetzt bei so Vielen, der todte Amtsbegriff, hinter den sich die nicht entsprechende Persönlichkeit verkriecht, vielmehr das lebendige, verwirklichte Amt, das die darin aufgehende Persönlichkeit trägt wie ein Leuchter das Licht trägt; an seinem Amtsbegriffe änderte er nichts, sondern blieb nach wie vor dem presbyterialen Wesen von Herzen zugethan und begehrte

nichts mehr als in seiner Gemeinde recht viele Bethätigungen des allgemeinen Priesterthums zu erleben. Insonderheit verlieh ihm jenes priesterliche Gefühl einen immer mächtigeren Gebetsgeist. Er schloß kaum eine Predigt ohne freies Herzensgebet; „hat er nicht," sagte Bühring hernach treffend in seiner Gedächtnißrede auf den Heimgegangenen, „fast jede Predigt, die er uns gehalten, — als wollte er uns ein Paulus und Apollos zugleich sein (1. Kor. 3, 6) und den ebengepflanzten Samen auch begießen, — mit seinem gottbestürmenden und den Himmelsthau göttlichen Segens herabholenden Gebet so recht eigentlich uns in's Herz zu beten gesucht? Und" — fährt derselbe aufrichtige Zeuge fort — „wenn er in unseren Häusern über den Kranken den himmlischen Arzt anrief und über unseren Kindern die segnenden Täuferhände erhob, war es uns nicht, als verstünde er's mit dem Schlüssel des Gebetes des Himmels Wolken und Pforten weit aufzuthun und den Regen des göttlichen Trostes und Segens in reichen Strömen auf uns und die Unsrigen herabzuflehen?"

Ein angeborner und durch seinen ganzen Bildungsgang entwickelter Schönheitssinn vermittelte dies priesterliche Gefühl und Bewußtsein nach Außen zu einer ungesuchten und ungekünstelten Würde, wie sie so schlicht und echt überhaupt nicht oft, am wenigsten in so jugendlichem Alter gefunden wird. Die eben angeführte Gedächtnißpredigt kann sich's nicht versagen, unter den Erweisungen seines Glaubenslebens auch „seiner Sauberkeit, Züchtigkeit, Keuschheit und überall würdigen persönlichen Haltung in der ganzen äußeren Erscheinung" zu gedenken. „Präget recht fest," sagt sie dabei, „in eure Augen und Herzen das Bild dieses Knechtes Gottes, der seine einzige Lust und Freude hatte an Allem, was lieblich, rein, säuberlich und nett war; dem man, wenn er uns auf den Straßen unserer Stadt begegnete oder wenn er in unsere Häuser kam oder wenn er zu den Stufen des Altars herantrat oder diese Predigtstätte bestieg, es ansah und abfühlte, daß er ein Knecht der höchsten Majestät, ein Knecht des Herrn war; der darum, ohne es gerade zu suchen, mit der Würde, die ihm Gott gegeben hatte und die er zu bewahren wußte, manchem unsaubern und frechen Geiste imponiren konnte und imponirt hat." In der That habe ich selten einen Geistlichen mit solch' wahrhafter Feierlichkeit an den Altar treten, die liturgischen Stücke kaum je mit so heiligem Ernst und in so kirchlichem Style vortragen hören; so daß der Klang seiner ernsten, vollen, wohltönenden Stimme im Wechselgespräch mit dem lieblichen Chorgesange

der Kinder an sich schon in eine erbauliche Stimmung versetzte. Ebenso war seine Haltung und Sprache auf der Kanzel frei von jeder falschen und unschönen Gewohnheit, eine edle Form des heiligen Inhalts. Er begann langsam und mit feierlicher Ruhe, das verständigende, auslegende Element herrschte lange vor, erst allmählich, vielleicht erst gegen die Mitte der Predigt wurde der Puls der Rede rascher und heißer, bis dann zuletzt die fühlbaren Geistes- und Liebesflammen aus ihr hervorzuckten nach den Herzen der Hörer. Seine Ausdrucksweise war dabei eine durchaus edle und reine aber keineswegs überglatte; der Strom der Rede sollte nicht nur fließen, sondern je und dann auch strudeln und rauschen. Und weil dies Alles von innen heraus gestaltete Form seines reif und reifer gewordenen Wesens war, so begleitete es ihn auch von der Kanzel und aus der Kirche in's Leben hinein und gab ihm eine Macht über Jung und Alt, so daß, wer ihm die Liebe versagte, ihm doch die Scheu, die Ehrerbietung nicht zu versagen vermochte. Auch wenn er ermüdet unter guten Freunden sich gehen ließ, auch inmitten der geselligen Heiterkeit und Erholung konnte er jene Haltung, die ihm das Ineinsgehn von Amt und Leben verlieh, niemals verlieren. Frei von aller Pedanterie liebte er Scherz und Witz und man konnte wohl von ihm sagen, daß seine Rede allezeit mit Salz gewürzt sei; aber nicht nur hielt er den eignen wie den fremden Witz in den strengsten Schranken feiner und zarter sittlicher Zucht, sondern es war immer bei ihm, als leuchtete sein Scherzen nur dazu je und dann über einen dunklen Horizont hin, um den ernsten Hintergrund seiner Seele in seiner Unentwegtheit zu zeigen.

Dieser tiefe in seinem ganzen Wesen ausgeprägte heilige Ernst ward allerdings, wie er schweren Liebeszüchtigungen Gottes sein Dasein verdankte, auch fortwährend durch die fühlbare Hand des züchtigenden Vaters erhalten. Die gemüthliche Armuth und Einsamkeit eines Lebens, dem einst so reiche Liebeserfüllung geschenkt war, den Mangel des erquickenden häuslichen Gegengewichts gegen die verzehrende Arbeit des Berufes empfand er tief; dazu wollte auch die Hoffnung auf bessere Tage für die seit Jahren kümmerliche Gesundheit sich immer und immer nicht erfüllen. Ein ernstliches Halsübel, das schon im Herbst 1853 jenen Klagen über nervöse Abspannung folgte und ihm ein vierzehntägiges einsames Krankenlager bereitete, konnte als ein einmaliger Tribut an die ungewohnte berüchtigte Neuwieder Zugluft angesehen werden. Viel schlimmer war ein chro-

nisches Leiden, das sich schon im letzten Coblenzer Winter angekündigt hatte und nun pausenweise immer stärker auftrat, krampfartige Magen- oder Eingeweideschmerzen, gegen welche alle angewandten Mittel nicht recht verfangen wollten. Diese peinvollen Schmerzen raubten ihm Nächte hindurch den Schlaf und steigerten sich so, daß er dem Stöhnen nicht gebieten konnte; sie kamen zuweilen selbst während der Predigt und die größte Selbstüberwindung gehörte dazu, die Kraft der Stimme und die Sammlung des Geistes zu behaupten. Zwar gelang es ihm vermöge seiner großen Willensstärke, sich im Ganzen aufrecht zu halten und in der Ausübung seines Berufes nicht unterbrechen zu lassen; aber der Kampf, den es ihn bei der ohnedies schon täglich nöthigen sittlichen Anspannung kostete, auch dieser oft qualvollen Leiden Meister zu bleiben, zerrieb insgeheim seine körperliche Kraft. „Seit Jahren nicht zum vollen Gefühl der Gesundheit gekommen zu sein," klagt er wohl, „ist gar niederdrückend, und es ist ein besonders betrübtes Ding gerade mit diesem Leiden; es macht so muthlos und so gereizt." Wir in Trier waren die Einzigen, denen er klagte; „bei Einem," schreibt er, „muß ich schwach sein dürfen, um mich den Anderen gegenüber in Stärke erhalten zu können." Wurden wir aber besorgt und drangen in ihn, Urlaub zu nehmen und eine durchgreifende Cur zu versuchen, so wußte er auch wieder alles Beruhigende und Hoffnungsvolle vorzubringen und sich selbst als einen Hypochonder darzustellen, der eher zu schwarz male als zu helle. Auch ging es ihm bei persönlichen Begegnungen, in den frohen Tagen des Wiedersehens und der Erholung jedesmal leidlich gut und die Jugendfrische und Manneskraft seines Geistes nahm den ängstigenden ersten Eindruck seines blassen, leidenden Aussehens rasch hinweg. Da zudem sein Coblenzer Arzt ihn immer wieder beruhigte, manche Mittel und Vorkehrungen gut zu wirken schienen und zwar nie völlig gute aber doch ganz erträgliche Zeiten kamen, so gewöhnte er sich gewissermaaßen an diesen seinen „Pfahl im Fleisch", wie er wohl sagte, und verehrte auch in dieser Plage eine Züchtigung der göttlichen Liebe zu seinem Besten; „ich muß immer einen Dämpfer haben, damit ich klein bleibe," schrieb er.

In der That ließ sich die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die den Kindern Gottes aus der Trübsal verheißen ist, unter diesen Leiden, die in einem Leib und Seele anspannenden Berufe doppelt schwer lasteten, nicht an ihm verkennen. „Beschämend ist mir's," schreibt er einmal aus der Krankenstube, „daß oft erst solch' ein

leibliches Unwohlsein die wilde Kraft in uns dämpft und uns zu der Ruhe und Milde der Erscheinung bringt, von der wir fühlen, daß sie unsere beständige Weise sein sollte. Doch es bleibt ja wohl auch immer etwas hängen als Besitz für das weitere Leben." In den einsamen Krankheitsstunden war seine Seele besonders viel mit den vorangegangenen Geschwistern, mit der seligen Braut beschäftigt; „welch' ein Kranz von Verklärten," ruft er aus; „es ist mir manchmal, als ob ich seinen Flügelschlag fühlte." Nicht daß ihn sein Leiden je mit unmittelbaren Todesgedanken erfüllt hätte; aber „es ist wahr," bekannte er mir einmal, „das stete Gefühl einer unsicheren Gesundheit giebt meinen Gedanken eine öftere Richtung auf Tod und Ewigkeit, als sie sonst vielleicht hätten. Der Gedanke, man sei vielleicht auch bestimmt früh zu sterben, tritt einmal vor die Seele; warum sollte er's nicht? Predigen wir doch tägliche Todesbereitschaft. Es hat so jede Festung ihren schwachen Punkt, auf dem ihr der liebe Gott einmal beikommt; und was schadet's, denselben an sich selbst bei Zeiten zu kennen?" Aber solche Gedanken verdüstern ihm die irdische Wallfahrt nicht, sie verklären sie ihm, machen ihn stiller, ergebener, fröhlicher in irdischen und himmlischen Dingen. Er kann auch seine oft schwer empfundene Einsamkeit rühmen. „O daß ich einmal zu dem Stillesein käme, das ich so oft empfehle," ruft er im ersten Herbste aus. „Und doch ist viel Frieden bei mir eingekehrt in letzter Zeit; in einsamer Stube, allein mit Gedanken verkehrend, erfuhr ich manchen Segen." Ebendamals ging eine der schönsten Hoffnungen, die es für ihn gab, die Hoffnung mich in die Nähe und die liebe Schwester zu sich an die neue Schule zu bekommen, wie ein Streiflicht an ihm vorüber: wir mußten nach gemeinsamer Erwägung gewissenhafterweise auf die dargebotene Aussicht verzichten. Freudig in Wehmuth schließt er seinen zustimmenden Brief mit den Worten: „das ist nun geordnet und das Leben geht weiter. Es ist immer am besten so wie es ist, wenn wir's auch nicht verstehen. Nur weiter! Zu Ihm führen ja alle Wege, wenn sie nur in Ihm gegangen werden." „Unsere Geschicke," schrieb er mir bei einem ähnlichen Anlaß, „stehen in Gottes Hand; diese lebendige Gewißheit gründet sich mir immer fester in meiner Seele. Sie hebt hinaus über die kleinen Zufälligkeiten des Lebens und bewahrt vor unruhiger Thatenlust. Wenn man sich vor allen Dingen mit der eigenen Seele recht zu thun macht, so kommt man immer wieder hinaus auf das Gebet: „ach Herr, daß nur ich selber nicht verloren gehe; dafür

will ich Dir danken in alle Ewigkeit.“ Dem vollen Ernst seines Berufes gegenüber und unter dem dunklen Flor des Leidens konnte er sich doch freuen wie ein Kind; das kleinste Liebeszeichen fiel wie ein himmlischer Sonnenstrahl in seine Seele hinein. An Geburtstagen und Weihnachtsfesten besonders wird die zunehmende göttliche Kindschaft auch in dieser zunehmenden Fähigkeit, wie ein Kind glücklich und dankbar zu sein, offenbar. Aber alle Freude wird freilich übertönt, aufgehoben in die immer innigere und völligere Freude am Herrn. „Der Herr sei mit euch in dieser gnadenvollen Adventszeit,“ schreibt er im Herbst 1853 vom Krankenbette aus; „die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir, — welches Dunkel könnte da bleiben? Orgelton und Glockenklang einer himmlischen Welt; ach wer's nur immer vernähme.“ „Daß ich mit armer Gabe und reicherer Liebe am Weihnachtsfest zu euch komme,“ schreibt er bald darauf zum heiligen Abend, „ist nun schon stehend geworden; ist diesmal meine Gabe noch ärmer denn sonst, so ist meine Liebe wo möglich in demselben Maaß reicher. Schon der Vorgedanke an diese nahenden Stunden, die mir das Gedächtniß der besten, höchsten Stunden meines ganzen Lebens jedes Jahr in einem volleren Kranze erneuern, erzeugt in mir ein Gefühl, in welchem das Irdische alles hinschmilzt in der Freude, daß Er gekommen, die Sünder selig zu machen. Daß ich's euch beschreiben könnte, wie mir dann alle Sorgen, alle Mühen, alle Speculation und Theologie, Alles untergeht vor der seligen Anschauung der leibhaftig gewordenen herzlichen Barmherzigkeit Gottes. Knieen, weinen, beten möcht' ich da allein; denn wer wollte nicht ein Kind sein bei diesem Kinde? Und doch stammle ich nur von dem wesentlichen Lichte, dessen Leuchten meine Seele in solchen Momenten erfährt. Daß ich euch's zu stammeln wage, sei euch der Beweis, wie meine Seele vor euch offen liegen möchte und das Beste und Ewige in eurer Gemeinschaft genießen“ . . . In diesem seligen Kindesgefühl beschreibt er dann im nächsten Briefe seine Weihnachtsfeier: wie er bei Freund Terlinden mit den Kindern im dunklen Wartezimmer gestanden, sich unter ihren Jubel gemischt und mitgesungen: „Vom Himmel hoch da komm' ich her;“ wie er am späten Abend mit seinem Weihnachtsbäumchen heimgekommen und nun nach herzlichem alle seine Lieben umschließenden Gebete die Weihnachtspakete der Eltern und Geschwister geöffnet und, oft von den kleinsten Gaben am tiefsten bewegt, sich selbst seine Bescherung geordnet habe, und wie dann die kirchliche Feier, die erste in dieser

seiner Gemeinde, die so ganz sein eigen sei, allem Glück und Segen erst die Krone aufgesetzt. „Ich habe viermal gepredigt und immer einmal fröhlicher als das anderemal; die letzte Predigt, die am flüchtigsten vorbereitete, scheint mir, nach dem Eindruck zu schließen, am besten gelungen zu sein. Ich fühlte wieder die ganze Herrlichkeit des Amtes, das die Versöhnung predigt, und weiß Gott nicht genug zu preisen für die Gnade, daß er mich geringfügiges Werkzeug mit dem Stücklein von der Herrlichkeit des seligen und seligmachenden Heilandes, welches meiner Erkenntniß aufgegangen ist, in eine Gemeinde gestellt hat, der ich trotz meiner Unwürdigkeit und aus dem Gefühl meiner Schwachheit heraus die Versöhnung durch diesen Heiland mit allen Kräften verkündigen darf."

Und nun wollte der Herr, der ihm so sehr Schatz über alle Schätze geworden, ihm auch die rechte Krone und Vollendung des irdischen Erlebens nicht länger versagen, eine neue fromme bräutliche Liebe. Wir hatten ihm eine solche längst gewünscht und er selbst trug diesen Wunsch, der ja kein willkürlicher war, sondern aus einem tiefen Bedürfen seines inneren und äußeren Lebens entsprang, zumal seit dem Antritt seines selbständigen Pfarramtes, in der Seele; wenn irgend Jemand, so bedurfte er als Gegengewicht seines mehr noch innerlich als äußerlich aufreibenden Wirkens in der Gemeinde die Zuflucht eines ihm ganz angehörenden und hingegebenen Herzens. Auch war er sich bewußt, mit diesem Begehren an der seligen Braut keinen Raub zu begehen, sondern er empfand dabei in Beziehung auf jene seine erste und in gewissem Sinne unveräußerliche bräutliche Liebe wie mich dünkt in der gesundesten Weise. Klotilde blieb in sein inneres Leben unzertrennlich verwoben, aber sie war in eine Sphäre entrückt, in der „sie nicht mehr freien, noch sich freien lassen;" es konnte von einer Ausschließlichkeit der Liebe zu ihr nicht mehr die Rede sein, sondern es fragte sich nur, ob das Erlebte dem Herzen die Frische und Jugendlichkeit gelassen habe, noch einmal in gleicher Weise zu blühen und ein nicht minder festes und inniges Band der Zuneigung zu knüpfen. Daran hatte Franz allerdings oft gezweifelt, er hatte je und dann einen Anflug genommen zu hoffen und zu lieben, aber ohne vollen Muth, ohne das ungetheilte Herz der noch ungeknickten jugendlichen Zuversicht; freilich hatte ihn dann auch der ernste Gedanke und Vorsatz gezügelt, nicht nach eigenem Willen zu thun, sondern des Herrn Willen zu erkennen. „Mein Herz ist wie ein unruhig Roß," hatte er mir aus einer solchen Stimmung in

seiner letzten Coblenzer Zeit geschrieben; „zuweilen steht's wohl ganz ruhig und lauscht blos, dann aber springt's wieder hoch auf in pochender Ungeduld und will den heilsamen Zügel nicht leiden. Wohl fährt zuweilen über die ringenden Gefühle wie ein kältender Nordwind der Gedanke hinweg: was zerarbeitest du dich soviel um das Stücklein Zeit? Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden! Aber dann weiß ich doch zugleich, daß in solchem Liebesbedürfniß etwas Ewiges ist, wie ich's schon früher erfahren. Das verklärte Bild meiner Klotilde schaut auch in diese Stimmungen ohne leisen Mißklang, unverblichen hinein, und dies Bewußtsein hebt mich." Das Ergebniß solch' eines inneren Ebbens und Fluthens war am Ende ein immer stilleres und völligeres Ergeben und Befehlen in die Hände des Herrn:

„Doch still, begehrend Herz! Nur du,
Mein Gott, sollst reden, ich will lauschen.
Gieb, was du willst: nur laß mit Ruh
Mich deine Gnade decken zu;
Zu deinen Füßen soll mein Lied verrauschen!"

Und so ging denn zu rechter Zeit das „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen," auch hier in Erfüllung. In der geliebten eigenen Gemeinde, in dem schlichten christlichen Kreise, der ihm in derselben zunächst stand, ließ ihm Gott die rechte Braut begegnen, die jüngste Schwägerin seines Freundes Terlinden. Aus einem vertraulichen Briefe an diesen, der übrigens nicht abgeschickt, sondern durch mündliches Anvertrauen überflüssig gemacht ward, mag der Sinn hervorgehen, in welchem Franz die auftauchende Lebenshoffnung ergriff.

„Seit den Tagen meiner ersten Verlobung," schrieb er, „bin ich nie wieder so von einer Zuneigung bewegt und erschüttert gewesen, wie in dieser letzten Zeit. Ich sagte mir manchmal, daß in dem Boden des Herzens, in dem einmal die Pflanze der Liebe wurzellos geworden, diese Blume nicht mehr gedeihen könne; ich sagte mir's vor noch nicht langer Zeit. Zwar das Bild meiner lieben Verklärten sah allezeit freundlich auf mich herab; es war mir zur Schwester verklärt und ich fühlte, mein Herz konnte wieder lieben und neue Blüthen treiben, ohne vergessen zu müssen, ohne eine Treue zu brechen. Und doch so oft es vorübergehend von irgend einem Eindruck bewegt ward, glaubte es zu empfinden, daß

die alte Frische, die alte Unverzagtheit nicht mehr da sei. Und freilich, lieber Freund, die Wunde ist geheilt, aber die Narbe mag immer sichtbar bleiben.

„So bin ich hierher gekommen und habe die erste Zeit hier verlebt. Ich habe so sehr das Bedürfniß von Liebe getragen zu werden, daß ich nicht im Stande war, auf die Hoffnung zu verzichten, daß sie mir noch einmal werde zu Theil werden. Aber zurückgetreten waren doch für's erste diese Gedanken, und das Gemüth trachtete mit Geschwister- und Freundesliebe sich zu stillen und im Uebrigen des Herrn zu harren. Gerade in dieser Zeit begegnete mir zum ersten Mal mit einem merklichen Eindruck Ihre jüngste Schwägerin Lina. Sie wissen ungefähr, wie oft und unter welchen Umständen ich sie gesehen habe; Sie waren in der Regel dabei, und wenn Sie ein guter Beobachter sind, wird Ihnen wenigstens in den letzten Wochen wenig entgangen sein von dem was zu beobachten war. Mit welcher Macht aber jener erste wohlgefällige Eindruck wuchs und daß der Name des lieben Mädchens seit Wochen unablässig durch meine Gedanken zieht, ja manche liebe Nacht mir den Schlaf nimmt, das vielleicht wußten Sie so nicht. Wir haben uns wenig gesehen, aber das ist eine Sache, die im Grunde doch nur durch ein unmittelbares Gefühl, durch eine Wahlverwandtschaft, die sich vor aller Reflexion ankündigt und als unmittelbarer Eindruck zum Bewußtsein kommt, entschieden wird.

„Als ich, was in mir vorging, mir selber zu sagen gewagt, als jede neue Begegnung diesen Zug verstärkte, hab' ich mich in keiner Weise „besprochen mit Fleisch und Blut". Keine falsche und verwerfliche irdische Rücksicht war es, von der dies Gefühl ausging: dessen ward ich in der ernstlichsten Selbstprüfung gewiß. Ich kenne ein Stück des menschlichen Herzens und habe mein eigenes nicht am wenigsten kennen zu lernen gesucht; das aber wußte ich klar, daß ich diese Liebe vor Gottes Angesicht hinlegen durfte. Ich hab's gethan, ich habe gebetet und wieder und wieder gebetet um die Lenkung meines Herzens auch in dieser Sache, und wenn's gegen meinen Willen ginge; ich habe gebetet mehr um des lieben Mädchen ewiges Heil als um ihren Besitz, ich hatte Alles dem Herrn anheimgegeben, — ich glaube ein Ja und Amen Gottes in meinem Herzen vernommen zu haben. Da wäre ich schon manchmal gerne vor sie hingetreten und hätte ihre Hand ergriffen und mein Herz in ihr Herz rückhaltlos gelegt; — und doch ist es, wie ich wohl erkenne, ein so

unendlich ernstes und wichtiges Ding und hängt soviel zeitliches und ewiges Wohl davon ab, eine andere Seele so auf seine Seele zu nehmen, einer anderen Seele die eigene so hinzugeben, daß ich zu anderen Zeiten wieder zaghaft frug: ist es recht, daß du so ungeduldig bist; du kennst sie ja kaum? So war und bin ich hin- und hergezogen und das nagt doppelt an mir, weil meiner Natur schon alle unentschiedenen Zustände unerträglich sind. Es darf auch nicht lange mehr so gehen, es geht unmöglich. Mein Gemüth, meine Kraft, mein Amt beginnt darunter zu leiden.

„Was, wie ich glaube, die Stimme Gottes im Herzen mir gesagt, soll mir die Stimme des Freundes bestätigen. Oder er müßte mir sagen, daß mein Herz mich täusche, was ich nicht fürchten mag. Ich will Ihnen sagen, was ich hoffen und haben möchte, was ich nach kurzer Kenntniß zu hoffen wage. Ich bedarf viel und bedarf wenig. Die köstlichste Eigenschaft ist doch ein frommes Herz. Beten muß man können mit seinem Weibe, und sie muß für einen beten und gebetet haben, noch ehe man sie um das Ja ihrer Liebe gefragt hat. Das habe ich, so weit ich's kann, auch erst allmählich und unter schwerem Ringen gelernt; aber man muß eine Anlage dazu haben. Ich meine zu wissen, daß sie Lina nicht fehlt. Daraus kommt schon eigentlich Alles, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob ist, Einfachheit, Sanftmuth, Freundlichkeit, Wahrhaftigkeit. Sie müssen hervorkommen, wo das Herz auf das Höchste herzlich gerichtet ist. Es giebt aber eine natürliche Anlage für Alles dies, und mich dünkt, das liebe Mädchen hat sie, ihre ganze Erscheinung macht den Eindruck ungeschminkter Natürlichkeit und Herzlichkeit. Aber, lieber Freund, ich hätte das auch sehr nöthig; ich bin eine etwas kategorische Natur und dazu reizbar, aufregbar. Glauben Sie mir, überhaupt ein Mensch mit recht viel Fehlern; es ist mir damit aufrichtig gemeint. Es ist nur das Gute dagegen zu setzen, daß ich aus der Gnade Gottes habe, daß es mein sehnlichstes Verlangen ist ein Kind Gottes zu werden und Anderen dazu zu helfen. Aber dazu sollen mir die, welche ich lieb habe, auch helfen ihrerseits. Ich trage sie gerne auf Händen; Gott lehrt mich treu sein und thut mir das Herz weit auf in Lust zu lieben und zu erfreuen; aber dagegen bedarf ich auch wieder von ihnen viel tragende, geduldige, sanftmüthige, hingebende Liebe, viel selbstverleugnendes Eingehen auf mein armes verkehrtes Herz. Es ist wahr, was meine Mutter mir jüngst schrieb: „eine Frau muß ganz für dich leben, du bedarfst

viel Liebe.“ Ich bedarf auch — und meine es in der lieben Lina zu finden — die stillwaltende Häuslichkeit, die dem Manne durch Abnehmen der kleinen äußerlichen Sorgen und dadurch, daß sie ihm mit leiser Hand auch die irdische Pflege unterbreitet, es erleichtert, seinem Berufe und seiner Anlage gemäß den höheren geistigen und geistlichen Gebieten zu leben. Und nicht am wenigsten fällt endlich noch dies in die Wagschale: der im Geistigen lebende Mann bedarf für das, was ihn in Anspruch nimmt und fesselt, eine Empfänglichkeit, ein Verständniß bei dem Weibe seiner Liebe. Der liebe Gott hat mir — Sie werden mir glauben, daß ich das mit Dank und Demuth sagen kann — den Sinn weit aufgethan für die Schätze der geistigen Welt. Alle Wissenschaft fesselt mein Interesse und liefert meinem Denken Aufgaben; Kunst und Poesie gehören mir zu den unentbehrlichen Stücken in der Nahrung des Geistes. Verstehen Sie mich doch recht, lieber Freund. Sie wissen wohl, wie ich den sogenannten gelehrten oder geistreichen Damen gram sein kann; aber ein allgemeines Interesse, ein allgemeines Verständniß für die geistigen Lebensgebiete begehrt der Mann von dem Weibe seiner Liebe, ein Interesse, wie es sich in dem Sinn für Kenntniß von Literatur, Poesie, Geschichte an den Tag legt. Wenn er derjenigen, mit der er Alles theilen will, auch von den geistigen Gütern, welche Beruf und Neigung ihm zuführen, etwas mittheilen möchte, so erwartet er Lernlust, Theilnahme, Sinn für Bereicherung des Geistes. Es sollen die Zweie ja eins sein in Allem. Und zumal einer Pfarrfrau ist ja dieser höhere geistige und geistliche Sinn wohlanständig nicht nur, sondern unerläßlich. Mir ist, als könne einer Natur von so viel Lebendigkeit, guter Laune, Raschheit und Tüchtigkeit, von einem so unverbildeten und nicht auf Tand und Eitles gerichteten Sinne, wie Lina ist, dieses geistige Interesse nicht fehlen. Aber ich würde froh und dankbar sein, wenn Sie, lieber Freund, mir sagten, es ist so.

„Wir können uns ja eigentlich so wenig sehen und kennen lernen, so lange unser Verkehr ein so förmlicher und gemessener ist. Ich sehne mich zu einer Entscheidung zu gelangen; aber noch zweierlei ist nöthig, bis ich sagen kann: „Gott will es.“ Zuerst, daß die Mutter, die ich achten und lieben gelernt habe, ein rechtes Herz zu mir faßte, mich wie ich nun eben bin gern und freundlich als Sohn aufzunehmen. Sie könnten das besser wissen und erfahren als ich; sie könnte selbst es Ihnen unbefangener sagen als mir. Dann aber, — und das wäre mir die entscheidendste Probe, — daß Lina, die

ich herzlich, sehr herzlich lieb habe, mir wenigstens gut wäre. Ich sage nicht, daß sie mich schon jetzt so klar und ganz lieb haben sollte. Ein Mädchen thut das vielleicht allmählicher als der fordernde, erobernde Mann. Aber das müßte sie wissen, ob sie mir gut sein kann, ob ihr Herz einmal wärmer geschlagen bei meinem Kommen oder Gehen, ob in stiller Gebetsstunde, wann sie ihrer Lieben gedachte vor dem Herrn, vielleicht auch einmal mein Name in ihrer Seele sich in die Reihe gedrängt. Wenn sie das weiß, dann weiß sie auch, daß sie mich lieben kann mit ganzer Seele. Und hätte im Gegentheil meine Erscheinung bis jetzt so viel Wirkung bei ihr nicht gehabt, — dann würde ich den Stab über meiner Liebe gebrochen sehen durch eine gewaltige Hand, unter die mich zu demüthigen ich gelehrt worden bin. Vielleicht können Sie darüber auch von ihr etwas erfahren oder wahrnehmen. Sie kommt mir immer so freundlich und fröhlich entgegen, und vielleicht war ein- oder zweimal die Sprache ihres Herzens im Druck ihrer Hand; aber das kann sie doch allein wissen, ob ein Anfang sei in ihrem Gemüthe von dem heiligen Ernst und dem heiligen Jubel einer die Tiefen der Seele durchbebenden, alles Hohe und Tiefe an's Licht hebenden Liebe — der Liebe, die stark ist wie der Tod, nach dem Worte der Schrift.

„Fänden Sie davon eine Spur, dann würde ich nichts dagegen einwenden, wenn sie durch diesen Brief, in dem ich mein Herz ausgesprochen habe, vorbereitet würde auf die Frage, die ich ihr stellen möchte. Ich möchte sie nicht völlig überraschen; sie könnte mich hier in etwas kennen lernen und mich und sich prüfen. — O lieber Freund, Sie können sich kaum denken, wie mein Gemüth durch die Frage bewegt wird: wird dir der Herr das Glück, das du einmal vergeblich hofftest, nun gewähren? Werden die gebrochenen Blumen von damals, alle jene Hoffnungen, ihre Häupter noch einmal aufrichten und anfangen zu blühen? Schon einmal hat eine Fluth von Thränen mir die Erde mit allem Glück und Hoffen zugedeckt, — o es waren bittere Zeiten, — aber als mein Herz, einsam mit seinem Gott, auf diesen Wassern schwamm, da hat es Ihn kennen gelernt und aus Seiner Liebe Kräfte des ewigen Lebens empfangen, die auch ein glückselig irdisch Leben nimmer hätte geben können. Und jetzt soll vielleicht doch der Friedensbogen heraufsteigen. Sie mögen denken, wie ich gespannt bin, ob er denn kommt“ . . . .

Gottlob traf Alles zu, was in diesem Briefe verlangt und vorausgesetzt war, und so führte Der, von dem die Sache kam, der

Herzenskündiger, die Beiden einfach und ebenen Weges einander entgegen. Wie des Segens Gottes, so hatte sich Franz auch des Segens seiner Eltern im Voraus gewiß gemacht. — Die Art und Weise, in der die Angehörigen des lieben Mädchens seine Annäherung aufnahmen und die Sache behandelten, bestätigte ihm, daß er sich über den Sinn und Geist, in welchem er sich Lina aufgewachsen dachte, nicht getäuscht. Diese selbst, ebendamals im neunzehnten Jahr, das jüngste frühe vaterlos gewordene Kind einer in die Schule der Geduld und Erfahrung gegangenen christlichen Mutter, von wackeren treuen Brüdern als „das Kind" in der Familie miterzogen, hatte ihm von Anbeginn eine kindliche Zuneigung geschenkt; nun blühte sie mit und in dieser Liebe erst recht zur Jungfrau auf. Man wird es verstehen, daß ich den Entwickelungsgang dieses zweiten Brautstandes nicht wie den des ersten erzähle; wer die aus ihm hervorgegangenen Lieder in den „Haideröschen" aufsucht, wird den Eindruck empfangen, daß sich diese zweite bräutliche Liebe zu der ersten wohl wie das Erleben des Mannes zu dem des Jünglings verhielt, aber an Fülle und Tiefe, Glaube und Gebet nicht hinter jener zurückstand. Möge ein einziges leicht hingeworfenes Lied, das dort keine Aufnahme gefunden hat, hier die Stimmung ihrer ersten Anfänge schildern.

Abendgruß.

Ich grüße dich von ferne
In dieser Abendstund';
Es steigt mein stilles Grüßen
Aus tiefstem Seelengrund.

Ich grüße dich mit Wehmuth
Und mit geheimer Lust;
Ich möchte mein Grüßen senken
In deine kindliche Brust.

Ich grüße dich mit Beten
Bei jedes Morgens Schein,
Und mit Gebetesgrüßen
Schlaf' ich am Abend ein.

O geht von mir zu ihr hin,
Ihr lieben Engel sacht,
Und stehet um ihr Bette
Die ganze liebe Nacht.

Und flechtet meine Grüße
In ihre Träume leis,
Daß wie es nur geschehn mag
Ihr Herze selbst nicht weiß.

Und wenn sie wieder aufwacht, —
O wüßt' ich's sicher doch,
Daß sie mit einem Gedanken
Meiner gedenke noch!

* * *

Am 17. Februar 1854 geschah nach einer Vorgeschichte von zwei bis drei Monaten die Verlobung. „Mit freudig ernsten Gefühlen," schrieb Franz den Eltern, „theile ich euch dies Erlebniß mit, denn die Erwägung, daß mir der liebe Gott nun gewähren wolle, was er mir einstens schon schenken zu wollen schien, hernach aber unter vielen heilsamen Schmerzen nach seinem heiligen Rathschluß zu versagen für gut fand, giebt meinem Gefühl einen ernsten Hintergrund. Und dann bedenke ich heute wohl mehr noch, als ich es früher that und gethan hätte, den hohen Ernst einer für beide Seelen in irdischer und ewiger Beziehung so hochwichtigen Verbindung. Einen so folgereichen Schritt mit Gott gethan zu haben, in aller sündigen Schwachheit vom Herrn getragen, giebt mein Herz mir freudiges Zeugniß." Und die junge Braut schrieb im ersten Briefe: „Ich sehe das Glück, das mir zu Theil geworden ist, als ein ganz unverdientes und von der Hand des Herrn kommendes an und bin tief beschämt von seiner unbegreiflichen Gnade, die mir dasselbe geschenkt und mich so treuen Händen übergeben hat; denn ich habe die feste Hoffnung, daß mich mein theurer Franz dem Herrn näher führen und zu einem Kinde Gottes machen wird."

Dem fröhlichen Genießen der ersten bräutlichen Zeit waren durch die Anforderungen des Amtes freilich sehr enge Grenzen gezogen. „Mit dem einfachen, leichten, fröhlichen Gang meiner Liebe," schrieb uns Franz, „habt ihr wohl Recht, wenn ich das Ganze überschlage. Doch hatte die Sache seit Monaten mein Gemüth mächtig eingenommen und des Hangens und Bangens war genug, zumal solange ich mich hier Niemandem ausgesprochen hatte. Den Nachtheil hatte ich, daß ich mir in der ganzen Zeit keinen Tag eines stillen, freien Traumlebens gönnen durfte, sondern die harte Wirklichkeit, die ernste Forderung des Berufes immer rücksichtslos meine Stimmungen durch-

kreuzte. Es war gerade diese Zeit eine Zeit sehr arbeitsvollen Amtslebens und ich glaube, im Ganzen nach menschlichem Maaße Treue gehalten zu haben, aber namentlich meine Predigten kosteten mich doppelte Arbeit. Es ist mir nie eine Arbeit einen Augenblick leid und lästig gewesen, aber ich fühlte, wie mich der stete gewaltsame Wechsel der Stimmungen zerrieb. Jetzt bin ich freilich weit friedsamer, aber was mir so wohl gethan hätte, in der ersten jungen Verlobungszeit ein paar Tage zu haben, rein dem persönlichen Leben und Ineinandergehen der Herzen geweiht, um dann frischer in den lieben und köstlichen Beruf zurückzukehren, — das Glück hatte ich nicht. Ich gehöre bis zum Abend der Gemeinde ausschließlich, dann gehe ich zu meiner Braut, um ein wenig auszuruhen und zu plaudern, und auch dann bin ich doch, weil der Abend eben die Familienzeit ist, zwischen ihr und den Andern getheilt." Gleichwohl machte der getreue Haushalter sich Gedanken darüber, ob seine Verlobung nicht etwa der ungetheilten Hingebung an sein Amt Eintrag thue; „es ist mir," schrieb er mir, „in letzter Zeit öfters das Wort des Apostels vor die Seele getreten: „wer ledig ist, der sorgt was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freiet, der sorgt was der Welt angehört, wie er dem Weibe gefalle;" ich habe mich fragen müssen, ob ich denn seit meiner Verlobung noch eben so treu und eifrig in meinem Amte sei wie vorher. Freilich, das fühle ich wohl, der Geist des Herrn ist auch jetzt bei mir; ja ich kann eifriger beten, seit ich für meine liebe Braut mitbete. Und so mag's denn auch wohl an anderen Dingen gelegen haben, wenn ich in den letzten Wochen zuweilen einen Mangel fühlte an der alten Kraft." Schon um dieser engen Eingrenzung willen, die das neue Lebensverhältniß bei seinem wohlempfundenen unveräußerlichen Recht und Anspruch sich gefallen lassen mußte, hätte Franz die Hochzeit nicht weiter als in den Herbst des laufenden Jahres hinausgeschoben gewünscht. Er fürchtete, daß auch bei der größten Treue von seiner Seite die Gemeinde auf den Verdacht kommen könne, sie werde um der Braut willen zurückgesetzt; er besorgte auch, da ihm die Verhältnisse nur spärlich einen ausschließlichen Verkehr mit seiner Braut verstatteten, das rechte und nothwendige Ineinsleben werde verkümmert werden; er scheute „die Gefahr, sich an ein Genügen am äußerlichen Verkehr zu gewöhnen, mit dem der innerliche nicht Schritt halte." Indeß war auf der anderen Seite der sorgsamen Mutter schon die Verlobung für ihr Kind fast zu frühe gekommen; sie machte geltend,

daß Lina sich in ihren zukünftigen Stand und Beruf erst allgemach innerlich finden und auf denselben noch reiflicher vorbereiten müsse, und so kam man überein, die Hochzeit auf den nächstfolgenden Frühling zu verschieben.

Der auf diese Weise über ein Jahr währende Brautstand wurde gleichwohl ein schöner und reicher, ohne an der Strenge des Berufslebens etwas abzudingen; ja der Ernst des letzteren fiel segensreich auch in das persönlichste Zusammenleben hinein. Konnte Franz gegen Abend, noch ehe der arbeitsvolle Tag sich neigte, ein freies halbes Stündchen finden, so holte er seine Braut zu einem kleinen Erholungsspaziergang ab; er erzählte ihr dann, was ihn den Tag über beschäftigt, worüber er bei seinen Amtshandlungen geredet, zog sie so viel als möglich in sein Berufsleben hinein; oder er erzählte ihr auch von Eltern und Geschwistern, den lebenden und den heimgegangenen, und von seiner eigenen Jugend, sodaß sie in kurzer Zeit in all' seinem Leben, Dichten und Trachten daheim war. Den Abend verbrachte er mit ihr in der Familie, mit der eine allgemeine Liebe und Verehrung ihn immer inniger verband; dann erzählte er wohl auch, oder er las vor, etwas aus der Kirchengeschichte oder aus der deutschen Literatur, und es war ein großer Genuß, ihn vorlesen zu hören. War die Gelegenheit des persönlichsten Austausches allzu beschränkt, so half man sich wohl auch durch brieflichen Ersatz; zumal an besonderen festlichen Tagen hatte man sich mehr zu sagen, als sich vor Anderen, auch den liebsten Freunden sagen ließ. Zuweilen ist's ein leicht beschwingter Liedesgruß, den solch ein Briefchen zur Braut hinüberträgt, öfter ein ernster, zuweilen schmerzlicher Herzenserguß; denn die von Zeit zu Zeit stärker auftretenden körperlichen Leiden und Schmerzen schwebten doch wie eine dunkele Wolke über den frohen verheißungsvollen Tagen des Brautstandes. Ich wähle aus diesen Zeugnissen vertrautesten Austausches nur einige wenige Stellen aus, welche des Bräutigams eigenthümliche Art und Weise zu treffend bezeichnen, um hier entbehrt werden zu können.

„Was ich dir gebe," heißt es in seinem Geburtstagsbriefe, „ist wenig, was ich dir wünsche und erflehe ist viel. Würde an jedem Geburtstag dies mein Gebet sein, daß der Herr dich reichlich segnen möge mit Allem, was irgend eine Tugend und irgend ein Lob ist; — dieser Geburtstag gewinnt dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß er mit Gottes Willen der letzte ist, den du von mir getrennt erlebst. Da wünsche ich denn besonders herzlich, daß der Herr dich

rüsten möge, mit alledem, was nöthig ist, um das große und köstliche Amt — wir wollen erst sagen, der Hausfrau, dann der Pfarrfrau auszurichten. Du weißt, wie sehr ich allen Ansprüchen zuwider bin, welche von etwas sentimentalen Seelen an das Wort „Pfarrfrau" gemacht werden, wenn diese Ansprüche auf Ziererei und Verkennung der Stellung des Weibes hinauslaufen; dennoch aber hat die Frau des Geistlichen, des Gelehrten, des mit allen Ständen der Gesellschaft verkehrenden Mannes Aufgaben, die auch von denen nicht immer genügend erkannt werden, welche sonst in einem richtigen Gefühl gegen Ueberbildung und Ueberfeinerung mit meinem Sinn übereinstimmen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch unser Brautstand schon mehr ein geistiges Ineinanderleben hätte sein können, wir würden an einem brieflichen Verkehr, in den sich das beste und feinste innerliche Leben zusammendrängt, fast mehr gehabt haben. Das wird nun aber Alles anders werden. Wenn wir erst bei einander und in ungehemmtem Verkehr sind, da wird ein neues Aufeinanderwirken, ja ein neues Kennenlernen beginnen; dann mußt du, in meine Lebenskreise dich ganz versetzt und verpflanzt fühlend, auch ganz in ihnen heimisch werden. Denn auf mich mußt du dann gepflanzt sein; ich muß mit meinem Wesen der einzige Maaßstab werden für dein Wesen; meine Weise das Leben anzusehen und zu behandeln muß ein Echo haben in deinem Herzen, ein ganzes, volles, klares. Es ist keine egoistische Forderung, die ich da aufstelle; es kann nicht anders sein, es liegt in der Natur der Liebe und ich weiß auch, daß du ja dazu sagst. Dafür bitte ich den Herrn, daß er mich kräftigen und heiligen wolle, daß ich nichts an dir, meine liebe Braut, verderbe und in keiner Weise dir schade, sondern dich hüte und pflege wie mich selber, nach dem, was der Apostel Ephes. 5 sagt. Und so bitte du auch, und so laß es uns heute zusammen thun, daß der Herr aus uns ganze, herzliche, stille, frohe, feine Gotteskinder mache, die bis in die äußere Freundlichkeit und Lieblichkeit ihres täglichen und häuslichen Lebens hinein der Welt kund thun, daß sie im Heilande einen Quell hellen Friedens, klarer Ordnung, seliger Anmuth im Herzen tragen."

Der neunzehnjährigen Braut, die an dem so viel gereifteren Manne demüthig emporsah, konnte wohl aus eigener Bescheidenheit, sowie aus dem zuweilen trüben Ernste des Bräutigams die Frage aufsteigen, ob er sich in diesem zweiten Brautstand auch so recht und nicht weniger befriedigt und glücklich fühle als in dem ersten. Mit Beziehung darauf schreibt er am Jahrestage der Verlobung: „Auch

ich, liebste Lina, habe an solchen Tagen immer das Gefühl, daß, wie du sagst und wie wir's gestern Abend von der Karoline Perthes in einem ihrer Briefe gelesen haben, unser Dank immer zu wenig sei und zu kurz im Vergleich mit unseren Bitten; so klar ich, ja je klarer ich erkenne, für wieviel ich zu danken hätte, desto deutlicher fühle ich dann auch den Mangel an Gottesliebe und Gottinnigkeit, der meinen Dank nur schwach sein läßt. Und doch, wenn ich an solchen Tagen die Tage meines Lebens von früher Jugend an bis jetzt übersehe — und ich denke da besonders an meine innere Entwickelung, mit der freilich die äußeren Ereignisse genau zusammenhängen, — wie deutlich erkennbar, wie wunderbar hat mich des Herrn Hand geführt und hat mich aus der Finsterniß versetzt in Sein lichtes Reich. Wenn dir, mein liebes Herz, das Alles so bekannt wäre, dann würdest du gewiß meine Art und mein Wesen noch besser verstehen und dann vielleicht auch jenen Zweifel gar nicht gehegt haben, von dem es mir ebenso leid ist, daß er dich je beunruhigt hat, als es mir lieb ist, daß du mir ihn offen und vertrauensvoll aussprichst.

„Kann ein Wort diesen Zweifel heben, so wäre er gehoben, wenn ich dir einfach sage: du hast dich geirrt; ich glaube, daß ich dich nicht weniger, sondern noch mehr lieb habe, wenn auch meine Liebe stiller, weniger lebhaft sich äußert. Aber mehr als durch ein Wort gedenke ich durch That und Leben, wann erst einmal volle Gemeinsamkeit unter uns sein wird, dich zu widerlegen. Wir müssen uns dazu, glaube ich, einfach nur gegenseitig besser verstehen lernen, und dazu gehört Umgang, ganzer, voller, freier. Wenn zwei Menschen sich lieb haben, so stimmt der innerste Grund ihres Wesens zusammen; aber nun finden sie immer mancherlei aneinander, davon sie denken, das könnte und möchte anders sein, nicht eben besser, aber doch anders, so wie es eben mir paßt und zusagt. Geht es dir mit mir nicht so? Ach, liebe Lina, ich erschrecke zuweilen davor, was ich für ein wunderlich eckiger Mensch bin, der von seinem Besten wenig und von der harten Schale viel an den Tag legt. Dahinein mußt du dich nun finden, das wollt ich sagen —, und vor Allem durch das Aeußere durchdringen in's Innere.

„Frage ich, was kann dich auf deine Gedanken gebracht haben, so ist's erstens dies: ich bin manchmal herb und schneidend; freilich gerade bei denen, die ich liebe, am meisten, — wenn ich an ihnen etwas wahrnehme, was meinem Ideal und meinen Wünschen nicht entspricht. Aber ich bin's doch in der Regel vielmehr im Augen-

blick und im Ton, als innerlich und dauernd; hypochondrisch lege ich auf Kleinigkeiten ein großes Gewicht, weil ich Zusammenhang zu sehen meine zwischen Kleinem und Großem. Dann erfüllen mich oft Sorgen des Amtes, wissenschaftliche Fragen und dgl., und nehmen mich so in Anspruch, daß mir keine rechte Aufmerksamkeit nach Außen bleibt. Könnte ich mich immer aussprechen, dann wär' es besser, aber du weißt ja, wie eingeschränkter Art dieses ganze Jahr unser Umgang war, daß ich meist darauf angewiesen war, mein lebhaft bewegtes geistiges wie gemüthliches inneres Leben ganz in mich zu verschließen. Dazu kommt mein oft lange andauerndes Unwohlsein, nicht groß genug, um mich niederzulegen, aber auch nicht klein genug um nicht an meiner Seele zu nagen. Und dann, meine Liebe, wer schon Vieles erlebt und Vieles stille getragen und vertragen hat, bei dem schwebt das Herz nicht stets auf der Zunge und die Pulsschläge auch seines Liebeslebens werden weniger fühlbar.

„Und soll ich dich noch einen Blick weiter thun lassen in mein innerstes Leben, das noch die deutlichen Spuren und Wunden davon trägt, daß Gott es einst aus tiefer Nacht und sündiger Gottentfremdung versetzt hat in Sein wunderbares Licht? Wohl mir, daß ich die Zustände der Gott entfremdeten wie der mit Ihm wiedervereinigten Seele aus Erfahrung schildern kann, — aber Niemand weiß es, wie wogend auf und ab ein solches inneres Leben geht und welche Anfechtungen gerade dann zu bestehen sind, wann sich das Herz dem Heiland in die Arme geworfen, Anfechtungen, in denen der Herr selbst und Sein lichtes Wort, in denen darum auch menschliche Bande und irdische Glückseligkeit in wolkiges Grau gehüllt sind und ich mir zu arm vorkomme, um lieben und geliebt werden zu können. Für wie ganz andere Dinge können die Nachwehen solcher Dinge von liebenden Augen gehalten, welche Urtheile darauf gebaut werden? O liebe Lina, ich wage in meiner Schwachheit nicht zu sagen: glaube an mich; aber glaube an den Herrn; Er wird unsere vor ihm verbundenen Herzen in Seine Hand nehmen und immer völliger verschmelzen!"

Und so entsprang in der That seinem Herzen aus dieser bräutlichen Gemeinschaft, je mehr dieselbe wuchs, eine immer tiefere Stille und Befriedigung, das inmitten aller äußeren und inneren Unruhen friedevolle Gefühl, die rechte irdische Herzensheimath gefunden zu haben. Am schlichtesten und beredtesten ist dies Gefühl in einem der obenerwähnten Lieder ausgedrückt, in dem sich dieser zweite Brautstand überhaupt wohl am treuesten spiegelt:

Gieb mir die marmorkalte Hand,
Du mein geheimes süßes Lieb;
Als deiner Liebe Unterpfand
In meine Hände sie mir gieb!

Gieb mir das jugendheiße Herz,
Das einen neuen Frühling hegt,
Das Herz, von jungem Liebesschmerz
Und junger Liebeslust bewegt.

Die Hand in meiner Hände Hut
Halt' ich dann fest den ganzen Tag,
Daß sie an meiner Pulse Gluth
Am Ende mit erglühen mag.

Und an dein Herze, treu und warm,
Lehnt meins sich, still für alle Zeit,
Und leise schmilzt der alte Harm
Hinweg der kühlen Einsamkeit.

Um unsre Herzen treu vereint
Sich Immergrün der Liebe flicht;
Auf unsre Häupter lächelnd scheint
Ein Strahl von Gottes Angesicht.

Glückselig in der Seele Grund
Schaun wir dann stumm einander an
Und thun im Kusse wortlos kund,
Was Gott uns Großes hat gethan.

* * *

Außer jenen das innerste Füreinander der Verlobten betreffenden brieflichen Herzensergüssen liegen mir als Denkmale dieses Brautstandes noch eine Reihe mehr nur in Briefform gefaßter freierer Erörterungen vor. Bot sich im Umgang irgend ein Gegenstand dar, über den sich Franz gegen seine Braut eingehender hätte aussprechen mögen, als es in den spärlichen Minuten völlig ungestörten Alleinseins möglich war, so schrieb er ihr seine Gedanken darüber in ein Heft, das sie gelegentlich immer wieder zur Hand bekam. Diese „ungesandten Briefe“ sind ein so lieblicher Blüthenstrauß, daß der Leser mir Dank wissen wird, wenn ich ihm von demselben so wenig als möglich vorenthalte.

„Ungesandte Briefe."

Ich wollte dir meine Gedanken sagen über einen Gegenstand, der mich oft beschäftigt, wenn mein Denken die Gestalt behaglichen Ausruhens annimmt. Es ist die Anmuth. Denke an die Jane Eyre,*) deren Geschichte wir neulich lasen. Sie ist nicht als schön geschildert, aber als sehr anmuthig, und ich glaube, daß das letztere eine noch weit vorzüglichere Eigenschaft ist als das erstere. Ich habe zwar eine Seite in meinem Wesen, welche auch körperliche Schönheit sehr zu schätzen weiß: Schönheit macht mir immer einen wohlthuenden Eindruck, außer wo sie, vom Geist verlassen, eine leere Wohlgeformtheit der Züge und der Gestalt ist. Ich möchte sagen, es ist die griechisch-künstlerische Seite meines Wesens. Die andere Seite aber ist noch stärker bei mir, welche Gewicht legt auf die Anmuth. Die Anmuth ist die geistige Schönheit, welche sich in der äußeren Erscheinung ausdrückt und gleichsam aus derselben hervorstrahlt. Ich erinnere mich noch immer mit Wonne der großen geistigen, seelenhaften Schönheit des inneren Menschen, welche in den Zügen des seligen Neander lag, und dabei hatte sein Gesicht, blos äußerlich angesehen, eine häßliche, harte, jüdische Form. Als er einmal, bewegt von geistigen Gedanken, unter uns, seinem Schülerkreise, saß und die Abendsonne sein Haupt mit einem röthlichen Schein verklärte, sagte ich unwillkürlich zu meinem Nachbar: Sieh' ihn doch einmal an, wie schön er ist. Dies Achten auf die geistige Schönheit möchte ich die christlich-ästhetische Seite in meinem Wesen nennen, weil das Christenthum uns lehrt, mehr auf die Seele zu achten als auf den Leib.

Aber der Leib kann und soll ja der Ausdruck der Seele sein. Das Aeußere am Menschen hat doch nur Bedeutung, insofern es der Abdruck von etwas Innerem ist. Ich will dir bekennen, meine Liebe, daß, als ich dich noch wenig kannte, der leichte und rasche Schritt, mit dem du mir einigemal entgegentratest, eine gewisse dennoch nicht allzugroße Lebhaftigkeit deiner Bewegungen mich sehr für dich einnahm. Halte das nicht für ein oberflächliches, nur am Aeußerlichen haftendes Urtheilen. In der That deuten ein leichter Gang, eine nicht übertriebene Lebhaftigkeit der Bewegungen in der Regel auf ein frisches, regsames und doch von Heftigkeit und wildem Hingeben an augenblickliche Eindrücke freies Gemüth. Und ich glaube, es ist ein

*) Die Heldin des bekannten anziehenden englischen Romans.

berechtigtes Ergötzen, welches man an einer gerade aufgerichteten, ohne Schwerfälligkeit und augenfällige Mühe sich bewegenden, jedes Geschäft mit sicheren Händen ohne zu viel Lärm und zu große Heftigkeit verrichtenden Gestalt hat. Ist ein solches Verhalten nicht der Abdruck eines geordneten, frohen, getrosten, anmuthigen Seelenzustandes? Im Sprechen wird sich diese Anmuth äußern in der Klarheit der weder undeutlichen, murmelnden, noch laut schreienden Stimme, in der Fertigkeit das, was man denkt und fühlt, in klarer, einfacher, abgerundeter Form zu sagen. Mit einem Wort, es ist wahr, was die Griechen sagten: das Maaß ist das Grundgesetz des Schönen. Langsamkeit und Schlaffheit ist das Uebermaaß der Ruhe; Heftigkeit und Unruhe das Uebermaaß der Lebhaftigkeit. Dabei erinnere dich an eine Bemerkung, die ich einmal über lautes, schallendes, stoßweises Gelächter machte, das früher meine eigene Unart war: auch das ist ein Uebermaaß und verletzt darum die Anmuth.

Die Anmuth ist aber nur solange Anmuth, solange sie natürlich ist; ist sie künstlich hervorgebracht, ist sie Koketterie, so ist sie unerträglicher als Derbheit. Sie muß unbewußt sein, sie muß sich von selbst finden, muß von selbst in Blick, Gebärden, Bewegung, Gang, Wort hervorleuchten als der unwillkürliche Ausdruck einer sich stets schön äußernden, weil schön empfindenden Seele. Nichts darf den Eindruck machen, daß man so sei, weil man ängstlich darauf Acht habe, so zu sein: sondern Alles muß den Eindruck machen, daß man so sei, weil es einem natürlich sei so zu sein und gar nicht anders möglich. Und das muß in der That auch so der Fall sein; es darf nicht blos so scheinen.

Ist es nun aber nicht am gerathensten, von einer Eigenschaft, die nur so lange vorhanden ist, als man unbefangen genug ist, sie nicht künstlich hervorbringen zu wollen, auch am wenigsten zu reden und keine Reflexionen über sie anzustellen? Ohne Zweifel, wenn eine Eigenschaft so wenig tief im Wesen einer Individualität gegründet ist, daß schon der Hauch des Wortes sie hinwegblasen kann. Aber ich hoffe, daß das, was mir an dir wohlgefällt, so tief in deinem Wesen gewurzelt sein wird, daß das nicht geschehen kann. Ich brauche dir nicht zu sagen, werde so, sondern, wenn jetzt meine Gedanken eine Beziehung auf dich haben, so lauten sie nur, bewahre was du hast. Der Uebergang vom Mädchen zur Frau birgt in dieser Hinsicht eine Gefahr. Die meisten Bräute werden etwas Anmuthiges haben: das Erwartungsvolle, freudig Hochgehobene des Brautstandes weckt es

schon. Oft nimmt es ab, wenn diese Antriebe aufhören. Oft meint man sogar als Frau eine gewisse Gravität annehmen zu müssen, die ich bei Manchen zu einer Art von Schwerfälligkeit, welche sich bis in ihren Gang hinein ausdrückte, habe werden sehen. Zumal eine Pastorin könnte zu so etwas kommen, besonders durch die natürliche und unentbehrliche Ernsthaftigkeit und Salbung des Mannes, der hierin etwas anders gestellt ist. Am Manne liebt man vorzüglich Kraft und männliche Würde; des Weibes süßeres Erbtheil ist die Anmuth. Aber auch der Mann kann allzu anmuthlos sein, ein Schicksal, dem wir Pastoren besonders leicht anheimfallen.

Und dann, um noch das zur Rechtfertigung meiner vielleicht etwas professorenhaften Abhandlung zu sagen, — Acht haben auf das, was etwa der Anmuth zuwider sein möchte, heißt ja noch nicht mit Gewalt und Künstlichkeit anmuthig sein wollen. — Und nun zum Schlusse für diesmal, meine Liebe, die hoffentlich überflüssige Versicherung, daß ich dies Thema nicht aus einem speciellen Anlasse, den du mir gegeben hättest, berührt habe, sondern um dir eine Seite meines ästhetischen, d. h. auf die Schönheit bezüglichen Denkens kund zu thun.

Ach, meine Liebe, wie freue ich mich auf die kommende Zeit, auf unser Miteinander- und Ineinanderleben; wie stehst du vor mir auf unserer hoffentlich glücklichen ersten Reise, klar und helle bis auf die einfache Eleganz des sorgfältigen bürgerlichen Anzugs, in dem ersten von mir geschenkten blauen Kleide, mein glückseliges, lächelndes — anmuthiges Weib!

* *
*

Stolz bin ich, das ist wahr; und darein wirst du dich finden müssen. Das Lächeln, dem ich manchmal begegne, wenn mir eine Aeußerung dieses Stolzes über die Lippen fährt, wird mich nicht bekehren, weil ich zu klar darüber bin, daß es aus Mangel an Urtheil über den Sinn dieses Stolzes und seine Berechtigung kommt. Ich habe mir nämlich seit lange unter Stolz nicht mehr gedacht, was gewöhnlich darunter verstanden wird, wenn man das Wort mit Hochmuth verwechselt oder mit Eitelkeit; sondern etwas Edleres. Und ich glaube, daß alle edleren Naturen stolz sein müssen. Stolz ist Selbstachtung; aber nicht eine Hochschätzung eigener Tugend, sondern Stolz ist die Freude an gottverliehenen Gaben und der ernste heilige Wille sie zu bewahren und zu pflegen. Und was so vor den Menschen als

Stolz erscheint, das kann Demuth vor Gott sein. So bin ich nicht stolz, daß mein Herz nur edle Regungen hat; das ist gar nicht der Fall; aber deß bin ich stolz, daß ich nur auf das, was edel ist und wahrhaft gotteswürdig und menschenwürdig, Werth lege und dem nachstrebe.

Solcher Stolz ist keine kleinliche Eigenschaft, sondern er geht vom Besten und Größten im Herzen aus und geht auf's Beste und Größte hin. Fühlst du, wie dieser Stolz sich berührt fühlen muß, wenn Jemand, der seine wahre Natur gar nicht erkennt, ihn mit unverständigem Lächeln als eine kleinliche Schwachheit verurtheilt?

Aber ich begehe wohl den Fehler, daß ich meine Fehler zu Tugenden mache? In diesem Falle glaube ich nicht. Ich kenne meine Fehler sehr genau; wie sollte sich der nicht in seiner Schwachheit erkennen, welchem Christus vor Augen gemalt ist? Aber sie liegen nach anderen Seiten und theilweise sehen die Menschen sie gar nicht. Doch wollte ich, daß Jemand mit mir redete über das, was er für meine Fehler hält, aber nicht mit einem Wörtchen und einem Lächeln, sondern mit voller, ganzer Offenheit, daß man sähe, er behält nichts auf dem Grund seiner Seele, und der Grund seiner Seele, auf dem Alles ruht, was er sagt, ist Liebe. Und der Jemand, wollte ich, wärest du. „Das sollte mir so wohl thun, als ein Balsam auf meinem Haupte."

* *
*

Eine kleine Schwäche, von der ich wünsche, daß sie auf dich, meine Beste, nicht übergehe, hat uns neulich beschäftigt, die Schwäche keinen Witz, auch keinen harmlosen Spott vertragen zu können. Es wurde geurtheilt, als ob im Witz ein stolzer Uebermuth eines begabteren Menschen, ja ein Mangel an Achtung gegen den Betroffenen liege. Das ist eine Einseitigkeit, von der ein jugendlicher Geist sich noch losmachen kann und soll.

Der Witz ist eine eigenthümliche Gabe, die Manchem verliehen, Anderen wieder versagt ist. Es ist gar kein Unglück, diesen geistigen Champagnerschaum nicht zu haben. Aber übel ist es, ihn nicht leiden zu können. Es giebt einen unrechten, unsittlichen Witz; das ist der, welcher mit Bosheit oder Hochmuth die Schwächen Anderer aufdeckt. Ich kann behaupten, daß Scherz und Witz diese Beimischung bei mir in der Regel nicht haben. Aber etwas ganz Anderes ist das heitere, lächelnde Spiel des Geistes mit den Dingen, die für eine ernsthafte

Behandlung nicht geeignet sind oder die er im Augenblick ernsthaft zu behandeln nicht in der Lage ist; solcher Witz ist nichts Anderes, als gleichsam ein fröhliches Herumspringen des Geistes zwischen den Dingen, zur Erholung nach ernster, schwerer Geistesarbeit. Wie es Leute giebt, die alle Tage körperliche Bewegung haben müssen um gesund zu bleiben, so giebt es auch Leute, die ihren Geist von Zeit zu Zeit einmal auf den Spielplatz des Scherzes und Witzes zu führen ein wahres Bedürfniß haben. Will man ihnen dies verwehren oder verleiden, so werden sie's wohl aus Rücksicht unterlassen, aber die Hemmung der freien unbefangenen Geistesbewegung wird ein Schaden sein für sie und für ihre Umgebung; sie werden trüber, einsilbiger, vielleicht herber. Eine Quelle, die klar fließen soll, muß auch sprudeln dürfen.

Ich höre sagen: gut; aber der Witz muß sich nicht gegen die nächsten Anverwandten richten. Umgekehrt! Niemand wird mit fremdem Gut zu spielen wagen, wohl aber wagt man's mit dem eigenen; Niemand springt gern auf löcherigem und wankendem Boden, wohl aber auf festem! Das sagt so viel: wer sich seiner Liebe, die selbstverständlich zarte Achtung einschließt, zu Jemandem sicher bewußt ist, der wagt mit einem Solchen eben deßhalb zu scherzen, weil er gewiß ist, daß dadurch nichts verändert, keine ernstliche Irrung erzeugt wird; gerade wenn der Bund zweier Menschen feststeht, dann können sie auf diesem feststehenden Boden unbedenklich auch einmal Neckerei treiben. Wagen sie das nicht, dann scheinen sie der Festigkeit ihres Grundes, der Gewißheit ihres gegenseitigen Besitzes zu mißtrauen. An einem Stock, der lose im Boden steckt, darf man nicht rütteln, sonst fällt er um; aber an einem Baum, der gewurzelt ist, darf man rütteln und schütteln; es fallen höchstens ein paar lustige Thautropfen herab, oder vielleicht auch ein paar Früchte, und eben das ist Freude, rüttelnd und schüttelnd sich stets von neuem zu vergegenwärtigen, wie fest der Baum gewurzelt sei.

Man muß nur lernen auf Witz und Scherz einzugehn, und hat man auf einen Witz nicht gleich wieder einen zur Hand, so thut auch eine Antwort gut, welche sagt: „du thust mir nicht weh, denn ich weiß, daß du's gut meinst und daß ich fest sitze in deinem Herzen."

* * *

Ja das Aussprechen! Es ist so köstlich für den, der spricht, als für den, der hört. Dieser lernt den, welchen er vor sich hat, in allen Feinheiten seiner Eigenthümlichkeit erst kennen, wenn derselbe sich äußert in der Form, welche die durchsichtigste und klarste Form des Geistes ist, im Wort. Denn das Wort ist das ätherische, durchsichtige Kleid des Geistes. Und so wunderbar mannigfaltig und verschlungen der inwendige Bau des Leibes ist, sodaß man's von Außen nicht sehen und nicht wissen kann, so wunderbar mannigfaltig und verschlungen ist ein Seelenleben. Und die gewöhnliche Rede, die gewöhnliche Tiefe des Gesprächs, dies und jenes gelegentliche Urtheil, diese und jene Stimmung, die man Jemandem ansieht, — das Alles zusammen ist doch nur die Außenseite seines eigentlichen Seelenlebens, wie das Angesicht und der äußere Leib die Außenseite der inwendigen Leiblichkeit ist. Aber erst wann voll und rückhaltlos die Seele sich aufthut im traulichen Gespräch, nicht gelegentlich, nicht bei der oder jener Veranlassung, um der oder jener Ursache willen, sondern um sich zu öffnen, um sich zu ergießen, um der gährenden und schwellenden Welt da drinnen Luft zu machen, dann erst kommt die Seele mit ihren Geheimnissen an den Tag, der inwendige Mensch des Herzens.

Und ist's nicht ein Bedürfniß, sich auszusprechen? Ein See muß einen Abfluß haben, er bricht sich ihn, wenn es anders nicht geht, oder er versickert oder versumpft. So ist's mit dem Seelenleben auch. Erst durch's Aussprechen, durch die Gestalt, welche es sich geben muß im Wort, wird es klar über sich selbst, wie ein Wasser erst klar wird wann es fließt; und kommt es zu solchem Flusse nicht, so hört nach und nach die Lebendigkeit des inneren Lebens, die Stärke der Empfindungen auf; der See versickert oder versumpft. Denn es ist ja der Mensch einmal für die Gemeinschaft geschaffen und wird sie nie ungestraft vernachlässigen. Niederen Naturen genügt es, diese Gemeinschaft im äußeren, niederen Leben zu haben, im täglichen Brod, in sinnlichen Genüssen; höheren ist das Mittheilen ihres höchsten und besten Lebens Bedürfniß, und durch die Mittheilungen empfangen sie dasselbe erhöht, gestärkt, geläutert zurück.

Ich bin früherhin ganz unmittheilsam gewesen. Auch damals hatte ich ein inneres Leben, auch damals eine ganze Tonleiter von Gefühlen und wundersame bunte Gedanken über Gott, Welt, Menschen, die mir wenigstens köstlich waren. Aber ich schwieg, theils weil ich Niemanden wußte, dem ich hätte sagen mögen oder können was in mir vorging, theils weil die Zunge, welche noch nicht am

Zeugniß von dem höchsten seligsten göttlichen Geheimniß reden gelernt hatte, sich allzu ungeschickt fühlte, Geheimnisse des inneren Lebens zu reden. Die Lieder, meine stille Lust, waren ein Stammeln von der oft sich selbst noch nicht verstehenden inneren Welt, und öfters, wann eben ein Wort aus der tiefsten Seele von den Lippen fliegen wollte, schwieg ich trotzig wieder und sprach zu mir: behalt's für dich, es ist zum Sagen doch zu gut und sie wissen's doch nicht zu würdigen was du daran hast.

Die Liebe, meine liebe Braut, ist die Meisterin, die dies Zungenband lösen kann. Die Liebe, die ihrer Natur nach königlich freigebig und kindlich demüthig zugleich ist; königlich freigebig also, daß sie nichts für sich allein behalten mag und kann, sondern Alles herausschüttet und das Beste am liebsten verschenkt, — kindlich demüthig also, daß sie auch nichts herauszuschütten sich scheut, neben dem Reichthum auch die Armuth nicht, und daß sie vertraut und weiß, auch am kleinsten Blümlein, das wirklich auf Herzensgrunde gewachsen ist, werde der Andre sich mitfreuen, um der Liebe willen. Denn auch die Maiglöcklein sind ja schön, nicht blos die Rosen; auch die Veilchen duften, nichts blos die Lilien, denn es sind alles Pflanzen Gottes.

Und hab' ich jetzt nicht wieder unverständlich oder unverstanden von einem inwendigen Geheimniß gesprochen?

* * *

Du fragst mich, was inneres Leben sei? Du brauchst dich wenigstens nicht zu schämen die Frage zu thun, denn Viele von denen, welche von innerem Leben reden, würden die Frage nicht genügend beantworten können.

In einem gewissen Sinne des Wortes führt jeder Mensch ein inneres Leben. Denn keiner ist ein bloßer Automat, ißt und trinkt nur und bewegt Hände und Füße, sondern sein Herz ist ein unaufhörlich brennender Heerd von Empfindungen; Gedanken und Wünsche steigen unabläßig in ihm auf. Es kommt nur darauf an, welcher Art das ist.

Wenn nun als eine Auszeichnung von einzelnen Menschen gesagt wird, daß sie zu denen gehören, welche ein inneres, innerliches Leben führen, so kann damit nicht gesagt sein, daß sie überhaupt Empfindungen und Gedanken haben, sondern daß sie sich von jenen

anderen unterscheiden durch die Gegenstände, mit denen sich ihr inneres Leben beschäftigt, und durch die Stärke und Lebendigkeit desselben.

Das innere Leben des niedrig denkenden und unfromm empfindenden Menschen wird von sündhaften, häßlichen, gemeinen Gefühlen und von der Freude an nichtigen, gemeinen Dingen und Genüssen bewegt. Ein rechtes innerliches Leben aber streitet mit der Neigung zum Gemeinen, welche durch die Sünde in jedem Menschen ist, und jemehr es erfüllt ist von dem göttlichen Urbild der Holdseligkeit und Schönheit, dem Heilande, desto mehr wird es auch bewegt von der Freude an Allem, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob, was irgend lieblich ist und wohllautet. Mit immer empfindlicherem Schmerz wendet sich die Seele von allem ungöttlichen Wesen ab, welches sie an sich und außer sich wahrnimmt, mit immer größerer, schärfer sehender Freude nimmt sie jedes edle und gute Gefühl wahr, welches durch die Gnade in ihr und außer ihr aufkömmt, und hegt und pflegt es mit einer Art von mütterlicher Lust in Wachen und Beten. So mehrt sich, wie im Frühling täglich neue Blumen im Garten aufbrechen, zunehmend die Fülle schöner beseligender Gefühle und Gedanken (Kolosser 3, 12—15), und die Uebung wahrzunehmen und zu genießen, was in der Natur und Kunst Schönes vorhanden ist und die reine Hand und den reinen Hauch Gottes erkennen läßt, wächst zugleich mit der Freude daran. So giebt es am Ende nichts, — sei es eine treffende Bemerkung, welche der Erkenntniß unserer selbst und der Welt forthilft, sei es ein Witz in Ehren, welcher spielend die königliche Herrschaft des Geistes über die Dinge bekundet, sei es ein Wort oder eine That der Liebe, geeignet das eigene Herz weiter und herzlicher zu machen, sei es ein schöner Anblick eines Menschenantlitzes oder einer Landschaft, welche uns die schöpferische Hand Gottes zeigen, sei es ein Werk der Kunst, welche in aller Mannigfaltigkeit den einen Gedanken der göttlichen Schönheit zu versinnlichen strebt, — woran solch' ein inneres Leben nicht einen Genuß fände und eine Förderung.

Zwar ihre einzelnen guten Stunden, wo ein erhellender Lichtstrahl auch in ihre Brust einzieht, mögen die meisten Menschen haben, von denen man doch nicht sagen kann, daß sie ein inneres Leben führen. Denn erst dann sagt man das von einem, wenn die Richtung auf das Große, Gute, Schöne bleibend und herrschend geworden ist in seinem Gemüthe. Also auch die Stärke und stete Lebendigkeit einer hohen, ja heiligen Stimmung des Gemüthes gehört

dazu um ein „inneres Leben“ zu führen. Es muß der Grundton, die unveränderliche Anschauungsweise geworden sein, daß einem eine edle und anmuthvolle Erscheinung unter den Menschen weit wichtiger und „interessanter“ ist, als die bloße Erscheinung des Pompes und Reichthums, welche von der niedrig denkenden Menge bewundert zu werden pflegt; ein Aufschluß über irgend ein Räthsel, irgend eine das Geistesgebiet betreffende Schwierigkeit weit wichtiger und freudvoller als ein Geldgewinn; eine That der Liebe, die uns zu Theil wird oder deren Zeugen wir auch nur sind, erquicklicher als ein Zuwachs an Ehre und Ansehn; Anmuth, Nettigkeit, Reinheit, im ganzen Leben verbreitet bis in die Kleinigkeiten der Kleidung und der leiblichen Pflege hinein, wohlthuender als Goldumhängen und Kleideranlegen; der sittliche Verfall, die sittliche Rohheit unseres Nächsten betrübender und bemitleidenswerther als sein äußerlicher Bankerott. Ich bin neulich seltsam in meinem Gemüthe berührt worden, als das große Gut N. zu billig verkauft wurde und bei Vielen deßhalb eine Art seltsamer, wie heiliger Entrüstung über die leichtfertigen Verkäufer ausbrach. Um was handelte es sich als um elendes Geld? Wenn dieselben Leute eine schwere Sünde begangen hätten, etwa einen Ehebruch oder so etwas, das nicht eben bürgerlich strafbar ist, so würde bei Vielen die Aufregung und Entrüstung lange nicht so groß gewesen sein. Ich sage bei Vielen, nicht bei Allen. Aber widersprechen mußt du mir darin nicht, denn ich rede aus Erfahrung. Manche von denen, die sich jetzt über vergeudete fünfzigtausend Thaler bis zu den schärfsten Reden ereiferten, hätten für einen Ehebruch vielleicht nur ein Lächeln gehabt. Und doch ist das eine nichts als Staub, und das andere ein Berg, groß und schwer genug, um eine Seele für die Ewigkeit in die Verdammniß hinabzuziehen; doch geht das eine das innere Leben gar nichts an, und das andere wäre nicht blos einem Schaden und Verlust, sondern einem völligen Bankerott des inneren Lebens gleich zu achten.

So steht das Thermometer des inneren Lebens bei vielen Menschen in der Welt.“

Glücklicherweise war unseres lieben Bruders Herz keines von denen, welche auf der einen Seite verdorren, wenn sie auf der anderen zu blühen beginnen: seine bräutliche Liebe that seiner geschwisterlichen keinen Eintrag; vielmehr war seine Innigkeit und Treue womöglich

nur noch größer auch gegen uns, die wir bis dahin seine Vertrautesten gewesen. „Ihr bleibt doch meine Lieben, Trauten," schrieb er wohl, „und meinem Herzen so nahe wie je, so reiche Liebe es auch sonst erfährt." Nach den Pfingsttagen 1854 kam er wieder zu uns nach Trier um auszuruhen und mit den Eltern zusammenzutreffen, die er dann mit heimnehmen wollte zu seiner Braut; sein bleiches Aussehn fiel uns auf, aber im behaglichen Ruhen und Wandern, im wissenschaftlichen und gemüthlichen Austausch merkte man ihm nichts an; noch bedurfte seine jugendliche Frische nur ein wenig Ruhe und Erholung, um sich elastisch aufzurichten, als fehlte ihr nichts. „Eure Gemeinschaft," schrieb er an die geschwisterliche Familie nach seiner Heimkehr, „ist mir bisher ein unversiegbarer Born der Erquickung gewesen; hoffentlich wird es so bleiben. Ich hange mit Sehnsucht an dem Wunsche, daß ihr, je mehr auch euer Haus sich bauen möge, doch in derselbigen Weise, wie ich es empfinde, unsere gegenseitige Herzensgemeinschaft in unverminderter Jugendfrische möchtet bestehen lassen wie in den Tagen der ersten Brautschaft." Aber seiner Liebe war es immer noch seliger zu geben als zu nehmen, so gern sie auch nahm und so dankbar sie zu nehmen wußte: die Innigkeit, mit der er an all' unsrem Erleben Theil nahm, die Briefe, die er uns schrieb, als bald danach uns das erste Kindchen geboren ward und nach zwei Tagen wieder hinstarb, ließen uns all' unsere Liebe zu ihm beschämt als eine arme empfinden. In der zartesten Weise deutete sein Trostbrief auf den Segen hin, der bei rechter Herzensstellung für Mann und Weib aus gemeinsamer Trübsal entspringe. „O meine Lieben," schloß er einen Erguß, der um so bewegter war, als er den schmerzlichen Eindruck zu spät gekommener innigster Glückwünsche versöhnen wollte, „nehmt diese Zeilen freundlich auf, in welchen ich euch mein alle Pulsschläge eures Lebens mit empfindendes Herz schicken möchte, und laßt sie euch um der höheren Liebe willen, deren Schimmer ja auch unsere gegenseitige Liebe weiht, ein Trost sein. Aus Schwachheit Stärke, aus Niedersinken Aufstehn, aus Weinen Trost, das will Er, der große treue Gott ja geben, auf daß wir lernen, Seine Kraft wirke Alles in Allem. Werdet stark durch Feststehen im Glauben, thut euch einander die Liebe an, die ihr diesem Kleinen thun wolltet, auf daß nichts von den göttlichen Anregungen, welche es euch gebracht hat, in den Sand falle, sondern doch noch Alles fruchtbringend bleibe. Und so seid denn im Leid wie in der Freude in die Hut des allmächtigen Gottes, des Vaters unseres Herrn Jesu Christi befohlen.

Wir wollen bei Ihm bleiben, so wird Er auch bei uns bleiben und wird auch hier, die mit Thränen säen, mit Freuden erndten lassen." — „Gott grüß' euch denn," beginnt ein etwas späterer Brief; „wie geht es euch, ihr Lieben; wie oft habe ich in dieser Zeit bei euch zu sein gewünscht! Aber auch das ist ja heilsam, daß das nicht allezeit sein kann. Es treibt um so mehr hinein in die Geistes- und Gebetsgemeinschaft und besonders die letztere wird mir immer theurer und köstlicher."

Bald darauf gab der Frankfurter Kirchentag uns willkommenen Anlaß, einmal unseren ganzen Familienkreis im elterlichen Hause zu versammeln. In Coblenz traf die Reisegesellschaft zusammen; wir hatten bald gefunden, wie vortrefflich unsere neue Schwägerin in Allem zu uns passe und gehöre; noch einmal war das Haus der Eltern ein volles, kinderreiches geworden. Es war noch eine Woche bis zum Kirchentage hin; ein fröhliches, sorgloses Ausruhen, das Wiederaufsuchen altvertrauter Denkmale und Kunstschätze, das gemeinsame Wandern nach alten Lieblingsplätzen der Jugend, der allseitige angeregteste und herzlichste Verkehr machte diese Zeit zu einem ununterbrochenen Festtag. Für uns Brüder war solch' ein Zusammensein auf dem Schauplatz so vieler Erinnerungen doppelt erquicklich: in welchem Gegensatz hatten sich unsere beiderseitigen Eigenthümlichkeiten entwickelt, welche nun in klarer und bewußter Durchbildung sich einander nur noch anzuziehen und zu ergänzen vermochten. Im Gedächtniß früherer Uneinigkeit und Entfremdung freuten wir uns um so mehr einer Einmüthigkeit bei aller Verschiedenheit, die auch keinen leisen Mißklang, kein flüchtiges Mißverständniß mehr aufkommen ließ, und mußten oft erstaunen, wenn wir beim gemeinsamen Durchwandern unseres geistigen Besitzthums jeder für sich und auf seine Weise dieselben Fortschritte gemacht hatten und einer dem andern das Lösungswort irgend eines geistigen Räthsels von den mittheilenden Lippen zu nehmen vermochte. Fremd geworden in unserer Vaterstadt, fühlten wir uns erst dadurch wieder heimisch, daß wir sie mit einander durchstreiften; jedem war die vergangene Zeit in Herz und Mund des Anderen lebendig und gegenwärtig. Wenn wir in den Abendvereinigungen des Kirchentages Hand in Hand durch die Schaaren der Gäste gingen, hier einen alten Freund begrüßend, dort einen neuen gewinnend, aber immer unzertrennlich, weil wir nur gemeinsame Freundschaften kannten, lasen wir in manches theuren Mannes Augen eine Freude an der Erfüllung, die das Schriftwort: „Siehe wie fein und

lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen" an uns gefunden. Und wir selber meinten nicht anders, als daß wir noch immer weiter und völliger zu zweien gesandt werden würden das Himmelreich zu verkündigen; ob ich gleich wohl empfand, wie weit mir der einst Nachstrebende nun schon im inneren Leben voran sei. Der Kirchentag selbst war für uns beide eine hohe geistige Erquickung, nicht minder durch die trefflichen Predigten von Tholuck, Hoffmann, Blumhardt, Mallet, Kapff, die wir hörten, als durch die anregenden und gewichtigen Verhandlungen über Bibelgebrauch, Ehescheidung, Kindertaufe, Spielbanken, Armenpflege, in denen eine Reihe von bedeutenden kirchlichen Persönlichkeiten uns wohlthuend vor Augen trat. Als wir heimgekehrt waren, konnten wir es uns nicht versagen, durch möglichst lebendige Berichterstattung auch unseren Gemeinden den Segen nach Kräften darzubieten, dessen wir selbst in der Versammlung theilhaftig geworden.

Der Kirchentag hatte uns wieder recht lebendig in die kirchliche Zeitgeschichte hineingeführt. Während der orientalische Krieg wüthete, unermeßliche Weltgeschicke sich vorzubereiten schienen, hatte das theologisch-kirchliche Parteiwesen in Deutschland sich nur höher gesteigert, nur schroffer bornirt. Die trübe Vermischung politischer und kirchlicher Reactionsleidenschaft trat in weiten Kreisen als eine Gesinnung hervor, die ein geistvoller Beobachter treffend die „russisch-lutherische" nannte, und es fehlte nicht an kirchlichen Fanatikern, welche von einer Anwendung der einfachsten christlichen Sittengebote auf Türken nichts wissen wollten und es vereinbar fanden, die schleswig-holsteinische Erhebung zu verdammen, die griechischen Unterthanen des Sultans aber zum Aufruhr aufzufordern. Franz nahm an den Weltereignissen vollen Antheil, aber ohne Parteinahme für eine der streitenden Mächte; er sah Unwahrheit und Uebermuth auf beiden Seiten und darum göttliche Gerichte, die sich ohne Unterschied der Parteien entwickelten. „Ach wollen denn," schrieb er im Winter auf 1855, „die Menschen unserer Tage, die da leben wie in den Tagen vor der Sündfluth, die handgreifliche Hand Gottes nicht sehen, welche sich, „hohe Augen niedrigend", nun wieder in dem Tode des Kaisers Nicolaus so deutlich gezeigt hat?" — Anders stand er zu dem kirchlich-theologischen Streit; hier hatte er ein Banner, zu dem er von Herzen halten konnte. Wir hatten in Frankfurt Nitzsch's Aufsatz gegen Kahnis und Stier's „Unlutherische Thesen" mit einander gelesen und ich hatte Beides Franz zum Geschenk gemacht. Eine Anklage gegen Nitzsch, als katholisire

er, weil er die Rechtfertigung nicht juristisch genug nahm, um auf einen innerlichen Zusammenhang zwischen ihr und der Heiligung zu verzichten, erschien uns als eines der ungesundesten Zeichen der Zeit, dem gegenüber Stier's unlutherische Thesen uns wie eine Luftreinigung in erstickender Schwüle berührten. „Ich habe," schrieb mir Franz im Anfang des folgenden Jahres, „in diesen Tagen als eine wahre Herzensstärkung die Thesen von Stier noch einmal durchgelesen. Nein, keinen Fuß breit dürfen wir weichen von diesem Pfad gesunder Lehre. Aber es ist auch Zeit, daß jüngere Kämpfer als der alte liebe Nitzsch das Schwert aus der Scheide ziehen. Zu verhandeln ist mit der altlutherischen Richtung nicht. Es stellt sich immer klarer heraus: der Buchstabe, der dogmatische Buchstabe der Symbole ist ihr der undisputable Grund aller Lehre; alle Argumentation schneiden sie ab mit dem Worte: so steht's nicht in den Symbolen. Ein Messen der Symbole an der h. Schrift, in thesi vielleicht noch statuirt, wird in praxi nicht ausgeführt, vielmehr ist die absolute Uebereinstimmung von Schrift und Symbol die Voraussetzung; das ist ihre eiserne oder vielmehr doch thönerne Mauer. Und das ist vollständig auch bei diesem kecken, scharfsinnigen Kahnis der Fall, dessen Büchlein gegen Nitzsch ich auch durchflogen habe." „Diese Symbolvergötterer," heißt es in einem anderen Briefe, „sind nicht minder angesteckt vom Materialismus der Zeit, als die Verfassungsvergötterer; es kommt im Grunde Alles darauf hinaus, daß der Glaube, der Glaube den der Apostel meint, nicht Jedermanns Ding und ihnen zu schwer ist. Wer hilft uns aus dem Treiben dieser großen unwahrhaftigen Kinder, die in den übelsitzenden übergroßen Gewändern einer von ihnen selbst nicht verstandenen hohen alten Zeit einhergehen, und mit den Waffen einer von ihnen selbst verurtheilten sophistisch-dialektischen Periode sich darob verantworten, — wer hilft uns da heraus und in ein einfältig, ehrlich, apostolisch-christliches Leben hinein, das frei ist von der Angst, ohne Beinschienen zusammenzubrechen?" Was ihm bei dem Ueberhandnehmen dieser Richtung am weheſten that, war die entsprechende Abnahme des theologischen Wahrheitssinnes, die fanatische Absprecherei über die tiefsten Fragen christlicher Erkenntniß. „Deine Fragen," antwortete er mir auf einige brieflich vorgelegte Versuche den Geheimnissen theologischen Erkennens näher zu treten, „erinnern mich an Thesen, von denen ich neulich gelesen habe, daß sie in einer thüringischen Pastoralconferenz gestellt und unisono angenommen worden sind. Da heißt es, die Lehren von der Trinität und den beiden Naturen

Christi seien in den Symbolen ein für allemal erledigt; dann — es sei nichts mit dem geistigen Genusse; im Abendmahl werde einfach der Leib dem Leibe gereicht. O welche Nacht von Barbarei im wissenschaftlichen Denken seh' ich heranziehen!" — „In diesem Jahre," schrieb er im Frühling 55, „ist schon Harms und Lücke heimgegangen. Die milden, starken Geister einer großen Zeit sterben ab, und Zwerggeschöpfe, mit den alten Riesenpanzerstücken bewaffnet, die sie nur gebrauchen, um einen abscheulichen Lärm zu machen, treten auf. Welche Zeiten warten unser? Herr, dein Reich komme!" —

Wir wenigstens fühlten uns zu einem solchen Verhältniß zu Schrift und Bekenntniß, wie wir es immer mehr aufkommen sahen, außer Stande und konnten nicht umhin, den großen Geheimnissen der Offenbarung immer von neuem nachzudenken; natürlich auf Grund der Schrift, deren Worten wir immer völliger gerecht zu werden strebten, — nur daß wir das nicht durch ein bloßes Nachsprechen derselben erreicht zu haben glaubten und zum Verständniß der Schrift nicht blos die Auslegung des einzelnen Wortes erforderten, sondern auch die Betrachtung der Offenbarungsurkunde im Großen und Ganzen. Es war in der Regel Anfang, Mitte und Ende des Heilsgeheimnisses, das trinitarische Verhältniß, die Versöhnungslehre und das h. Abendmahl, worauf sich, sobald wir einmal wieder in Muße zusammen waren, der lebhafteste Austausch richtete, und wir waren in unserem theologischen Denken übereinstimmend und doch von einander unabhängig genug, um dann in der Regel auch ein Stück weiter zu kommen, als ein jeder für sich zu kommen im Stande gewesen. Solche Erörterungen zogen sich dann wohl auch in unseren Briefwechsel hinein, der in voller Lebhaftigkeit fortbestand als die einzige weitläufigere Correspondenz, die wir pflegten; namentlich über das Abendmahl ward im Sommer 1854 auf diese Weise ausführlich verhandelt.

Ich hatte durch einige kurze Bemerkungen die Verhandlung eröffnet. „Das Sacrament ist nicht nur Zeichen, nicht nur Unterpfand, sondern auch Träger der Gnade, aber — nur für den Glauben; gleichwie der Kuß nicht nur Sinnbild und Unterpfand, sondern auch Mittheilungsform der im Wort sich bezeugenden menschlichen Liebe ist. Im h. Abendmahl wird weder eine von der Persönlichkeit Christi losgelöste Gabe des Leibes und Blutes mitgetheilt, noch die Persönlichkeit Christi, losgelöst von ihrer Hingabe in den Tod; sondern der für mich gestorbene und vermöge dessen erst zu einem Todes-

und Lebensprincip für mich gewordene Heiland. Die schwerste Frage scheint mir immer die nach gehöriger Unterscheidung der Mittheilung durch's Wort und der Mittheilung durch's Sacrament. Giebt es eine nicht durch den h. Geist vermittelte Gemeinschaft mit Christo? Wenn nicht, so fällt jedenfalls die lutherische Impanation und das Empfangen der Ungläubigen weg. Was ist dann aber das Eigenthümliche der Sacramentsmittheilung?"

Franz ging ausführlich auf die gewünschte Erörterung ein. „Ach ja, das Verhandeln, lieber W.," schrieb er, — „wenn's nur nicht schriftlich ein gar so dürftiger Ersatz wäre für den mündlichen Verkehr, nach dem mich allemal, wann der Sprudel des geistigen Lebens etwas kräftiger quillt, mit dir, mit dir allein lebhaft verlangt! Wenn ich vier Wochen Muße hätte, dann würde ich mir, was ich bis jetzt über diese Frage gewonnen, die seit lange der Mittelpunkt meines theologischen Denkens geworden ist, in einer ausführlichen Abhandlung vergegenwärtigen, die wenigstens für mich selbst Werth hätte; ich habe eine Scheu, meine Gedanken so abrupt und darum vielleicht corrupt auszusprechen; ich fühle zu lebhaft, daß ich dem Mysterium zu wenig genug thue. Indessen scheint sich deine Auffassung jetzt einigen Punkten näher zu stellen, die ich immer ahnungsweise festgehalten habe und so glaube ich, wir werden mit einander doch noch zu einigeren und klareren Ergebnissen gelangen.

„Mir hat die Sacramentslehre von der Confirmation an im Gemüth gelegen. Es mag daher gekommen sein, weil ich nach meiner ganzen Individualität mir immer nur wissenschaftlich aneignen konnte, was ich unmittelbar erlebte, und was ich erlebte, mir auch wissenschaftlich zu vermitteln getrieben war. Wie das religiöse Leben, so concentrirte sich mir auch die wissenschaftliche Arbeit am Sacrament des Altars. Ich hatte den lutherischen Katechismus gelernt, ich mühte mich lange mit Seelenangst an seinen mir unerschlossenen Bestimmungen ab. Später lernte ich die Sacramentslehre dogmenhistorisch kennen; aber es wollte mir auch da nicht gelingen, alle Fäden zu einer klaren Gesammtvorstellung zusammen zu bringen. Jede Auffassung für sich allein schien mir ungenügend, Momente der Wahrheit aus anderen Auffassungen traten herzu und thaten Einspruch, und was ich von ihnen annehmen wollte, hing wieder mit der Gesammtauffassung, der es angehörte, enge zusammen. Spät erst schlug ich einen anderen Weg ein; ich wagte es, mit Beiseitelassung der ganzen dogmengeschichtlichen Entwickelung das Neue Testament selbst

um seine Abendmahlslehre zu fragen und von da nur hinüber zu schauen auf die kirchlichen Lehren; und ich glaube, so muß man's machen. Es ist mit der Abendmahlslehre wie mit einer Zeichnung, an der schon viele Menschen gebessert, neue Striche, Hülfslinien zwischendurch gezogen haben, so daß das Bild wirr geworden ist; man muß das Blatt abwischen oder ein neues nehmen, um die Figur in ihren Grundlinien wieder einfach und klar aufzuzeichnen."

Das Eigenthümliche der nun folgenden Lehrentwickelung, wie sie mit Hülfe meiner Zustimmung, Gegenrede und Nachbesserung zur endlichen Klarheit gelangte, war der Versuch von der offenen Anerkennung des symbolischen Charakters der Handlung aus folgerichtig zu einer realen Gegenwart und Mittheilung des Heilsgutes in ihr zu gelangen. Wir wurden einig, daß die Zwingli'sche Auslegung der Worte (Ist = bedeutet) vorerst grammatisch ganz richtig sei, indem es natürlich sei von einem Bilde, von einer Karte zu sagen: „das ist der König", „das ist Europa"; daß ihr gegenüber nur etwa die katholische den Ruhm der Worttreue ansprechen könne, nicht aber die lutherische, die dem „Ist" vielmehr den Begriff „Enthält (meinen Leib)" unterschiebe. Wir kamen ebenso überein, daß die Situation der Einsetzung selbst unbedingt für die symbolische und gegen die materielle Deutung der Einsetzungsworte entscheide; wenn Christus in eben dem Leibe, der alsbald gebrochen werden sollte, vor seinen Jüngern stehend, das Brod, das er ihnen bricht, seinen Leib nennt, so war eine andere als symbolische Auffassung seiner Worte nicht möglich. Die Symbolik besteht aber darin, daß Brod und Wein die Repräsentanten von Speise und Trank sind, die in uns eingehen, um in uns Leben zu werden, es aber nicht werden können, sie seien denn zuvor gebrochen, vergossen: gleichwie Christus, das Brod des Lebens, in uns eingehen und unser Leben werden will, dies aber erst vermag kraft seiner Hingebung für uns, vermöge des Brechenlassens seines Leibes und Vergießenlassens seines Blutes.

Nun aber war der Begriff des Symbols näher zu untersuchen. „Man scheut das Wort Symbol," sagte Franz treffend, „weil man unter demselben nicht den Ausdruck einer vorhandenen, gegenwärtigen, wirksamen geistigen Realität, sondern die bloße leere Andeutung, die Erinnerung an etwas nicht Gegenwärtiges und Wirksames versteht. So haben die Rationalisten das Wort gebraucht und so haben die Gläubigen es verpönt. Aber der ganze Unterschied, der zwischen Platon und Locke ist im Gebrauch des Wortes „Idee", der ist zwischen

unserem und dem rationalistischen Gebrauch des Wortes „Symbol“. Das Symbol ist die endliche, sinnliche und darum immer verhältnißmäßig unzulängliche Erscheinung eines übergreifenden 'geistigen Inhalts, zugleich aber umfassender als das Wort, weil es die ganze Gedankenreihe, die zu seiner Zergliederung gehört, nicht reflexionsmäßig, sondern intuitionsmäßig in Einem Dinge und damit in Einer centralen Geistesanschauung darbietet. Insofern steht es über dem Wort, aber nur für den, der das Wort hat, ganz der evangelischen Fassung gemäß, die das Wort voranstellt und doch im Sacrament den Höhepunkt des christlichen Lebens empfindet; das Wort ist das Höchste als die unerläßliche Grundlage, das Sacrament als die nothwendige Spitze. Das aber ist dabei die sich von selbst verstehende christliche Voraussetzung, daß man sich nicht begnügend mit dem (Schleiermacher'schen) bloßen Anstoß, den Jesus allen Zeiten im religiösen Bewußtsein gegeben, einen lebendig, persönlich mit uns in Beziehung stehenden, fortwährenden, ewigen Mittler glaube; vergl. Matth. 26, 29, wo, wie das „Gewächs des Weinstocks“ beweist, von der in der Kirche und nicht von der im Himmel fortdauernden Gemeinschaft die Rede ist. Die Gestalt, unter der dieser Mittler im Abendmahl gegenwärtig ist, ist die Gestalt des für uns im Tode Gebrochenen: die Krone seines irdischen Lebens, das Centrum der im Menschenleibe vollbrachten Erlösung wird uns zugeeignet; und doch zugleich der ganze Heiland, vermöge dieser am tiefsten in uns eindringenden Spitze seines Erlöserlebens, wie es auch nicht anders sein kann. Denn nur als der vom Himmel herabgekommene, menschgewordene, konnte er ein Sacrament seines Leibes und Blutes einsetzen, und nur als der zum Himmel aufgestiegene, verklärte, kann er allen Zeiten in diesem Leibe und Blute erscheinen. Und so wird hier im reichsten und tiefsten Zeichen das ganze Mysterium des persönlichen Heilandes und der durch ihn geschehenen Erlösung nicht blos dargestellt, sondern mitgetheilt für den, der das Wort hat, durch welches das Sacrament, auch nach Luther, erst Sacrament wird, das Wort, das er nicht anders haben kann als im Glauben.“

Soweit gingen unsere Wege völlig zusammen. Ich formulirte nach meiner Weise dieselben Anschauungen dahin: „im Wort und im Sacrament wird Dasselbe gegeben, aber in verschiedener Weise. Im Wort die in ihre einzelnen Momente auseinandergefaltete Heilsthatsache an das reflectirend, discursiv sich auseinanderfaltende Bewußtsein, im Sacrament die in ihren Mittelpunkt concentrirte Heils-

thatsache an das mystisch, intuitiv concentrirte Bewußtsein. Das Wort Gottes, dessen Inhalt Christus, dessen Centrum sein Tod ist, hat sich im Symbol des Abendmahls gerade nach diesem Inhalt und Centrum zusammengefaßt, veranschaulicht, verleiblicht. Ist nun das Wort im Allgemeinen schon „lebendig und kräftig", wievielmehr das in Brod und Wein nach seinem centralen Inhalt concentrirte, für die intensivste Wirkung auf uns verleiblichte Wort. Geht Christus schon in mich ein, wenn ich an ihn glaube und ihn liebe (Joh. 14, 23), wenn ich sein Wort, „seine Stimme" höre (Off. Joh. 3, 20), wievielmehr wenn ich in einer den ganzen Menschen in unmittelbarster Weise in Anspruch nehmenden Handlung das Gedächtniß seines Todes begehe. Demnach kann ich mit bestem Gewissen bekennen, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi d. i. das wirkliche für mich in den Tod gegebene Heilandsleben „in, mit und unter" Brod und Wein mir dargereicht werde, aber — nur für den Glauben; denn Sache und Zeichen sind nur geistlich, nicht physisch verbunden." Bei dieser Annäherung an die lutherische Lehre glaubte ich stehen bleiben zu müssen, während Franz in dem Gefühle, daß „eine gereinigte und verklärte Darstellung dessen, was jener tiefste reformatorische Geist kräftig empfunden, knorrig ausgesprochen, zornig festgehalten habe, immer noch die rechte Abendmahlslehre ergeben müsse," sich der lutherischen Mystik noch einen Schritt weiter glaubte nähern zu können. Er warf die Frage auf, ob es denn nun bei dieser ideellen Verbindung des Heilszeichens und des Heilsgutes sein Bewenden haben müsse? ob es nicht eine unvollkommene Denkweise sei, sich Geist und Stoff nur wie Oel und Wasser neben einander zu denken? ob, wie der Logos das Leben in allem Geschaffenen sei, so der menschgewordene Logos nicht auch in Brod und Wein sein könne? und ob hier nicht der Schlüssel liege für eine Verklärung auch der Natur durch die erlösende Gnade? — Ich antwortete, das sei ein Abfall von unsrem ganzen Gedankengange, ein Rückfall in den in der lutherischen Lehre übrig gebliebenen katholischen Sauerteig, dessen Wesen es eben sei, das Heilsgut, das seiner Natur nach geistliche, mit dem Herzen zu genießende, zu einem sinnlichen, mit dem Munde genießbaren zu machen; der Logos habe seinen Weg zu unseren Herzen durch seine Menschwerdung hinlänglich gebahnt, — einer Brodwerdung bedürfe es weiter nicht, noch führe dieselbe näher an unsren inwendigen Menschen heran. Franz leugnete die Berechtigung dieser Entgegnung. Es sei ein großer Unterschied,

ob man sage, der verklärte, verunendlichte Leib des Herrn wird im Brode dem Munde dargereicht, oder ob man sage, der sich selbst mittheilende Herr macht Brod und Wein zu seinem Leibe und Blute, schwebt nicht blos spiritualistisch darüber, sondern steht damit in der Einigung, deren Unendliches und Endliches, Geistiges und Stoffliches unleugbar fähig sind. Nach der lutherischen Lehre gehe folgerecht die Wirkung auf den Geist vermöge eines leiblichen, wenn auch verklärten Mediums vor sich; nach seiner Auffassung sei höchstens neben der unmittelbaren Wirkung auf's Herz von einer begleitenden Wirkung auf die Bildung einer höheren Leiblichkeit, eines Auferstehungsleibes die Rede. „Bekennen wir, daß wir nicht wissen, in welchem Verhältnisse der verklärte Leib des Herrn zu den Bedingungen des Raumes oder zum irdischen Stoffe steht. Der Fehler beginnt erst da, wo die Leiblichkeit, nicht die menschgewordene Persönlichkeit des Herrn zum eigentlichen Inhalt des Sacramentes gemacht wird. Daß der Herr, der durch verschlossene Thüren ging, nicht überall ganz sollte gegenwärtig sein können wo er will, wage ich nicht zu behaupten, und ich denke, daß vielleicht die Bestreiter der Ubiquitätslehre ebenso viele Fehler begehen in ihrem Denken über das Verhältniß zwischen Geist und Leib des Herrn, als sie ihren Gegnern schuld geben. Der Geist soll reell überall sein können, jene Leiblichkeit aber, über deren Natur wir sehr unklare Vorstellungen haben, soll nicht mitkönnen: ist das das rechte denkbare Verhältniß zwischen Geist und Leib, dem verklärten Leib, der doch — ich möchte sagen, ein viel enger anschließendes, weit adäquateres Gewand des Geistes sein muß?" — Allerdings spiegelt sich in dieser noch weiter verfolgten und zu größerer Annäherung führenden Controverse der reformirt-lutherische Gegensatz als ein Gegensatz dialektischen und mystischen Denkens doch wieder ab; aber darin waren wir schließlich vollkommen einig, daß nicht das mindeste Recht bestehe, auf diesem Gegensatz in einem Gebiete, auf welchem der menschlichen Erkenntniß jedes sichere Fußfassen versagt sei, eine kirchentrennende Scheidewand aufzurichten oder aufrecht zu erhalten.

Diese Abendmahls-Verhandlung veranschaulicht überhaupt die Art und Weise, in welcher Franz in der Zeit seiner kirchlichen Amtsführung theologisirte. Von jener zweiten Bekehrung, welche wir gegenwärtig jungen Geistlichen zumuthen hören, der Bekehrung von der „gläubigen" zur „kirchlichen" Theologie, die wo sie vorgeht gewöhnlich ein Abfall von aller Theologie ist, war bei ihm nicht die

Rede. Sein theologisches Sinnen und Denken stand wie mit seinem eigenen inneren Leben, so mit seinem Lehren und Wirken in der Gemeinde in lebendigstem Wechselverhältniß; aber je tiefer und reicher ihm das Verständniß der Schriftwahrheit und Kirchenlehre aufging, desto mehr fühlte er sich in seiner von Nitzsch und Neander empfangenen theologischen Grundanschauung nicht erschüttert, sondern bestärkt. Seine Theologie wollte vor Allem eine schriftgemäße sein; mit unbefangener Aufrichtigkeit gestand er sich die Punkte ein, auf denen sich seine Erkenntniß mit dem Lehrausdrucke der Schrift noch nicht ganz decken wollte, und es war ihm keine Frage, daß sich auf diesen Punkten nicht etwa die Schrift zu seinem Denken herabzubiegen, sondern sein Denken zum Schriftwort hinanzuklimmen habe. Aber dabei beruhte seine Schriftauslegung durchaus auf der Anschauung der heiligen Schrift als eines Organismus, in welchem der Werth des einzelnen Bestandtheils sich richte nach dem näheren oder ferneren Verhältnisse zu dem Herzpunkte, Christus, und die alte mechanische Inspirationstheorie erschien ihm vielmehr als ein Riegel denn als ein Schlüssel der volleren Schrifterkenntniß. Auf Grund einer solchen bei jeder Textbehandlung bereicherten aber unablässig auch im Zusammenhang betriebenen Schriftforschung fühlte er sich mit dem Glaubensgehalt der reformatorischen Bekenntnisse eben so herzlich eins, als er von der Unzulänglichkeit der in ihnen angewandten Erkenntnißformen durchdrungen war. In dieser Unzulänglichkeit erkannte er denn auch den Hauptgrund, aus welchem, ungeachtet gleicher Principien, der lutherisch-reformirte Dissensus im 16. Jahrhundert hatte ungelöst bleiben müssen, und so war seine Theologie bei einer auch hier vorwiegenden Zuneigung zur lutherischen Art und Weise im tiefsten Grunde Unionstheologie, nicht im Sinne eines mathematisch aus den Symbolen herausgebrachten Consensus, sondern eines lebendigen Austausches beider Confessionen auf Grund gemeinsamer Neugeburt aus dem tiefer verständlich gewordenen göttlichen Worte.

Sehr gerne hätte er der gedeihlichen Entwickelung dieser Theologie, sowie der Vermittelung ihrer Erkenntnisse an die gebildete Gemeinde auch schriftstellerisch gedient, allein die Gewissenhaftigkeit, in der ihm die Amtsarbeit im weitesten Umfang aller anderen Arbeit voranging, ließ ihn nur spärlich zu dem Versuch dazu kommen. Für manchen zum Lichte drängenden Keim schien die Zeit der Entfaltung gekommen, als erst die athemlose Coblenzer Unruhe mit der Stille des Neuwieder Pfarrhauses vertauscht war. „Umgeben von so viel

hohen und edlen Geistern," schrieb er damals, „von den Männern der h. Schrift an bis herab zur Gegenwart, kann ich zuweilen meine Einsamkeit recht lieb gewinnen. Verkehrend mit ihren Gedanken und von ihnen angeregt versenkt sich mein eignes Denken in mannigfaltige Tiefen der Philosophie, der Geschichte, des Menschenherzens mit seinen Räthseln, in deren Durchforschung am Ende alle Wissenschaft zusammenläuft. Die Geschicke der Menschheit, die Hemmnisse und die Förderungen des Reiches Gottes in Liebe und Zorn glühend mitzuempfinden hat das Herz gelernt, dem das Göttliche der die ganze Mannigfaltigkeit des Menschlichen durchleuchtende Mittelpunkt geworden ist. Da geht denn viel poetisches, viel erkenntnißfrohes Genießen durch meine Seele, und während ich das eine Mal solch' reichen gedankenvollen Innenlebens mich ruhig freue und zufrieden bin, daß es höchstens in einer Predigt oder in einem Freundesgespräch zu glücklicher Stunde hervorbreche, ist mir ein andermal Kopf und Herz erfüllt mit Entwürfen von Betrachtungen, Aufsätzen, ja Büchern, die ich schreiben möchte, weil ich wünsche, daß sie in unserer zerfahrenen, halb stumpfen und todten, halb irren und suchenden Zeit überhaupt geschrieben werden möchten." Aber schon wenige Monate nach Antritt des neuen Amtes heißt es: „wovon soll ich euch weiter schreiben, — von Plänen, deren Ausführung jeder Tag hindert, von Wünschen, deren Erfüllung ich nicht absehe? Ich habe das Bedürfniß dies und jenes zu schreiben; ich wage zuweilen zu meinen, daß ich einen Beruf habe auch für's geschriebene Wort; ich bin aber auch hier bisher zu nichts gekommen."

Unter anderm hatte er von Coblenz den dort unausführbaren Vorsatz mitgebracht, jene zweite von der Union handelnde Examensarbeit nochmals gründlich durch- und umzuarbeiten und in ihr dann zum Kirchenstreite der Gegenwart seinen wohlerwogenen Beitrag zu geben, nicht weil er an jenem Streite eine sonderliche Freude gehabt hätte, sondern aus Gewissensdrang, der gefährdeten guten Sache sein Zeugniß nicht vorzuenthalten. Erst im Sommer 1854 nach immer neuen Unterbrechungen kam er mit dieser Arbeit zu Stande und auch jetzt schrieb er mir: „Rundung und Feile hätte der Aufsatz noch viele brauchen können, aber er mußte entweder so, oder gar nicht vom Stapel laufen." Durch Nitzsch's vermittelnde Hand gelangte diese theologische Erstlingsgabe unter dem Titel: „Die Union als Recht und Pflicht" in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" (August und September 1854) zur Veröffentlichung und erhielt in der Bonner Monatsschrift und auch sonst

als eine geistvolle, gediegene und originelle Erörterung der Unionsfrage verdiente Anerkennung.*) Sie sollte leider die einzige strengtheologische Frucht eines auch in dieser Hinsicht zu einer schönen Erndte reifenden Lebens bleiben. Ich versuche den Hauptinhalt in einem Auszuge zu vergegenwärtigen, der freilich bei der Fülle seiner Bemerkungen, die in dem Aufsatze zusammengedrängt sind, etwas Mißliches hat.

Union, Einigung — heißt es nach einem herzhaften Vorwort über den Stand der Sache — setzt einmal eine Verschiedenheit, andererseits aber auch eine innere Einheit voraus, und zwar nicht nur eine nebensächliche, wie sie zu einer bloßen Conföderation erforderlich wäre, sondern eine wesentliche, centrale, auf deren Grund eine neue einheitliche Gestaltung sich aufbauen kann. Und so gilt es zunächst in der Verschiedenheit der beiden Unionsfactoren die wesentliche Einheit nachzuweisen und zwar an ihrer Fähigkeit und Bedürftigkeit zu gegenseitiger Ergänzung.

Die großartige und wesentliche innere Einheit der Reformation hat sich von Anfang in deren gleichmäßigem Gegensatz gegen Romanismus, Fanatismus und Rationalismus bekundet: sie ist auch anerkannt in den sogenannten zwei Principien, dem materialen und formalen, deren Zusammengehörigkeit Niemand leugnet, obwohl das erstere zunächst den lutherischen, das zweite den reformirten Ausgangspunkt darstellt. Das Bewußtsein von dieser Einheit hat aber in der Reformationszeit die gebührende Geltung deßhalb nicht erlangt, weil die befreite religiöse Subjectivität zunächst nicht umhin konnte, sich nun um so unbedingter und leidenschaftlicher nicht nur durch die ewigen Glaubensprincipien selbst, sondern auch durch deren zeitweilige Fassung zu binden; weil die an sich gerechtfertigte Nothwendigkeit, neue objective Grenzen zu suchen, durch die unvermeidlich anhaftende menschliche Schwachheit eine Uebertreibung erfuhr. Es traten aber zu diesem rein religiösen Motiv noch andere Umstände hinzu, um die beiden reformatorischen Sonderentwickelungen in's Dasein zu rufen.

Es ist zunächst, wiewohl mit großer Einschränkung, auf den Gegensatz des romanischen und germanischen Volksthums zu achten.

---

*) Auch einen unverdienten auf Mißverständnisse und Mißdeutungen gegründeten Angriff von reformirter Seite, als wäre derselben zu viel geschehen, in der Allg. Kirchenzeitung, Dec. 1854. Ich fand in Franzens Papieren später eine bündige und über Gebühr freundliche Replik auf denselben, die er aber bei näherem Besinnen ungebraucht bei Seite gelegt zu haben schien, aus Abneigung gegen solche unfruchtbare Zänkereien.

Die reformirte Kirche hat sich vorzugsweise auf romanischem Boden entwickelt und über Länder, die demselben benachbart oder verbunden waren, verbreitet; in dem germanischen England hat ihre Eigenthümlichkeit sich wenigstens nicht durchgebildet. Wenn der deutschen Gemüthstiefe gegenüber in der romanischen Anlage Verstand und Leidenschaft überwiegt, so wird für die ascetische Nüchternheit und den ascetischen Feuereifer des reformirten Wesens damit allerdings eine Quelle entdeckt sein. Aber gleichmäßiger und durchgreifender ist der Einfluß der vorangegangenen Geschichte. Jener ganze Heimathsboden der reformirten Kirche vom südöstlichen Frankreich an, den Rhein entlang bis nach Niederland und England, ist schon im Mittelalter ein Boden kirchlicher Opposition; hier sind Katharer und Waldenser zu Haus, hier verräth das Papstthum in Avignon seine Schande, hier blühen die Mystiker und freien kirchlichen Vereine; auch in England ist Wycliff keine vereinzelte Erscheinung. So rief hier althergebrachte tiefgewurzelte Abneigung gegen die entartete Geistlichkeitskirche eine viel radicalere Lossagung und Neubildung als im Norden und Osten hervor. Für die Form dieser Neubildung wurden endlich die politischen Verhältnisse bedeutsam. Auf dem bezeichneten Gebiet war vielfach eine besonders entwickelte bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit daheim. In der Schweiz fand die Reformation den Sieg über die Feudalherrschaft, in den Niederlanden den Kampf mit der Monarchie vor, in Frankreich, Schottland, am Niederrhein entwickelte sie sich im Gegensatz zur weltlichen Gewalt: Grund genug zu einer selbständigen, republikanischen Kirchenverfassung, die nur in England, wo diese Motive fehlten, unterblieben ist.

Eine andere nationale Grundlage, eine andere Vorgeschichte und eine andere Stellung zur weltlichen Macht bedingt die lutherische Entwickelung. Freiheit der Gemeinschaft ist das romanische, Freiheit der Persönlichkeit das germanische Streben, ein Gesichtspunkt von durchgreifender Bedeutung bei dem rein germanischen Boden der lutherischen Reformation. Von vorreformatorischen Oppositionen waren die lutherischen Länder so gut wie unberührt, (die nicht-deutsche hussitische Episode hatte eher abschreckend gewirkt); auch war der monarchische Sinn ungebrochen, und so hing man mit deutscher Pietät und Unterthänigkeit an der römischen Kirche, an dem bischöflichen Regiment. Auf diesem Boden Vorkämpfer einer Reformation zu sein, dazu gehörte eine gewaltigere Anlage, als es ihrer dort bedurfte und als sie dort sich entfalten konnte; hier vermochte sie mächtiger in sich zu er-

starken und ihre Wirkung mußte in eben dem Maaße tiefer empfunden werden, denn sie hatte ein mühseligeres inneres Losringen durchzumachen und die andersgeartete Menge erforderte eines königlicheren Geistes Herrschaft. Eine so maaßgebende, volksthümliche, äußerlich und innerlich universelle Stellung, wie sie Luther einnimmt, hat auf reformirtem Gebiet Niemand erlangt; aber bei wem wäre auch die Reformation in solcher Weise persönliches Leben gewesen? Die persönliche (d. i. auf's Individuum bezogene, aber deßhalb nicht subjective) Richtung ist nun an der lutherischen Reformation überall erkennbar. Schon in der bis zur Schwäche getriebenen Hingebung an Luther's Person. Noch mehr darin, daß sie, zufrieden mit der Erfüllung des persönlichsten Bedürfnisses, der Rechtfertigung vor Gott, gleichgültiger ist gegen die Ausbildung der Gemeinschaftsverfassung; daß sie überhaupt persönliche Macht und Herrschaft auch wieder gern erträgt. Allerdings hat an der Gestaltung der lutherischen Kirchenverfassung die positive, fördernde Stellung, welche hier die Fürsten zur Reformation einnahmen, einen großen Antheil; aber man hätte sich mit dem fürstlichen Kirchenregimente doch auf die Dauer nicht begnügt ohne jenen persönlichen und daher auch monarchischen Grundzug, wie er auch in der priesterlicheren Stellung des Geistlichen zur Gemeinde hervortritt.

Diese Beobachtungen bewähren sich auch an den lutherisch-reformirten Lehrdifferenzen.

Wie die reformirte Kirche an der Rechtfertigung durch den Glauben, so hält die lutherische auch an der ausschließlichen Schriftautorität unbedingt fest. Aber von dem persönlichsten Bedürfniß der Rechtfertigung ausgehend, sucht sie in der heil. Schrift zunächst nur die Heilslehre, die Reinigung des Erlösungsbewußtseins, und giebt eben damit dem gläubigen Subject eine freiere Stellung zu ihr. Die Schrift ist ihr ein Organismus, in welchem die normirende Bedeutung des Einzelnen sich nach dem Zusammenhang bestimmt, in dem es mit dem persönlich zu erfahrenden Mittelpunkt steht. Wenigstens hat Luther in einer nachher freilich wenig anerkannten christlichen Geistesgröße so zur Bibel gestanden; aber selbst in dem nachmaligen fehlerhaften Ueberwiegen der Dogmatik über das Schriftstudium und in der Ueberschätzung der Symbole spiegelt sich noch jene Stellung zur Schrift. Freier ist zugleich die lutherische Stellung zur Kirchengeschichte und zur kirchlichen Kunst. Weil sie wesentlich nur Glaubensreformation will, so kann sie Alles dulden, was dem reinen Glauben nicht wider-

streitet und so den Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung wahren; so kann sie auf Alles eingehn, was sich einer Durchdringung von jenem Mittelpunkte aus fähig erweist, und Musik, Gesang, bildende Kunst freundlich und anregend in ihren Dienst ziehen. Dem gegenüber wird reformirterseits nicht nur Glaubens-, sondern totale Kirchenreform angestrebt. Nicht nur das Rechtfertigungsbedürfniß sucht Befriedigung an der Schrift, sondern es waltet das Verlangen, im scharfen Gegensatze gegen Sitte und Geschichte der alten Kirche dem Wort und der Ehre Gottes eine in Allem durchgreifende Geltung zu schaffen. Die Schrift wird nicht nur dem inneren Leben selbst, sondern auch allen seinen Aeußerungen und Darstellungsformen zur ausschließlichen Basis gegeben und eben damit in eine gesetzbuchartige Stellung gebracht, die ein ungeschichtliches Abbrechen von der Entwickelung der Zeiten bedingt und mit der Fülle der menschlichen Anlage nur durch rücksichtslose Verkürzung mancher berechtigten Seite fertig werden kann: eine Richtung, welche auf die heftige Leidensgeschichte, auf die historischen Antecedenzien, wohl auch auf den nationalen Boden der reformirten Kirche als ihren Ursprung zurückweist.

Es hängt damit zusammen, daß der Gegensatz von Welt und Reich Gottes überhaupt sich auf lutherischer Seite milder, auf reformirter schroffer gestaltet. Die lutherische Orthodoxie konnte in eine Schlaffheit und Heiterkeit gerathen, der gegenüber die reformirte Kirchenzucht und Sittenstrenge ehrwürdig genug war. Die lutherische Lehre betont die vorbereitende Gnade mehr als die reformirte; der reformirten Anschauung liegt, wie die protestantische Sectengeschichte ausweist, die novatianische Verirrung nicht allzu fern. Das lebhafte Gefühl von der Trennung zwischen Welt und Gottesreich ist denn auch der tiefere ethische Grund der reformirten Gnadenwahlslehre, die wie alle principiellen Irrthümer nicht intellectueller, sondern ethischer Abkunft ist: das zeitliche Verhältniß von Welt und Gottesreich wird hier voreilig und übertreibend unter dem Gesichtspunkt einer ewigen Bestimmung betrachtet. Je unbefohlener die lutherische Dogmatik dieser Lehre gegenüber die sittliche Freiheit, das Kleinod der Persönlichkeit, wahrt, um so deutlicher schimmert hier jener unveräußerliche tiefpersönliche germanische Zug durch.

In der Abendmahlslehre stellt die reformirte Kirche wieder den unbedingteren Gegensatz gegen die katholische Lehre dar. Nur Unkenntniß oder Perfidie kann ihr absprechen, daß auch sie eine wahre Mittheilung Christi im Abendmahl lehre; aber während die lutherische

Kirche sich wieder unmittelbar an die Persönlichkeit hält und daher diese Mittheilung durch Christi verklärte Leibhaftigkeit sich vermitteln läßt, wird dieselbe auf reformirter Seite mehr nach Art der übrigen, an seine menschliche Erscheinung nicht mehr unmittelbar angeschlossenen, Wirkungen des verklärten Christus durch den h. Geist gedacht. Alle Spitzen des nicht ohne allerlei Menschlichkeiten entwickelten und hernach starr gewordenen Gegensatzes gehen auf das relative Ueberwiegen des Sohnes im lutherischen, des Geistes im reformirten Bewußtsein zurück und in diesem relativen Gegensatz spiegelt sich der Grundcharakter beider Confessionen bis in die lutherische Privatcommunion und die reformirte Verwerfung derselben hinein; dort ist die persönliche Gemeinschaft der Seele mit dem Herrn, hier das Gemeinschaftsmahl der Gemeinde der überwiegende Begriff.

Charakteristische Verschiedenheiten im Leben beider Kirchen hangen hiemit weiterhin zusammen. Der lutherischen Ubiquitätslehre liegt wiederum der Glaube an die lebendige persönliche Gegenwärtigkeit des Herrn auf Erden zu Grunde und in diesem Glauben ruht die Mystik des Lutherthums getrost und besitzesgewiß aus, in stiller Geduld dem Herrn selbst die Ausgestaltung seines Reiches überlassend. Dem gegenüber liegt in der reformirten Lehre von der leiblichen Absenz des Herrn der Sporn zu jener eifrigen Nachfolge Christi in Thaten der Kraft des h. Geistes, zu jenem charakteristischen Eifer für allseitige Verwirklichung des Reiches Gottes: ein Gegensatz, der wiederum auf die historische Situation und die nationale Unterlage beider Kirchen zurückweist. Der christologische Gegensatz endlich, durch die verschiedene Abendmahlslehre erzeugt, deutet auf lutherischer Seite wieder auf ein tieferes Verständniß des einheitlichen Wesens der Persönlichkeit hin, welches in der Lehre von der communicatio idiomatum mit allem Nachdruck, den die altkirchliche Zwei-Naturen-Lehre zuließ, geltend gemacht wird.

Dies die Verschiedenheiten, die der Begriff der Union ja voraussetzt. Daß sie nur relative, der Einigung und Ergänzung fähige und bedürftige seien, ist leicht zu erweisen.

Der christologische Gegensatz, den nur böse Consequenzmacherei benutzen konnte, um den Reformirten die Leugnung der Göttlichkeit des Erlösers vorzuwerfen, ist mit der ganzen scholastischen Behandlung der Christologie zurückgetreten und schwerlich irgendwo im Bewußtsein der Gemeinden. Die verschiedenen Lebensrichtungen aber, die mit der beiderseitigen Lehre von der Gegenwart Christi auf Erden zusammen-

hängen, sind offenbar nicht nur beide biblisch berechtigt, sondern auch recht dazu angethan, durch gegenseitige Ergänzung und Durchdringung einander vor fehlerhafter Einseitigkeit zu bewahren. Was die Prädestinationslehre angeht, so wird wohl jeder Gegner derselben einräumen, daß das eine traurige Kirche wäre, die für einen Augustinus keinen Raum hätte. Uebrigens ist diese Lehre in ihrer strengen Fassung bei den deutschen Reformirten nie öffentliches Bekenntniß geworden und wenig in die Gemeinden gedrungen. So handelt es sich, wenn man vom wissenschaftlichen Streite absieht, nur um den Gegensatz einer mehr universalistischen oder mehr particularistischen Tendenz, welche sich einander vor den Gefahren der Laxheit und des Rigorismus bewahren und gegenseitig mit Elementen weltgewinnender Liebe und andererseits religiösen Ernstes in der Unterscheidung von Welt und Gottesreich beschenken können und deßhalb auch sollen.

In der Behandlung des Abendmahls ist es auf reformirter Seite die Gefahr des Spiritualismus, wie er im Quäkerthum gipfelt, auf lutherischer die des Materialismus, wie er dem vielfältigen Mißbrauch des Abendmahles im Sinne eines opus operatum zu Grunde liegt, wovor wechselseitiger Einfluß bewahren könnte. Denn wiewohl dem religiösen Gehalte nach reicher und tiefer, hält die lutherische Lehre theologisch doch nur eine sehr unklare Mitte zwischen der reformirten und der römischen Fassung, und wer nur einmal einfach von den biblischen Voraussetzungen aus die Frage durcharbeitet und einige Unbefangenheit dogmengeschichtlicher Bildung besitzt, macht leicht die Erfahrung, daß die ganze Summe von Begriffen, mit denen man hier von Anfang bis heut operirt hat, „Leiblichkeit, Präsenz, Wirklichkeit“ u. s. w., erst einer gründlichen Revision bedarf, ehe die Sacramentslehre auf's Reine gebracht werden kann. Aber sollte denn nicht auch vor Erledigung der theologischen Arbeit, von welcher der Segen des Genusses nicht abhängt, die lutherische Richtung von der reformirten die Betonung ernster subjectiver Glaubensbereitschaft, die reformirte von der lutherischen die Schätzung des unersetzlichen und unentbehrlichen objectiven Sacramentsinhaltes sich aneignen können?

So wenig man lutherischerseits zu einer adäquaten Ausbildung der Kirchenidee gekommen ist, so hat man doch aus glücklichem historischen und germanischen Conservatismus an der Idee der Einheit der Kirche möglichst gehalten; dagegen ist die Organisation der Gemeinde unterblieben und das Pfarramt in eine unreformatorische Ueberhebung gekommen. Reformirterseits hat man die Gemeinde mit Sorg-

falt entwickelt, aber weit weniger kirchliche Geschlossenheit gezeigt, nicht nur aus territorialer Zersplitterung, sondern aus antikatholischer, centrifugaler, individualistischer Neigung, wie sie in der vielfältigen Sectenbildung hervortritt. Es liegt auf der Hand, wie auch hier wieder verschiedene Gnadengaben auszutauschen sind, wobei besonders auf lutherischer Seite die hierarchischen Amtsgelüste werden verlernt werden müssen.

Endlich enthält die strengere Stellung der reformirten Kirche zur Welt durch den sittlichen Ernst, den sie erzeugt hat, einen Segen, der ungeachtet seines gesetzlichen Beigeschmacks (z. B. in der Sonntagsheiligung) für die lutherische Kirche ein sehr heilsames Ferment sein müßte; wogegen das freiere Verhalten der lutherischen Kirche zu Kunst und Poesie die Reformirten einer weitgreifenden und, wie z. B. der Materialismus der holländischen Malerei zeigt, tief genug zurückwirkenden Einseitigkeit zu entziehen vermöchte.

Nach alledem ist es nicht die Rücksichtslosigkeit, sondern die Rücksicht auf die historischen Unterschiede, was uns die Union befürworten läßt. Jener wahrhaft geschichtliche Sinn, der sich nicht an eine einzelne geschichtliche Erscheinung wie an etwas Absolutes festkettet, sondern unermüdlich das im Fluß der Zeiten Entstandene an dem immer tiefer verstandenen Maaßstab des göttlichen Wortes mißt, wird nothwendig auf die Union geführt. Gerade die so bestimmt entwickelte zwiefältige Eigenthümlichkeit, die so oft für's Gegentheil angeführt wird, predigt die Einigung; denn wo von einem gemeinsamen Grunde aus zwei eigenthümliche Richtungen sich entwickeln, da ist doch vermöge der überall einwirkenden Sündhaftigkeit bei beiden Wahrheit mit Verkehrtheit gemischt und eine Synthese nothwendig, die durch tiefere Erfassung des gemeinsamen Grundes eine höhere Stufe der beiderseits angestrebten Entfaltung des ewigen Princips herbeiführt.

Die Union soll und will nicht weniger sein als diese höhere Stufe. Die Grundvoraussetzung ist dabei, daß beide Kirchen kein Recht haben, ihre Entwickelung und deren Resultate für normal, für absolut auszugeben. Was das wichtigste, das eigentliche Glaubensgebiet angeht, so ist zwischen Glauben und Glaubensform zu unterscheiden; jener ist unwandelbar, diese ist zeitlich, denn ein ewiges Princip kann sich in der Menschheit ja gar nicht anders entwickeln, als so, daß sich über seinen Inhalt, der als unmittelbarer Lebensinhalt von Anfang vollständig vorhanden ist — die Vernunft nur

allmählich verständigt. Dieser Proceß der formalen Erfassung des Christenthums ist kein ungetrübter, sondern geht unter dem Einfluß der Sünde vor sich und so haben alle dogmengeschichtlichen Fassungen des Glaubens — freilich mehr oder weniger, je nachdem der göttliche Inhalt mehr oder weniger die bestimmende Macht war, etwas relativ Fehlerhaftes, Irriges an sich. Daraus folgt einmal, daß sich die evangelische Kirche, will sie anders evangelisch bleiben, nicht immer in gleichem Maaße in allen der theologischen Form angehörigen Einzelheiten an die symbolische Fassung ihres ewigen Glaubensinhaltes gebunden halten darf. Sodann, daß wenn eine Glaubensformel nur die Grundprincipien des Glaubens selbst nicht angreift, sondern ihre Aufstellungen auf sie gründet, sie für ihre etwaigen Irrthümer das Correctiv selbst enthält und ihre Bekenner als Brüder im Glauben anerkannt werden müssen.

Denn nur da, wo einerseits das ewige göttliche Princip in seiner Unverletzlichkeit gewahrt ist, andererseits keine zeitliche Form desselben die Fessel seiner tieferen und reiferen Entfaltung wird, ist eine gedeihliche der Vollendung entgegenreifende Entwickelung möglich. Und eine solche bedarf geradezu der untergeordneten Verschiedenheit mannigfaltiger Eigenthümlichkeiten; denn wie auf der ergänzungsbedürftigen Verschiedenheit der Individualitäten überhaupt das Bedürfniß des Menschen nach der Gemeinschaft beruht, welche sein wahres und ganzes Wesen erst zur Erscheinung fördert, so muß auch in der Kirche eine Einheit, welche zu enge ist um der gläubigen Verschiedenheit Raum zu lassen, zur todten unfruchtbaren Einerleiheit werden. Individualität ist nicht Sündhaftigkeit; auch innerhalb der Schrift hat sich die ewige Wahrheit in den verschiedenen Lehrformen der Apostel individualisirt. Je mehr aber bei uns die sündhafte Seite der Individualität auch in unser religiöses Geistesleben hineinreicht, desto mehr haben wir in jeder Individualität, die sich auf den richtigen Grund gestellt hat, ein Element der Wahrheit vorauszusetzen, welches so wenig ohne Schaden für das Ganze unverwendet bleiben kann, als es ohne lebendige Einwirkung dieses Ganzen seinerseits von der ihm anhaftenden Verkehrtheit befreit zu werden hoffen darf. Und so ist es denn ein allgemeines unwidersprechliches Gesetz des geistigen Lebens, welches die Union fordert.

Was machen nun die Unionsgegner wider diese in der Sache begründete Forderung und Folgerung geltend?

Sie lieben es von der Eigenthümlichkeit beider Kirchen zu reden,

die man vor Verwischung bewahren müsse. Aber einmal begehrt die Union keine Einerleiheit, sie gerade ist im Stande der Eigenthümlichkeit den gebührenden Spielraum zu lassen. Dann fragt sich, ob denn in dieser Eigenthümlichkeit Alles bewahrt zu werden verdiene? Es fragt sich, ob nicht manches dazu Gerechnete fallen könne, ohne der Gesundheit des christlichen Lebens zu schaden? Nicht an jeder liturgischen Formel hängt die Integrität des Bekenntnisses und des Glaubens, zumal für Gemeinden, deren größter Theil die Milch des Evangeliums noch nicht getrunken hat. Und endlich, was von jener Eigenthümlichkeit wirklich aus dem göttlichen Worte geboren ist, sollte das so empfindlich sein, daß es nur in der Isolirung gedeihen und keine entgegengesetzte Berührung vertragen kann? Aber man fürchtet vielleicht mit Recht, daß die Treibhauspflanze einer durch geistliche Agitation künstlich repristinirten Eigenthümlichkeitssucht den frischen Luftzug eines in geräumigeren Grenzen sich bewegenden kirchlichen Lebens nicht vertragen werde.

Ein anderes Bedenken ist die dogmatische und symbolische Unsicherheit, welche durch Zugrundelegung des „Gemeinsamen" beider Bekenntnisse entstehen soll. Wie jener erste Einwand von einer alterthümelnd-ästhetischen, so geht dieser andere von einer juristischen Richtung aus, die für möglichst enge und scharfe Verpflichtungsformeln schwärmt. Solchen Leuten, die „nicht wissen die Schrift, noch die Kraft Gottes," wird es angst, wenn im Bekenntniß nicht Alles buchstäblich auf's Reine gebracht ist. Aber eine derartige juristische Anspannung des Symbolbuchstabens könnte in unserer Kirche nur mindestens eben so viele Heuchelei als äußere Rechtgläubigkeit großziehen. Im Uebrigen wäre der Vorwurf der Bekenntnißlosigkeit der Union ungefähr damit zu vergleichen, daß man einem Jüngling Recht und Möglichkeit einer gesunden Existenz abspräche, weil er noch kein Mann ist. Der Consensus ist nachweisbar und oft nachgewiesen; er soll freilich auch ausgesprochen werden und wird es zu seiner Zeit; dann aber nicht als bloße Zusammenstellung, sondern als eine aus der Vertiefung in's Wort Gottes hervorgehende Neugestaltung des in den reformatorischen Bekenntnissen niedergelegten ewigen Inhalts, ja trotz allem Unfug, den man mit diesem Worte gemacht hat — als ein neues Bekenntniß. Und von diesem Neubekennen ihres Glaubens wird sich die evangelische Kirche hoffentlich auch dadurch nicht abhalten lassen, daß sie, wie jene Kirchenjuristen warnen, damit den vom westphälischen Frieden datirenden Rechtsschutz des heiligen römischen Reichs verlöre.

Oder sollte es, wie die leiseren Stimmen der zuweilen recht sanft und fast freundschaftlich redenden Unionsfeindschaft sagen, zur Union noch nicht Zeit sein? Zunächst handelt es sich ja nur um Union der Evangelischen in Deutschland; und hier hat die Union bereits eine Vorgeschichte von drei Jahrhunderten. Zuerst war von Anbeginn eine Unionsrichtung da, die Luther wenigstens duldete, — der Philippismus. Sodann hat die deutschreformirte Kirche von Anfang einen temperirten, Melanchthon'schen Charakter an sich getragen. Endlich wird die lange Reihe der Einigungsversuche doch wohl nicht aus lauter Indifferentismus und Politik hervorgegangen sein; es ist nur an Spener und an die Brüdergemeinde zu erinnern. Der allzuwenig beherzigten Mahnung des Pietismus ist das Gottesgericht des Rationalismus gefolgt, dessen relative Berechtigung gegenüber der verknöcherten Orthodoxie nicht geleugnet werden kann; er hat das Bewußtsein der Gemeinden aus den symbolischen Fugen gerückt und ist nicht durch Restauration, sondern durch Neugestaltung vom ewigen Grunde aus überwunden worden. Sowohl die „neuere" Theologie, die trotz aller Schmähungen doch die wissenschaftliche Productionskraft der evangelischen Kirche in sich trägt, als auch das neue christliche und kirchliche Leben mit seinen Segensfrüchten ruhen wesentlich auf der Union. So war die Union, als sie Gestalt gewann, allseitig vorbereitet, eine reife Frucht der kirchengeschichtlichen Entwickelung. Die Entwickelungszeit der Sonderconfessionen ist vollbracht: es bleibt nichts übrig, als daß sie durch gegenseitiges Inoculiren die Kraft ihres Wesens vereinigen und erhöhen.

Darum ist für die Union auch am letzten Ende nichts zu fürchten. Der confessionalistische Rückschlag will nur erst ertragen sein. Er wird vorerst noch zunehmen; die Zeit ist danach, daß im Politischen wie im Kirchlichen Viele meinen können, man brauche, was früher gestanden und gehalten, nur einfach wieder aufzurichten. Wann erst die großen Koryphäen der letzten Decennien alle werden schlafen gegangen sein, dann wird vielleicht eine Zeit kommen, wo auch die gläubige wissenschaftliche Discussion verdächtig werden, wo es noch ruhmvoller scheinen wird, als es schon heute Manchem scheint, Männer wie Schleiermacher und Neander zu verkleinern und zu verketzern, statt daß man Gott auf den Knieen danken sollte, daß er uns gewürdigt, uns solche Männer zu schenken. Aber auch dann wird es durch des Herrn Gnade nicht fehlen an Solchen, welche ohne rechts oder links zu schauen, aber mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten

und zur Linken trachten, daß nur Christus gepredigt werde, und gestärkt durch das Gefühl der Gemeinschaft mit ihrem göttlichen Haupte den Muth behalten zu sprechen: „Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Das werden die wahren Freunde der rechten Union sein, die aus solchen trüben Zeiten verklärt hervorgehen wird.

Sie hat ja Mängel. Aber seit wann heben denn die Mängel in der Entstehungs- und Entwickelungsperiode einer Erscheinung deren Recht und Nothwendigkeit auf? Ihre positive Bedeutung ist nicht überall in gleichem Maaße in's Bewußtsein gedrungen wie ihre negative; aber das ist in der Reformationszeit auch nicht anders gewesen. Die Unsicherheit im Gebrauch des Katechismus ist ein fühlbarer Mißstand, da die vorhandene confessionelle Gereiztheit und die Rücksicht auf zu ehrende Ueberlieferungen einem allgemeinen Gebrauch des kleinen lutherischen entgegenstehen. Aber die Union kann ebensowohl die Sonderkatechismen, als eine Verschmelzung beider gebrauchen, bis Gott einmal ein neues christliches Volksbuch schenkt. Auch unsre Agende bedarf einer Revision, eines tieferen Zurückgreifens in den Reichthum der Väter; aber was steht dem auch im Wege, wenn nicht eben die confessionelle Gereiztheit? Wer aber um solcher untergeordneten Dinge willen sich dem Werke der Union entzieht oder es befeindet, der verkennt den Geist und Beruf der evangelischen Kirche, der verkennt vornehmlich auch die Bedeutung der gegenwärtigen Zeit. Wenn je Zusammenhalten noth gethan hat, so ist es heute. Wir verkennen die sprossenden Zeichen eines neuen Lebens in dieser Zeit der Trümmer nicht; aber die Feindschaft ist groß, die Gleichgültigkeit noch größer. Schauerliche Abgründe des sittlichen Lebens gehen jedem ernsten Seelsorger auf; nicht blos in unsren Hauptstädten wuchert ein neues Heidenthum und wir wandeln unter einem Geschlecht, von dem es sich berechnen läßt, daß, wo nicht eine sittliche Wiedergeburt in gewaltiger Weise eintritt, in wenig Generationen durch Wollust und Schleckerei, durch Ueberbildung und Nervenschwäche seine Kraft verraucht sein wird. Dazu droht von Außen der Erbfeind mächtiger und energischer als seit zwei Jahrhunderten, und deutlich wahrnehmbar selbst für harte protestantische Ohren tönen die Posaunenstöße, welche die Selbstauflösung des Protestantismus verkündigen. Hier liegen die Aufgaben der evangelischen Christenheit. Und was soll man sagen vor Wehmuth, wenn in solcher Zeit nicht blos feindselige Samariter, wenn Kinder des Volkes Israel Zwietracht säen und hindern, daß

der heilige Tempel des Herrn und Jerusalems Mauern gebaut werden mit einmüthiger Kraft? Nun Herr, baue du die Mauern Jerusalems und bringe zusammen die Verjagten in Israel! —

* * *

Wie diese Schlußbetrachtung andeutet, verlor der Verfasser überhaupt bei dem traurigen innerkirchlichen Streit die Thatsache nie aus den Augen, daß die Laienwelt, zumal die gebildete, im Großen und Ganzen der Kirche und dem Christenthum noch sehr fern stehe und durch jenen Streit mit nichten näher gebracht werde. Er beklagte die Abnahme des theologischen Sinnes, die zunehmende Verdächtigung aller tiefer schöpfenden und freier fassenden Forschung und die überreizte Werthlegung auf die dogmatischen Spitzen der Bekenntnisse auch darum so sehr, weil er überzeugt war, daß eine geistesträg und gesetzlich restaurirte Orthodoxie am allerwenigsten befähigt sei, den Kampf mit dem theoretischen Unglauben der Zeit erfolgreich zu führen. Inzwischen sah er diesen theoretischen Unglauben in erschreckendem Fortschritt begriffen. Die große Ernüchterung unseres Volks, welche auf die Gährungsjahre gefolgt war, hatte zwar hin und wieder zur Verinnerlichung und Vertiefung, im Großen und Ganzen aber vielmehr zum Gegentheil, zu einem vorher ungekannten Cultus der materiellen Interessen geführt. Hatten in Folge dessen die Naturwissenschaften über alle ethischeren Geistesgebiete den Vorsprung gewonnen, so wurden dieselben nunmehr von den unbewußten und bewußten Vorarbeitern eines künftigen radicalen Weltumsturzes dazu ausgebeutet, um den gemeinsten Atheismus und die brutalste Weltanschauung auszubreiten, und zugleich auch andre faule Abfälle deutscher Wissenschaft benutzt, um in den Herzen der Unwissenden und Ungewissen die letzten Reste von Gottesfurcht und Pietät vor dem Heiligen zu vergiften. Franz verfolgte diese atheistische und antichristliche Strömung mit Aufmerksamkeit und tiefer Betrübniß; er äußerte öfter, daß ihm die Theologen auf diese Gegenkräfte viel zu wenig zu achten schienen und das Herz brannte ihm, der Sache des Herrn nach dieser Seite hin auch literarisch zu dienen. Es sollte ihm so gut nicht werden; nur eine einzige im Sommer 1854 rasch hingeworfene kleine Arbeit sollte wenigstens zeigen, wie gut er hiezu ausgerüstet sei, wie frisch er das blanke Schwert des Geistes nach dieser Seite hin zu führen vermöge. Da dieselbe in einer wenig bekannten und seitdem eingegangenen Zeit-

schrift steht (der Bonner Monatsschrift, Juni 1854), so darf ich sie bei ihrem geringen Umfang hier wohl vollständig mittheilen.

Atheistische Popularliteratur der Gegenwart.

Ich würde es bedauern, wenn die Bonner Monatsschrift ihre Grenzen zu eng fände für die nachfolgenden Bemerkungen. Es handelt sich hier freilich nicht um specifisch rheinische, noch weniger um rheinpreußische Producte, aber wenn dieselben doch einem innerhalb des rheinischen kirchlichen Lebens Stehenden aufgefallen sind, so möchten sie ebensogut noch mehreren auffallen und an ihnen ihre verschiedene Wirkung üben können. Also: hic Rhodus, hic salta. Ein Ruf zur Achtsamkeit auf die bezeichnete Literatur wird nirgends unangebracht sein.

Mit der obigen Ueberschrift wird keinerlei Vollständigkeit beansprucht. Es sind mir nur eben die hernach zu nennenden Schriften in die Hände gefallen. Es sind bemerkenswerthe Documente. — Die Physiognomie des kirchlichen und des theologischen Lebens hat sich in den letzten 15 Jahren beträchtlich verändert. Der „Verein der Freien" in Berlin, in dem Bruno Bauer das Licht war, existirt nicht mehr, und selbst Koryphäen der theologischen Linken Hegel'scher Farbe, wie Vatke, sind — zwar nicht überstrahlt, aber doch verblichen in ihrer Popularität. Selbst unter den Studenten ist's vorüber mit dem, was wir noch erlebt haben, daß einer, der bei Michelet in Berlin ein Colleg gehört oder bei Schwegler in Tübingen in der Geschichte der Philosophie hospitirt hatte, seinen weniger philosophisch gebildeten Kameraden als ein staunenswerthes Orakel erschien. Nicht als hätten jetzt Alle mehr Philosophie gelernt, sondern die Neigung hat sich ganz von diesem Felde abgewandt. Unter dem Lehrerstand ist vielenorts der hie und da auch philosophisch versetzte Diesterwegianismus durch eine positive kirchliche Richtung verdrängt worden, und das hängt zusammen mit der Belebung des kirchlichen Sinnes, mit der Hinwendung der Kirche zu praktischen Aufgaben, mit der Erkenntniß der Unerläßlichkeit positiver Religion als einzig fester Grundlage gesunden Volkslebens. Wir haben Vereine, wir haben Kirchentage u. s. w. und — vergessen über alledem leicht, daß Alles dies nur ist wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie ein Kirchlein, gebaut zwischen Trümmer.

Der praktische und theoretische Unglaube ist weder überwunden

noch an seinem eigenen Siege verzweifelt. Die Discussion hat sich aus dem Feld der gelehrten Literatur in das der populären, von den Universitäten in das Volk gezogen. Hier wird der Unglaube bei aller seiner Vernunftwidrigkeit an dem bösen Trotz des unbekehrten Herzens, das froh ist eine Schanze sogenannter Wissenschaft zwischen sich und seinem Gott zu haben, die stärkste Trutzfeste erst gewinnen. Und hieran wird eifrig gearbeitet. Die Popularisirung des Lebens Jesu von Strauß, welche, ich glaube 1846, in Burgdorf in der Schweiz erschien, war, wenigstens für Deutschland, einer der ersten Hebel. Feuerbach hat vor Handwerksburschen seine Doctrinen auseinandergelegt, und auch der gelehrte Vertreter einer „wissenden" Philosophenaristokratie über der in der Glaubensvorstellung befangenen Volksmenge, Strauß, hat gelegentlich ein ähnliches Publicum nicht verschmäht. Im J. 1848 ist der moderne Humanismus hie und da auf die Barrikaden gekommen und übel bestanden. Zu wirken auf das Volk hat aber die Richtung nicht aufgehört, welche die zweite „Erlösung der Menschheit" durch ihre Loslösung vom Glauben an einen überweltlichen Gott und an einen göttlichen Erlöser und an persönliche Unsterblichkeit, und durch die Ersetzung aller dieser Güter durch eine „rein irdische Glückseligkeit", durch „Ausgleichung von Kapital und Arbeit" u. s. w., oder um vornehmer mit Herrn Dr. Noack zu reden, durch die Verwandlung der Jenseitigkeit des Christenthums in die reine Diesseitigkeit vollbringen will; damit zuletzt — denn das praktische Resultat würde das jedenfalls sein — die vernünftige Bestie, Mensch genannt, allein auf dem Thron fesselloser Selbstvergötterung und ungehemmten Selbstgenusses sitze.

Hierhin gehören in verschiedenen Nüancirungen die nachfolgenden Schriftchen.

Das erste führt den Titel: „Enthüllungen über das Leben nach dem Tode." Ich habe den Titel mit buchhändlerischer Genauigkeit nicht aufgeschrieben. Es ist gewiß schon manche gute Seele mit dem Büchelchen getäuscht worden, die dahinter eine neue Auflage etwa der Stilling'schen Scenen aus dem Geisterreich vermuthete. In Anbetracht der Plumpheit der Erfindung und der Ungeschicktheit des Ausdrucks kann man es für mit am unschädlichsten halten. Der Faden ist folgender: Ein — wo ich mich recht besinne — Berliner Junge bekommt schon früh von seinem Vater zuweilen lange Lectionen, welche die reine Menschlichkeit bei ihm einpflanzen und ihn statt auf den Boden des positiven Christenthums auf die Religion gründen

sollen, welche sich etwa in dem populären Verstande des Sprüchleins: „Thue Recht und scheue Niemand“ zusammenfaßt, das man so manchen feigen Philister weiten Gewissens als die Essenz seiner Religiosität anpreisen hört. Der Junge studiert Medicin und macht nach dem Tode des Vaters eine wissenschaftliche Reise nach Mittel-Amerika. Dort ist er einstmals auf der einsamen Höhe der Anden, welche man mit Hülfe einiger Reisebeschreibungen schon recht leidlich schildern kann, ganz allein, und — da erscheint ihm der Geist seines Vaters, um ihm darüber Aufschlüsse zu geben, daß alle die gewöhnlichen Vorstellungen, welche die Menschen sich von dem höchsten Wesen und von dem Leben nach dem Tode machen, sehr irrig und thöricht seien, daß es besonders thöricht und überflüssig sei zu dem höchsten Wesen zu beten u. s. w. Man sieht, der Apparat ist plump genug, allein man merkt doch die Absicht. Es ist schade, daß der Geist uns nicht ebenso schlagend von der Richtigkeit seiner eignen Existenz nach dem Tode überzeugen kann, als er uns — von seiner und seines Sohnes, des Verfassers, Dummheit überzeugt.

Weit feiner ist schon das „Evangelium der Natur“ (Mannheim, in Commission bei Tobias Löffler, 1853) angelegt. Die Naturwissenschaften, abgeschreckt durch speculative Aprioriconstruction und vielfach den materiellen Interessen unmittelbar dienstbar, sind vielfach auch in ihren Trägern dem Empirismus und damit dem Materialismus anheimgefallen. Der bekannte Vogt vertrat seiner Zeit diese Richtung, auch in der directen Consequenz ihrer Gottesfeindlichkeit, mit cynischem Freimuthe in der deutschen Nationalversammlung und thut es bis heute in seinen Schriften. Ihm ist der Mensch am Ende auch nur eine Retorte, in der gewisse Stoffe chemisch zersetzt und verbunden und gewisse Gase producirt werden. Wir sehen, wir haben's „herrlich weit gebracht“. So weit als schon im vorigen Jahrhundert die Encyclopädisten und vor Zeiten die Skeptiker. Was braucht unser Volk die Kraft Gottes, die da selig macht, — „es verehrt die Kräfte des Dampfes,“ sagte Wackernagel mit schmerzlicher Ironie 1848 in der Vorrede zur „Trösteinsamkeit“. Von der Seite ist unsrem materialistischen Volke gut beikommen. Dies versucht in unsrem angeführten Buche ein geheimnißvoller Fremdling von ernstem und erhabenem Ansehen, welcher in der Nähe der Stadt auf einem einsamen Landgute wohnt. So schwer er zugänglich scheint, so versammelt er doch nach und nach eine Schaar junger Leute um sich, die er „sachte seine Straße führt“. Denn er tritt vorsichtig, wo-

möglich ohne directe Bekämpfung der geoffenbarten Religion auf. Der Fremde ist Astronom. Er zeigt seinen jungen Freunden die Wunder des gestirnten Himmels, die unermeßlichen Sternfernen &c., und bringt manches recht brauchbare aus der populären Astronomie bei. Was er aber hiedurch, und natürlich mit sehr glücklichem Erfolge, seinen Jüngern als ein Messias der Naturerkenntniß mit Pathos einprägt, ist höchstens ein herzloser Deismus; denn es versteht sich leicht aus den gegebenen Voraussetzungen heraus, daß der ungeheure Weltgeist mit so unbedeutenden Geschöpfen wie die als Pünktchen im All verschwindenden Menschen nichts Besonderes zu thun hat, geschweige denn, daß von einer Menschwerdung Gottes — nämlich im christlichen Sinne — die Rede sein könnte. Der Titel: „Evangelium der Natur“ läßt schon die Absicht merken, daß an die Stelle des biblischen Evangeliums die staunende Versenkung in die räumliche (die Philosophen nennen dies „die schlechte“) Unendlichkeit des „Weltgeistes“ gesetzt werden soll. Etwas mehr Deismus oder etwas mehr Pantheismus mag dem Verfasser gleich gegolten haben, wenn nur der lebendige Gott weggethan wurde, dessen innerstes Leben der Liebesschlag des Gottesherzens für die Welt ist und der ein „Du“ hat für den Menschen und ihm ein „Du“ sein will, um ihn damit heranzuziehen, wie Paul Gerhardt sagt: „selbst an Seinen Mund und Brust.“ Dabei begreift diese Pseudonaturwissenschaft noch nicht einmal dies Naheliegende, daß die Erkenntniß, mit der der menschliche Geist die Schöpfung des „Weltgeistes“ an seinem Theile durchmißt, eine geistige Größe einschließt, welche die räumliche Unbedeutendheit des Menschen völlig aufhebt und ihn des persönlichen Verkehrs mit einem Gott, dem nur nicht die räumliche Größe die einzige Größe ist, vollkommen fähig und würdig erscheinen läßt. — Eine begeisterte Ermahnung zu sittlicher Thätigkeit, welche der Astronom gegen das Ende seines Buches seinem anhänglichsten Jünger ertheilt, gemahnt an eine gute Etikette auf einer Flasche sauren Weins: sie soll das nothwendige praktische Moment der neuen Naturreligion bilden; aber diese Sittlichkeit, deren objective Normen und Ziele, wohl aus dem schlagendsten Grunde, den es giebt, unerörtert gelassen werden, hängt völlig in der Luft.

Dies mit Hülfe der Natur gegen den lieben Gott Argumentiren wird jetzt recht häufig. So angesehen wird sogar ein sehr unbedeutender und wenig berufener Feuilletonist der Kölnischen Zeitung für einen Augenblick beachtenswerth. Er heißt Max Waldau und

mühte sich vor einiger Zeit in einem offenen Schreiben an Wolfgang Müller ab, die Natur der Schweiz seinen kleinen Begriffen mundgerecht zu machen. Die Alpen sind ihm dabei sehr lästig, denn sie sind, meint der Aesthetiker, nicht „schön"; höchstens in der Ferne gesehen und gehörig verkleinert. Denn seiner ganzen Aesthetik fehlt der Begriff des „Erhabenen" mit Nothwendigkeit, weil ihm ohne Zweifel der Begriff eines Gottes fehlt, welcher mit übergreifender Macht in seiner Schöpfung sich offenbarend, die Endlichkeit mit einer Ahnung göttlicher Unendlichkeit durchdringt. Daher tröstet sich der Feuilletonist kurz: kann der Mensch die Alpen nicht ästhetisch klein kriegen, so kann er sie doch messen, berechnen, klassificiren und sich so mit Hülfe seiner Naturwissenschaft (der großen Kanonen Agassiz, Saussure, Humboldt, wie M. Waldau sich ausdrückt) die Alpen und den Alp einer übermenschlichen Macht vom Gemüthe schaffen. „Mögen auch die Frommen jammern," hat Herr Waldau kühn hinzugesetzt. In der That, seine Aesthetik schon scheint eine bejammernswerthe.

Der als Bücherschreiber ziemlich bekannte Dr. Ludwig Noack hat nun im vorigen Jahre auch ein Büchelchen ausgehen lassen, welches nach Größe, Form und Anlage offenbar für ein größeres Publicum berechnet ist. Es heißt: „Christenthum und Humanismus oder das religiöse Bewußtsein Jesu und die Erlösungsthatsache des Christenthums," Rudolstadt 1853. Noack ist einer von denen, welche sich berufen fühlen, den vermöge der bekannten hochbeinigen Dialektik schon sehr breitgemachten Inhalt der Tübinger Schule für die „Gebildeten" noch breiter zu treten. Das Büchelchen will Allen, die es wissen wollen, das Christenthum der Zukunft, das Wesen des Christenthums, d. h. das Christenthum des Herrn Ludwig Noack auseinandersetzen. Es beginnt mit einem Chorus von Prophetenstimmen für die Wahrheit, daß in unserer Zeit eine große religiöse Krisis anhebe. Leopold Schmid's mildkatholische Worte, ein Stück aus Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, ein Stück dithyrambischer Novalis-Sehnsucht nach der Zeit, wo der Heiland als Luft geathmet, als Geliebte umarmt wird, eine Seite aus Hegel's Phänomenologie des Geistes und Schelling's Aeußerungen über die Johanniskirche erhärten die Wahrheit, daß jetzt die Kirche anhebt, welche Herr Noack träumt. Und was ist dies für eine? Man begreift es schon, wenn die Reihe von „wissenschaftlichen Forschern" vorgeführt wird, welche das deutsche wissenschaftliche Bewußtsein auf den Punkt geführt haben, auf welchem Noack ihm das Räthsel seiner

Zukunft löst. Es sind dies: Strauß, Feuerbach, Ruge, Bayrhoffer. Mit den von diesen Leuten mitgetheilten Aeußerungen ist der Verfasser, nämlich Herr Noack, einverstanden. Sie gehen dahin, daß, weil es ja — was, während man sich den Schein giebt es beweisen zu wollen, überall schon vorausgesetzt wird — keinen Gott giebt, es auch keinen gegenständlichen Glauben geben kann; der Mensch hat, als religiöses Subject, sich selbst in seinem Sehnen, in seinen Idealen über sich gesetzt und daraus seinen Gott gemacht, den er anbetet, von dem er Alles zu haben meint. Das heißt mit dürren Worten, die Welt ist ein großes Narrenhaus; durch eine unerklärliche Behexung sieht der Mensch seinen eigenen Schatten über sich und hält diesen seinen eigenen Schatten für den rechten, eigentlichen Träger seines Lebens, seiner Existenz. Glücklicherweise sind im neunzehnten Jahrhundert einige schlaue Leute dahintergekommen und retten die Menschheit von dem endemischen Wahnsinn. Doch nein, schon Jesus von Nazareth hat, wenigstens in der Form der Vorstellung, die reine Diesseitigkeit des Christenthums, freilich unter Voraussetzung seiner Jenseitigkeit, ausgesprochen, indem er die Versöhnung von Gottheit und Menschheit und ein Himmelreich auf Erden angekündigt hat. Denn man müßte ein schlechter dialektischer Taschenspieler sein, um nicht in der Versöhnung von Gottheit und Menschheit die Identität von Gottheit und Menschheit und in dem Himmelreich auf Erden die Negation des Himmels und des persönlichen ewigen Lebens zu finden. Ist den anderen Herren Jesus von Nazareth nur der verschwindende Anfangspunkt in der Entwickelungsreihe des Bewußtseins von der reinen Diesseitigkeit, so weist ihm Herr Noack noch eine höhere bleibende Bedeutung zu. Diese besteht darin, daß er die „Messiasidee in ihrer ganzen Fülle“ ausgesprochen hat. Dies Wort aber, von dem Menschensohn und von seinem Wiederkommen in Herrlichkeit am Ende der Tage, drückt nichts anderes aus, als die „Perfectibilität des Christenthums“. Dahin wird dieses nun eben vollendet, daß die Menschheit, verzichtend auf das Gerede „orthodoxer Zionswächter“, verzichtend auf das ganze Jenseits mit allen seinen Vorspiegelungen, den Willen habe, mit begeisterter „Hingabe an die Idee“ ein Reich freier schöner Menschlichkeit und Brüderlichkeit zu gründen. Hiermit ist das Christenthum zu seinem wahren Inhalt, dem Humanismus gebracht und die religiöse Krisis der Gegenwart vollendet: daß schon Jesus von Nazareth, in reiner Hingebung an die Idee, diesem schönen Ziele gelebt hat, ja um seines Freimuthes willen

gestorben ist, dies ist — „die Erlösungsthatsache des Christenthums“.

Daß das Gottesbewußtsein auf einer unbewußten Vergötterung des menschlichen Selbst beruhe und so die Menschheit, von jeher in einer Art von Erbwahnsinn befangen, sich selbst, ihrem eigenen Schatten nachgelaufen sei, das ist zu abgeschmackt, als daß eine solche Phrase nicht dem verhältnißmäßig gesunden Sinn des deutschen Volkes erliegen sollte. Die Masse unserer abendländischen Völker überhaupt bringt es nicht leicht zum Pantheismus; sie bleibt beim Deismus stehen; das Persönlichkeitsbewußtsein ist ihr zu tief eigen. Aber den Jesus von Nazareth, den Eingebornen vom Vater, der, wenn sich das Herz nicht von ihm beseligen läßt als dem Heiland der Welt, dem Herzen bange macht als der große Richter der Welt, den in etwas bei Seite gebracht zu sehen, läßt sich die ungläubige Menge gerne gefallen. Wie befreit sich Herr Noack von hunderten von Worten des Herrn und seiner Apostel, welche seiner Auffassung von Jesu und seinem Reiche entgegenstehn? Durch eine kühne Unterscheidung dessen, was Jesus selbst und was seinen Jüngern angehört. Von Jesus selbst ist nichts wahr, als daß er, als Büßender von Johannes getauft, dabei auf den Gedanken gerathen ist, selbst der Messias sein zu wollen, daß er „die Messiasidee in ihrer ganzen Fülle“ ausgesprochen hat, zuletzt nach Jerusalem geht und die Heuchelei der Pharisäer rücksichtslos züchtigt, und daher an's Kreuz gebracht wird. „Aus einer stundenlangen Ohnmacht“ wieder erwacht, wagt er nur Wenigen sich zu zeigen und ist in Galiläa im Stillen an den Folgen seiner Leiden hingesiecht. Die ganze göttliche Glorie, der ganze Kranz tiefsinniger Worte, in denen der Herr sein göttlich Wesen darlegt — ist das Product der Phantasie der ersten Gemeinde.

Wer seines Heilandes im Herzen gewiß ist, wird dergleichen, wie es hier als unzweifelhafte Wahrheit hingestellt wird, mit Widerwillen zurückweisen, auch wenn er es nicht wissenschaftlich widerlegen kann. Den auf beiden Seiten Hinkenden, den Unsicheren, die doch leicht wenigstens ein allgemeines Mißtrauen gegen die biblischen Urkunden behalten, welches sich auf Grund jener Darstellungen, von denen „immer etwas haftet“, leicht in offenes Verwerfen verwandeln kann, wenn es ihnen einmal irgendwie besonders sauer ankommt Glauben zu haben, — denen müßte gesagt werden, daß auf diese Weise die Urgeschichte des Christenthums behandeln, die Anfänge der mächtigsten Geistesbewegung, welche je die Welt durchzogen hat, in eine frivole

Münchhausiade verwandeln heißt. Denn ohne Narrheit oder bewußten Betrug ist es nicht möglich, daß die Jünger des Herrn Alles dasjenige, wodurch seine Person und sein Werk bedeutend wird, sollten erfunden haben, und das Wort Phantasie, welches unphilosophisch genug mit Gemüth identificirt und zum Wesen der Religion gemacht wird, ist ein schlechter Deckmantel für die Unmöglichkeit, die Historicität der biblischen Heilsthatsachen auf diesem Wege zu vernichten. Unserer heutigen wissenschaftlichen christlichen Welt ist es wohl gäng und gebe, daß, wollte auch Jemand die großen Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte auf ähnliche Weise aus der „dichtenden Phantasie" erklären, doch Niemand begreifen kann, woher denn, nachdem die Prophetie so lange geschwiegen und Volk und Welt in eine begeisterungslose Trümmerzeit gelangt war, auf einmal die dichterische Phantasie eines Kreises armer Juden jenen gewaltigen Aufschwung soll genommen haben, wenn man nicht eine Persönlichkeit als anregendes Moment voraussetzt, welche in Wahrheit eben so groß und mächtig gewesen, wie der in den Evangelien geschilderte Christus. Es ist der wissenschaftlichen Betrachtung völlig klar, daß ohne die Thatsache der Auferstehung als eines göttlichen Wunders die begeisterte, ja vielmehr vom h. Geist begeistete Thätigkeit der Apostel, dies Heldenthum nach so viel Furcht und Verleugnung, eine psychologisch rein unerklärbare Erscheinung bleibt und daß die von allen Aposteln und zumal von Paulus in dem unbestrittenen ersten Korintherbriefe berichtete wunderbare Auferstehung des Herrn die unausweichliche Bestätigung seines ganzen göttlichen Wunderlebens enthält; daß die Apostel Schwachköpfe oder abgefeimte Betrüger hätten sein müssen, um sich oder der Welt erträumte Dinge als Thatsachen einzubilden, — als Thatsachen, auf welche sie ein neues Geistes- und Herzensleben für sich und für die ganze umzugestaltende Welt gründen und die dennoch ein aus Phantasie gewobenes Nichts sein sollen; daß endlich, wo Jemand, was bisher Wenige gewagt haben, was aber in künftigen Zeiten noch öfter gewagt werden wird, frivol genug wäre, den Aposteln eine von den beiden genannten Eigenschaften beizumessen, für jeden nicht hirn- und herzverbrannten Menschen der einfache Eindruck ihrer Schriften das Gegentheil unwiderleglich bezeugt, schier am meisten der Eindruck der Johanneischen Schriften, welche den historischen und dogmatischen Grund unseres Glaubens vorzüglich sichern und feststellen.

Das Alles wissen die Wissenschaftlichen: das Volk weiß es nicht;

es kann sich jene Schlüsse, so einfach sie sind, nicht klar machen und die apologetische Wissenschaft hat viel zu wenig dafür gesorgt, ihre Ergebnisse kirchlich, d. h. zum Eigenthum der Gemeinde zu machen. Daher kann es mit ziemlicher Aussicht auf Erfolg gewagt werden, dem deutschen Volke die bekannte Reihe: Strauß, Feuerbach, Ruge, Bayrhoffer, als die Repräsentanten der deutsch-wissenschaftlichen Forschung auch in theologischen Dingen hinzustellen. Das thut auch das Büchlein von Noack mit erstaunlicher Dreistigkeit. Von Repräsentanten der deutschen Wissenschaften (und doch wohl echteren als jenen) wie Schleiermacher, Neander, Nitzsch u. s. w. scheint er nichts zu wissen. Freilich, was diese Männer am deutschen Geistesleben geleistet haben, läuft auch dem Wege, auf welchem er die religiöse Erkenntniß des deutschen Volkes sehen möchte, schnurstracks entgegen; sie haben entgegengearbeitet der Entheiligung des Heiligthums, an welcher er arbeiten hilft, nämlich an der Entchristlichung des Christenthums.

Mit eben derselben Dreistigkeit werden die kritischen Urtheile der sogenannten Tübinger Schule als die Resultate der wissenschaftlichen Kritik deutscher Theologie hingestellt und damit der theoretischen Vernichtung des Evangeliums die historisch-kritische Unterlage gegeben. Hiebei wird gelegentlich ein anderes, denselben Gegenstand noch ausführlicher behandelndes Buch empfohlen, das mir noch nicht in die Hände gefallen ist: Clemens, das Buch der Christen oder das Neue Testament nach den Resultaten der neuesten wissenschaftlich-kritischen Forschungen, insbesondere der Tübinger theologischen Schule, betrachtet für gebildete Leser aller Stände. 1852. Die bekannten Resultate jener Schule, nach welchen das Christenthum eigentlich von Paulus erfunden und in der trüben Gährung der nach-apostolischen Zeit fertig gebraut wird und die meisten neutestamentlichen Schriften nur die Documente eines unsittlichen pfiffigen Compromisses zwischen den eigentlich unverträglichen Gegensätzen des Paulinismus und Petrinismus sind, — diese Resultate, welche hier mit aller Zuversichtlichkeit als scheinbar einzige Blüthen theologischer Kritik dem deutschen Publicum zur Annahme vorgelegt werden, sind bekanntlich durch eine reiche und siegreiche apologetische Literatur im Wesentlichen längst gerichtet. Es konnte auch vor der Wissenschaft diese sogenannte voraussetzungslose, in Wahrheit aber durch und durch vorurtheilsvolle Kritik kein anderes Schicksal haben. Aller Scharfsinn, den diese Schule verschwendet, dient nur dazu, den Spruch Röm. 1, 22 zu bestätigen; so nothwendig mußte

das Bestreben, die Höhe, welche in der Mitte der Geschichte, in der Fülle der Zeiten sich erhebt und von welcher Wasser des Lebens bis an's Ende der Zeiten herabfließen, abzutragen und die heilige Gottesthat in eine noch nicht einmal sittlich saubere Menschenthat zu verwandeln, zu unhaltbaren Ergebnissen führen. Denn ein Widersinn ist es ja schon zu sagen, „die ersten Christen waren einfache Juden, mit dem bloßen Unterschiede, daß sie den erwarteten Messias in Jesu von Nazareth bereits gekommen glaubten," ohne daß man zugleich die ganze Fülle des Inhaltes, welcher für den Juden im Begriff Messias lag, entwickelt und sich im damaligen Bewußtsein entwickelt denkt. Es heißt: sie waren Juden mit Ausnahme Eines Punktes, welcher doch derart ist, daß er auf allen Punkten aus den Jüngern etwas ganz Anderes als „gewöhnliche, einfache Juden" machen mußte. Denn es ist ja unmöglich, daß bei ihnen das jüdische religiöse Bewußtsein eben in dem Punkte, in welchem es als ein hoffendes, sehnsüchtiges, erfüllungsbedürftiges culminirt, sollte alterirt worden sein, ohne daß es auch in allen übrigen Beziehungen, wenigstens im Princip, bereits eine wesentliche Alteration sollte erfahren haben. Es ist ein Widersinn, Paulum zum Erfinder des Christenthums in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu machen, da er doch in den von der Tübinger Schule unangefochtenen Briefen mit derselben Unbedingtheit wie in den bestrittenen sein ganzes Wissen und Thun auf Jesum den Herrn in vollständiger Unterordnung zurückführt; es ist ein Widersinn, wenn die höhere Ansicht von Jesu auf dem Wege jener kritischen Operationen aus den Urkunden des Christenthums verbannt sein soll und wesentlich wieder deßhalb die kleinen Paulinischen Briefe für unecht erklärt werden, denn jene höhere Ansicht liegt in den selbst für die Tübinger Kritik höchstens anzunagenden, nicht umzustoßenden Documenten unzweifelhaft vor.

Doch, die vom Fach wissen das Alles ja. Hier aber wird die Tübinger Destruction des Christenthums dem großen Publicum mitgetheilt, und zwar nicht mit der decenten Zurückhaltung, welche aus der Beachtung der gewichtigen Gegeninstanzen nothwendig hervorgehen müßte, sondern mit einer Selbstgewißheit, als ob alle jene Behauptungen das unwidersprochene und unwidersprechliche Resultat der deutschen Wissenschaft wären. Dergleichen wird natürlich von denen, welchen es darum zu thun ist, einigen Boden für den Unglauben ihres Herzens zu finden, gern aufgegriffen und die Suchenden und Schwankenden macht es wenigstens irre.

Wir bekennen, daß uns das betrübt, bekennen es öffentlich, auf die Gefahr des höhnischen Lächelns derer hin, welche der vermeintlichen Verlegenheit der „orthodoxen Zionswächter“ sich freuen. Wir fürchten ihren Sieg nicht, aber wir beklagen die Mißleiteten und Verirrten. Unser Volk sollte in dieser Beziehung nicht so sehr sein „wie die Schafe, die keinen Hirten haben“.

Es fehlt an Hirten, die aus diesen Wüsten das Volk klare und sichere Wege führen zu frischem Wasser. Es fehlt an fleißiger Verständigung der Gebildeten in der Gemeinde aus den Schätzen apologetischer Wissenschaft. Hier ist die Stelle für so manche Kraft, die sich im Zanke gegen die Union, oder für und gegen variata und invariata, daß wir's offen sagen, unnütz verpufft, hier wo der Kampf brennt und es sich fragt, ob Christ oder Gegenchrist?

Wir wollen schließen mit zwei Fragen. Erstens einer an die Studierenden der Theologie. Ist bei der Mehrzahl derselben heutzutage der Ernst und die Gründlichkeit allgemein-philosophischer und exegetisch-kritischer Ausbildung, welche geschickt macht, der hernach überall, auch dem Pastor in seiner Praxis, entgegentretenden ungläubigen Zeitrichtung, die mit feinen und scharfen Waffen zu versehen Viele geschäftig sind, als gerüsteter Kämpfer gegenüberzutreten? Wir verschweigen das Urtheil, das vielleicht einseitige, das wir uns, soweit unsre persönliche Kunde reicht, hierüber gebildet haben; nicht ganz verhehlen aber können wir unsre schweren Bedenken gegen diejenigen, welche meinen, der Kirche Christi heutzutage als Theologen, sei es auch als praktische, mit einiger praktischen Erbaulichkeit ohne wissenschaftlich-solide Grundlage dienen zu können. Im Handwerkerstande sitzt der theoretische Unglaube jetzt schon; die Bauern werden auch an die Reihe kommen.

Dann die andere Frage an die zum Urtheil Berufenen und Befähigten überhaupt. Werden wir mit dem alten unpsychologischen Inspirationsbegriff, der in der Schrift keine Differenzen und Unrichtigkeiten in äußeren Dingen zugeben will und alle darin mitgetheilten Erkenntnisse, nicht blos die ewigen, sondern auch die rein historischen und geographischen und dergl. als Ausflüsse des h. Geistes Gottes ansieht, den Gebildeten gegenüber bestehen können, während die Schrift von der anderen Seite alles göttlichen Inhaltes beraubt wird? Es ist hier nicht die Rede von Concessionen an den Unglauben, sondern es fragt sich, ob wir nicht Hindernisse wegzuräumen haben, welche nicht ganz mit Unrecht Vielen das Schriftverständniß und den Schrift-

glauben erschweren und unmöglich machen. Es bleibt das Wort wahr, daß unsere Vernunft nach dem Maaße der göttlichen Offenbarung wachsen, nicht die göttliche Offenbarung nach dem Maaße unserer Vernunft verkleinert werden müsse. Aber mit dem Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens ist doch ganz etwas Anderes gesagt, als daß der Glaube, das Evangelium widervernünftig sei. Sondern es ist ein beträchtlicher Unterschied zwischen unvernünftig und übervernünftig, unnatürlich und übernatürlich. Hieraus lassen sich auch Gesichtspunkte für gläubige Schriftkritik ableiten, läßt sich auch erweisen, daß mit der bloßen Forderung der Gefangennehmung der Vernunft unsere obige Frage nicht beseitigt ist, — das nicht zu vergessen, daß ein Gefangennehmen der Vernunft noch lange kein Todtschlagen der Vernunft durch die Verneinung ihrer berechtigten Ansprüche ist. Wir erinnern an Luther's Schriftglauben und Schriftkritik aus dem Mittelpunkte der Schrift heraus. Sie war principiell berechtigt, selbst beim Fehlgreifen in der Anwendung. Wenn nicht unreformatorisch, so doch unlutherisch ist eine Schriftbehandlung, welche — um ein tiefverwandtes Verhältniß heranzuziehen — die rein göttliche statt der gottmenschlichen Natur der Schrift behauptet; welche ein Mosaikbild aus ihr macht, statt eines Organismus, dem der Unterschied von Innen und Außen, von Centrum und Peripherie nothwendig anhaftet; welche die altkirchliche und altreformatorische Unterscheidung der proto- und deuterokanonischen Bücher nicht erträgt; welcher consequenterweise das Buch Esther so viel gelten muß als das Evangelium Johannis. Das ist auch die englisch-schottische, in Deutschland hoffentlich keine Zukunft habende Anschauung, welche die Apokryphen nicht duldet, damit Gotteswort und Menschenwort wie Oel und Wasser geschieden sei. Eine Haupterrungenschaft der neueren Theologie und der Theologie der Zukunft wird doch die alte Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes im Sinne Nitzsch's bleiben und die Hauptaufgabe der Theologie der nächsten Zeit, wie Neander immer gesagt hat, die gläubige Neugestaltung des Inspirationsbegriffs — und zwar, das halten wir uns aus, als eine Erwerbung nicht blos für die Theologen, sondern für das Bewußtsein der Gemeinde."

* * *

Die Schlußbetrachtung dieses kleinen Aufsatzes praktisch auszuführen und namentlich am Alten Testament die Idee der h. Schrift

als eines Organismus nachzuweisen, war ein Lieblingsgedanke, von dem er mir öfters sagte und der in „Briefen an einen Studierenden über das Alte Testament" ausgeführt werden sollte. Wie wünschenswerth und verdienstlich eine solche Arbeit gewesen wäre, die einem weiteren Kreise das Alte Testament, das noch immer entweder als abstract göttliches oder als rein menschliches Product mißhandelt wird, in seinem gottmenschlichen Ursprung und Inhalt verständlich gemacht hätte, bedarf keiner Bemerkung. Aber es ist von dieser Idee nichts zu Papier gekommen; nur über eine mit ihr zusammenhangende Nebenfrage, die Frage über Beibehaltung der Apokryphen in der Bibel, veranlaßte das damalige erhitzte Vorgehen niederrheinisch-reformirter Bibelgesellschaften eine kleine Aufzeichnung, welche auch für die Bonner Monatsschrift bestimmt war, indeß unabgeschickt im Pulte liegen geblieben zu sein scheint. Ich theile sie als einen kleinen Beitrag zu Franzens theologischer Denkweise hier auch noch mit.

Ein Votum zur Apokryphenfrage.

Gleich als ob wir noch nicht Streit genug hätten und als ob die Neigung der Deutschen, sich, während die größten Dinge auf dem Spiele stehen, mit untergeordneten auf's ernstlichste zu beschäftigen, sich noch nicht oft genug bewährt hätte, ist in unsere zerrissene kirchliche Welt auch noch die Apokryphenfrage hineingeworfen worden. Wir wollen nicht Holz zum Feuer tragen, aber unsere Stellung zur Sache, die der Strömung entgegen ist, zunächst aus Anlaß eines im Juliheft der Monatsschrift erschienenen Aufsatzes durch Betonung einiger unseres Bedünkens verkannten Gesichtspunkte wahren.

Daß die Apokryphen Irrthümer in Beziehung auf Geschichte und Lehre enthalten, ist keine Frage. Ihr geschichtlicher Bestand ist mehr oder weniger legendenartig gefärbt. Wir wollen hier nur die Frage stellen, ob der Inhalt des Buches Esther nicht einen ähnlichen Eindruck macht? Der geschichtliche Inhalt dieses Buches, in welchem bekanntlich niemals der Name Gottes, in welchem auch keines von den oft erhabenen Gebeten, keine der gesalbten Betrachtungen vorkommt, deren z. B. das Buch Judith mehrere bietet, unterliegt starken Bedenken. Dazu ist es sehr fraglich, ob die Stimmung gegen die Heiden, welche sich in dem Buche ausspricht (s. besonders Kap. 9), dem Geiste Gottes gemäß sei. Und doch ist dieses Buch kanonisch. Ist freilich die h. Schrift ein geschichtlicher Organismus, vom Geiste Gottes in

der Menschenwelt geschichtlich gepflanzt und entwickelt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn an den äußersten Spitzen und Enden dieses Organismus sich Stellen finden, wo das Menschliche vorwiegt über das Göttliche, wenn es einen Uebergang giebt zum Apokryphischen, nicht eine jähe Kluft zwischen kanonisch und apokryphisch.

Es sei hier, in Rücksicht auf manche wunderliche Geschichte in den Apokryphen, eine Hinweisung auf 2. Kön. 13, 20—21 erlaubt. Wir sind zwar weit entfernt, den geschichtlichen Werth der Bücher der Könige im Ganzen irgend bemäkeln oder dieselben mit den Apokryphen auf eine Stufe stellen zu wollen, aber wir bekennen, daß uns die angeführte Geschichte, so oft wir sie lesen, starke Bedenken verursacht. Wir wissen nicht wie wir sie beurtheilen sollen; mögen Einsichtigere sie zu unserer Belehrung mit der Glaubwürdigkeit der kanonischen Schriften in allen ihren Einzelheiten in Einklang bringen und uns sagen, welche Waffen diese Geschichte uns gegenüber den katholischen Legenden von Heilungen, welche durch Gebeine der Heiligen u. dgl. geschehen sein sollen, übrig läßt?

Die Lehre betreffend, so soll nach dem erwähnten Aufsatze die That der Judith den Meuchelmord empfehlen. Die That des Ehud und der Jael im Buch der Richter soll ganz anderer Art sein. Dies fragt sich sehr. Es dürfte das auf die letzteren bezogene Wort „die Sitten und Weisen der rohen Zeiten standen unter göttlicher Geduld“ der Judith wohl auch zu Gute kommen. Waren die Richterzeiten wilde Kriegszeiten und die Kriegslist nicht unerlaubt, so gilt dies für Judith gleichfalls. Ja, ein göttlicher Auftrag kann aus Jud. 8, 25 (vgl. mit 16, 17) mit ebenso großer Bestimmtheit wie aus Richt. 3, 20 gefolgert werden, und bei Jael, bei der noch die Lüge (4, 18) und der Mißbrauch der Gastfreundschaft (v. 17) in's Gewicht fällt, fehlt die Andeutung eines göttlichen Auftrages gänzlich. Summa: die h. Schrift offenbart nicht blos die Tiefen der göttlichen Gnade und Wahrheit, sondern auch die Tiefen der sündlichen Verirrung des Menschen, ja es gehört wesentlich mit zur rechten Erkenntniß der Sünde, daß wir dieselbe auch an hervorragenden Gottesmännern, Abraham, Lot, Jacob, David u. s. w. wahrnehmen. Dies ist die Bedeutung von Erzählungen, welche an sich sehr unerbauliche Sündengräuel berichten, und ebenso wie die Erzählungen von solchen Thatsachen sind auch Aeußerungen wie der Schlußvers des köstlichen Ps. 137 zu beurtheilen, dessen grausamer Wunsch kaum zu etwas Anderem dienen kann, als uns zur Warnung die sündliche Nachtseite auch einer sehr innigen

Frömmigkeit aufzudecken. Aber ebendarum, weil dergleichen auch in den kanonischen Büchern vorkommt, läßt sich mit der bloßen Anführung verwerflicher Aeußerungen oder Thatsachen nicht gegen die Apokryphen argumentiren.

Noch eine Bemerkung gelte der Stelle 2. Macc. 12, 44—46, auf welche die römische Kirche die Fürbitte und das Meßopfer für die Todten gründet. Normative Bedeutung haben ja die Apokryphen nie in der evangelischen Kirche gehabt, können sie also auch in diesem Punkte für uns nicht haben. Indessen verschweigen wir nicht, daß die Stellen Pred. 9, 10; 11, 3; Jes. 55, 6; Matth. 25, 10—13; Hebr. 3, 13; 4, 1; 9, 27—28 mit ihren Mahnungen, hienieden seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, durchaus nichts gegen die Fürbitte für Todte im Allgemeinen beweisen. Sie beweisen nur, daß für diejenigen, welchen die Gnade Gottes in diesem Leben ernstlich angeboten worden, die Entscheidung für die Ewigkeit in diesem Leben liegt. Da aber, in vielen Fällen wenigstens, das innere Leben sich so sehr unserer Beurtheilung entzieht, daß wir oft nicht wissen können, ob Jemand im Anfang des wahren Glaubens gestanden oder nicht, ja da Viele sterben, von denen wir nicht wissen, ob ihnen je das Evangelium ernstlich angeboten worden sei, so hat das christliche Herz das berechtigte Bedürfniß für solche zu bitten, daß Gott sie noch zur Gnade gelangen oder darin wachsen lassen wolle. Oder bitten wir nicht um die Seligkeit unserer Geliebten, wann wir um ein Bette knieen, da eine theure Leiche liegt? Und wenigstens unsere Agende hat an solcher Fürbitte keinen Anstoß genommen, wie das zweite Sterbegebet (Th. II. S. 18) beweist. Man beachte nur, daß wenn unsere reformatorischen Bekenntnisse die Fürbitte für die Todten verwerfen, sie den Begriff derselben im Sinne haben, welchen die römische Kirche mit dem Worte verband; daß sie — und dies mit vollem Recht — allein verwerfen die mittlerische versöhnende Stellung, welche die Kirche mit ihrem Gebet für die Todten in Anspruch nimmt, und dann das (Meß-) Opfer für die Todten, das wie die ganze Messe keinen Schriftgrund hat.

Und nun gestehen wir gern zu: die kanonischen Schriften bieten, wo wir an irgend einer Stelle zweifelhaft werden, ob der betreffende Vorgang oder Ausspruch zu dem Gebiet des aus dem Geiste Gottes Hervorgegangenen, oder zu dem der — im Lichte des Geistes Gottes mitgezeichneten — menschlichen Verkehrtheit gehöre, die hinreichendsten Lichter und Corrective; die Schrift kann vollständig durch die Schrift,

ex analogia fidei erklärt werden; die Apokryphen mit ihrer pharisäischen Grundanschauung, mit ihrem legendenartigen Geschichtsbestande, mit ihren abergläubischen Spuren, ihren Aeußerungen, die mit der gesunden Lehre nicht stimmen, haben ein solches Correctiv in sich selber nicht. Aber wir fragen, haben sie es denn nicht an den kanonischen Schriften? Wer diese liest, wird das Verkehrte an den Apokryphen ausscheiden, an dem Gesunden sich erbauen. Und wir behaupten, auch in den Apokryphen kann man sich an Vielem erbauen. Wir möchten hier auf die trefflichen Bemerkungen hinweisen, welche der Maler Schnorr in seiner „Bibel in Bildern“ zur Rechtfertigung der beiden Bilder aus dem Tobias gemacht hat. Wer mit den kanonischen Schriften bekannt ist, wird auch davor bewahrt bleiben, zuviel in den apokryphischen zu lesen. Die Bücher Mosis, Samuelis und der Könige werden ihn mehr anziehen als das Buch Judith, Tobias und die Maccabäer, die Sprüche Salomos mehr als Jesus Sirach, die Propheten mehr als das Buch der Weisheit. Auf den Einwand, daß die apokryphischen Bücher von Vielen thatsächlich mehr gelesen würden, antworten wir, das ist die Schuld des Rationalismus, der allerdings diese Bücher aus einer gewissen Geistesverwandtschaft über Gebühr geliebt hat; vertreibt den Rationalismus, und ihr werdet die ungebührliche Schätzung der Apokryphen von selbst mitvertreiben, aber durch die Verbannung der Apokryphen werdet ihr wahrlich den Rationalismus **nicht** verbannen! Unseres Wissens kennt man aus den guten Zeiten, wo die h. Schrift noch die tägliche Speise in den Familien war, keinen schädlichen Einfluß des Gebrauchs der Apokryphen — oder sollte es unserer Zeit, welche an wunderlichen Constructionen der Geschichte nicht arm ist, aufbehalten sein, daß etwa Jemand aus dem Verbleiben der Apokryphen in der Bibel das Aufkommen des Rationalismus herleitete? Und warum soll denn nun auf einmal die Gefahr so brennend sein, warum sollen jetzt nicht mehr wie sonst die kanonischen Bücher heilen können, was die apokryphischen etwa schaden? Wir glauben, daß durchschnittlich unserem evangelischen Volke, soweit es ein bibellesendes ist, der Unterschied zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern scharf genug eingeprägt ist, um die Befürchtung unbegründet erscheinen zu lassen, es möge eine Stelle der Apokryphen ohne Weiteres für Schriftlehre genommen und zum seelenverderblichen Irrthum werden. Setze man das „Ende der Bücher des A. Testamentes“, etwa mit dem Zusatz „der kanonischen Bücher“, an das Ende des Maleachi, drucke man die Apokryphen mit kleinerer

Schrift; aber man bringe unser Volk nicht um eine Fülle köstlicher Geschichten und Legenden, welche so lange ihm eine fruchtbare und nicht ungesunde Nahrung geboten haben, nicht um eine Fülle werthvoller Spruchweisheit, wie Sirach sie an vielen Stellen bietet, bringe unser Volk nicht darum, manches Sprichwort, das in Fleisch und Blut unseres Volkslebens übergegangen ist, in seiner Bibel wiederzufinden; man scheide nicht als verwerfliches Menschenwort z. B. eine Stelle aus, wie Sirach 50, 24—26, welche den Stoff zu einem unserer köstlichsten Kirchenlieder („Nun danket alle Gott") gegeben hat. Will man es verschmähen, die Strahlen des Gottesgeistes auch da wiederzufinden, wo sie freilich nur ein gebrochenes Licht geben, ein den kanonischen Schriften entliehenes, das in der Dunkelheit des irrenden Menschengeistes nur eine Dämmerhelle hervorbringt, glaubt man „Gotteswort und Menschenwort, wie Oel und Wasser scheiden" zu können, so sei man doch consequent und thue die Ueberschriften der Psalmen hinweg, die doch schwerlich den Verfassern angehören, sondern den Sammlern, auch die Ueberschriften der Kapitel, ja am Ende auch Kapitel- und Verseintheilung, denn sie sind auch „menschlich". Weil aber die Inspiration eine dynamische Vermählung, nicht eine mechanische Verbindung zwischen Gottesgeist und Menschengeist ist, deßhalb ist das Princip einer mechanischen Sonderung von Gotteswort und Menschenwort selbst in den kanonischen Schriften nicht durchführbar, wofür wir uns auf alle Stellen berufen können, wo etwas Ungöttliches in der h. Schrift gesagt oder gethan, und oft von hervorleuchtenden Gottesmännern gesagt oder gethan wird. Hier muß die Schrift beurtheilt, erklärt, verstanden werden aus dem Mittelpunkte der Schrift heraus; dieser Probierstein kommt dann aber auch den Apokryphen zu Gute.

Daß die Continuität der Geschichte des Reiches Gottes durch Weglassung der Apokryphen unterbrochen werde, diese wesentliche Instanz für ihr Verbleiben wird nicht durch die Bemerkung entkräftet, daß von den 400 Jahren von Maleachi bis Christus nur das erste Buch der Maccabäer dreißig Jahre beschreibe. Die Continuität der Geschichte ist nicht nur, noch nicht einmal vornehmlich, etwas blos Chronologisches. Die Apokryphen bezeichnen die Reflexionsperiode in der religiösen Geistesentwickelung des hebräischen Volkes, wo dasselbe nach dem Verstummen des Prophetenthums dem selbstgegrabenen Brunnen einer pharisäischen Selbstbefriedigung sich zuwendet oder sich mit Elementen alexandrinisch-heidnischer Weisheit befreundet (Buch der

Weisheit), während doch immer noch Strahlen des aus der Offenbarung empfangenen Lichtes durchleuchten. Aus ihnen wird der geistige und geistliche Zustand des Volkes in historischer Entwickelung klar, welcher uns im N. T. entgegentritt, und so hat die ihrer geistigen Physiognomie nach in den Apokryphen vorliegende Geschichtsperiode, schon als Gegensatz und Folie zu der prophetischen Entwickelung des Gesetzes, aus welcher lebensvolle Keime sich dem Evangelium entgegenstrecken, für alle biblisch-theologische Betrachtung, und darum wenigstens einigermaßen doch wohl auch für den sinnigen und sinnenden Laien allerdings eine wesentliche Bedeutung. Aus der Betrachtung der geistigen Physiognomie eben dieser Periode wird es auch vollkommen klar, daß es Träume sind, wenn man Christum und den neutestamentlichen Jüngerkreis mit seiner Gedanken- und Lebensfülle für ein natürliches Product der geschichtlichen Entwickelung aus dem jüdischen Volk heraus erklären will, eine Darstellung, welche nicht mit Venturini und Dr. Paulus gestorben ist, sondern gerade in unseren Tagen unserem Volke schlau und fleißig aufgeredet wird.

Ein weit verdienstlicherer Beitrag zur Scheidung von Gottes- und Menschenwort würde statt der unfruchtbaren Apokryphenbekämpfung eine gründliche und dabei keusche und mäßige Verbesserung der lutherischen Uebersetzung sein, in allen den vielen Stellen wenigstens, wo die Fehler der bisherigen recepta auf der Hand liegen. Durch solche dem protestantischen Princip pflichtmäßig zustehende Reinigung von Fehlern, Unverständlichkeiten und Archaismen würde namentlich das A. T. dem Volke auch wieder weit zugänglicher und lieber werden. Möchte sich die britische Bibelgesellschaft, welche die Mittel hat, einer solchen verbesserten Bibelausgabe Verbreitung zu verschaffen, für diesen Gedanken begeistern, durch dessen Ausführung englische Thatkraft und deutsche Gelehrsamkeit miteinander im Bunde der evangelischen Kirche einen unermeßlich werthvollen Dienst leisten könnten.“ —

* * *

Eine letzte größere Arbeit, die ihn im Winter 1854—55 angestrengt beschäftigte, war nicht theologischer, sondern praktischer Natur und erst in zweiter Linie zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt: es waren Vorträge über innere Mission, die er von Freunden aufgefordert und noch mehr vom eigenen Herzen getrieben, vor einem Kreise gebildeter evangelischer Mitbürger unternahm. Es war ihm

längst Gewissenssache gewesen, in Neuwied womöglich eine tiefere Anregung zu geben für jene größte kirchliche Aufgabe unserer Zeit, für welche sein Herz seit Jahren so warm schlug, und er hatte ein Recht, öffentlich für dieselbe zu zeugen. Nicht nur hatte er unausgesetzt mit der einschlägigen Literatur sich beschäftigt und seit Jahren jede Gelegenheit benutzt, sich mit der Einrichtung der verschiedensten christlichen Anstalten bekannt zu machen, sondern es gab auch kaum einen Zweig der inneren Mission, über den er nicht, so jung er war, aus eigner Anschauung zu reden vermochte. In Berlin hatte er dem theologischen Krankenverein vorgestanden, in Coblenz dem Waisenhaus, dem Hospital, dem Jünglingsverein, der kirchlichen Armenpflege gedient; vor Allem hatte er in einer fast dreijährigen Wirksamkeit unter Sträflingen über die sittlichen Schäden unseres Volkes, über die Verwahrlosung der Jugend, über das Bedürfniß weiblicher Asyle vielfältige Beobachtungen gesammelt. Und so wurden denn diese Vorträge in der That das Vermächtniß eines reichen Schatzes von Erfahrungen und Hoffnungen jener dienenden Liebe, zu der er eine besondere umsichtige und thatkräftige Gnadengabe empfangen hatte, und ich wüßte keine Darstellung, die in gleich bündiger und lebendiger Weise, zugleich mit soviel Höhe der Gesichtspunkte und soviel Nähe des praktischen Rathgebens, in das Ganze und Einzelne der inneren Mission einführen könnte.

Ich versuche eine kurze allgemeine Inhaltsangabe und die Mittheilung einzelner charakteristischer Stellen zusammenzuflechten.

Die erste Vorlesung entwickelte Aufgabe und Charakter der inneren Mission im Allgemeinen. Sie ging dabei von dem herkömmlichen Begriff der Mission aus und wies nach, wie es ein Heidenthum auch innerhalb der Christenheit geben könne, nämlich da überall, wo Richtungen, Anschauungen und Lebensweisen, welche wesentlich ungöttlicher Art sind, herrschend und allgemein geworden. Das war in der ersten Christenheit nicht der Fall, aber seit den Tagen Constantins und noch mehr seit den Zeiten der Völkerwanderung hat die oberflächliche Massenbekehrung auch massenhafte Weltlichkeit in die Kirche eingeführt. Hiegegen hat die Reformation und noch einmal die Spener'sche Nachreformation zwar kräftig reagirt, aber doch nichts weniger als durchgegriffen, und das Zeitalter der Aufklärung und Revolution hat das Uebel nur zu steigern vermocht. „Die sogenannte Philanthropie oder Menschenliebe, von der damals viel Redens war, hat in ihren Früchten bewiesen, daß sie nur ein Bettlergewand ist,

mit dem der verarmte Geist des evangelisch-christlichen Volkes sich bekleidete, als er das königliche Gewand der Gerechtigkeit Jesu Christi verschleudert hatte. Alle bösen Säfte der Menschenvergötterung oder Menschenverthierung (was auf dasselbe hinauskommt), welche schon das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch den Leib der europäischen Menschheit durchzogen und längst in der Liederlichkeit und dem Atheismus Frankreichs ihren Sammelpunkt hatten, all' dieser theoretisch-praktische Abfall von Gott zog sich in der französischen Revolution wie in Einer Eiterbeule zusammen. Es ist bekannt genug, was, als diese Eiterbeule aufbrach, auch auf Deutschland übergeflossen ist, nicht blos an äußeren Leiden, sondern auch an sittlichem Verderben. Diese Epoche, in deren Nachwirkungen wir noch stehen, bezeichnet einen Wendepunkt in dem materiellen und sittlichen Leben auch des deutschen Volkes; vielen alten Einrichtungen, Sitten, Anschauungen hat sie die Todeswunde beigebracht. Und ist in Deutschland unter der Bluttaufe der Freiheitskriege ein neues christliches Leben erwacht, so hat doch gerade seitdem auch der alte Sauerteig einer ungläubigen gottesleugnerischen Philosophie und einer ausschließlich auf's Irdische ausgehenden Richtung, eines Materialismus, der den Himmel zu einer Lüge machen und dafür die Erde zum Himmel lügen will, neue Gestalt und Kraft gewonnen. Das Jahr 1848 hat uns sattsam gezeigt, wie tief diese Richtung, deren Wesen Abfall von dem lebendigen Gott, also Heidenthum ist, in alle Klassen der Gesellschaft eingedrungen ist: es ist leider nur allzubald und allzugerne von Vielen wieder vergessen worden."

Aus dieser geschichtlichen Betrachtung ergab sich dann, daß in unseren Zeiten und Zuständen nicht nur ein gepflanztes Christenthum durch die regelmäßigen Thätigkeiten der Kirche zu pflegen, sondern ein inmitten der Christenheit entwickeltes Heidenthum durch außerordentliche Mittel zu überwinden sei; — also innere Mission als die Aufgabe und Arbeit „unser gesammtes am Abfall von Gott krankendes Volksleben zu einem neuen, auf das lebendige und lebendig machende Wort Gottes gegründeten Leben in Familie, Gemeinde, Volksthum, Staat und Kirche zu bringen." Es versteht sich von selbst, daß diese Aufgabe und Arbeit nur von lebendigen Christen vermittelst des lebendigen Christenthums getrieben werden kann; aber keineswegs soll sie allein von den Geistlichen getrieben werden. Ein solches Verlangen wäre einmal unpraktisch, denn die Kräfte der Geistlichen reichen nicht von ferne aus, und weiter auch unevangelisch, denn das Evangelium weiß von einem allgemeinen Priesterthum, von

einer allgemeinen Gliedschaft am Leibe des Herrn, die jeden Christen zur Mitwirkung für das Ganze der Kirche befähigt und verpflichtet. So ist denn die i. M. ein Werk aller lebendigen Christen, vornehmlich auch der Frauen; aber schon darum, weil dies Werk aus Wort und Sacrament immer wieder seine Stärkung empfangen und seine Pfleglinge zu Wort und Sacrament hinleiten wird, kann es sich nur anschließen an die organisirte Kirche und in den Geistlichen wo irgend möglich seine natürlichen Leiter erkennen, „denn der Vorwurf des Hierarchismus wäre doch da am ungereimtesten, wo gerade die Geistlichen es sind, welche die Laienthätigkeit als eine neue Macht neben sich in's Feuer rufen.“ — Endlich aber folgt aus dem christlichen und kirchlichen Charakter der inneren Mission auch der confessionelle; so wohlgemeint der Gedanke einer mit den Katholiken gemeinsamen Liebesthätigkeit ist, so unpraktisch ist er; beide Theile müssen, wenn sie christlich wirken wollen, immer wieder ausgehn von dem eignen Bekenntniß und auf die Kirche dieses Bekenntnisses zurückgehn.

Die zweite Vorlesung unternahm es, die gegenwärtigen Zustände zu zeichnen. Nachdem hervorgehoben worden, wie im Volksleben Alles ineinandergreife und sich wechselseitig bedinge, geht die Schilderung von den materiellen Verhältnissen, „gleichsam vom Leibe des Volkslebens“ aus. Reichthum und Armuth verteilen sich immer ungleicher, denn die moderne Zeit mit ihren Fortschritten bedingt Entwerthung der Handarbeit, Absterben alter Erwerbszweige, Aufhäufung und Uebermacht des Kapitals, Vernichtung vieler kleinen selbständigen Existenzen. Auch die Gewerbefreiheit, die den unsittlichen Grundsatz „einer wider alle“ an die Stelle des sittlichen „alle für einen“ gesetzt hat, und die unbedingte Theilbarkeit des Grundbesitzes, die an die Stelle des altdeutschen und altisraelitischen Grundsatzes der Erstgeburt getreten ist, haben das Ihrige zur Verarmung geleistet. Diese Zustände kann die innere Mission freilich nicht unmittelbar ändern, aber sie kann den Reichen die Liebe predigen, die auch das Leben, geschweige denn einen Theil des irdischen Gutes für die Brüder lassen kann; und „diese Gesinnung wird sich freilich der Mehrzahl derselben bemächtigen müssen, oder wir gehen mit Sicherheit neuen furchtbaren Erschütterungen entgegen“. Aber es giebt auch andere Ursachen der Verarmung, die eine unmittelbare Einwirkung zulassen: die Genußsucht, das Höherhinaufwollen, den Mangel an Standesgefühl, vor Allem den Verfall des Familienlebens; „bodenlose Noth ruht erfahrungsmäßig immer auf Sünde und Schuld.“

Was nun die geistige und sittliche Seite unserer Zustände angeht, so ist es ein großer Irrthum zu meinen, das Christenthum sei, weil es sich wieder einigen Respect verschafft hat, die unser Volksleben beherrschende Macht. Man sehe nur unsre Literatur an; ihre Heroen haben das Evangelium verachtet und verkannt; aber welcher Art ist erst die gesuchteste Leihbibliothekenlectüre, die Geistesnahrung von Hunderttausenden bis herab zu den Knechten und Mägden! Oder man sehe in jenen Spiegel sittlicher Bildung, den das Theater uns vorhält; „zwar so weit sind wir noch nicht wie die Franzosen, bei denen wörtlich der gebräuchlichste Hebel in den Verwickelungen eines Stückes der Ehebruch ist, aber sittliche Erbärmlichkeit genug wird auch bei uns gesehen und beklatscht. Literatur und Theater tragen aber abwechselnd dazu bei, jene unselige Halbbildung zu erzeugen, die ein fluchvolles Erbtheil ganzer Stände geworden ist, z. B. — mit selbstverständlichen ehrenvollen Ausnahmen, — der Handlungsdiener und jungen Offiziere; jene Halbbildung, die aus bloßer Politur des Verstandes und der äußeren Manieren besteht, bei einer herzlosen Entfremdung von Allem, was irgend Begeisterung und Pietät verlangt. Dem gegenüber war es ein großer Gedanke der Tractatgesellschaften, das entchristlichte Volk durch eine christliche Volksliteratur zu erneuern, ein Gedanke, der bei allen Fehlgriffen der Ausführung nichts weniger verdient, als die Verachtung, die gegen ihn noch immer Mode ist." — Die Schilderung schreitet fort zum geselligen Leben, dessen Haupthülfsmittel noch immer in allen Ständen der Tanz ist, „bei welchem der Leib die Hauptrolle und der Geist die Nebenrolle spielt," und daneben das Kartenspiel, „das die Franzosen für einen blödsinnig gewordenen König erfanden". Statt daß im geselligen Verkehr neben dem vom Evangelium keineswegs verpönten, aber sittlich zu adelnden Spiel und Scherz auch die tiefsten und ernstesten Lebensfragen ihr Recht erhielten, ist es an Wirthstischen, auf Eisenbahnen und sonstwo in sogenannter guter Gesellschaft noch sehr oft möglich, daß die unanständigsten Zoten belacht werden. Die Unsitte des Wirthshaus- und Casinolebens leitet auf den Verfall der Häuslichkeit über: das Familienleben ist nicht nur entgeistet und entgeistlicht und ganze Theile des Hauses, z. B. die Familienangehörigkeit der Dienstboten und Handwerksgehülfen, aus dem morschen Fundament gewichen, sondern es hat auch der Wurm einer mehr als heidnischen Unsittlichkeit die eheliche Treue zerfressen. — Weiterhin wird die Entheiligung des Sonntags, die Abnahme der Zuverlässigkeit in Handel und Wandel,

die Ueberfüllung der Gefängnisse hervorgehoben und um das nächtige Bild nur einigermaßen zu vervollständigen, in dem folgenden Vortrag nachträglich noch auf Spielbanken und Lotto, auf die Entwerthung des Eides, auf das Helotenthum ganzer vom Gottesdienst berufsmäßig ausgeschlossenen Stände, auf die Verderbnisse der großen Städte und ihre Rückwirkung auf's Landvolk hingewiesen.

So ergiebt auch der überwältigende Eindruck der Erfahrung, was die christliche Betrachtung im voraus sich gesagt hat, daß nur das Evangelium helfen und retten könne durch die aus ihm entspringende innere Umwandlung und vermittelst der von ihm entzündeten weltüberwindenden Liebe. Und hat das Jahr 1848 alle jene Schäden erst recht erschreckend an den Tag treten lassen, so ist dasselbe zugleich auch das Geburtsjahr der inneren Mission als eines nationalen, den ganzen Umfang des Bedürfnisses umfassenden Werkes geworden. „Während an vielen Orten vom Volke und von der Liebe zum Volke viel leere Worte verloren wurden, während das arme mißleitete Volk eben in Frankfurt wieder auf die Barrikaden gehetzt ward, sein Blut zu opfern für eine Freiheit, die es weder zu verstehen noch zu ertragen vermochte, traten trauernd und betend, aber mit dem unverwüstlichen Muthe, den die Gewißheit auf dem festen Grund Gottes zu stehen verleiht, in Wittenberg über dem Grabe Luther's die besten Männer zusammen und gaben sich die Hände zu dem Werk, von dem wir reden. Sie traten die Erbschaft jener Versicherungen der Liebe und Theilnahme an, welche dem Volke so reichlich gemacht worden waren; sie und die sich ihnen anschlossen, haben allein, während die Volksmänner nach allen Winden flogen, bewiesen, daß sie ein Herz haben für des Volkes Noth, nämlich die Liebe, die nicht in Worten steht, sondern in der Kraft und im Opfer.“ —

Die Betrachtung wendet sich nunmehr zu den einzelnen Gebieten der Noth und Anfängen der Hülfe, — zunächst zur Armenpflege, mit der sich die drei nächsten Vorträge beschäftigen. Die Armuth ist nach Gottes Ordnung eine Mitgift aller Zeiten als Folge der Sünde und als Anlaß der Liebe; „Arme habt ihr allezeit,“ spricht der Heiland. Sie kann verschuldet und kann unverschuldet sein; in beiden Fällen ist sie Gegenstand christlicher Liebe, aber einer verschiedenen Behandlung seitens derselben: „es ist ebenso verkehrt sich den Armen verschließen zu wollen, weil sie schlecht seien, als sie unterstützen zu wollen ohne Rücksicht auf ihren verschiedenen sittlichen Zustand und ohne Einwirkung auf denselben, wenn in ihm eine Ursache der Noth

liegt." Im diametralen Gegensatz zur christlichen Bekämpfung der Armuth steht die Theorie des Communismus, der die Armuth abschaffen will durch Aufhebung des Eigenthums, der aber nur die christliche Liebe abschaffen würde, der Armuth aber nicht helfen könnte, weil er an die Stelle der wirklichen Impulse zur Arbeit nur eingebildete setzt. Diesem unchristlichen Phantom gegenüber tritt nun die reiche Geschichte der Barmherzigkeit um Gotteswillen, wie sie schon das mosaische Gesetz einschärft, das Neue Testament in idealer Verwirklichung zeigt, und die alten und mittleren Zeiten der Kirche sie in erhabener Nacheiferung üben. Freilich that auch auf diesem Gebiete die Reformation noth; sie hat die todtgewordenen guten Werke nicht nur begraben, sondern auch wieder lebendig gemacht, und zwar nicht nur auf evangelischem, sondern zum Theil auch auf katholischem Gebiet, wo sie einen edlen Wetteifer wahrhaftiger Barmherzigkeit entzündet hat. Dann aber ist in den Zeiten des Verfalles der Kirche und der aufkommenden Staatsallmacht eine verhängnißvolle Wendung eingetreten, die Verwandlung der kirchlichen Armenpflege in jene bürgerliche, die bis heute in ziemlich allgemeiner Geltung steht.

Diese bürgerliche Armenpflege ist „falsch im Princip, unzureichend und erfolglos in materieller, — und verderblich in sittlicher Hinsicht." Sie beruht nämlich auf dem communistischen Grundsatz eines Rechtes der Armen an die Gesammtheit. Vielen kommt ein solches Recht ungemein schön und erhaben vor. Das ist allerdings etwas Schönes und Erhabenes, daß kein Armer ohne Hülfe bleibe; daß er aber deren theilhaftig werde, dazu muß ihm nicht sein Recht, sondern die Pflicht der christlichen Liebe helfen, die an ihm geübt wird. Uebrigens braucht man mit diesem Standpunkt nicht einmal theoretisch zu rechten, denn es hat sich bereits erfahrungsmäßig bewiesen, daß bei ihm nur ein trostloses Wachsen sowohl der Noth, die haben will, als der Last des Gebens herauskommt. Fast überall steigen die Armenbudgets von Jahr zu Jahr, wie erschreckende Zahlen beweisen. „Und wenn nun Fähigkeit und Willigkeit zu geben auf's Aeußerste erschöpft sein wird und die Noth wie bisher immer nur gewachsen — was dann? Wahrlich eine Frage, die der ernstesten Beachtung werth ist, die eine Beantwortung brennend fordert, die noch Niemand zufriedenstellend beantwortet hat. Werden wir sagen: après nous le déluge, lasset uns essen und trinken, so lange es geht, — die Auskunft der frivol gewordenen Verzweiflung? Dann, wenn nicht ein Rettungsweg gefunden ist, — das können wir mit Bestimmtheit sagen, — werden jene unheim-

lichen Gestalten, jene gährenden Massen wieder hervortreten, welche uns Gott zur Warnung 1848 gezeigt hat, und der hungernde Arme wird sich erinnern, daß er ja ein Recht habe an die Andern, und daß er dieses Recht selbst geltend machen müsse, wenn's ihm sonst Niemand verschaffen könne, und er wird den einfachen Schluß machen, daß er ein Recht habe auf mehr als Kartoffelsuppe und Schwarzbrod, daß Pasteten und feine Weine auch für ihn auf der Welt seien; und was wird er dann thun? Werden wir dann zufrieden sein ihm Steine statt Brod zu geben, ihn mit Pulver und Blei zu speisen, mit Kanonen niederzudonnern? Traurige Auskunft, die sich vielleicht, ja wahrscheinlich erweisen würde als ein Stab, der durch die Hand geht." — Und nun die sittlichen Wirkungen jenes Armenrechts! Die Arbeitsscheu, die sittliche Trägheit, der Trotz und Undank sind erfahrungsmäßig seine Früchte. Ist Müßiggang aller Laster Anfang, wie können wir eine Art der Armenunterstützung verantworten, die anstatt die eigene sittliche Anstrengung zu wecken, den Trieb derselben vielmehr ertödtet? — Soll nun aber alle bürgerliche Armenpflege aufhören? Nein, denn es giebt außerkirchliche Parteien, es giebt confessionelle Minoritäten, welche der kirchlichen Armenpflege der herrschenden Confession nicht überlassen werden können, es giebt auch Fälle, welche die Kirche und innere Mission um der Störrigkeit der Nothleidenden willen dem Staat überlassen muß. Der Staat trete zur Kirche vielmehr in ein ergänzendes Verhältniß, er führe vor Allem statt des Armenrechtes Armenzucht ein, baue Arbeitshäuser für die Müßiggänger und liederlichen Dirnen und überlasse dagegen die ehrsamen und lenksamen Armen der kirchlichen und freiwilligen Pflege.

Also kirchliche Armenpflege! Aber dieselbe ist leichter verlangt als geübt. Sollte die Kirche jetzt auf einmal nach Aufgebung des Armenrechts und der Armensteuer die Armenpflege übernehmen, wie rathlos stünde sie da! Allerdings ist Gottespfennig und Diaconie so alt wie die Kirche, aber wie viel entwickelter müßte doch die gebende und austheilende Liebe sein, um der Noth der Zeit zu genügen. Manche Gemeinden haben reiche Armenstiftungen: das ist ein Unglück für die Armen; den im Grabe modernden Stiftern dankt Niemand mehr; die Armen betrachten die Stiftungen als ein ihnen gehöriges Vermögen und so sind wir wieder mitten im Armenrecht mit seinen entsittlichenden Wirkungen. Für alles Andere sollte man in der Gemeinde Stiftungen machen, aber nicht für die Armen; diese müssen von den laufenden Gaben der Gemeinde unterhalten werden, damit

sie wissen, daß sie die Gabe der Barmherzigkeit der Brüder verdanken. — Auch was die austheilenden Hände angeht, so kommt die amtlich-kirchliche Armenpflege nur zu leicht wieder auf die bürgerliche hinaus; die kirchlichen Armenpfleger, nach ganz anderen Gesichtspunkten gewählt, haben oft nicht mehr Zeit und Geschick als die bürgerlichen auf die Armuth einzugehen, wie es noth thut. So bedarf die kirchliche Armenpflege durchaus der Ergänzung durch jene Armenpflege der freien christlichen Vereinsthätigkeit, wie sie Chalmers in Glasgow vorbildlich geschaffen hat und wie sie bereits in einem reichen Kranze von Unternehmungen und Vereinen auch unser Vaterland umzieht. (Bonner Verein für i. M., Armen- und Krankenverein der Amalie Sieveking in Hamburg u. s. w.)

Das Ziel dieser christlichen Armenpflege ist das einzig würdige aller Armenhülfe, das Entbehrlichwerden der Unterstützung. Dies Ziel weiß sie unerreichbar ohne sittliche Erneuerung der Armen. Das Erste aber, was hierzu erfordert wird, ist eine genaue Kenntniß der Verhältnisse der Armen, ein persönliches Hineintreten in ihre Hütten. Wir müssen die Armen aufsuchen, nicht die Armen uns. „Gerade darin, daß diese freiwilligen Armenpfleger von Niemandem gesandt, beauftragt, bevollmächtigt sind, darin besteht ihre Macht, die Macht der freien Liebe. Ich will nicht reden von dem Segen, den dies Sichherabhalten zu den Niedrigen für uns selbst hat, von der Erweckung edler Gefühle, der Kenntniß des menschlichen Herzens, der Wonne des Gebens und dem reichlichen Heimzahlen des Dankes; sondern nur den Segen hervorheben, der auf den Armen ausgeübt wird. Der Arme hat ein feines Gefühl wie für das kalte Loswerdenwollen der Gabe, für die pharisäische Herablassung einer Liebe, die sich nicht wirklich gleichstellt, sondern ihre Herablassung fühlen lassen will, so auch für die wahrhafte, warme Liebe und Barmherzigkeit, die alle seine Noth, und all' sein Heil bedenkt, weil sie in ihm den Bruder des Heilandes sieht." Wer diese Liebe hat, der hat auch Macht über das Gemüth des Armen; dem gehorcht er oft mehr als dem Beamten und Vorgesetzten. Und wiederum ist's diese Liebe, die auch in die Verhältnisse eindringt, die uns scharfsichtig macht für die eigentlichen Gründe der Noth.

Vor Allem schließt diese Art von Armenpflege den Bettel aus. „Abgesehen von einzelnen Fällen, wo wir uns nach stets anzustellender sorgfältiger Prüfung von der Dürftigkeit und Bescheidenheit eines Fremden oder Durchwandernden überzeugt zu haben glauben, sollten

wir an den Thüren nichts geben. Dabei weisen wir freilich entschieden ab den Beifall der Geizigen, welche aus unseren Worten eine Berechtigung überhaupt nichts zu geben entlehnen möchten, jener Leute, die wenn ihnen das Geld in der Tasche und am Herzen festklebt, sich noch unterstehen, eine sittliche Entrüstung zu affectiren und bei denen das Wort „arbeite, statt zu betteln" nur ein Deckmantel ihrer filzigen Gesinnung ist." Aber Bettelei macht schamlos und arbeitsscheu und ist eine sichere Vorschule des Verbrechens. Darum suche man den einheimischen Bettler lieber selbst auf, leite ihn zur Arbeit, und wenn er sich zu der nicht weisen lassen will, so überlasse man ihn der Zucht des Hungers. Auch den Bettler vom Lande unterstütze man nicht ohne ihm irgend eine kleine Gegenleistung abzuverlangen, damit er verdientes Brod esse. Man beschränke sich in jedem Haus auf Wenigere, und kümmere sich um dieselben desto genauer. Hat man den Armen aufgesucht, so sei man nicht gleich mit Geldgeben bei der Hand. Man suche vielmehr die Angehörigen zur Hülfe zu bewegen; man verschaffe ihm Arbeit und hebe dadurch sein niedergedrücktes Selbstgefühl; man gebe wenn's sein muß lieber Materialien als Geld und lehre auch damit haushalten. Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit sind aber nicht Künste, sondern Tugenden; sie entspringen in gesunder Weise allein aus der demüthigen Selbstachtung, der herzhaften Selbstbeherrschung, die das Evangelium verleiht, und schon darum ist unter Alledem und über das Alles auf die innere Erneuerung der Armen durch die Kraft des Evangeliums hinzuwirken. „Es ist nicht möglich, daß dem Armen ein Sinn und Interesse für geordnetes Hauswesen, für den Glanz der Anmuth, welchen Ordnung und Reinlichkeit auch über die ärmste Hütte verbreitet, eingeflößt werde, wenn Sie ihm nicht beibringen einen Sinn für Selbstachtung, eine Freude am Leben, eine Gemüthlichkeit, welche am Kleinen sich freuen lernt und wo der Reiche durch seine Orangerie wandelt, ebenso glücklich ist im Wohlgeruch des Rosenstöckleins, das im Frühling die enge Bank des einzigen Fensters schmückt. Wie aber wollen Sie ihm anders eine Selbstachtung beibringen, die nicht Dünkel, eine Freude am Leben, die nicht Genußsucht wird, als indem Sie ihn hinweisen auf den Erlöser, welcher ob er wohl reich ist, doch arm ward um unsertwillen, als indem Sie ihm mit der Erinnerung an den unendlichen Werth seiner unsterblichen Seele und auch dieses irdischen Daseins einerseits die Demuth und Heiligung einflößen, welche der Christ stets im Herzen tragen muß, und zugleich sein in den Staub gebeugtes Ge-

müth mit dem Hochgefühl erfüllen, daß von der göttlichen Vaterliebe für ihn nicht weniger vorhanden sei, als für den bevorzugtesten Erdensohn?"

Noch wurde beim Kapitel der Armenpflege nächst allerlei Einrichtungen, wie Armenschulen, Sparvereinen u. s. w. das verwandte Thema der Enthaltsamkeitssache kurz besprochen und den erschütternden Angaben über die physischen und moralischen Verheerungen des Branntweins der Bericht von den entschiedenen Erfolgen der Mäßigkeitsvereine gegenübergestellt. „Ueberlassen wir's den Branntweinbrennern," heißt es hier am Schlusse, „sich über diese Vereine lustig zu machen, die schon Tausende leiblich und sittlich gerettet haben, und beugen wir uns respectvoll davor, wenn deren Mitglieder selbst Punsch und Rumtorten vermeiden, um ein gutes Beispiel zu geben." —

Der folgende, sechste Vortrag faßte „Krankenpflege und Kinderpflege" zusammen. Die Krankenpflege schließt sich an die Armenpflege an, geht aber schon theilweise über den Boden der Familie hinaus, auf dem sich diese bewegt. Der Staat hat für Krankenpflege viel gethan, dennoch fürchten sich die Leute meistens vor seinen Spitälern; schon die rechten Krankenpfleger müßte die innere Mission ihm geben, aber auch die Kranken selbst kann sie nicht lassen. „Der Kranke ist allewege ein bedauernswerthes Geschöpf; das leibliche Leiden, die leibliche Hülflosigkeit bringt bei ihm oft eine Verstimmung, einen Gemüthsdruck hervor, dem richtig zu begegnen sehr schwer ist. Auch sind die meisten Leiden für den Pflegenden mit einer Reihe mühseliger, schwieriger, oft widerwärtiger Verrichtungen verbunden, denen man sich bei nahestehenden Freunden oder Verwandten leicht unterzieht, die aber um so schwerer werden, je fremder uns der Leidende ist. Es ist klar, daß Krankenpfleger, welche blos mit den Eigenschaften gesunder Lungen, kräftiger Arme, einer allgemeinen Anstelligkeit und vielleicht allgemeinen Gutmüthigkeit versehen sind, schwer dem Schicksal entgehen werden, durch die Macht der Gewohnheit in eine ziemlich mechanische, kalte, trockene Behandlungsweise zu verfallen; daß sie jedenfalls durchschnittlich nicht im Stande sein werden, ihre Dienstleistungen mit der Freundlichkeit, Zartheit, Unermüdlichkeit und wohlthuenden Ruhe zu versüßen, welche die Liebe hundertfältig an den Tag zu legen weiß und für welche die Wahrnehmung des Kranken in der Regel doppelt empfänglich und empfindlich ist." — Dann ist die Krankheit göttliche Heimsuchung, ein Anklopfen Gottes zur Bereitschaft des Todes, eine Zeit für Viele, da der Herr sie hinaus in

die Wüste führt, um in allem seinem Ernste freundlich mit ihnen zu reden; „wie Vielen ist sie schon eine Gnadenzeit der Rettung geworden! Die meisten Gemüther sind dann empfänglicher als sonst wohl: das alltägliche Leben tritt ferne in der Stille des Krankenzimmers, auf rastloses Schaffen und Jagen folgt stilles Besinnen, das Gedächtniß beginnt seine wunderlichen Gänge, Tage der Jugend tauchen herauf, Tage der Heimath für den Fremdling; alte Eindrücke, alte Sprüche, eine vergessene Confirmation, ein vergessener Abschied von Vater und Mutter, vergessene Sünde. So wird die Unthätigkeit des Krankenbettes heilsam nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele: da, und wie oft erst da ist es Zeit, einem weit und wild Verirrten, nachdem Gott ihn stille und matt gelegt, mit einem Balsamworte nahe zu treten, ein stumpfgewordenes verdüstertes Gemüth auf die Führungen des Höchsten und auf den Werth und den Zustand der unsterblichen Seele achtsam zu machen." — Nun werden dieser Aufgabe gegenüber die Anstalten und Werke der barmherzigen Liebe beschrieben, zuerst die Krankenvereine, in denen — wie in dem großen Berliner Männerkrankenverein — das altdeutsche und hochwichtige Princip der Gegenseitigkeit wieder erscheint, dann aber jene evangelischen Orden der Diaconen und Diaconissen, in welchen, vor Allem durch das Verdienst Fliedners in Kaiserswerth, ein höchst fruchtbarer segensreicher Gedanke des christlichen Mittelalters auf den Boden unserer Kirche übergepflanzt worden ist. „Wir müssen diesem Gedanken gegenüber durchaus das Vorurtheil bei Seite lassen, Bruderschaften, Schwesterschaften klinge katholisch und folglich sei es verwerflich. Die katholische Kirche könnte keinen Tag bestehen, wenn in ihr Alles Irrthum wäre; protestantischer Fehler aber ist es insgemein, das Katholische da zu fliehen, wo es ganz ungefährlich, ja löblich und nachahmenswerth ist, hingegen da gleichgültig zu sein gegen die Unterschiede, wo Gefahr droht und es nöthig wäre, die Unterschiede recht scharf festzuhalten." —

Eine besondere Kinderpflege hat das tiefwurzelnde frühe Sündenverderben und die entscheidende Bedeutung des kommenden Geschlechts der inneren Mission zur Pflicht gemacht. Auch hier hat die bürgerliche Gesellschaft bereits die Aufgabe angefaßt, aber übel gelöst. Eine unbeholfene Staatsbarmherzigkeit hat die Findelhäuser hervorgebracht, „welche ein Verbrechen nur zu verhüten scheinen um ein anderes zu befördern". Nicht viel besser ist die neuere französische Erfindung der s. g. Krippen, jener Wiegenanstalten, welche den Müttern es ermög-

lichen nach Broderwerb auszugehen, anstatt sich ihren Säuglingen zu widmen. „Fürwahr, ein trauriger Zustand der Gesellschaft, wenn der Broderwerb es einer Mutter unmöglich machen soll, ihre ersten natürlichsten Pflichten zu erfüllen. Hier fragt man sich wieder: darf die Hand geboten werden, um solche Zustände bleibend zu machen? Wir antworten entschieden, Nein. Es ist die freilich unendlich schwerere Aufgabe der inneren Mission, die Häuslichkeit mütterlicher Pflege möglich zu machen." — Eben deßwegen sind auch die Kleinkinderbewahranstalten, auf welche nun übergegangen wird, nicht ohne Bedenken. Man soll wenigstens allzu kleine Kinder nicht aufnehmen. „Welcher Verlust für Mutter und Kind, wenn die tiefen, unersetzlichen Eindrücke innigen Umganges in den ersten Lebensjahren des letzteren ersetzt werden sollen durch den kahlen, kühlen Mechanismus einer Schulanstalt; welcher Verderb der edelsten sittlichen Antriebe, die für die Mutter in der Pflicht der persönlichen Pflege des Kindes, für das Kind in dem Recht von der Mutter persönlich gewartet und angeleitet zu werden enthalten sind." Es folgen die Waisen- und Rettungshäuser. Auch jene sind nur darum nothwendig, weil in der Christenheit die gehörige Barmherzigkeit gegen die Verwaisten nicht im entsprechenden Umfang vorhanden ist, denn sonst würden die Waisen viel besser in Familien untergebracht, wie die Waisenvereine es auch versuchen. Die Rettungshäuser freilich sind für eine gewisse in unserer Zeit leider furchtbar große Klasse von Kindern unentbehrlich; für sie ist nach den Anfängen in Weimar, Erfurt, Düsselthal und im Württembergischen, vor Allem das Rauhe Haus vorbildlich geworden. — Der Vortrag schließt damit, den Zuhörern das Wort des Herrn an's Herz zu legen: „Wer solch' ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Der siebente Vortrag behandelt „Jünglingsvereine und Handwerkerleben", wirft aber einleitend einen Blick auf die Uebergangszustände zwischen Confirmation und Mündigkeit überhaupt und auf die sittlichen Gefahren, die unbefriedigten geistlichen Bedürfnisse derselben. „Sind doch gerade diese Uebergangsjahre für die geistige Entwickelung am fruchtbarsten; mit der Ausbildung des Körpers sollte da wenigstens in seinen Anlagen und Anfängen auch der Charakter reifen und sich ausprägen. Aber was für Männer und was für Frauen und Mütter kann das geben, bei denen die geistige Entwickelung so früh in den Hintergrund geschoben wird?" — Nach einigen Andeutungen über das, was Besserndes geschehen könnte, wird auf

die alleinstehenden erwachsenen jungen Leute übergegangen und auf die besonderen Gefahren, welche dieselben umgeben. Insonderheit wird die Wichtigkeit und entscheidende Bedeutung des Handwerkerstandes als des eigentlichen Mittelstandes der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehoben. „Mir war dieser Stand sehr ehrwürdig von jeher; ich bin viel mit ihm umgegangen, ich habe wohl auch in seine Geschichte geblickt, ich glaube ihn einigermaßen zu kennen. Es hat Zeiten gegeben, wo es besser mit ihm stand, ich meine nicht sowohl in äußerer als in sittlicher Beziehung. Welche Blüthe der Zünfte im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche überstrotzende Kraft! Die Macht der Städte bestand in den Zünften; die einzelnen Genossenschaften waren zusammengehalten von ehrwürdigen Sitten und Ordnungen; Gottesfurcht und Ehrbarkeit waren die Bedingungen der Zugehörigkeit; im Gefühle der Kraft und des Behagens war es dem damaligen Handwerker fremd, sich seines Standes zu schämen; im Gegentheil, zu stolz und zu eingelebt in die eigenthümliche Art und Tüchtigkeit ihres Standes wären die meisten Meisterstöchter gewesen, einen anderen als einen Handwerker zum Manne zu nehmen. Ein Armbrustschießen auf der Stadtwiese am Sonntag Nachmittag, ein Dichterkampf der Meistersänger im Rathhaussaale, das waren die edlen ritterlichen und geistigen Standesvergnügungen. Im Hause ein patriarchalisches Verhältniß: Meister und Meisterin waren die Eltern und Herren, die Gesellen und Lehrlinge aber des Hauses Genossen in Freud' und Leid und sittlicher Zucht; es ward väterliche Gewalt über sie geübt von Rechtswegen. Ganz gewiß, in diesem Stande, in welchem offenbar die sittliche Kraft der Nation saß, war damals nicht wie heute im Schwange das tägliche Krugleben und die unaufhörlichen Mägdeliebschaften und Liederlichkeiten, in jener Zeit, aus der in so manchem Wanderliede, das dem Lieb daheim einen Gruß bringt, oder in dem der Bursch nach Jahren wieder an die Thür klopft und hat Treue gehalten, die reinsten und zartesten Klänge des deutschen Gemüthes uns noch heute erfreuen. O daß der deutsche Handwerkerstand etwas wüßte von seiner Geschichte, daß er sich wieder besänne auf jene Zeiten, da der Tuchmachermeister auf dem Markte zu Magdeburg mit dem Liede „Komm heiliger Geist" der Bürgerschaft das Signal zur Einführung der Reformation gab." Diesem lieblichen Geschichtsbilde wird nun das dunkle Bild der Gegenwart gegenübergestellt, der äußere Verfall des Handwerks durch die Fabriken, aber noch mehr das sittliche Heruntergekommensein, die Aushäusigkeit der Gesellen, der Mangel väterlicher

Gesinnung gegen die Gehülfen der Arbeit, das über alle Beschreibung entartete Wirthshaus- und Herbergsleben u. s. w. Die von Wichern mitgetheilte Geschichte jener Handwerksgesellen, die in der Osternacht das Abendmahl mit Branntwein parodiren, vollendet die Charakteristik. Das Gegenmittel der inneren Mission wider diese Krebsschäden sind vor Allem die Jünglingsvereine. Dieselben dürfen keine bloßen Erbauungsvereine sein, denn solche ziehen die, welche zu retten sind, nicht unmittelbar an, befriedigen auch nicht das wohlberechtigte Bedürfniß der Erholung und namentlich der Fortbildung, wogegen die religionslosen Fortbildungsanstalten nur Schulen der Demokratie und Revolution geworden sind. Vom Christenthum aus ist das ganze Standesleben in seiner Eigenthümlichkeit und nach allen seinen Bedürfnissen zu umfassen. Die Schilderung des rheinisch-westphälischen Jünglingsbundes und der Bonner christlichen Herberge und ihnen gegenüber der Anstalten der schweizerischen atheistischen Propaganda unter den Handwerksburschen beschließt den Vortrag.

Der folgende brachte zunächst noch einen andeutenden frommen Wunsch nach für einen Stand, für den der Redner „ein specielles persönliches Interesse bewahre“, für den Kaufmannsstand. „Es ist kaum zu sagen, wie nichtig und hohl das Privatleben der meisten Lehrlinge, Commis, Reisenden dieses Standes ist, wie beschränkt zumeist der geistige Horizont, wie sehr alle Interessen auf den Gelderwerb concentrirt, wie gering das Bedürfniß, das Privatleben durch irgend ein höheres Interesse zu beleben und zu veredeln. Erfahrung ist es: auch hier ist ein fruchtbarer Boden für die in der Regel verbundenen Richtungen niedriger Genußsucht und frechen Unglaubens. Dieser Stand amalgamirt sich nicht mit dem Handwerkerstand; es müßten für ihn eigene Veranstaltungen getroffen werden, aber ganz ähnlich den Gesellenvereinen. Gesellige Vereinigungspunkte müßten geschaffen werden, in denen in höherem Grade als ein Lesezimmer oder ein Gesangverein zum Amüsement das wirken kann, der Sinn für höheres geistiges Leben geweckt würde. Gute Lectüre, gute Vorträge müßten das leisten.“ Es wird angedeutet, wie die Geschichte des Handels und der Colonien im Zusammenhang mit der Culturgeschichte überhaupt, mit Missions- und Kirchengeschichte lehren müßte einmal den speciellen Beruf noch aus einem anderen Gesichtspunkt als dem des Gelderwerbs zu betrachten, dann aber überleiten könnte zu dem, was jedem Stand und Beruf erst seine Weihe, seinen sittlichen Halt giebt.

Im Uebrigen ist dieser achte Vortrag den Gefängnissen und Sträflingen gewidmet, einem Gebiete, an dessen scheuer Vermeidung sich die Unzulänglichkeit des natürlichen Mitleids besonders deutlich erweist. In anschaulichster Schilderung wird das Leben der Gefangenen beschrieben von den schweren Riegeln und der feuchten Luft an, von denen es äußerlich umfangen wird, bis in das innerste und geheimste Treiben dieser stummen und traurigen Gesellschaft; ihr Arbeiten, Wohnen, Essen, ihre geheimen Verbindungen, Correspondenzen, Rachethaten; es wird der Beweis geführt, wie trotz der großen gegen früher eingetretenen Verbesserungen die Gefängnisse noch immer Hochschulen des Lasters sind. „Ich kann nur so viel sagen: Manches von dem, was mir in meiner zwei- bis dreijährigen Gefängnißpraxis gebeichtet wurde, was ich als Geistlicher zu untersuchen und zu ermitteln hatte, müßte ich Bedenken tragen, selbst vor männlichen Ohren wiederzuerzählen. Und mancher Gefangene, der nicht zu den schlechtesten gehörte, hat mir im Tone trostloser Bitterkeit gesagt: hier kann man nur schlecht werden; was man hier Alles zu hören bekommt, woran man niemals gedacht hat! „Ich bitte Gott," sagte mir ein unglückliches Mädchen, „daß er mich wieder vergessen lasse, was ich von schandbaren Worten hier täglich hören muß."

Nun werden eine Reihe von erschütternden Lebensbildern aus dem Gefängniß kurz vorgeführt, dann aber die Zuhörer gebeten, sich dem so nahe liegenden Gefühle nicht hinzugeben „ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser und jener". Die von der Obrigkeit bestraften Sünden sind in der Regel nicht die schlimmsten, welche die Gefangenen vor Gott zu bekennen haben, und alle jene Sünden, vor denen wir bei Gefangenen erschrecken, kommen — einige außerordentliche Fälle ausgenommen — fast in jeder christlichen Gemeinde vor, oft ohne daß wir um ihretwillen Jemanden weniger respectabel finden. „Hier ist ein Mensch, der sein Wanderbuch gefälscht, der einen falschen Wechsel gemacht hat; aber ist nicht alle die reichliche Lüge und Verleumdung, die das gesellige Leben durchzieht, eine Fälschung, nicht minder häßlich, weil sie etwa nicht fremdes Geld, sondern fremde Ehre betrifft? Da ist ein Gefangener, der gestohlen hat; aber ich frage, wenn wir alle die Täuscherei und Schwindelei in Handel und Wandel ansehen, die in unserer Zeit für ein gerechtfertigtes Mittel gilt, das Geld aus fremden Taschen in die eigene zu bringen, wird Gott das anders ansehen als solch' einen Diebstahl, weil's feiner zusammengewoben ist, weil's ganz anders in's Große geht? Sie

fahren da vor einem Manne zurück, weil man Ihnen zuflüstert, das sei ein Mörder; aber sagen Sie mir, ist der ungehorsame und mißrathene Sohn, der langsam die Nägel zu der Eltern Sarg bereitet, ist der boshafte Mensch, der einem Anderen durch fortgesetzte bittere Kränkung langsam das Leben verkürzt, nicht vielleicht schlimmer als der, welcher in der Leidenschaft des Augenblicks zur Axt oder zum Messer griff? Und nun nehmen Sie dazu das große Gebiet der Fleischessünden, welche alle einen schlimmeren Mord als den leiblichen, einen Seelenmord an der eigenen und an der fremden Seele einschließen und welche von Vielen gar nicht mehr für Sünde geachtet werden, sondern für Scherz, — was behält da die übrige Gesellschaft vor den Gefangenen voraus? Ich sage das nicht, um die Sünde zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, sondern um die Ueberzeugung auszusprechen und festzustellen, daß wir nicht Ursache haben, auf die Gefangenen von oben herab zu sehen als auf einen nicht zu berührenden Auswurf, daß vielmehr alle Schuld im letzten Grund eine gemeinsame Schuld ist, für die es darum auch gemeinsamer Buße und gemeinsamer Abhülfe bedarf."

Zu dieser Abhülfe drängt einmal der furchtbare Verderbensstrom, der sich auch nach weltlichen Zeugnissen (z. B. dem eines belgischen Justizministers) aus den Gefängnissen, so wie sie sind, in die bürgerliche Gesellschaft massenweise zurück ergießt, — drängt noch vielmehr das merkwürdige, diese Verfallszustände der Christenheit prophetisch berücksichtigende Wort der ewigen Liebe: „ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen." Dasselbe hat erst in neuester Zeit einen Anfang von Beherzigung gefunden, vor Allem durch Elisabeth Fry, „die größte Quäkerin, die Königin im Reiche der Barmherzigkeit;" neben der dann das erhabene Beispiel der Sarah Martin, der armen Schneiderin, steht, um uns jede Ausrede von Unausführbarkeit dessen, was noth thut, zu nehmen. Allerdings müssen viele Verbesserungen von den Regierungen ausgehn, die Möglichkeit wenigstens zur Isolirung, dann die Trennung nach Graden des Verbrechens, nach Altersklassen und nach der Confession, endlich die Anstellung christlich vorgebildeter Aufseher und eigener Gefängnißgeistlichen. Aber damit ist die Arbeit der inneren Mission an den Gefangenen nicht vorweggenommen. Dieselbe gilt ihnen einmal während ihrer Haft, dann nach ihrer Entlassung. Während der Haft kann ihnen erstlich das gethan werden, daß man sie besucht, freilich ohne Sentimentalität und nicht ohne einige Orientirung. „Stellen Sie

sich vor, welch' einen Eindruck es auf die oft von ihrer eigenen Familie verstoßenen Gefangenen machen müßte, wenn an einem Sonntag-Nachmittag ein Mann aus der Gemeinde, eine christliche Frau aus eigenem Antrieb zu ihnen käme, mit ihnen die Bibel läse, tröstend zu ihnen spräche, mit ihnen betete. Der hat sich nie auch nur hineingedacht in die Lage der Gefangenen, der nicht weiß, daß hier schon ein Wort der Liebe heilender Balsam sein kann." Oder auch man kann dem Gefangenen wohlthun und nahe kommen, indem man sich seiner verlassenen Familie annimmt, durch die vielleicht zu seinem Herzen der einzige Weg geht. Eine neue Liebesaufgabe aber beginnt mit der Entlassung des Sträflings. „Der Gefangene kommt — in vielen Fällen wenigstens — mit guten Vorsätzen aus dem Gefängniß; er will wieder zu Ehren kommen. Nun kennen Sie das Wort „er hat gesessen". Er klopft an eine bekannte Thür; sie öffnet sich nur, um sich wieder zu schließen. Er sucht Arbeit, aber einem Spitzbuben vertraut Niemand welche an. Er bietet sich zum Dienst an, aber einen Sträfling will Niemand nehmen. Nicht jedes Haus eignet sich freilich dazu, aber meistens ist's das, daß die Möglichkeit, einen silbernen Löffel gestohlen zu bekommen, viel schwerer in's Gewicht fällt, als die Möglichkeit, einer Seele vom Tode zu helfen. Was bleibt dem wie pestkrank Gemiedenen übrig? Eine That der Verzweiflung, oder ein neues Verbrechen, damit er wieder Brod habe im Gefängniß. Werden diejenigen, die sich Solcher nicht angenommen haben, die Mitschuld an ihren neuen Verbrechen abweisen können?" Allerdings hat man den Entlassenen durch Vereine zur Unterbringung und Beaufsichtigung, durch Asyle, in denen sie einen rückkehrenden Uebergang zur Ehre und Arbeit machen können, hin und wieder zu helfen begonnen, aber es ist da erst von schwachen Anfängen zu berichten; Gunst und Eifer will sich gerade diesem Gebiete der inneren Mission noch wenig zuwenden. „Würdigen Sie den sittlichen Schmerz, ja die sittliche Entrüstung derer, welche diese Wunden mitfühlen und welche sehen, daß für jeden Ball und jedes Concert Theilnahme und Geld genug da ist, während Tausende verkommen, für die man nichts übrig hat, an die man nicht denkt. Der Herr aber spricht zu denen zu seiner Linken: ich bin gefangen gewesen und ihr seid nicht zu mir gekommen!" —

In ein noch dunkleres Gebiet führt die neunte und letzte Vorlesung, zu den Gefallenen und ihren Asylen, „zu den furchtbaren sittlichen Folgen, welche die Unzuchtssünde in unserem Volk anrichtet

und zu den Lichtern, welche die innere Mission in dieser Finsterniß angezündet hat, die an die Finsterniß der Hölle nicht nur gemahnt, sondern auch mit ihr in einem deutlichen Zusammenhange steht.“ Mit heiligem Ernst wird zunächst die Stellung derer gegeißelt, die da meinen, es solle hierüber lieber nicht geredet, mit geschlossenen Augen an so Peinlichem vorübergegangen werden. Nein, es muß auch davon geredet werden und zwar mit der ehrlichen und geraden Sprache der h. Schrift, die nur ein zwiefaches Verhältniß der Geschlechter kennt, ein geheiligtes und ein gebrandmarktes, „und die auch darin so heilig und keusch ist, daß sie, wo sie die Sünde der Unzucht zeichnet, ihr keinen Mantel umhängt und schon in der Darstellung ihrer nackten Häßlichkeit über sie das Gericht ergehen läßt, das sie über diese Sünde mit größerer Schärfe als über jede andere ausspricht.“ Seit eine Zimperlichkeit, die die Sünde nicht beim Namen nennen will und die Bibel in diesem Punkte zu meistern sich herausnimmt, in der Erziehung aufgekommen ist, ist es mit der Keuschheit nicht besser, sondern merklich schlechter geworden. „Wer sich fest weiß auf dem Fels des Evangeliums, darf und soll sogar auch in diese trüben Strudel hineinschauen; denn wenn irgendwo, so ist es gerade hier die Hülfe der christlichen Frauen, welche in Anspruch genommen werden muß.“

Andeutend wird nun der Umfang gezeichnet, in welchem die Unzuchtssünde vielenorts den größeren Theil unseres Volkes gröber oder feiner beherrsche: jenes unter der Schuljugend grassirende Verderben, auf welches Kapff in seinem trefflichen Buche „Warnung vor dem gefährlichsten Jugendfeind“ Eltern und Erzieher aufmerksam macht; die bis in's kommende Geschlecht reichende leibliche Verwüstung, die seit Jahrhunderten in Folge der Ausschweifung einhergeht; das jammervolle Ende, welches die meisten weiblichen Opfer der Lust in Gefängnissen und Spitälern erreicht. „Das ist der Zustand, in dem wir Geistlichen solche Geschöpfe zu sehen bekommen und uns zuweilen ein Blick sich öffnet in ein Leben voll Scheußlichkeiten, in das rettungslose Elend einer geschändeten Seele. Hierher sollte man ausschweifende junge Leute führen, damit ihnen das Blut erstarrte ob des Sündenelends, daran sie sich mitschuldig gemacht, ob der Opfer, die sie dem abscheulichsten Götzen geschlachtet.“ Und doch ist die sittliche Verwüstung, die diese Sünde anrichtet, noch größer als die leibliche. „Es steht durch viele Bekenntnisse einer oft zu späten Reue fest, daß keine Sünde so wie diese die Flucht vor Gott, ja den Widerwillen, den Haß gegen ihn in's Herz prägt und eine satanische Zerrüttung

des Gemüthes erzeugt; daß sehr häufig der dünkelhaft einhertretende Unglaube auf dieser Zerfallenheit des Gemüthes mit Gott beruht; daß das Wort von der Knechtschaft der Sünde, die ihre Diener mit oft unzerreißbaren Ketten bindet, nirgends eine buchstäblichere Wahrheit hat als hier." Noch bestehen allüberall, zur Schande der christlichen Obrigkeit, die concessionirten „Mördergruben". In unseren großen Städten und selbst hin und wieder auf dem Lande erreicht, ja übersteigt zum Theil die Zahl der unehelichen Kinder die der ehelichen. Die alte Strenge, mit der die Kirche für öffentliche Sünden auch öffentliche Zucht hatte, ist in Verfall gekommen; die neuere Zeit ist sehr zartfühlend geworden gegen solche öffentliche Beschimpfungen, bei denen sogleich auch der Hierarchismus herhalten muß. „Nun, daß Friedrich d. Gr. befahl, daß „alle außer der Ehe Mutter werdende Personen, worunter auch von ihren Männern getrennt lebende Ehefrauen zu verstehen, zu keiner Strafe ferner zugezogen, auch ihnen nicht die geringsten Vorwürfe, noch einige Schande gemacht werden solle," daß diese Verordnung zum Hohn an den vier Bußtagen und am Pfingstfest vor dem Segen von den Kanzeln abgelesen werden mußte, — und daß die Geistlichen diesen Befehl auszuführen sich hergaben, das hat seine Früchte getragen." Einige furchtbare Zahlen und einige aus eigener im Gefängniß gemachter Erfahrung gezeichnete Gestalten vollenden das nächtige Gemälde.

Dem gegenüber stützt sich die christliche Liebe in ihrer Rettungspflicht und -hoffnung auf Den, welcher Luc. 7 auch die große Sünderin zu Gnaden angenommen hat. Die katholische Kirche ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen, in den von Vincenz v. Paula ausgegangenen Anstalten und Orden. In der evangelischen Kirche ist dieser Zweig der inneren Mission noch der allerjüngste und schwächste: mustergültig für ihn aber die holländische Anstalt zu Steenbeck, geleitet von Pfarrer Heldring, im Verein mit einer Anzahl gebildeter christlicher Frauen. Die Schilderung dieser trefflichen Anstalt, der einfach-mächtigen Methode ihres Vorstehers und der Wirksamkeit der verbundenen Vereine beschließt diesen Gegenstand, und mit der Bitte, die gegebenen Grundanschauungen im Herzen zu bewegen und zur Stunde einer von irgend woher kommenden Aufforderung Hand anzulegen nach der von Gott verliehenen Gabe, wird von den Zuhörern Abschied genommen. —

Diese zwischen Neujahr und Ostern allwöchentlich in einem Schulsaale gehaltenen Vorträge wurden viel und treu besucht. Dank

dafür, sagte Franz schließlich, wolle sich bei einer solchen Sache nicht geziemen, aber gefreut habe er sich. Zwar auch von Spott, den Draußenstehende auf das ganze Unternehmen gerichtet, spricht das Schlußwort; ein Zeugniß mehr, daß die Sache nicht von der Welt war. Auch unter den Zuhörern fehlte es natürlich nicht an solchen, welche dem christlichen Liebesgrunde sowohl der inneren Mission selber als dieser ihrer Darstellung zu ferne standen, um sich von der ernsten Stimmung, die sie mitnahmen, nicht mit der Ausflucht wieder loszumachen, diese dunklen Schilderungen und hohen Ansprüche seien etwas krankhaft Gefärbtes, entsprungen aus der trüben und reizbaren Gemüthsverfassung eines körperlich Leidenden; der verständnißinnige Hörer dagegen empfing einen ganz anderen Eindruck, den Eindruck nicht nur einer jedes Wort durchdringenden heiligen Liebesgluth, sondern auch einer hohen Besonnenheit und Mäßigung, einer durchweg milden und verständigen Art und Weise, die alle Uebertreibung und Exaltation ferne hielt, überall die zartesten Fäden des sittlichen Lebens in Anschlag brachte und statt aller gewaltsamen Hülfsmittel vielmehr die christliche Herstellung der natürlichen Ordnungen und Wege Gottes empfahl. Aber das war allerdings richtig, daß auch diese Arbeit, selbst in ihrer unmittelbaren Entstehung und Mittheilung, eine Perle war, die aus kranker Muschel hervorwuchs. Gerade jene ersten Monate des Jahres 1855 waren durch ein besonders heftiges und hartnäckiges Auftreten jenes gewohnten Leidens heimgesucht; unter diesen Umständen fiel ihm schon das Ausarbeiten jener Vorträge zuweilen recht schwer, das um des knappen Maaßes willen, in welches die Fülle des Inhalts zusammengedrängt werden mußte, doch unumgänglich war; noch mehr griff ihn das öffentliche Reden an, das ihn überhaupt nach dem Maaße seiner inneren gemüthlichen Betheiligung längst mehr erschütterte, als gut war. Und so schloß er manchen dieser nach arbeitsvollen Tagen am Abend gehaltenen Vorträge in tiefer Erschöpfung; aber während des Vortrags gewahrten auch seine Nächststehenden nichts von Ermüdung, sondern fühlten sich eigenthümlich ergriffen von einem tiefsinnenden Ausdruck, von einem unvergeßlichen heiligen Ernste, den sie in solcher Weise noch nie auf seinem Angesichte gelesen.

Achtes Kapitel.

Als Franz jene Vorlesungen über innere Mission kurz vor Ostern 1855 beschloß, stand ein bedeutsamer Wendepunkt seines Lebens, der Hochzeitstag, bereits vor der Thür und er blickte auf eine fast schon zweijährige Wirksamkeit in seiner Gemeinde zurück.

Eine auf Neuwied gesetzte Hoffnung war leider nicht in Erfüllung gegangen, die seiner körperlichen Genesung. Im Gegentheil, das quälende Leiden, das über ihn verhängt war, hatte an Macht zugenommen und die leibliche Widerstandskraft gegen dasselbe sich fühlbar verringert. Fast nie konnte er auf die sorgliche Frage seiner Braut „wie geht es dir?" ein fröhliches „gut!" zur Antwort geben; höchstens ein „leidlich"; nicht selten aber hieß es auch: „ach, gar nicht gut; ich habe vor Schmerzen die ganze Nacht nicht geschlafen." So anhaltend und heftig wie vom Januar bis März 1855 war aber die Plage noch nie aufgetreten; alle Mittel fruchteten nichts gegen das räthselhafte Leiden, bis dann wieder, wie gewöhnlich, von selber eine Ruhepause eintrat. „Wenn dies Leiden," schrieb er mir damals, „in derselben Weise noch ebenso lange fortdauert, als ich es schon trage, so werde ich am Rande meiner körperlichen Kraft sein."

Allerdings übte dies immerfort mehr als Plage denn als Gefahr betrachtete Leiden auf sein ganzes Wesen einen starken Einfluß, nur ward derselbe von Fernerstehenden nicht immer auf der rechten Seite gesucht. Man glaubte ihn vorzugsweise in einer gewissen Schärfe seines Auftretens, in einer augenblicklichen Heftigkeit zu erkennen. Beides, Schärfe und Heftigkeit, lag in Franzens Natur, als die Kehrseite seiner ungemeinen und immer mehr sich verklärenden sittlichen Energie; sie konnten, wiewohl längst erkannt und ernstlich bekämpft, in Zuständen körperlicher und psychischer Gereiztheit mitunter stärker hervortreten und er selbst hielt sich in dieser Hinsicht

für nichts weniger als untadlig. „Ich muß den lieben Gott recht sehr bitten,“ klagt er wohl, „mich nicht hypochondrisch werden zu lassen und die Menschen müssen Geduld mit mir haben.“ Aber in den mehreren Fällen wurde doch, wie er auch klagt, auf Rechnung seiner Kränklichkeit gesetzt, was vielmehr in einem sittlichen Schmerz seinen Grund hatte, in einem Ernstnehmen sittlicher Dinge, die der Andere leicht nahm. Es war ein Leidtragen über die seinem geschärften Blick so vielfältig auffallende unerkannte Sünde, was an seiner Schärfe und Heftigkeit wenigstens den überwiegenden Theil hatte, etwas von Gottes heiligem Zorneseifer, freilich im irdenen Gefäße, dessen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit er selbst am wenigsten verkannte. Daß aber sein Blick ein so scharfer und unbestechlicher war, daß ihm alles Andere so unwesentlich vorkam gegenüber dem einen Gegensatz des göttlichen und ungöttlichen Wesens, daß ihm, wie er einmal in einem Gedichte sagt, das Angesicht der Welt, der der Erleuchter fehlt, immer hohler und bleicher erschien, das war ja freilich eine Frucht jener Leidenszucht Gottes, die, indem sie den äußeren Menschen je mehr und mehr verzehrte, den inwendigen von Tag zu Tage erneuerte.

Es war in jenen beiden Neuwieder Jahren in seinem Wesen ein immer stärkerer Zug heiliger Ungeduld hervorgetreten, dessen Zusammenhang mit jener göttlichen Zucht er selbst empfand. Als ihm der Vater einst die viel größere Gemüthsruhe vorhielt, mit der ich mich im gleichen Berufe bewegte, antwortete er: „ja, er ist wohl und gesund; ich aber weiß nicht, wie lange mir zu wirken vergönnt sein wird; ich muß wirken, so lange es Tag ist.“ Es war etwas Aufreibendes, Selbstverzehrendes in dem Ernst und der verhohlenen Gluth, mit der er alle Dinge angriff und betrieb; „er war ein brennend und scheinend Licht,“ sagt die mehrfach angeführte Gedächtnißpredigt treffend —, „und recht wie ein brennend Licht, das sich selbst verzehrt, indem es Anderen scheint und leuchtet, hat er im Dienste seines Gottes und seines Nächsten sich selbst verzehrt.“ Nicht als hätte eine äußere Vielgeschäftigkeit ihn erfüllt; eine solche war ihm fremd, und wo sie ihm aufgedrängt ward, verwirrend. In einer Zeit, die ihn mit äußerlichen Gemeindeangelegenheiten besonders überhäufte, schreibt er mir: „ich muß täglich einmal den lieben Gott sehr ernstlich bitten, mich stille zu machen und zu erhalten, weil ich fühle, daß es gar nicht geht, sobald ich innerlich in Hast und Unruhe komme.“ Auch bedurfte es äußerlicher Vielgeschäftigkeit nicht; die äußeren Erfolge,

die er in noch nicht vollen zwei Jahren erreicht hatte, waren augenfällig und ungemein. Eine seit einem Jahrzehnt fast ganz zerstreute Gemeinde hatte sich wieder gesammelt und ein neues Gefühl der Gemeinschaft gewonnen. Die früher verlassenen Gottesdienste, dazu die neu eingeführten, waren — wenn auch mancher neugierige Anfangsgast die Predigten zu lang gefunden hatte und wieder weggeblieben war, — reichlich und gleichmäßig besucht. Ein neuer Muth war über Presbyterium und Gemeindevertretung gekommen: man wagte eben damals das alte Pfarr- und Schulhaus zu veräußern und neue, geräumigere und der Kirche näher gelegene Gebäude zu erwerben und mit beträchtlichem Aufwand herzurichten. Die neue Schule wuchs und gedieh, Blätter für äußere und innere Mission gingen vom Pfarrhause aus in einen für das Reich Gottes erwärmten Leserkreis, die Liebe und Verehrung der Besten in der Gemeinde, die Achtung Aller war festbegründet. Aber das war es eben, daß diese äußeren Erfolge in den Augen des treuen Hirten sehr wenig wogen, daß er gedrungen war immerfort den höchsten Maaßstab anzulegen und in jedem Augenblick das an jedem Gemeindeglied zu erreichende höchste Ziel im Auge zu behalten. „Seh' ich die Gemeinde an," schrieb er mir einmal, — „was kann ich dafür, daß mein Auge auf so viel heillose Unsitte, so viel jämmerliche Ehen, so viel sittliche Verkommenheit bei der Jugend fällt? Ich habe nun einmal das Unglück, daß ich das Alles sehe und daß ich's zusammenschaue in einem Gesammtbilde und daß mir's am Herzen frißt. Und doch ist diese Gemeinde nicht schlimmer als andere. Aber „viele sind berufen, wenige sind auserwählt." Es ist nur eine sehr schwere Kunst, sich in dies Wort ganz zu ergeben und dabei um nichts lässiger zu werden in der suchenden Liebe."

Aus diesem Gefühl, aus jenem schwermüthigen Eifer, der da seufzt, „ein Feuer bin ich gekommen anzuzünden auf Erden; wie wollte ich, es brennete schon" (Lucas 12, 49) ging Alles, was er in der Gemeinde redete und that, ging vor Allem jede Predigt hervor. „Ich kann sagen, daß ich mit jeder ein Stück meines Lebens hingebe, leiblich und geistlich," äußerte er einmal gegen mich. Ungern nimmt er eine Festpredigt in Köln an; „ich scheue die Erregung," schreibt er, „die mit solch' einer außerordentlichen Predigt verbunden ist; die gewöhnlichen kosten mich schon genug." „Heute Abend, liebe Lina," sagt ein Briefchen vom Samstag vor Pfingsten, „werde ich nicht zu dir kommen; ich habe noch mancherlei zu thun. Einmal ist meine Predigtvorbereitung bis jetzt erst ein Bitten gewesen um rechte

Verkündigung des heiligen Geistes, von dem ich mit tiefer Demüthigung fühle, daß man ihn recht haben muß, um recht von ihm predigen zu können. Dann muß ich wohl auch heute Abend ganz stille bleiben; mein Herz ist zu voll und bewegt, um viel reden zu können. Ich will das heilige Mahl wie stets bisher mit meinen Confirmanden feiern und erlebe allen Schmerz und alle Freude, die sie mir gemacht haben, in diesen Stunden noch einmal; ich muß viel, viel an sie denken und für sie beten und fühle, daß sie von viel besserem und stärkerem Gebet sollten getragen werden als von meinem. Der Herr helfe uns mit einander; bete auch du für mich und laß die Erneuerung meines Bundes mit dem Herrn auch ein Neuwerden unseres Bundes vor dem Herrn sein. Die ganze Gemeinde mit ihren vielen geistlichen Bedürfnissen, denen ich so gern an diesem Feste kräftiger entgegenkommen möchte, liegt mir auf der Seele und in demselben Maaß meine Schwachheit, nicht blos die leibliche, die doch eigentlich Nebensache ist. Ach wie viel Treue in dem Amte, das die Versöhnung predigt, gehört dazu, um den Segen, den großen köstlichen Segen dieses Amtes auch recht zu erfahren." — Kam nun eine solche Festzeit, die ihn in der Folge weniger Tage mitunter sechs- bis achtmal auf die Kanzel führte, so hob ihn wohl die innere Erregung und Erhebung, die er aus Amt und Fest schöpfte, für den Augenblick wunderbar über alle körperliche Schwachheit hinweg, so daß die, welche ihn noch Tags zuvor schwer geplagt und leidend gefunden hatten, im Gottesdienst über die Festigkeit und Fülle seiner Stimme, über die Frische und Kraft seiner Rede erstaunten. Aber der Rückschlag einer solchen übernatürlichen Anspannung Leibes und der Seele blieb selten aus, und ich bin gewiß, daß er jede solche Feier mit einer neuen Erschütterung seiner Gesundheit, einer stärkeren Aufregung der an den Grundvesten seines Lebens wühlenden Zerstörungskräfte erkauft hat. „Ich sage nicht, ich bedaure, daß das Fest vorüber ist," schrieb er uns nach Weihnachten 1854, „denn es hat einen so seligen Glanz in meinem Herzen zurückgelassen, daß es mir unverschwunden bleibt, und ich meine, es wäre mir bis jetzt jedes Jahr nur köstlicher gewesen. Ich denke da an den Kern des Festes, an den eigentlichen Christsegen; der steht doch vor Allem und in seinem Lichte wird uns erst alles Andere licht. Ich habe meine Festarbeit ganz allein gethan, aber es war mir jede Predigt eine mir von Herzen gehende und darum auch wieder das eigene Herz erquickende Ergießung, so daß ich sagen muß, alle diese Gottesdienste waren selige Feierstunden.

ein Nehmen von Gnade um Gnade aus Seiner Fülle.“ Aber freilich, diesen Feiertagen der Seele waren jene schweren Leidenswochen des Leibes auf dem Fuße gefolgt.

Es war eine eigenthümliche Gemüthsverfassung, in der er unter solchen Umständen den Frühling kommen sah, der ihm die lang ersehnte und verzögerte irdische Lebenserfüllung bringen sollte. „Allerdings, lieber Willibald,“ schrieb er mir damals, „rückt der Hochzeitstag mit schnellen Schritten heran, und wäre nicht Ostern und die Confirmation vorher und außerdem alle Tage genug zu thun, so träte mir's schon viel näher. Sonderbar, da es so nahe ist, meine ich, ich solle nie in den Ehestand hineinkommen; ich kann mich gar nicht als verheirathet denken, zuweilen mich in die Vorstellung gar nicht finden. Mit wunderlichen Stimmungen hab' ich zwar immer zu thun, doch glaube ich, daß so etwas ein jeglicher fühlt. Schwerer drückt mein Herz mein Unwohlsein, das mich noch mit alter Kraft quält. Meine Leiden sind Blähungen, wie es scheint, oft so qualvoll, daß ich kaum das Stöhnen verbergen kann und daß Herzklopfen und starke Hitze im Kopf eintritt; den Grund kann ich mir nicht erklären; ich kann's weder Erkältungen noch Speisen zuschreiben; es kommt oft, wenn beides gar nicht schuld sein kann. In Coblenz vor zwei Wintern hatte ich's das erste Mal, jetzt hab ich's ein volles Jahr. In diesem Jahre ist keine Woche und in vielen Wochen ist kein Tag, wo ich nicht von diesem Leiden gequält gewesen wäre. Alle Mittel, die mein Coblenzer und mein hiesiger Arzt mir angaben und die ich sonst anwendete, haben mir nichts geholfen; ich bin gefaßt darauf, daß ich's tragen muß, aber mein Gemüth leidet schwer unter diesem Druck und bisweilen ist mir's, als würde die Spannkraft des Geistes bald nachlassen, mit der ich die Schmerzen äußerlich überwinde. Gedanken, ob dies Leiden vielleicht die Ankündigung größerer sei, ja ob ich nicht ein früheres Ende haben solle, drängen sich mir auf. Es ist kein Unglück, sondern ein Glück, fleißig an seinen Tod zu denken; aber jetzt, vor der Hochzeit, belastet mich natürlich der Gedanke doppelt, meine Braut könnte zur Wittwe nicht weit haben. Es liegen gerade in diesem Magenleiden die Neigungen zu den schwärzesten Gedanken und ich habe einen Hang zum Trübsehen; wundert euch daher nicht und erschreckt noch weniger, wenn ich euch diese Gedanken ausspreche. Ich muß es einmal thun; vielleicht wird mir besser darauf. Vergebt mir, wenn ich euch damit betrübe. Indessen meine ich, es könne bei Christen nichts schaden so was zu

sagen. Wir wissen, daß wir in des Herrn Hand stehen und Er weiß schon, ob meine Gedanken und trüben Gefühle bloße Einbildungen sein sollen oder nicht.“ —

Damals in einer schlaflosen Schmerzensnacht entstand auch der Gedanke jenes letzten in den „Haideröschen“ mitgetheilten Gedichtes über Jesaja 21, 11—12*), das wir erst später zu Gesicht bekamen. Die immer wieder geknickte Frühlings- und Lebenshoffnung des Dichters, die sich mühsam aus Leidensbanden aufrichtete und doch hoch aufrichtete, weil sie's dem Herrn anheimgab, ob sie hier oder ob sie dort nicht zu Schanden werde solle, hätte schöner nicht ausgesprochen werden können als in diesem Leidens- und Siegesgesang.

Hüter, ist die Nacht schier hin?
  Diese lange Nacht der Leiden?
  Immer trüber wird der Sinn,
  Und im Dunklen schwer wird's streiten!

Immer noch den nächt'gen Thau
  Fühl' ich Wang' und Wimper feuchten!
  Immer noch vergebens schau'
  Ich mich um nach Frührothleuchten!

„Kommt ihr gleich und fragt“ — dies Wort
  Hör' ich meinen Hüter sagen —
  „Werdet ihr doch fort und fort
  Wiederkommen, wiederfragen.“ —

Nacht, o Nacht, wie bist du schwer,
  Morgen, ach, wie bist du ferne;
  Ach, wie sehnt mein Herz sich sehr
  Nur nach einem Morgensterne!

„Aber, heißt es, wenn's auch tagt,
  Ueber dir wird's dennoch dunkeln,
  Von den Schatten überragt
  Wirst du stehn im Lichtesfunkeln.“

Und es kam ein neuer Tag
  In dem Lenz und meinem Herzen,
  Aber schwer gefesselt lag
  Ich in Dunkelheit der Schmerzen.

---

*) „Dies ist die Last über Duma: Man ruft zu mir aus Seir: Hüter ist die Nacht schier hin? Hüter ist die Nacht schier hin? Der Hüter aber sprach: Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen.“

Wieder steigt das Jahr, und frisch
Will's auch in der Seele tagen,
Aber, Hoffnung, schweig, erlisch;
Heißt's nicht: wieder, wieder fragen?

Ach, wer weiß, wie lange noch
Ich dich fragen werd' vergebens;
Aber danken will ich doch,
Daß ich's darf, Herr meines Lebens.

Daß ich fragend kommen darf
Immer vor dein Angesichte,
Dafür dank' ich, ist auch scharf,
Herr, mir deines Worts Gerichte.

Einmal wird die Pforte sich
Oeffnen doch dem steten Klopfen,
In die Wunde mildiglich
Der Erhörung Balsam tropfen.

Einmal wird das Licht sich klar
Dir auch zeigen, o du Armer,
Denn nicht zürnen immerdar
Will ja Israels Erbarmer.

Einmal auf dein dürres Land
Wird der Thau der Gnade regnen,
Einmal Seine milde Hand
Sich dir aufthun und dich segnen! —

* * *

Wir hofften viel von der Ruhe einer schönen Häuslichkeit, von der sorgfältigen Ordnung und Pflege, die der Leib, — und von dem stillen Behagen, das auch die Seele dann finden werde, und so that die treue Braut auch; sie vertraute, Gott werde den Segen der Genesung auf ihre pflegenden Hände legen. Dazu war der Bräutigam selbst zu jugendfrischen Herzens, um nicht an jedem besseren Tag wieder voll Zuversicht an einen endlichen Sieg seiner Lebenskraft über das aus allzufrühen Erschütterungen entsprungene Leiden zu glauben. Die Hochzeit war auf Donnerstag nach Ostern, den 12. April, festgesetzt, wo nach Ueberwindung der schwersten Arbeitslast sich am ehesten zwei Reisewochen erlangen ließen. „Ich freue mich der kommenden Tage," schrieb er am Feste seiner Braut, „aber ich freue mich mit Zittern. Meist ist meine Seele versenkt in Gott und sehr glückselig,

so daß ich eigentlich den Schwarm der Verwandten scheue, die diese Stimmung nicht theilen. In der Stille — und darum zittre ich — bedenke ich das Bild der Ehe, das Paulus aufstellt, wenn er sagt, Mann und Weib sollen sein wie Christus und die Gemeinde. Wieviel geduldige und aufopfernde, wieviel demüthige und gehorsame Liebe fordert das! Und da denke ich meiner Schwachheit an Leib und Seele, meiner Ungeduld und meines Mangels an der rechten Liebe. Und doch bin ich so getrost geworden am Fest, im Sacrament des Herrn, die Gewißheit, daß Er mich stärken werde, geht mir aus dem letzten Abendmahl im Herzen auf, wie eine Knospe im Frühling. Der Herr sei auch in dir mächtig und stelle dich mit mir auf die Höhe des Lebens in Seiner Gnade. Amen, meine Liebe, Amen."

Es war ein rauher, von Schnee und Unwetter vielgestörter Frühling; in Sturm und Regen langten wir von Trier am Osterdienstag an; am selben Tage trafen auch die Eltern ein. Zur Trauung war sozusagen die ganze Gemeinde versammelt; ich hielt aus vollem Herzen dem lieben Paar die Traurede und legte ihm die Hände auf; bleich kniete der Bräutigam an der Seite der blühenden Braut, doch war er unverändert frisch in all' seinem Wesen, der Glücklichste im großen fröhlichen Freundes- und Familienkreis. Ueber'm Hochzeitsfest hatten sich die Schnee- und Regenwolken getheilt, der blaue Himmel sah hervor und eine milde Sonnenwärme strömte herab; so in schönem Frühlingswetter fuhren die Beiden gegen Abend in die stille Welt hinaus. Die Reise ging rheinaufwärts; in Frankfurt sprachen sie bei den inzwischen heimgekehrten Eltern ein; von Mannheim aus, wo Lina liebe Verwandte hatte, wurde im vollen Frühlingsglanz der äußeren und der inneren Welt das Heidelberger Schloß besucht; dann ging's durch die Pfalz zu uns nach Trier. Unser lieber Franz war auf der Reise neu aufgelebt; alle Schmerzen waren von ihm genommen, er hatte wieder einmal nach langer, langer Zeit das volle Gefühl der Gesundheit. Wie glücklich und dankbar Beide waren, läßt sich nicht sagen; „ich fühle doch, daß noch Lebenskraft in mir ist," sagte Franz; „ich habe wieder neuen Muth und neue Hoffnung; es wird ja mit Gottes Hülfe wieder besser werden." Auch wir wurden beruhigt, als unser erfahrener Arzt, den er auf unser Andringen zu Rathe zog, sein Leiden für eine Erschlaffung des Dickdarmes erklärte, zu deren Hebung er hauptsächlich einfache diätetische Mittel empfahl.

Eine neue hohe Lust war die Rückkehr in das inzwischen wohl-

eingerichtete und festlich geschmückte Haus. Die Briefe der nächsten Zeit werden nicht müde, die größte zarteste Freude an der lange ersehnten, endlich gefundenen Häuslichkeit auszusprechen. Er beschrieb uns seine ganze Einrichtung, die Vertheilung und Ausstattung der einzelnen Räume, bis zu den kleinen Engelchen von Gyps, die er „wie Thürwächter“ über die Thüren postirt hatte, gleichsam den Eingang und Ausgang zu segnen. Vielerlei Nützliches und Schmückendes war von allen Seiten her zur Hochzeit geschenkt worden und er konnte mit einem wahrhaft kindlichen Sinne am Kleinsten wie am Größten sich freuen. Das Kleinod des Hauses war und blieb freilich die Hausfrau: „und nun,“ schrieb er, „ist es die eigentliche Würze des neuen häuslichen Behagens, Lina mit ihrem stillblühenden, sinnigen, herzlichen Wesen, das sich in seiner Feinheit und Tiefe langsam und nur Wenigen aufschließt, walten und wirthschaften zu sehen; wie sie mit strahlenden Augen sich zu Tisch setzt, wenn das Essen wieder einmal (wie bis jetzt freilich jedesmal) geglückt ist, oder wenn sie im kleinen Stübchen auf meine Bitte das Klavier aufschlägt oder ich auf ihre Bitte ein Buch zum Vorlesen nehme. Wir möchten ganz gerne noch viel mehr allein sein, als wir es sind; dann erst vernimmt sich die ganze Seele in der rückhaltlos freundlichen Stimme, wann kein anderes Gesetz als das inwendige Gesetz des Herzens und keine andere Rücksicht, als die, welche sittlicher Adel gebietet, den harmlosen Verkehr, das unbefangene Auftreten bestimmt. Wie köstlich ist es, wenn die Aufregungen und Sorgen des Berufes immer diesen mildernden, versöhnenden Hintergrund des häuslichen Lebens haben.“ — Und in einem Briefe an die Eltern heißt es: „ich hätte nie gedacht, daß man an solch’ einer häuslichen Wirthschaft bis in’s Kleine hinein so feine Freude haben könne, nicht blos die Frau, sondern auch der Mann. Freilich es muß dann auch ein wohlthuender Sinn der Ordnung und Nettigkeit in allen Dingen walten, und herzliche Liebe muß sowohl über Kleinigkeiten wegsehen, als über Kleinigkeiten sich freuen können. Glücklicherweise, dem Herrn sei’s gedankt, ist das bei uns der Fall, und ich bin gewiß, daß nunmehr unser inneres Leben ein gemeinsames wird und wir in Allem uns in einander finden lernen, desto mehr wird diese Liebe und ihr Glück noch wachsen. Möge der Herr die hypochondrische Stimmung, zu der ich etwas neige, von mir ferne halten und mich immer mehr erkennen lassen, wie Großes, deß ich fröhlich sein soll, Er an mir gethan hat.“

Die erste Sorge des neuen Hausvaters war nun auch, Gott die

Ehre zu geben und mit seinem Hause dem Herrn gemeinsam zu dienen. Eine einfache Morgen- und Abendandacht, zu der natürlich die Magd hinzugenommen ward, begann und schloß das Tagewerk; am Abend hielt er ein freies Gebet, in welchem er alle Lieben und Angehörigen, besonders aber die Gemeinde, Groß und Klein, fürbittend dem Herrn empfahl. Das machte dann auch immer wieder fröhlich, eines des Andern Last zu tragen und also das Gesetz Jesu Christi zu erfüllen. Wenn auch noch so einig in großen Dingen, haben junge Eheleute in tausend kleinen sich erst in einander zu finden und zu schicken; diese Erfahrung machten die Beiden natürlich auch. „Bis zwei Steine in einander passen," sagte Franz tröstend zu seiner jungen Frau, „müssen sie sich an einander reiben, das geht nicht anders." Aber daß jede solche kleine Reibung in der That zu einer innigeren Zusammenfügung der Herzen gedieh, das war der — nicht in jeder Ehe vorhandene — Segen ihrer gemeinsamen Liebe zum Herrn.

Die Nähe seiner lieben Frau hatte für ihn etwas ungemein Wohlthuendes, etwas Beschwichtigendes, auch wenn er, vertieft in Arbeit, nicht mit ihr reden konnte. Ging sie aus, so hieß es: „du kommst doch bald wieder?"; kam sie, so war die Freude neu. Und doch war der Umgang der Beiden ohne alle Tändelei und falsche Ueberschwänglichkeit, vielmehr schlicht und herzlich, in Allem darauf gerichtet, einander wohlzuthun und zu fördern. Eine große Erquickung war es ihm, nun wieder Musik als täglich Brod haben zu können; die dadurch ihm bereitete Freude vergalt er seinerseits durch frohes Aufthun und Mittheilen der reichen Schätze seiner vielseitigen und harmonischen Bildung. Dabei war es keinen Augenblick seine Meinung, dies tiefbefriedigende häusliche Glück für sich allein behalten und genießen zu wollen. „Nächst dem Glück der häuslichen Stille," schrieb er an uns, „ist die Gastfreundschaft das Schönste am eigenen Hausstand; die Freude, im eigenen Hause, am eigenen Tische es Anderen heimisch machen zu können. Wie freue ich mich darauf und sehne mich danach, euch, ihr Lieben, die heimischen, heimathlichen Tage, die ich unter eurem Dache zugebracht habe, durch einen recht behaglichen Aufenthalt unter dem unsern einigermaßen vergelten zu können." Mit uns waren die Eltern auf den Herbst im Voraus eingeladen, damit er einmal Alle bei sich habe. Der Tag, an dem er seine Neuwieder Angehörigen zum ersten Mal bei sich bewirthen konnte, war ihm ein Festtag. Aber sein Haus, so einfach es in ihm hergehen mußte, sollte als Pfarrhaus auch in weiterem Umfang ein

gastfreies sein. Der erste Collectant, der wieder in die Gemeinde kam, wurde für die Zeit seines Aufenthalts zu Tische geladen. Einen jungen Freund, der von Franzens Predigten ergriffen eine Gymnasiallehrerstelle ebendamals mit dem Studium der Theologie vertauschte, zog er nun näher heran und mancher frohe Abend wurde mit diesem Hausfreunde getheilt.

Leider war, die paar glücklichen Tage der Hochzeitstage abgerechnet, in seinem Befinden wohl eine Aenderung, aber keine wirkliche Besserung eingetreten. Das in ihm versteckte Uebel fing an, sich wieder nach Brust und Hals zurückzuwenden, von wo es sich einst während des letzten Coblenzer Jahres in den Unterleib gezogen hatte; ein leiser, trockener Husten, aus dem rauhen Frühling stammend und von Franz für nervös gehalten, wollte auch im Sommer nicht weichen; dazu waren die Magenschmerzen zwar seltener und gelinder, aber doch keineswegs verschwunden. Bei der merklich geringer gewordenen Widerstandsfähigkeit des Organismus ermüdete jener an sich unbedeutende Husten die Brust so sehr, daß dem Leidenden nun das Predigen sonderlich schwer ward. Er war eben damals an die Auslegung der zehn Gebote gegangen, Predigten voll Geist und Kraft, welche der Gedächtnißredner später mit besonderem Danke hervorhob. Kein Abnehmen, vielmehr nur ein Zunehmen des durch alle seine Predigten hindurchgehenden heiligen Ernstes und Feuers war an ihnen zu spüren, wohl aber ein Abnehmen der leiblichen Kraft; er mußte leiser, schonender reden und die Zuhörer sich näher herbeimachen, um zu verstehen; dann fühlte er sich nach einer jeden erschöpfter. Auch strengte ihn eine gleichzeitige häusliche Arbeit wohl übermäßig an. Wir Beiden hatten seiner Zeit mit einander übernommen, Neander's Vorlesung über die Korintherbriefe aus nachgeschriebenen Heften druckfähig auszuarbeiten; ich hatte meinen Antheil vor längerer Zeit geliefert, Franz aber war an den seinen vor anderer Arbeit wenig gekommen. Da überraschte uns im Frühling 1855 ein Circular, daß bis jetzt keine einzige von Neander's Vorlesungen vollständig eingeliefert sei und daß, wenn bis zu einem kurz anberaumten Termin nicht mindestens eine fertig vorliege, das ganze Unternehmen aufgegeben werden müsse. Wir waren einig, daß die Herausgabe des Neander'schen Nachlasses nicht an uns scheitern solle; ich bot Franz an, in den uns übrig bleibenden sechs Wochen seinen Antheil für ihn auszuführen, allein er konnte sich nicht entschließen, „die Erfüllung dieser altgewordenen Pietätspflicht dem Bruder auf den Hals zu schieben.“ Mit altgewohnter Energie

gab er sich an die Arbeit, schloß keinen Tag ohne ein bestimmtes Maaß fertig gebracht zu haben und zwang, ohne irgend eine Amtspflicht zu versäumen, aber „mit Viertelstunden geizend", die für solche Frist allzugroße Aufgabe mit eisernem Fleiß. Am bestimmten Tag war die Arbeit vollendet; freilich hatten diese sechs Wochen dem schwachen Leib nicht eben gut gethan.

Um seinen Husten loszuwerden, war er inzwischen für die freien Tage zweier Wochen auf's Land gezogen. Eine einsame Mühle, lieben Verwandten gehörend und in einem stillen Waldthal prächtig gelegen, nahm ihn und Lina auf, und hier ward die Neander'sche Arbeit zu Ende gebracht. Theils diese Arbeit, noch mehr das anhaltend regnerische Wetter ließ es indeß zu keiner Erholung kommen; der Husten war nach Ablauf jener vierzehn Tage eher schlimmer als besser, dazu die allgemeine Abspannung so groß, daß er den Arzt rufen ließ, um mit ihm über seinen Zustand ernstlich zu Rathe zu gehen. Dieser schlug ihm eine Badecur in Weilbach vor, und so schwer ihm auch das Geldopfer und noch mehr das Verlassen der Gemeinde ward, er konnte nicht mehr abweisen, worauf wir längst gedrungen, daß etwas Gründliches für seine Gesundheit geschehen müsse. Er befragte auch seinen Coblenzer Arzt, der ihm jenen Badeort widerrieth und dafür Soden empfahl; doch leuchtete ihm, was er von Weilbach hörte, hinreichend ein, um einen in Wiesbaden wohnenden namhaften Arzt, der Weilbacher Badearzt gewesen, entscheiden zu lassen. Am 5. August predigte er zum letzten Mal; es trieb ihn, die Reihe der Gebote zu unterbrechen und vom Gesetz in's volle Evangelium zurückzukehren, sein Text war Matth. 11, 28—30: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid." Nachdem er noch das Abendmahl gespendet, Missionsstunde gehalten, seine Kranken besucht und am 6. August in wehmüthiger Stille seinen Geburtstag gefeiert hatte, reiste er ab.

Der in Wiesbaden befragte Arzt schickte ihn getrost nach Weilbach. Hier erwartete ihn der Vater, der von dem nahen Frankfurt herübergekommen war, um ihm die nöthigen Besorgungen abzunehmen. Franz war sehr erschöpft, als er ankam; er fühlte, daß er unmöglich hätte im Amte länger fortfahren können. Der Husten zwar war unbedeutend, aber die Brust müde und beengt, dazu ermattete ihn fortwährender Durchfall, zu dem überhaupt seit dem Eintritt jener Eingeweideschmerzen seine Natur neigte; sein Aussehen erregte Besorgniß. „Ich rechne," schrieb er, „mehr als auf Arzt und Bad, auf

die Fürbitte meiner Lieben. Ich selbst gewinne selten Freudigkeit wegen leiblicher Dinge zu bitten, ich bitte immer nach dem Spruch „und ob auch unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der inwendige von Tag zu Tag erneuert.“ Uebernehmt ihr es, für meinen Leib zu bitten. Ich hoffe viel auf die Hülfe des Herrn, kraft dieser bevorstehenden Erholungswochen. Ich möchte doch sehr gerne mich einmal wieder recht gesund fühlen.“

Die Cur ließ sich gut an. Alles, hatte der Arzt gesagt, komme auf die Hebung des Darmleidens an, das auf die Länge zerstörend werden könne; er solle trinken, baden, viel spazieren gehen, sich der möglichsten Ruhe des Gemüthes ergeben. Schon die Freiheit von aller Arbeit und Aufregung und die Bewegung in gesunder Luft und freier Natur hob sein Befinden, er fühlte sich wohler, sein Aussehen wurde frischer, die Krankheitserscheinungen minderten sich. „Mein Stübchen,“ beschrieb er uns, „liegt nach der weiten Mainebene, nach Flörsheim und Rüsselsheim hinaus, da rauschen die Bahnzüge mit ihrer weißen Wolkenschlange; in der Ferne, zur Heimath lockend, glänzen die Berge des Rheingaus. Ich bin recht einsam, gehe meist schweigend zwischen den wenigen Curgästen umher, doch innerlich bin ich nicht einsam, freue mich sogar dieser Abgeschiedenheit.“ Ein tiefer Frieden war über ihn gekommen, begleitete ihn auf seinen schweigsamen Gängen und spiegelt sich lieblich in den Briefen, in denen er seiner fernen lieben Frau sein Stillleben beschreibt. „Der gestrige Tag war doch gar schön,“ erzählt er da, „und zwar gerade soweit ich allein war. Ich schrieb am Vormittag nach Trier, den Nachmittag hatte ich mir vorgenommen, nach Rüsselsheim zu gehen. Das ist ein stattlich Dorf jenseit des Mains unterhalb Flörsheim. Man geht von hier in einer kleinen halben Stunde nach Flörsheim, fährt da über und hat dann noch eine Viertelstunde. Ich hätte gewiß so gute Gesellschaft nicht gehabt, wenn ich Begleiter von hier gehabt hätte. Ach mein Lieb’, man ist nicht allein, wenn man einen Heiland hat und wenn Er uns gar noch einen Abglanz seiner Himmelsliebe gegeben hat in der Liebe treuer Herzen. Du warst stets in meinen Gedanken; wie lieb ich dich habe, — ich hab’s auch wieder jetzt erst recht gemerkt, — und ist die Erneuerung solcher Erfahrung nicht allein schon eine kurze Trennung werth? Ich schlenderte so für mich hin; ein blondes Mädchen von etwa acht Jahren stand vor Flörsheim an der Straße und gaffte mich neugierig an; ich besann mich, daß ich zu den für Bauern wunderlichen Leuten gehöre, die spazieren

gehen, weil sie krank sind. Ueber den Main führt eine fliegende Brücke, von ein paar Buben regiert; ich setzte mich und ließ die Buben machen, die noch allerlei zu verrichten und zu verhandeln hatten, ehe sie abfuhren. Die flachen grünen Ufer, meist mit Weiden besetzt, das stille spiegelglatte Wasser, das Plätschern an den wenigen Kähnen, die am Ufer lagen, das Alles weckte Bilder der Kindheit in mir auf, mahnte an die Zeit, da ich zwischen solchen Weiden mit der Angel saß oder in dem flachen glatten Wasser badend herumplätscherte. Zauber der fremd gewordenen Heimath! Und doch, Wehmuth, Sehnsucht hatte ich nicht. Wie war ich doch reich und reicher geworden mit dem zunehmenden Alter, wie hatte Alles, Leid und Freude, durch Gottes Gnade mir zum Gewinn gedient! — Am Mainufer her, über grüne Wiesen, auf denen Pferde und Rinder grasten, kam ich nach Rüsselsheim. Am Ufer steht unter anderen Häusern ein Wirthshaus, und am Ufer wollte ich sein. Die Leute stellten mir freundlich einen Stuhl unter ein Akazienbäumchen vor'm Hause; da saß ich, vor mir den Fluß, auf dem ein Dampfer vorüberrauschte, links in der Ferne die Stadt Mainz und die lichtblauen Rheingauberge vor mir. Dahin waren auch, bis ein tropfender Sommerregen mich vertrieb, Blick und Seele meistens gerichtet; du weißt wohl warum."

Auch abgesehen von der pflichtmäßigen Schonung im Reden that ihm eine solche Einsamkeit viel wohler als die Gesellschaft, die er hätte haben können; ein paar traurige Blicke in den christlichen Durchschnittsstand unserer sogenannten Gebildeten schreckten ihn ab. „Gestern nach Tische," schreibt er einmal, „zog mich ein Gast, ein Mann aus höheren Beamtenkreisen, in ein Gespräch über Christenthum, Katholicismus, Mission hinein, bekannte seinerseits ein Christenthum, in welchem Christus keine Stelle fand, und behauptete unter fast allgemeinem Beifall, das Mittel, die Menschen zu bessern, sei nicht, was wir Theologen trieben, sondern daß man ihren Wohlstand hebe, den Ackerbau fördere u. s. w. Ich vertheidigte die Sache meines Heilandes und ich hoffe den Herren manche Nuß gegeben zu haben, die sie nicht knacken konnten; aber innerlich ward ich sehr betrübt, indem ich dachte, wie wenige Jünger der Herr doch hat und wie Viele an ihm vorbeigehen und sprechen: „wir sind satt und bedürfen Deiner nicht." Einen anderen nach beiden Seiten hin charakteristischen Auftritt erzählte mir der Vater, der, so oft er konnte, zum Besuche herüberkam. Der Vorsteher einer Erziehungsanstalt, ein Mann bei Jahren, gab

bei der Abendtafel im Curhaus einer aufmerksamen Gesellschaft Zoten zum Besten. Franz, der auch bei Tische saß, benutzte eine Pause, um sich an den Erzähler mit den Worten zu wenden: „wenn ich Kinder hätte, mein Herr, in Ihre Anstalt schickte ich sie nicht.“ „Und warum nicht?“ fragte der Pädagoge betroffen. „Weil ich den für einen schlechten Erzieher der Jugend halte,“ antwortete Franz, „der Vergnügen an solchen Geschichten haben kann.“ „Ah,“ rief ein Zuhörer aus, „solche Geschichten passen an einen Curort, wo man beisammen ist, um sich zu erheitern.“ „Ich bin der Meinung,“ erwiderte Franz und stand auf, — „daß solche Geschichten nirgends hin gehören, am wenigsten in eine gebildete Gesellschaft und in den Mund eines Mannes mit grauen Haaren.“

Leider hielt die anfängliche Besserung seines Befindens nicht lange an. Ein unerwarteter Zwischenfall, eine Geschwürbildung, durch welche die Natur sich selbst helfen zu wollen schien, versetzte ihn in einen fieberhaften Zustand, steigerte die Krankheitserscheinungen von Neuem und verursachte ihm unsägliche Schmerzen. Zuletzt, da der Badearzt ihm die Sache zu leicht zu nehmen schien, flüchtete er nach Frankfurt, noch gerade zur rechten Zeit, denn der vom Vater herbeigerufene ausgezeichnete Arzt, der sogleich durch eine Operation half, erklärte, daß eine weitere Zögerung höchst gefährlich gewesen sein würde. Die Mutter war nicht daheim, sie befand sich bei uns in Trier, um ein neu angekommenes Kindchen zu pflegen, dessen Taufe wir vergebens hofften von Franz nach vollbrachter Curzeit verrichtet zu sehen; der Vater pflegte den Kranken indeß mit solcher Sorgfalt, wie auch die Mutter es nicht besser vermocht haben würde. Es war eine freundliche Fügung Gottes, Vater und Sohn noch einmal ganz allein zusammenzuführen zu einem vollen Erweisen und Empfangen aller möglichen Liebe, und Franz konnte in seinen Briefen dieser Krankheitstage nur mit inniger Rührung gedenken. Auf die Operation hin wurde sein Befinden bald wieder besser, und er nahm die Abwendung so großer Gefahr um so dankbarer aus Gottes Hand hin, als der Frankfurter Arzt diesen Zwischenfall für wichtig und möglicherweise heilsam für seinen gesammten Zustand erklärte. Freilich, als er nun nach diesem Krankenlager im Elternhause nach Weilbach zurückkehrte, befand er sich nach halbverflossener Curzeit wieder auf dem alten Fleck, und es wollte das zweite Mal nicht wieder so merklich wie das erste Mal vorangehen. So ging es denn auch mit seiner Stimmung auf und ab. „Mehrentheils, wiewohl durchaus nicht

immer," schrieb er mir damals, „lebe ich der Zuversicht, daß der Herr es noch nicht wolle mit mir „gar aus sein lassen", sondern sein Wort an mir bewähren „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft." Im anderen Falle ist das Geringste, an das ich denke, für mich schon ein halbes Sterben, nämlich — Niederlegung des Amtes." Tröstender und getroster lauten die Briefe an Lina. „Heute habe ich meine volle Cur wieder begonnen; ich war so glücklich, wieder spazieren gehen zu können. Der Himmel war wolkenlos klar, das Gefilde in blauen Morgenduft gekleidet, die Luft eitel Balsam. Meine meisten Gedanken, während ich ging, waren Gebet, Dank und Bitte, und Fürbitte für viele Lieben, zunächst natürlich für dich, meine Liebste; ja mein im Herrn geliebtes Weib, ich habe dich wahrlich sehr lieb; ich sage dir's einfach, ohne alle Uebertreibung, wie ich's im Herzen habe. Gestern Nachmittag um 5 Uhr machte ich einen Spaziergang nach Marxheim, eine gute Stunde von hier. Besonders der Heimweg war köstlich; die Luft ganz lau, wiewohl die Sonne schon unter war, und ich so allein und Alles so friedlich, und wie die Welt ringsum ein Ausdruck der Güte Gottes erschien, so ward auch ich fröhlicher und getroster, als ich am Morgen gewesen und fühlte, daß diese Güte auch mich umfange und legte mich in diese Vatergüte Gottes in meinem Gebet recht hinein. Die Leute kamen aus dem Felde nach Hause; ein kleiner Bub keuchte ganz arbeitsstolz unter einem Kleebündel, das ihm die Kappe ganz verschoben hatte; auf einem mit schönem frischen Klee beladenen Wagen, den glatte braune Kühe zogen, lag ein kleines hübsches Mädchen tief in die grüne Fülle vergraben, der Vater ging bei den Thieren und trug ein anderes Kind auf dem Rücken. Und ich freute mich an Allem" ...

Inmitten dieses abgeschiedenen Erholungslebens lassen ihn die Sorgen für seine Gemeinde nicht los. Die Predigten zwar hatte Freund Bühring alle übernommen, sie waren in guten Händen. Aber die Armen, die Kranken, die Schule, alle die Verhältnisse, deren Fäden er allein in der Hand hielt! Jeder Brief an Lina enthält eine ganze Reihe von Aufträgen, was hier zu thun, was dort nicht zu versäumen. Er erfährt den Tod eines angesehenen und begabten Mannes in der Gemeinde, der am Trunk zu Grunde gegangen war. „Wiewohl ich ihn schwerlich bekehrt hätte," schreibt er tiefbewegt, „so mache ich mir doch einen Vorwurf, für den ich Gott schon viel um Vergebung gebeten habe, daß ich nie über sein Laster mit ihm gesprochen. Ich habe da etwas versäumt in meinem Hirtenamt, und

das thut mir allemal brennend weh. Nicht aus Nachlässigkeit, er ist oft der Gegenstand meiner Gebete gewesen, sondern aus einer Scheu, wegen meiner Jugend und meiner Neuheit in Neuwied doch nichts auszurichten, vielleicht schnöde abgewiesen zu werden. Das war sehr unrecht; was hatt' ich danach zu fragen?"

Es war die Abrede gewesen, daß Lina die letzten vierzehn Tage der Curzeit in der Nähe von Weilbach, wo Verwandte ein Landgut besaßen, zubringen sollte. Um die volle schonende Einsamkeit der unterbrochenen Cur noch zu verlängern, wurde dieser Besuch, so schwer es Beiden ankam in so prüfungsvollen Tagen getrennt zu sein, noch weitere acht Tage hinausgeschoben. Als Lina endlich nach der dritten Woche kam, war es Franz immer deutlicher geworden, daß Weilbach ihm nicht nur in der Hauptsache nicht helfe, sondern ihn immer mehr ermatte und namentlich durch das warme Baden von Kräften bringe. Als daher der Frankfurter Arzt den Wunsch äußerte, ihn nochmals zu untersuchen, verließ er den Curort und siedelte mit Lina nach Frankfurt in das Elternhaus über. Der Arzt durchforschte nochmals seinen ganzen Zustand, fand die Lunge in Ordnung, wiewohl auf der linken Seite nicht so ganz wie auf der rechten, fragte den Vater, ob je in der Familie Auszehrungsfälle vorgekommen, was verneint werden konnte, und schritt dann kräftig mit Arznei und Diät gegen das Darmleiden ein, so daß in wenig Tagen die Verdauung im normalen Stande war. Franz fuhr mit seinen Spaziergängen fort, fühlte sich von Tag zu Tag wohler und kräftiger, und wir Alle glaubten mit ihm, daß nun endlich der Grund einer entschiedenen Genesung gelegt sei. Beruhigt reiste der Vater nach Trier zur Taufe, zu der uns Franz einen herzlichen frommen Gruß herüberschickte; bald darauf erklärte der Arzt die Heimreise nach Neuwied, wohin der Kranke hauptsächlich um der Gemeinde willen sich sehnte, für unbedenklich; fortgesetzte Diät und Schonung werde die allerdings äußerst schwachen Verdauungswerkzeuge allmählich erkräftigen. Wir drangen in Franz, noch einige Wochen in Frankfurt unter der Pflege dieses Arztes zu bleiben; er glaubte aber nach Ablauf seines Urlaubs von seiner Gemeinde nicht länger fortbleiben zu dürfen und mindestens, ehe er sich eine Nachcur erlaube, deren Unentbehrlichkeit er freilich empfand, die dringendsten Geschäfte erledigen zu müssen. „Ich kann es," antwortete er mir in der beiderseits erregten Verhandlung, „nur dem Umstande zuschreiben, lieber Willibald, daß dir noch nie eine Gemeinde völlig allein anvertraut war, wenn du die Pflichten

und Nothwendigkeiten, welche daraus entspringen, auf eine so unbegreifliche Weise übersiehst. Ich bin für die Gemeinde verantwortlich, ich lebe von ihrem Gelde, und es wird von mir begehrt, daß ich nicht nach ihr fragen, daß ich Alles, was auf meinen Schultern liegt, unbesorgt soll laufen lassen, wie es will."

So kehrte er denn in der ersten Hälfte des September nach Neuwied zurück, ordnete — wie er selbst gestand „nicht zum Vortheil seiner Gesundheit" — die nöthigsten Amtsgeschäfte und suchte, denn er fühlte wohl, daß er noch nicht wieder predigen könne, persönlich weitere Vertretung. Dann zog er, nachdem die Eltern auf ihrer Heimreise von Trier ihn noch eben besucht, auf den Rath des Arztes, der ihn zuerst an die See hatte schicken wollen, nach Wollendorf hinaus, einem dreiviertel Stunden unterhalb Neuwied hoch und schön gelegenen Dorfe. Ich lud ihn ein, zu uns zu kommen, theils weil ich unserem Arzt ein besonderes Vertrauen schenkte, theils um ihn der Nähe der Gemeinde und den von dort kommenden Versuchungen zu vorzeitiger Thätigkeit zu entführen; ich bot ihm auch meine Hülfe an, um noch an die See gehen zu können. Er lehnte Beides ab; seiner Gemeinde könne er sich ohne dringendere Noth nicht ganz entziehen und was über seine Mittel gehe, das betrachte er, solange es ihm nicht als die einzig mögliche Rettung gezeigt werde, für verwehrt. „Gott erhalte dich kräftig und gesund, lieber Bruder," schloß er nicht ohne Wehmuth, „und gebe dir viel Freude in Haus und Amt, an Weib und Kind und Gemeinde. Gedenket unserer in unseren Prüfungen. Der Herr sei mit uns Allen. Seine Wege sind wunderbar; es sind nicht unsere Wege." — „Nicht wahr, es klagt Ein Müder dem Andern," schrieb er gleichzeitig an einen lieben auch leidenden Freund; „ich glaube, du hast mehr gelitten als ich. Aber woher kommt es doch, daß wir jüngeren Geistlichen so schnell matt werden? denn es sind viele Kranke unter uns und Etliche sind entschlafen. Wir tragen die Schuld einer vorangegangenen allzusorglosen Zeit, in der das Pfarramt das bequemste Amt hieß; das weiß ich. Aber unser Zürnen, Sorgen und Mühen hat doch wohl auch viel fleischliche Ungeduld an sich, die sich billig straft an unserem Fleische. Der Herr wolle es bessern."

In Wollendorf ging's mit seinem Befinden auf und ab. Das Unterleibsleiden hatte sich schon auf der Heimreise von Frankfurt wieder angekündigt, und das starke Mittel, dem es für den Augenblick gewichen war, wollte nicht wieder helfen; ja es wurde bei

näherer Erkundigung wahrscheinlich, daß die geschwächte Natur dasselbe auf die Dauer nicht ertrage, sondern von ihm überreizt werde. Ohne alle Medicin, bei strenger Diät und fleißiger Bewegung in frischer Luft ging's leidlich, aber weder der Husten, noch die Enge der Brust wich völlig, hin und wieder kehrten auch die Schmerzen zurück. Die Eltern waren unermüdlich, alles Dienliche zu schicken; Franz gab fleißig Bericht, nach Kräften tröstlich, immer ergeben und voll Hoffnung auf Gottes Hülfe. Nachdem es eine Zeitlang wiewohl langsam und wechselnd doch immer mehr vorwärts zu gehen geschienen, stellten sich plötzlich die alten Schmerzen mit voller Kraft wieder ein. Franz war tief gebeugt; er wurde zweifelhaft, ob er nicht doch in bester Meinung Unrecht gethan, wider unseren Rath von Frankfurt wegzugehen. Tags darauf mußte Lina nach der Stadt; als sie am Abend schweren Herzens zurückkam, begrüßte Franz sie ganz heiter und vergnügt. „Es geht mir weit besser," antwortete er auf ihre Frage, „und vor Allem bin ich wieder getrost geworden; ich habe in Melanchthon's Leben gelesen, — wie viel mehr hat der gelitten als ich und hat doch fortgearbeitet. Aber der hatte auch einen anderen Glauben. Ich bin überzeugt, wenn ich den Glauben hätte, könnte ich auch predigen; im Glauben kann man Alles wagen."

Da ihm sein Neuwieder Arzt einem so eigenthümlichen Leiden gegenüber ungewiß und rathlos schien, so wandte er sich schriftlich und auf zurückkommende Antwort persönlich an seinen alten Rathgeber in Coblenz. Derselbe setzte ihm auseinander, warum Weilbach ihm habe schaden müssen; es habe ihn geschwächt und seine Constitution vertrage keine Schwächung; doch freue er sich ihn viel wohler zu finden als er befürchtet. Seine Brust, wiederholte er, sei gesund, der Husten rühre von jener längsterwähnten kleinen Herzerweiterung her und werde schwinden mit der Herstellung der Verdauung, für die er ihm ein neues Mittel gab. Predigen solle er noch nicht, aber auch nicht ganz unthätig sein; eine Unterrichtsstunde, eine Amtshandlung dürfe er schon versuchen. Franz kam sehr ermuthigt von dieser Berathung zurück. Da inzwischen die rauhe Witterung eingetreten war, zog er nach viertehalbwöchentlichem Aufenthalt auf dem Lande wieder in die Stadt. Man wunderte sich seines guten Aussehens und es ging ihm den October durch recht leidlich. Er fand einen Candidaten, der während der sechs Wochen, die er nach dem Gesetze das Neuwieder Schullehrerseminar zu besuchen hatte, gegen freie Station die Predigten und Confirmandenstunden übernahm.

Letztere sprach Franz vorher mit ihm durch, wohnte ihnen auch selbst bei, besuchte die Kirche und freute sich, ohne Ermüdung der Brust wieder mitsingen zu können; zwei Haustaufen, die er hielt, gelangen ihm ohne alle Erschöpfung. Und so lauteten denn seine Briefe im October zuversichtlicher und beruhigender als lange. Er war mit seinem Vicar zufrieden, erfreute sich an wissenschaftlichen Gesprächen mit ihm und hoffte von Advent an sein Amt mit Vorsicht und Mäßigung und mit Bühring's Hülfe wieder selbst führen zu können. Das neue Pfarr- und Schulhaus ging der Vollendung entgegen; er nahm an der Einrichtung lebhaften Antheil und schilderte mit Behagen die freundliche Wohnung, die ihm zu Theil werde. Auf allerlei Mittheilungen aus meiner wissenschaftlichen Lectüre ging er mit besonderer Ausführlichkeit ein, verbreitete sich über das Verhältniß der Geologie zur Schöpfungsgeschichte und der Naturwissenschaften zur Theologie überhaupt, ein Thema, über das er mir an Belesenheit weit voraus war, und kam zuletzt mit Lebhaftigkeit auf seine eigenen theologischen Ideen und Entwürfe. „In einer Neugestaltung des Inspirationsbegriffs," schrieb er, „hat die sogenannte neuere gläubige Theologie eine noch kaum angefaßte Aufgabe zu lösen. Ein Inspirationsbegriff muß Platz greifen in Wissenschaft und Kirche, in welchem die freie, auf dem unumstößlichen Grundkanon Luther's „was Christum treibt, das ist Gottes Wort" ruhende Kritik sich mit einer viel intensiveren, persönlicheren Fassung der Theopneustie und des prophetischen Charakters des ganzen alten Testaments verbindet, als die viel zu mantische und mechanische Hengstenbergische, — und die viel zu unfromme rationalistische Ansicht es zulassen; ein Inspirationsbegriff, in welchem die historische Betrachtung sich mit den Ahnungen der biblischen Theosophen vereinigt zu Einer Intuition, von deren Höhe aus die mühseligen Fragen über Authentie und Integrität und Abfassungszeit in ihren wahren Werth zurücktreten und der lebendigen Erfassung des unmittelbaren Gotteshauches Raum geben, dessen Säuseln und Sausen über unserem harten Nagen an der Schaale der Sache jetzt oft nicht gehört wird. Das ist's, wonach ich fortwährend ringe, und als eine erste Stufe dazu gedenke ich schon seit Jahren, wenn Gott Leben und Kraft schenkt, eine populäre Apologetik der Bibel zu schreiben, in welcher der Schöpfungs- und der Wunderbegriff, die Idee der göttlichen Reichsleitung, die typische Bedeutung der Geschichte Israels, der Begriff der Prophetie den gewöhnlichen Bedenken und Einwürfen gegenüber gerechtfertigt werden sollen. Das beschäftigt mich schon

seit ein paar Jahren; manchmal wollte ich beginnen und meinte dann immer wieder, es müsse das Ding sich noch länger gährend in der Seele bewegen und ich müsse noch mehr in der Bibel lesen.“ Solch' ein sechsseitiger Brief war vollends geeignet, uns, die wir von der unmittelbaren Gefährlichkeit jenes Leidens ohnedies keine Ahnung hatten, in Betreff des geliebten Bruders wieder in volle fröhliche Sicherheit zu versetzen.

Die Uebergabe des neuen Pfarrhauses und die Einweihung des neuen Schulgebäudes war auf den 11. November, Luther's Tauftag, festgesetzt und die letztere sollte auch in der Kirche gefeiert werden. Franz wollte sich's nicht versagen, bei dieser festlichen Gelegenheit endlich einmal wieder ein Wort an die Gemeinde zu richten; er freute sich unendlich darauf. Als die altbekannte Gestalt wieder auf der Kanzel erschien, die wohlvertraute Stimme wieder ertönte, bei deren Klang sich so oft, wie hernach die Gedächtnißpredigt sagen durfte, das Wort erfüllt hatte: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete und uns die Schrift öffnete,“ — da füllte sich in der dichtgeschaarten Gemeinde manches Auge mit Thränen. Er hatte zum Text die Worte, die auch nach seinem Rath über dem Eingang des Schulhauses in Goldschrift prangen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ „Gott zum Gruß, liebe Gemeinde,“ hebt der kurze schriftliche Entwurf dieser Ansprache an, „nach langer Zeit des Schweigens; Preis und Dank dem Herrn, der es mir vergönnt, heute wieder einmal an heiliger Stätte das Wort zu nehmen; Preis und Dank, daß er es mir gerade heut verstattet, an einem so frohen Fest, an dem es doppelt hart wäre, schweigen zu müssen.“ Dann erklärt er die Bedeutung des Tages, des Tauftags Martin Luther's, der nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch die evangelische Schule gestiftet, indem er dem Volke wieder das Evangelium gepredigt und es herangezogen zu den Büchern und Sprachen, damit es das Buch der Bücher lesen könnte und kundig würde der Sprache des heiligen Geistes. Und nun wendet er einmal das „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ dann das „Wehret ihnen nicht“ in seiner einfachen, eindringenden Weise auf die Schule an. Die Schule soll nicht blos Lesen, Schreiben, Rechnen lehren, sondern das Herz erfüllen mit edlen Zielen und heiligen Gedanken, denen sich alle Kenntnisse dienend unterordnen, sie soll hinführen zu Ihm. Freilich soll das nicht die Schule allein, sondern Schule und Haus, aber wie oft hindert leider das Haus die

heilige Aufgabe der Schule, statt ihr beizustehen und das Werk zu fördern, darum „wehret ihnen nicht“. „Mit dem neuen Haus erneue auch darin sich die Gemeinde und begleite mit ihren Herzen den Gang der Kinder zum Heilande, damit Kleinen und Großen das Wort gelte „denn Solcher ist das Reich Gottes“. So sprach er „mit gewohnter Frische und ohne sonderliche Anstrengung,“ wie er den Eltern schrieb, ja mit alter Kraft, wie mir Zuhörer später bezeugten, wohl eine halbe Stunde lang. Die Meisten freuten sich ihres genesenen Pastors; Einigen ahnte, daß es sein letztes Wort an die Gemeinde sei. In feierlichem Zuge, wie man gekommen, ging's aus der Kirche zuerst dem Pfarrhause zu; im Namen der Gemeinde übergab Director Bühring den Schlüssel mit einer herzlichen Ansprache dem Pfarrer, damit dieser die Thüre mit Segensworten eröffne. „So klein ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein,“ sprach der treue Freund, nicht ahnend, wie prophetisch er rede; — „aber fürchten Sie sich darum nicht hineinzugehen; der allmächtige Kreuzträger und Heiland Jesus Christus geht mit hinein und hilft Ihnen das Kreuz tragen und hält selber Seine treue Schulter am schwersten Ende unter.“ Vom Pfarrhaus ging der Zug endlich zur Schule, um auch dort Einweihung zu halten. Warm aus der Kirche gekommen, dann auf der Freitreppe des Pfarrhauses wohl fünf Minuten lang der kalten Zugluft ausgesetzt, kam Franz hier abermals in überfüllte, heiße Räume, aus denen die Rückkehr in die Novemberluft kaum ohne schwere Erkältung abgehen konnte.

Zwar zunächst schien Alles ohne Schaden zu verlaufen. Er kam am Abend sogar noch frisch und heiter zu dem Festmahl, das den schönen Tag beschloß, zwar nicht um mitzuessen, aber doch um einen Trinkspruch auszubringen, und dies neue Zeichen seiner anscheinenden Genesung ward mit Jubel begrüßt. Aber am folgenden Tage schon begann, wie er mir am 22. schrieb, „eine elende Woche; Appetitlosigkeit, Durchfall, Müdigkeit, unnatürlicher Durst traten ein und nahmen von Tag zu Tage mehr überhand.“ Während der Tage des Umzugs in's neue Haus hielt er sich noch aufrecht, dann brachte er zwei Tage im Bette zu, und als er am dritten wieder aufgestanden war, überfiel ihn ein solcher Fieberfrost, daß er ein heftiges gastrisches Fieber zu bekommen meinte. „Was ist zu thun?“ setzte er dem Krankheitsberichte schmerzlich hinzu, „meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern,“ — wenn auch zuweilen mit schwer zu sagender Wehmuth. Geduldiger bin ich zwar geworden in der letzteren Zeit. Bedenke ich freilich, daß vor meiner ganzen Cur

meine Verdauung kräftiger war als jetzt, daß ich nach so viel Opfern an Zeit und Geld nur geschwächter dastehe, besonders durch die unglückseligen Schwefelbäder, daß ich jetzt wahrscheinlich mindestens diesen ganzen Winter hindurch ein empfindlicher, schwächlicher, kränklicher Mensch bleiben werde, kommt die ungeheure Melancholie, welche die Beigabe dieser Unterleibsleiden ist, über mich, so will ich manchmal zürnen, daß mich verständige, einsichtige Menschen, die's besser hätten wissen sollen, so zugerichtigt haben. Und doch haben sie nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt; Gott hat mich beugen, zerbrechen wollen, hoffentlich dazu allein, daß ich ein fügsames Werkzeug in Seiner Hand werde. Aber möchten euch, ihr Lieben, so schwere Wege doch für immer erspart sein."

Als er so schrieb, meinte er das Schwerste bereits überwunden zu haben und sich wieder besser zu fühlen; und doch hatte der folgende Bericht, vom 4. December, noch Schwereres nachzutragen. Nach einer sanftmüthigen Beschwerde über meinen allzustrengen Tadel seiner Unvorsichtigkeit und Ungeduld fährt er fort: „Es ist wahr, ich bin recht krank gewesen, habe mich sterbenselend gefühlt. Dieser letzte Rückfall war schlimmer als alle früheren, und noch sind seine Folgen nicht beseitigt. Außer den anderen Symptomen zeigte ein acht Tage lang blutgemischter Stuhlgang und zuletzt das wie es scheint aus bloßer Entkräftung eingetretene Schwellen der Füße den Ernst der Sache. Beides ist ziemlich vorüber; letztere Erscheinung hat freilich tiefe Spuren in meinem Gemüth zurückgelassen, weil ich sie so ansah, daß ich glaubte, mich auf ein rasches schlimmes Ende meiner Leiden gefaßt machen zu müssen. Ich bin zur äußersten Vorsicht gemahnt; für Wochen, vielleicht für Monate ist vom Verlassen des geheizten Zimmers nicht die Rede, da die böse Jahreszeit eingetreten ist, in der alle Krankheiten so schwer bessern, und die Aerzte haben mir alle Amtsthätigkeit bis in den künftigen Sommer außer Aussicht gestellt. Ihr seht, der Wildfang ist gezähmt genug; er ist's auch innerlich. Ich habe etwas gelernt in den letzten Wochen, habe gelernt, mich kindlicher, freudiger in die Führung des Herrn zu geben als bisher. Der Herr halte mich nur in Seiner Gnade, — „mach's wunderlich, nur seliglich"; ich bin getrost zu Ihm."

Daß auch seine irdische Lebenshoffnung wieder erstarkt war, daran hatte einen wesentlichen Antheil das feste, klare und umsichtige Urtheilen und Vorgehen eines zweiten Neuwieder Arztes, den man nach einem vergeblichen Versuch, den alten Coblenzer Berather herüber

zu rufen, zu Hülfe genommen hatte. Für sich freilich gaben die Aerzte dem Leidenden schon jetzt wenig Hoffnung mehr; das Uebel war alt und hatte seinen Hauptsitz in den Eingeweiden genommen, die mit Geschwüren bedeckt sein mußten; der letzte Rückfall hatte dasselbe in einer Weise entwickelt und gesteigert, daß die von dem geschwächten Organismus zu vertragenden Mittel dagegen nicht aufzukommen vermochten und der damit zusammenhangende andauernde Durchfall brachte den Kranken immer weiter herunter. Den Angehörigen, so besorgt sie waren, blieb indeß dieser Stand der Sache, wie es zu geschehen pflegt, noch verborgen und Franz selbst meinte sich vorerst in langsamer Genesung zu fühlen; „mein Appetit," schrieb er am 4. December, „hat sich inzwischen wieder ziemlich eingestellt; auch bin ich so abgespannt nicht mehr, lese und schreibe wieder ein wenig, wiewohl sehr mit Unterbrechung und nichts Anstrengendes." Briefe von zwei bis drei Seiten wie dieser und ein am 7. December an die Eltern geschriebener, täuschten uns durch die unveränderte Art der Züge, des Umfangs und des Tons; wir wußten nicht, daß schon der Kraftaufwand eines ganzen Tages dazu gehörte, einen solchen Brief zu Stande zu bringen.

Eine unvollendete Arbeit, die ich nachher in seiner Schreibmappe fand, verdankt vielleicht erst diesen letzten Wochen, jedenfalls seinen letzten Lebens- und Leidenszeiten, ihre Entstehung: „Krankenleid und Krankentrost, in vier Betrachtungen über Matth. 9, 1—8." Ein kleiner Entwurf skizzirt den ganzen beabsichtigten Tractat „1) wie es mit dem Gichtbrüchigen aussah, 2) wie er zu Jesu kommt, 3) was er von Jesu empfängt, 4) welche Zugabe ihm der Herr hinzuschenkt"; zur Ausführung gekommen ist nur die erste Betrachtung. Echt seelsorgerisch gedenkt der Kranke in seinen Leiden aller ähnlich Darniederliegenden und will sie Antheil nehmen lassen an dem Segen seiner eigenen Trübsal. „Du liegst und hast Schmerzen," beginnt die erste Betrachtung, „man sieht dir's an. Und was es auch für Schmerzen sein mögen, du bist dem Gichtbrüchigen ähnlich, du bist krank. Kranksein ist hart. O glaub' mir, ich will's mit dir fühlen, ich will nicht so trocken über dein Bette hinsprechen: „man muß Geduld haben"; ich will nicht mit dir rechten über deine Ungeduld. Es weiß der Gesunde kaum, wie viel er von dem Kranken verlangt, wenn er ihm so Geduld gebietet und Ergebung. Er denkt sich's kaum und kann sich's kaum denken, wie das thut, wenn das Gefühl des Schmerzes und der Schwäche wie ein Messer durch den Leib geht und wie ein

bleiernes Gewicht auf einem lastet. Dazu die Beängstigungen auf der Brust, dazu die Abspannung des Geistes, dazu die langen einsamen Stunden, da die Gedanken in die Ferne gehen und oft mit Sorgen beladen wieder heimkehren; besonders die schlaflosen Nachtstunden, da man Viertelstunde um Viertelstunde zählt und meint, es wolle nie enden." Man fühlt es diesen Worten an, wie sie aus eigener frischer Erfahrung gesagt sind, aber so war auch die weitere, unaufgeschriebene Betrachtung gewiß der Ausdruck dessen, was seine Seele im Leiden suchte und fand, des Trostes im Herrn, bei welchem das „Stehe auf und wandle" nur eine Zugabe sein sollte zu dem viel wichtigeren „Dir sind deine Sünden vergeben."

Sein Vicar hatte ihm zugesagt bis Ostern zu bleiben und den Confirmandenunterricht zu vollenden. Was des Pfarrers persönliche Entscheidung und Unterschrift bedurfte, brachte Freund Bühring und besprach es mit ihm. Die meiste Zeit verbrachte er in einem bequemen Sessel, den die Schwiegermutter geschickt; aus diesem aufstehen und ein wenig im Zimmer auf und ab gehen, war ihm schon eine Anstrengung. „Morgens," schrieb er mir am 4. December, „bin ich selten vor zehn Uhr fertig; denn ein paar Stunden der Nacht liege ich in der Regel wach, stehe spät auf und habe dann mit Einreiben des Leibes u. dgl. gar umständlich zu thun. Besuche, selbst freundschaftliche, lehne ich mehrentheils ab, weil sie mich ermüden. Schon bin ich sehr an dies klösterliche Leben gewöhnt. Lina pflegt mich mit unermüdlicher Treue." Gern wär' er ganz liegen geblieben, aber die Aerzte wollten, daß er sich aufrecht halte. „Wenn die Schwäche nicht wäre," sagte er einmal, „so fehlte mir gar nichts; aber oft ist mir's, als könnte ich vor Schwäche so hinsterben." Selten kam eine ruhige erquickende Nacht: „nun lieber Gott, Schlaf, Schlaf, sonst halt' ich's nicht aus," seufzte er wohl einmal, da er zu Bette ging; aber in der Regel weckten ihn um drei Uhr Morgens die Schmerzen. Mit unendlicher dankbarer Liebe hing seine Seele an seiner treuen Pflegerin: „ich möchte jedesmal weinen, wenn ich dich wecken muß," sagte er in einer Nacht, und als sie eines Abends um ihrer Arbeit willen sich vom Bette weggesetzt, bat er: „ach setze dich doch so, daß ich dich sehen kann; ich meine sonst, du seiest nicht da."

Um die Mitte des Monats übte ein neuversuchtes Mittel noch einmal eine gute Wirkung; der Durchfall, der ihn so sehr schwächte, nahm ab und es trat einmal eine vollkommen gute Nacht ein. Die Aerzte verstärkten das Mittel ein- und zweimal; es war wohl ihr

letzter Rath; da schlug die Wirkung in's Gegentheil um, die Krankheitserscheinungen wurden stärker als zuvor, die Nächte vielgestört und das Aussehen des Kranken veränderte sich in einer Weise, die jede Hoffnung Lügen strafte. Von da an blieb er liegen und die Aerzte beschränkten sich darauf, den glimmenden Lebensfunken mit stärkenden Mitteln hinzuhalten. Unter solchen Umständen kam das Weihnachtsfest heran. „Auf Weihnachten," hatte er am 4. December geschrieben, „freue ich mich dennoch, vielleicht anders und selbst mehr noch als sonst; recht wie ein krank Kind sich freut; nur daß ich den Gottesdienst entbehren muß." Auch jetzt bestimmte er jedem nicht nur ein kleines Geschenk, so gut es die durch sein langes Kranksein erschöpfte Kasse gestattete, sondern er schrieb auch noch den Eltern und uns wie immer seinen Gruß zum Feste. „Herzlichen Weihnachtsgruß, geliebte Eltern," lautet der eine —, „im Namen des lieben Jesuskindes, aus dem Bette heraus, in großer Schwachheit wie vor fünfzehn Jahren nach dem Nervenfieber kaum, aber doch in freudigem Aufschauen auf Ihn, den Friedefürsten, den Fürsten des Lebens. In inniger Liebe Euer Franz." „Ihr Lieben," schrieb er uns am 23. December, „ich schreibe aus dem Bette heraus in sehr großer Schwachheit, wenn auch in meiner besten Zeit, nach dem Frühstück. Der Heiland komme zu euch allen, bleibe bei euch allen; bei Ihm allein ist Hülfe, auch für mein Leiden. Mein Leiden ist schwer; es waren oder sind offenbar Geschwüre in den Eingeweiden, auf deren Heilung Alles ankommt. Die Meinigen können mich durchbeten, ja das macht mich getrost. Ich habe jetzt einen vortrefflichen zweiten Arzt an Dr. Feld. Aber ihr müßt mich Dem abbitten, der da spricht: „Ich bin der Herr, dein Arzt." — Die selige Weihnachtsfreude, die ihm Jahr um Jahr die Seele höher erfüllt hatte, versagte sich ihm auch jetzt nicht. Er ließ sich das Weihnachtsbäumchen vor seinem Bette putzen und schnitt selbst die Lichtchen zurecht; alle die lieben kleinen Geschenke, die wie sonst aus Nähe und Ferne zusammengekommen waren, mußten ihm auf's Bett gebracht werden und er freute sich kindlich an Allem. Dann wurde ein paar armen Kindern beschert, deren Schicksal ihm besonders am Herzen lag; auch sie mußten an sein Bette kommen und er redete freundlich mit ihnen vom lieben Jesuskind. Am Festtagsmorgen ließ er sich von seiner lieben Frau Epistel und Evangelium lesen, dazu aus der „Christenfreude in Lied und Bild," die ich ihm zu Weihnachten geschickt, das Lied: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir?" Als

Freund Bühring kam, ihn zu besuchen, fühlte er sich vor Schwachheit außer Stande, ihn anzunehmen. Doch äußerte er, da er gottlob nicht viel Schmerzen habe, so könnte er sich in aller Schwachheit recht behaglich fühlen, ja recht selig sein; er fühle sich wie ein kleines schwaches Kind, das der Heiland hebe und trage auf seinen Händen.

Als nach den letzten eigenhändigen Berichten des Kranken vom 4. und 7. December, die nach Umständen beruhigend gelautet, die weiteren Nachrichten zuerst zögerten, dann eine ängstigende Unbestimmtheit zeigten, hatte der Vater sich an Freund Terlinden, ich mich an Franzens Schwiegermutter gewendet, und wir hatten Beide den Wunsch geäußert zu kommen und selbst zu sehen. Knapp vor Weihnachten erhielt ich ausführliche Antwort; sie lautete der noch immer aufrichtenden Haltung der Aerzte gemäß, aber doch bedenklich genug, um mich nicht länger in der Ferne zu leiden. Lina und ihre Mutter wünschten mein Kommen und Franz selbst, so bange er in seiner Schwachheit vor aller Aufregung und Inanspruchnahme war, schrieb mir unter jenen Festgruß, den ich am ersten Feiertag erhielt: „es wird mir ein großer Trost sein, dich, lieber Willibald, zu sehen.“ Ich benachrichtigte den Vater, daß ich reise und bat ihn meine Botschaft abzuwarten; am zweiten Feiertag gleich nach der Predigt brach ich auf, war in der folgenden Frühe an dem mit Eis gehenden Rhein und fuhr mit dem unruhvollsten Herzen hinüber, von wo der wohlbekannte weiße Kirchthurm mir winkte. Der Kirche gegenüber lag das neue Pfarrhaus, mir noch unbekannt, aber gar zutraulich und behaglich; er hatte es noch selbst in den letzten Tagen, da er sich rühren konnte, nach seiner sinnigen Weise eingerichtet; ach, die kleinen weißen Engel über den Thüren der Wohn- und der Studierstube sollten auf den Eingang und Ausgang des Hausvaters nicht mehr herabsehen. Von Lina erhielt ich zweifelhaften Bericht, sie hoffte noch und fürchtete doch viel mehr. Ihre Mutter und ihre Schwester Elise waren zur Hülfe ganz in's Pfarrhaus übergezogen und umgaben das Krankenbett mit unermüdlicher Liebe und Treue.

Nachdem ich ihn ruhig hatte frühstücken lassen, ging ich hinüber. Nie werde ich diesen Anblick vergessen, das liebe Angesicht so abgezehrt, daß ich mich kaum in es zu finden wußte, und doch mir so freundlich entgegenlächelnd, daß es auch jetzt der klare Spiegel des treuesten Herzens war. „Du wirst mich sehr verändert finden,“ sagte er langsam und leise, und gab mir über sein Leben und Befinden

Bericht: dann fuhr er, die Hand über die Augen haltend, nachdenklich fort: „ich habe in dieser schweren Züchtigung eine Zusage vom Herrn empfangen, daß diese Krankheit nicht zum Tode sein soll. Aber diese Zuversicht ist mir an zwei Bedingungen geknüpft: einmal daß mein Leiden eine noch gründlichere und völligere Erneuerung meines ganzen Wesens bewirke, so daß ich auch frei würde von allem Unruhigen und Ungeduldigen, das mir in meiner Wirksamkeit noch angehaftet hat; dann aber, daß viel und recht für mich gebetet würde. Das Letztere nun müßt ihr thun; ihr müßt mich mit euren Gebeten tragen; denn man meint wohl in gesunden Tagen, und ich habe es auch oft gemeint, so ein Kranker könne gewaltig ringen und beten; ach, das hört auch auf, die Seele wird auch müde und schwach." — Ueber dem kamen die Aerzte und zeigten sich nach ihrer Weise ganz zufrieden; als ich sie aber beim Weggehen allein nahm, gaben sie mir wenig Trost. Die vorhandenen Geschwüre des Dickdarms, sagten sie, seien nur durch Mittel zu heilen, die der Kranke für jetzt nicht vertrage; ihn zu stärken sei bisher auch nicht gelungen, weil bei der Unthätigkeit der Sauggefäße ihm von seiner Nahrung eigentlich nichts zu gute komme; über alle Hoffnung wollten sie nicht absprechen, aber einen bestimmten Anhalt für eine solche hätten sie nicht. So niederschlagend diese Auskunft lautete, so übte sie doch für den Augenblick auf mich nicht ihre volle Wirkung, zum Theil wegen der schonenden Form, in der sie gegeben war, noch mehr um der gläubigen Zuversicht willen, die Franz eben geäußert. Es war mir, als brauchte das ärztliche Urtheil nur eben den Rathschluß Gottes für noch unausgesprochen zu erklären und wir dürften hoffen, denselben durch unsere Gebete noch zu bestimmen. In dieser Stimmung verkehrte ich den übrigen Tag ruhig und heiter mit dem Kranken, so viel es derselbe vertrug. Wir plauderten miteinander von Weihnachten, von den Unsrigen, von unseren Geschenken; mit großer Freude zeigte er mir eine silberne Cylinderuhr, die ihm Lina zum Ersatz der altfränkischen, mit der er sich seither beholfen, geschenkt hatte. Ich erzählte ihm auch von kirchlichen Neuigkeiten, unter Anderm von den dogmatischen Decreten einer lutherischen Conferenz in Pommern; er sagte: „ach, welch' eine theologische Barbarei wartet unser noch!" Als ich ihm die Grundgedanken einer gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus gerichteten Arbeit angab, ein Thema, das ihn auch jetzt noch ganz besonders interessirte, antwortete er: „Ja, die großen Forscher werden im Materialismus nicht untergehen, aber in der

Menge greift er furchtbar Platz und darum müssen wir Theologen uns mehr darum kümmern.“

Das war noch einmal der traute altgewohnte Verkehr. Aber schon am folgenden Tage drängte sich mir schwer und schwerer der Gedanke auf, ob nicht des Herrn Rath und Wille mit unserem theuren Kranken bereits nur allzu klar und gewiß sei. Es wurde ja viel, viel für ihn gebetet, von uns, die wir ihm am nächsten standen, und gewiß auch von manchem treuen Herzen nah und fern, dazu im öffentlichen Gottesdienst nicht nur der eigenen, sondern — aus freiem Antrieb — auch der reformirten und der Brüdergemeinde; dennoch wollte die Zuversicht, die er selbst in so rührender Weise hegte, in unsere zagenden Herzen nicht kommen. Im Vorzimmer der Krankenstube schütteten wir unter Thränen das Herz gegen einander aus; es ging einem jeden von uns wie dem andern. Die treue Schwiegermutter schlug vor, noch einen ausgezeichneten Arzt, den Geheimen Rath Wutzer in Bonn, zu Rathe zu ziehen; ich ging zu Dr. Feld, um uns zu diesem Zweck einen ärztlichen Bericht zu erbitten und wurde nun aus den theilnehmenden Worten des Arztes erst recht gewiß, daß mein theurer Bruder ein Aufgegebener sei; ich schickte den Bericht an Dr. Wutzer mit der Bemerkung ab, „daß wenn ihm derselbe eine entschiedene Hoffnungslosigkeit zeige, er sich nicht zu uns bemühen möge.“ Nun aber fiel mir auch die schwere brüderliche Pflicht auf's Herz, mit Franz von seiner — menschlich gesagt — hoffnungslosen Lage zu reden und ihn zur Prüfung jener von ihm ausgesprochenen Lebenszuversicht aufzufordern, ob er nicht vielleicht in seiner ungemeinen Liebe zu Amt und Gemeinde eine in der That vom Herrn empfangene Freudigkeit sich mißverständlich gedeutet. Als ich mich gegen Abend still an sein Bette setzte, sah er mir selbst die veränderte Stimmung, die verweinten Augen an und half mir reden: ich sprach ihm unter Thränen unsere Befürchtungen aus, hob hervor, wie doch unseres armen Lebens und Wirkens Dauer kaum der Gegenstand einer Glaubenszuversicht sein könne und bat ihn, doch auch einen anderen Ausgang seiner Leiden recht in's Auge zu fassen. Er antwortete mir in ruhigem Ernst: „Glaube nicht, lieber Willibald, daß solche Gedanken mir fremd sind. Es hat euch vielleicht manchmal trübsinnig geschienen, wenn ich euch den Gedanken eines frühen Endes äußerte, aber es ist mir Ernst damit gewesen. Ich kann zwar eine Zuversicht nicht abweisen, die ich glaube vom Herrn empfangen zu haben, weiß auch im Augenblick noch nicht, was es mich kosten würde

auf jede irdische Hoffnung zu verzichten; aber wenn ich an so manchem Krankenbette Anderen vorgehalten habe, daß wir allezeit bereit sein müssen, so konnte ich das ja nicht, ohne daß es seine innere Wahrheit hatte auch für mich selbst. Ich weiß, daß ich aus einem Abgrund von Sünde, größer als ich sagen kann, durch meines Herrn Gnade erlöst bin. Ich hoffe auf Sein Wort, auf das Wort, in welches sich mir das Evangelium nach meiner Art es zu verstehen und zu erleben immer am besten zusammengefaßt hat: „wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Er hat mich durch dunkele Nächte hindurchgehen lassen; ich habe oft gefragt: „Hüter, ist die Nacht schier hin,“ aber wenn ich auch wiederkommen und wiederfragen mußte, ich habe doch Antwort von Ihm erhalten. Es hat lange in meinem Leben geheißen wie es im Psalm heißt: „meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern“, aber auch: „Israel, hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei Ihm und Er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden.“ An Seine Zusage will ich mich halten und davon werd' ich nicht lassen auch im letzten Athemzug: „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler“ — und sollt' es auch höher hinauf sein, als wieder in die irdische Wirksamkeit. Von euch aber, von meiner Umgebung, erwarte ich, daß ihr gleich ferne bleibt von eigensinnigem Hoffen wie von muthlosem Verzagen, daß ihr euch als Christen erhebet über den Gegensatz des irdischen Lebens und Sterbens, der ja für uns zur Nebensache geworden sein muß; daß ihr nicht erschrecket, wenn der Herr kommt, und nicht wie dort die Jünger im Sturme sagt: „es ist ein Gespenst,“ sondern Ihn erkennet, wenn Er spricht: „seid getrost, Ich bin's, fürchtet euch nicht.“

Nachdem ich ihm unter Thränen versprochen, daß wir danach trachten und darum beten wollten, sah er nach der offenen Thür des Nebenzimmers und fragte, ob Lina dort in der Nähe gewesen. Ich wollte sie rufen, er winkte mir aber und sagte: „ich meine, ob sie gehört hat, was wir mit einander geredet haben; — es ist gut, wenn sie's gehört hat.“ Wir beriethen dann noch das angebotene Kommen des Vaters. Er freute sich auf dasselbe, beklagte aber die Mutter, die dann in ihrer Sorge allein zurückbleiben müsse. Ich frug, ob ich schreiben solle, daß sie mitkomme; „wir wollen nichts übereilen,“ antwortete er; „meinen die Aerzte, die Aufregung könne noch etwas verderben, so müssen wir's lassen; handelt es sich aber einfach darum,

Abschied zu nehmen, dann ja." Tags darauf, da geschrieben werden mußte, war es ihm recht, daß wir telegraphisch das Mitkommen der Mutter erbaten.

Am Morgen nach jenem Gespräch, — es war am Sonnabend — ließ er mich allein an sein Bette rufen, um für den Fall seines Todes seine äußerlichen Angelegenheiten zu ordnen, für die Bezahlung einiger kleinen Schulden, die er bei seinem schmalen Einkommen noch nicht hatte tilgen können, und für die Wittwenversorgung seiner Frau Auftrag zu geben. Seine Ruhe und Stille war bei Alledem unverändert. Ueberhaupt ging während dieser Tage unseres letzten Zusammenseins kein einzig Wort der Klage oder Ungeduld über seine Lippen; bei unverdunkeltem Vollbesitz aller geistigen und ewigen Güter war sein ganzes Wesen Milde, Geduld, Sanftmuth geworden; — die Blüthen des himmlischen Siegeskranzes, nach denen zu ringen ihm im Leben am schwersten geworden, schmückten des müden, sterbenden Streiters Schläfe schon jetzt. Des Morgens, wenn wir im Nebenzimmer Andacht hielten, mußte die Thüre offen bleiben, damit er in seiner Stille mithören und mitbeten könne; wir beteten dann immer auch ausdrücklich für ihn, daß der Herr an ihm seine Herrlichkeit offenbaren wolle, nach Seinem — nicht nach unserem Willen. Des Abends, wenn ich ihn küßte und ihm die Hand zum Gutenacht gab, sagte ich ihm jedesmal einen Segensspruch, wie: „der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre dir Herz und Sinne in Christo Jesu," oder: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden." Dann leuchteten seine Augen und er sagte mit unvergeßlichem Nachdruck: „ich danke dir, lieber Willibald."

Er wünschte das h. Abendmahl, das er am Feste nicht habe feiern können, nun von mir zu empfangen. Wir verabredeten es auf den Sonntag, den letzten des Jahres, denn er feierte gern im Geiste mit der Gemeinde zusammen; auch wagte ich's um seiner Schwachheit willen nicht, so gern ich die Eltern abgewartet hätte, zu weiterem Aufschub zu rathen. Am Samstag Nachmittag bat er mich, ihm zur Vorbereitung das Lied 348 aus unserem rheinischen Gesangbuch zu lesen: „Mein Heiland nimmt die Sünder an," und dann das achte Kapitel des Römerbriefs, dessen erhabener Trost mir nie so überwältigend entgegengetreten war, wie bei diesem Gebrauche. Am Sonntag Morgen las ich in der Hausandacht das hohepriesterliche Gebet; dann munterte er uns auf in die Kirche zu gehen. Es

war ein eigenthümlicher Kirchgang: der Anblick des Altars, an dem man ihn zu sehen gewohnt war, und der Kanzel, von der wir sonst seine ergreifenden Worte vernommen, der Text der Predigt: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" und zuletzt das Gemeindegebet für den kranken Hirten — das Alles machte es schwer, die Fassung zu bewahren. Nach Hause gekommen, deckten wir den Abendmahlstisch an seinem Bette; von einem Geschenk alten Rheinweins, den der Vater dem Kranken zu Weihnachten geschickt, füllten wir den Kelch, damit die Liebesgabe wenigstens heut ihre Bestimmung erfülle; Lina, ihre Mutter und ihre Schwester Elise bildeten mit uns Beiden die kleine Gemeinde. Wir richteten unsere Seelen auf an dem Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn;" wir erhoben uns durch die Betrachtung desselben über den Gegensatz irdischen Lebens und Sterbens in die Gemeinschaft jener ewigen Liebe, die sich für uns in den Tod gegeben, um ihn für uns zu überwinden, und durch deren Kraft auch unsere an ihr entzündete gegenseitige Liebe den Tod überwinden werde. Zuletzt faßte ich des theuren Bruders Hand und sprach die Worte des Bundesliedes:

Die wir uns allhier beisammenfinden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf Deine Marter zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu sein;
Und zum Zeichen, daß Du auf uns hörest,
Deine Huld und Gnade uns gewährest,
Sage Amen und zugleich
Friede, Friede sei mit euch.

Die Feier selbst hielt ich genau so, wie er sie immer an Krankenbetten gehalten; ich reichte ihm, er reichte mir das Sacrament; mit leiser, fester, geweihter Stimme sprach er, noch einmal sein Amt verwaltend, die Worte des Herrn. Es war ein Augenblick, den keine Worte beschreiben, den keine Zeiten verschlingen. Nach dem Dankgebet: „Lobe den Herrn, meine Seele" küßten wir einander unter vielen Thränen, überwältigt von der Herrlichkeit des Herrn inmitten des dunkelsten irdischen Geschickes, und wie ich den lieben Kranken an's Herz zog mit den Worten: „ach wie freundlich ist doch unser Gott, daß Er uns das noch miteinander erleben läßt", antwortete er aus voller Seele: „ja wohl ist Er freundlich; ach, daß wir Ihn nur allezeit so halten könnten, wie Er uns allezeit hält!" Und nun

ging ihm Herz und Mund über von solchen Worten, die er, nach kleinen Pausen der Schwachheit immer wieder anhebend, feierlich aussprach: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit;“ — „Herr, wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil;“ — „das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich — lebend oder sterbend — verkündige all Dein Thun.“ — Ein Wort, das seine treue Schwiegermutter vom Segen der Trübsal sagte, nahm er auf und antwortete mit erhobener Stimme, wie um den tiefsten Sinn seines Lebens in Ein Wort zusammenzufassen: „ja die Trübsal ist das größte Geschenk unseres Gottes; mehr als irgend eine Freude und Wonne, die Er uns schenkt, ist die Trübsal ein Beweis Seiner Liebe.“ „Und nun, ihr Lieben,“ sprach er zuletzt, „nun kann uns der Herr noch sehr lange beisammenlassen oder noch sehr kurz; aber es soll nun unter uns nicht mehr die Rede sein von Beisammenbleiben oder Auseinandermüssen, sondern allein von dem Bleiben in Ihm, denn das ist viel besser.“

Unsere Herzen waren in der That hinausgehoben über Leben und Tod, in das Vorgefühl des ewigen Lebens; da sollte unsere irdische Hoffnung noch einmal aufgeweckt werden. Den Nachmittag kam, nun eigentlich unerwartet, Geh. Rath Wutzer von Bonn; auf die Bitten unseres treuen Freundes Professor Bleek, der ihm meinen Brief überbracht, und weil der Krankheitsbericht ihm die Möglichkeit jeder Hülfe nicht ganz auszuschließen geschienen, hatte der freundliche alte Herr die Reise durch Schnee und Eis nicht gescheut. Die Zartheit, mit welcher er an dem Leidenden eine schmerzhafte Untersuchung vornahm, war eben so bewundernswerth, wie die Seelenstärke, mit der der Kranke in seiner großen Schwachheit dieselbe ertrug. Der vielerfahrene Mann suchte den Ursprung des Uebels in einer localen Störung ausfindig zu machen und theilte den behandelnden Aerzten in einer am Montag Morgen abgehaltenen Conferenz allerlei neue auf seine Ansicht der Krankheit gebaute Rathschläge mit. Unsere neuerregten Hoffnungen wurden freilich wieder sehr darniedergeschlagen, als nach Wutzer's Abreise beide Aerzte uns erklärten, sie würden zwar alles Angegebene gewissenhaft ausführen, aber ihre Ansicht der

Krankheit, nach der sie die neuen Mittel für vergeblich hielten, sei unerschüttert.

An demselben Montag kamen nach einer beschwerlichen Reise und zweimaligen Ueberfahrt über den mit Eis gehenden Rhein unsere lieben Eltern an. Eine unbeschreibliche Freundlichkeit verklärte bei ihrem Anblick das Angesicht des Leidenden, während der Vater durch den erschreckenden Eindruck dieser auf's Aeußerste abgezehrten Züge so außer Fassung kam, daß ich ihn schnell vom Krankenbett hinwegziehen mußte, um Franz das erschütternde Mitgefühl eines solchen Schmerzes zu ersparen. Durch die neuen ärztlichen Versuche, sowie durch den natürlichen Gang seines Leidens war der Kranke abermals merklich schwächer geworden, und schon der Geh. Rath Wutzer hatte von einem noch vorhandenen „Fünkchen von Leben" geredet. Er bedurfte immer größerer und häufigerer Dienstleistungen, in welche ich mich auf seinen Wunsch mit Lina theilen durfte; aber auch in dieser äußersten Erschöpfung des Leibes blieb jeder schöne zarte Zug seines Charakters ihm bis in's Kleinste getreu. Daß seine Aerzte die neu erregte schwache Hoffnung nicht anerkannten, verschwieg ich ihm nicht, damit seine in Gott ergebene Seele durch keinen leisen Hauch verwirrt werden möchte. Als ich am Abend, dem letzten des Jahres, von ihm Abschied nahm mit dem Psalmwort: „der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . . . und ob ich gleich wanderte im finsteren Thal, fürchte ich mich doch nicht, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich," antwortete er dankend: „ja, möge das an mir wahr werden."

Am Neujahrsmorgen kam ich freudiger als seither zu ihm herein; ich hatte mir neue, größere Zuversicht in's Herz gebetet. Auch er war in gehobener Stimmung, aber nicht durch irdisches Hoffen. Er ließ sich einen Spiegel geben und betrachtete sein Angesicht; dann ließ er sich aus dem Bette in seinen Sessel führen und forderte sein Augenglas, um noch einmal das Sonnenlicht deutlich zu schauen. Ich fragte ihn, ob ich zur Kirche gehen solle; „ja, gehe ruhig," sagte er, behielt aber meine Hand lange in seiner zurück. Nach der Kirche kam das Presbyterium, wie es sonst wohl an diesem Tage gekommen war, den geliebten Pfarrer zu begrüßen; wir durften die treuen Männer nicht an sein Bett führen; ich empfing sie an seiner Statt und sie weinten mit den Weinenden. Inzwischen saß Lina droben am Bette: die lang zurückgehaltenen Thränen brachen ihr gewaltsam hervor; da winkt Franz sie zu sich, küßt sie noch einmal innig und

lange und sagt: „ich fühle, daß es so kommen wird; der Herr allein weiß, warum Er es thut. Es war Alles so schön; aber Er will es anders und so muß es ja gut sein. Der Herr hat dich frühe in seine Trübsalsschule genommen; nun gilt's festgewurzelt und tiefgegründet zu sein. Halte fest am Herrn; Er wird deine Stärke sein." Da sie ihm sagte, der Herr ziehe ihn aus Liebe so frühe zu sich, antwortete er: „ach, wenn das wahr wäre," und als sie hinzusetzte, „ach, wenn ich mit dir zum Herrn dürfte," sprach er: „das wäre freilich viel schöner; aber beten werde ich immerdar für dich, wie ich's auch hier gethan habe." Inzwischen hatte mir unsere Mutter von diesem Abschiednehmen gesagt; ich war heraufgekommen und stand von ferne. Er winkte mich herbei und sagte: „Lina und ich wissen, wie wir mit einander stehen;" ich bezeugte ihm meine Freude, daß er sich so ohne Kampf in des Herrn Willen ergeben habe, und nun flossen auch unsere Herzen noch einmal zusammen. Ich dankte ihm für allen Segen, den ich je und je, insonderheit aber in diesen letzten Tagen von ihm empfangen, und gelobte, daß derselbe nimmermehr vergehen solle: er wollte solchen Dank, anstatt ihn anzunehmen, vielmehr von seiner Seite bezahlen. „Dein Leben war ernst," sprach ich zu ihm; „Gott hat dich rasch reifen lassen für seinen himmlischen Garten und Sein Wort an dir erfüllt, daß wir durch viel Trübsal müssen in's Reich Gottes eingehen; darum wollen wir nun auch sprechen: „wir rühmen uns auch der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist." „Ja," sagte er, „von Alledem habe ich ein klein wenig erfahren." Und nun versicherten wir einer den andern noch der Unzertrennlichkeit unseres Bundes, indem wir mit einander in dem hohenpriesterlichen Gebetswort: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast" die gewisse Bürgschaft unseres seligen Wiederfindens umfaßten. Hierauf traten Schwiegermutter und Schwägerin an sein Sterbebette heran; weinend dankten sie ihm für den reichen Segen, den er in der Gemeinde und auch in ihren Herzen gestiftet; er aber wies allen Dank von sich ab auf seinen Herrn und Erlöser. Endlich nahten auch Vater und Mutter ihrem Kinde zum letzten Abschiednehmen; „ich glaube, die Stunde meiner Ablösung vom Kriegsdienst ist nahe," sprach er zu ihnen; „ach, liebe Eltern, vergebt mir noch einmal alle

Betrübniß, die ich euch in eurem Leben bereitet;" sie küßten ihn mit vielen Thränen und bezeugten ihm mit innigen Worten, wieviel Freude er ihnen gemacht habe. — „Soll ich dir noch etwas lesen," frug ich ihn, da wir so alle sein Sterbebette feiernd umstanden. „Ja," sagte er, „lies mir das Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt," und so las ich ihm aus der „Christenfreude" dies wunderbare Lied, das er immer so lieb gehabt, nun aber am liebsten:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg' und Thale,
Weit über blache Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

O schöner Tag und noch viel schön're Stund',
Wann wirst du kommen schier?
Da ich mit Lust und freiem Freudenmund
Die Seele geb' von mir
In Gottes treue Hände
Zum auserwählten Pfand,
Daß sie mit Heil anlände
In jenem Vaterland? u. s. w.

Als ich geendigt hatte, sprach er: „Betet!" So knieten wir an seinem Bette nieder, dankend für Alles, was der Herr an ihm gethan, und bittend, daß Er bei ihm bleibe bis an das Ende —

„Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde,
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Danach sprach ich den Segen über ihn. Er antwortete jedesmal mit einem nachdrucksvollen Amen. „Nun bittet den Herrn," sprach er zuletzt, „daß Er meine Ablösung bald geschehen lasse."

So war der Tod verschlungen in den Sieg. Still, friedlich, betenden Herzens lag er da. Wir beschwerten ihn nun nicht mehr mit Arzneien, und die Aerzte gaben uns Recht. Am Nachmittag

kamen die nächsten Verwandten, um Abschied zu nehmen, zuerst Terlinden und seine Frau. Mit überfließendem Herzen redete dieselbe von seinem geistigen Nahebleiben, von seiner Fürbitte für alle Zurückbleibenden: — „soweit ein Mensch das vermag," antwortete er in evangelischer Demuth; „das Gedächtniß unserer Lieben," fügte er tröstend hinzu, „wird uns unverwehrt sein." Zu einem Jeden der an sein Bett trat, redete er noch irgend ein vielsagendes Wort getreuer seelsorgerlicher Liebe. Auch der Abwesenden gedachte er mit unaussprechlicher Innigkeit. Da ich ihn für die Meinigen, für Schwester und Schwägerin um die letzten Grüße bat, antwortete er: „O, mehr als Grüße, sage ihnen, wie ich sie fortwährend auf der Seele trage, sie und noch viele Andere, die ich nicht alle nennen kann." Er hatte mein im letzten Sommer geborenes Kindchen nie gesehen; nun rief er Lina und sprach: „sage Willibald auch, wie mir sein Kind am Herzen liegt." Wir redeten auch von den selig Vorangegangenen; „wenn du hinüberkommst," sagte der Vater, „so wird dein Auge zuerst deinen Heiland suchen, dann aber grüße auch deine Geschwister"; „das kannst du dir denken," antwortete er fröhlich. Gebet und Fürbitte waren die Athemzüge seiner Seele: da der Vater einmal stille an das Fußende des Bettes trat, sah ihn der Sterbende mit vielsagendem Blicke an und faltete die Hände. Ein Hirte, getreu bis in den Tod, gedachte er auch jetzt noch der ihm anvertrauten Herde: „ich segne meine Confirmanden," sprach er, „ich segne die Kinder alle und die ganze Gemeinde."

Am Abend sagte ich ihm, daß es nach der Ansicht der Aerzte nur noch wenige Stunden dauern könne: „ach, wie freue ich mich," antwortete er mir. Seine Hände und Füße erkalteten; eine Unruhe wie eines Schlaf suchenden Kindes kam über ihn; Lina und ich mußten ihn oft hinüber- und herüberlegen; da keine Lage ihm wohlthat; — „wenn's euch nicht zu viel Mühe macht," fügte er wohl mit der unversehrten Zartheit seiner Liebe seinen kleinen Bitten hinzu. Jene erschütternde Handbewegung, das Flockenlesen, schien den nahenden Tod anzukündigen; wir erwarteten denselben Alle, die Nacht am Bette durchwachend, aber noch blieb er aus. Es waren die Stunden, von denen es heißt „und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet." „Gedenkst du nun auch," rief ich ihm zu, „an dein Wort: „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler"? „Gewiß," sagte er fröhlich. Aber er sehnte sich nach dem Ende seines Kampfes, „ach, Herr, wie

so lange," seufzte er wohl; „ach, welch' lange Nacht, und ich bin noch da; der Herr würdigt mich noch nicht zu kommen; Herr, ich warte auf Dein Heil."

Am Morgen erwarmten Hände und Füße wieder, der glimmende Lebensdocht flackerte noch einmal auf. Unerwartet kam der früher umsonst gerufene Coblenzer Arzt, nicht ahnend wie sehr es zu spät sei. Schon war dem Sterbenden in seiner unsäglichen Schwachheit jedes Reden und Hören eine Mühsal; dennoch wollte er in seiner unvergänglichen Freundlichkeit den alten Berather nicht umsonst gekommen sein lassen; er empfing den erschütterten Mann mit dankbarem Bezeigen und derselbe verschrieb ihm noch wider einen leisen Husten, der ihn quälte, ein linderndes Mittel. Als er sich am Vormittage nach Umständen leidlich befand, fragte ich ihn noch einmal, ob ich ihm etwas vorlesen solle: „ja," sagte er, „aber kurz." Ich las den 130. Psalm, einen seiner Lieblingspsalmen, — „meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern; Israel hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei Ihm . . .;" er lächelte mir dankbar zu, daß ich so nach seinem Herzen gewählt. Essen und Trinken wollte er nicht mehr; wir feuchteten nur von Zeit zu Zeit seinen Mund an mit einem Schwamm, der in süßen Wein mit Wasser getaucht war. So kam nochmals der Abend und nochmals die Nacht. Sein Athem fing an schwerer zu gehen, er seufzte wohl „ach Gott," — mehr konnten wir nicht verstehen, — und faltete die Hände. Ich rief ihm leise zu: „Sei getreu bis in den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben;" er winkte, es sei genug. Von Mitternacht an gewahrten wir das fortschreitende Ersterben. Noch bat er mit kaum vernehmlicher Stimme ihn herumzulegen nach der Wand, suchte dann, wie er schon unter Tag immer gethan, wie zum Schlaf die rechte Lage, neigte das Haupt tief in's Kissen, athmete leiser, zuletzt unhörbar. Wir hielten ein Spiegelchen vor seinen Mund, — noch war es angehaucht; zum zweitenmal, — nun kein Hauch mehr. Leise, unmerkbar, wie ein Kind einschläft, war er entschlafen. — —

Zur ärztlichen Untersuchung seiner Leiche hatte er selbst Erlaubniß gegeben; „es könne ja anderen Leidenden nützen." Die Aerzte fanden die Lunge von Tuberkeln nicht frei, die Eingeweide aber davon übersäet; sie erstaunten, daß er zuletzt keine Schmerzen mehr

empfunden habe. In den Sarg hatte er gewünscht seinen Trauring mitzubekommen und das Neue Testament, das er seit Jahren täglich gebraucht: bald ruhte er, im schwarzen Talar, die Hände auf das Wort Gottes gefaltet, zwischen Blumen und Immergrün im letzten Ruhebette. Unzählige kamen, das geliebte Leidensbild zu sehen und an dem Sarge zu weinen; die ganze Stadt nahm an der Trauer der Familie, der Gemeinde Theil. „Er war ein brennend und scheinend Licht," sagte der alte, kranke, seitdem auch heimgegangene Bürgermeister Maruhn, „ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Lichte." Am Sonntag, auf Epiphanien, hielt ihm Bühring aus tiefstem Herzen die herrliche Gedächtnißpredigt über Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach." Den Nachmittag begruben wir ihn. Von Coblenz war der Herr Generalsuperintendent, Pastor Schütte und ein getreues Häuflein von Freunden und Schülerinnen durch Schnee und Eis herübergekommen. Das Presbyterium trug den Sarg. Die Leichenrede hielt ich ihm, in überfüllter Kirche, an demselben Altar, an dem ich seine Ehe eingesegnet, über das Wort der Offenbarung: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Hunderte gingen auch zum Grabe mit, wo Superintendent Maaß das Gebet sprach. Die Confirmanden besteckten den Hügel mit Blumen und begossen ihn reichlich mit Thränen. Seine Ruhestätte ist am oberen Ende der östlichen Kirchhofswand, dicht an der Mauer: dort hat ihm seine Wittwe ein schönes Kreuz von schwarzem Marmor gesetzt und den Spruch darauf geschrieben, den er im Leben geübt und im Tode bekannt hat: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige all Dein Thun."

Gelobt aber sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. Amen.

Dem geliebten Bruder

am ersten Osterfest nach seinem Heimgang.

(Ev. Luc. 24, 13—35.)

'S ist Ostertag! wach' auf vom Klang, dem süßen,
O Herz, das erst solch' Todesschwert durchfuhr!
'S ist Ostertag: es gehn auf leisen Füßen
Die Engel Gottes wieder durch die Flur;
Allüberall im milden Hauch ihr Grüßen,
Und neues Leben sprießt auf ihrer Spur:
O nehmt auch mir vom schier erstorb'nen Herzen
Den Grabesstein, den schweren Bann der Schmerzen!

Ja, steig' herauf aus wunden Herzenstiefen,
Du vielbeweinte trauteste Gestalt;
Mein Freund! mein Bruder! welche Namen riefen
Dich so, wie dir mein Herz entgegenwallt!
Das Auge, d'rin so jähe Blitze schliefen,
So warme Strahlen liebender Gewalt,
O laß mir's wieder in die Seele scheinen,
An deinem Halse wieder laß mich weinen!

Und komm und laß uns heut auf alten Pfaden
Noch einmal zieh'n durch's traute Jugendland:
War's nicht nach Emmaus der Weg der Gnaden,
Den wir zu zwei'n gewandert, Hand in Hand?
Noch Thoren, trägen Herzens; doch für Schaden
Achtend die Welt mit ihrem eiteln Tand,
Den Rücken kehrend ihrem Haß und Hohne,
Geleitet von des Vaters Zug zum Sohne.

Da nahte Er uns Beiden ungesehen,
Trat mitten ein in unsern trauten Bund,
Lehrt' uns vereint die dunkle Schrift verstehen,
That uns vereint des Kreuzes Räthsel kund;
In Seines Friedens sanftem Frühlingswehen
Ward die verworrne Seele uns gesund,
Und Herz und Herz in Seiner Liebe Flammen
Schmolz immer fester uns in Eins zusammen.

Wie brannte dir das Herz in heil'gen Gluthen
Vornan zu stehn in Seiner Streiter Schaar,
So frohbereit sich kämpfend zu verbluten,
Ein reiches Opfer auf des Herrn Altar!
Ich sah dich an — durch dunkle Thränenfluthen
Erglänzte mir dein Auge wunderbar;
In's bleiche Antlitz mit Verklärungslichte
Fiel dir ein Schein von Seinem Angesichte.

Ach, daß so bald des Weges Ziel gekommen;
Wie schritten wir einher so froh, so leicht; —
Da war im Nu das Sonnenlicht verglommen,
Da hatte, ach, dein Tag sich schon geneigt;
O bitt'res Abschiedswort, das wir vernommen,
O dunkle Stunde, die sich uns gezeigt!
Wir sprachen bang mit flehenden Geberden:
„Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden."

Da trat Er ein in's stille Haus des Kranken,
In's Kämmerlein, das schon durchhaucht der Tod;
Läd't uns zu Tisch, lehrt uns dem Vater danken,
Bricht voller Liebe uns das Lebensbrod —
Wie da die Schuppen von den Augen sanken!
In Sieg verschlungen Todes Leid und Noth!
Da haben wir in ew'gem Morgenlichte
Geschaut von Angesicht zu Angesichte.

Und Er verschwand: da warst du mit verschwunden,
Und dunkel ward mein Blick von Thränenflor . . .
O Herr, der selber Herz und Herz verbunden,
Durch Thränen schau' ich heut zu Dir empor:
In Deiner Liebe sei mir neu gefunden,
Was ich durch Dich gewann, an Dich verlor,
Bis daß Du neu zum ew'gen Osterfeste
An Deinem Tisch vereinst die beiden Gäste. —

Druck von Fr. Richter in Leipzig.

